München, 1. April 1936 Preis 60 Pfennig 41. Jahrgang Nr. 1

SIMPLICISSIMUS

Zum 29. März

(E. Thöny)



Den letzten Bann zerbrach die Tat.
Wir stehn zu ihr, so Jung' wie Alte,
daß aus dem Frühling, der jetzt naht,
ein Völkerfrühling sich entfalte!

Das Opfer

(Paul Scheurich)



„Nee, nee, Kleene, du mußt die janz jroße Sensation bleib'n, ooch für den Einzelnen! Vor der hundertsten Aufführung wird nich zum Rendezvous jeloof'n!"

Wenigstens so lang es dauert . . .

Immer wieder, wenn die Hecken
grüne Schleier überziehen,
rührt sich auch mein Wandersteeken,
will hinaus ins Weite fliehen.

Sind das metaphysische Kräfte,
die sich eingefunden haben?
Geistern längst erstorb'ne Säfte
in dem knorzig-alten Knaben?

Heut läßt uns das ungeschoren.
Los denn — wenn auch etwas steiflich!
Alles ist so neugeboren,
wunderbar und unbegreiflich.

Seien wir's uns auch, Freund Stecken,
— wenigstens so lang es dauert!
Hinter einer von den Hecken
hockt schon Atropos und lauert.

Ratatöskr

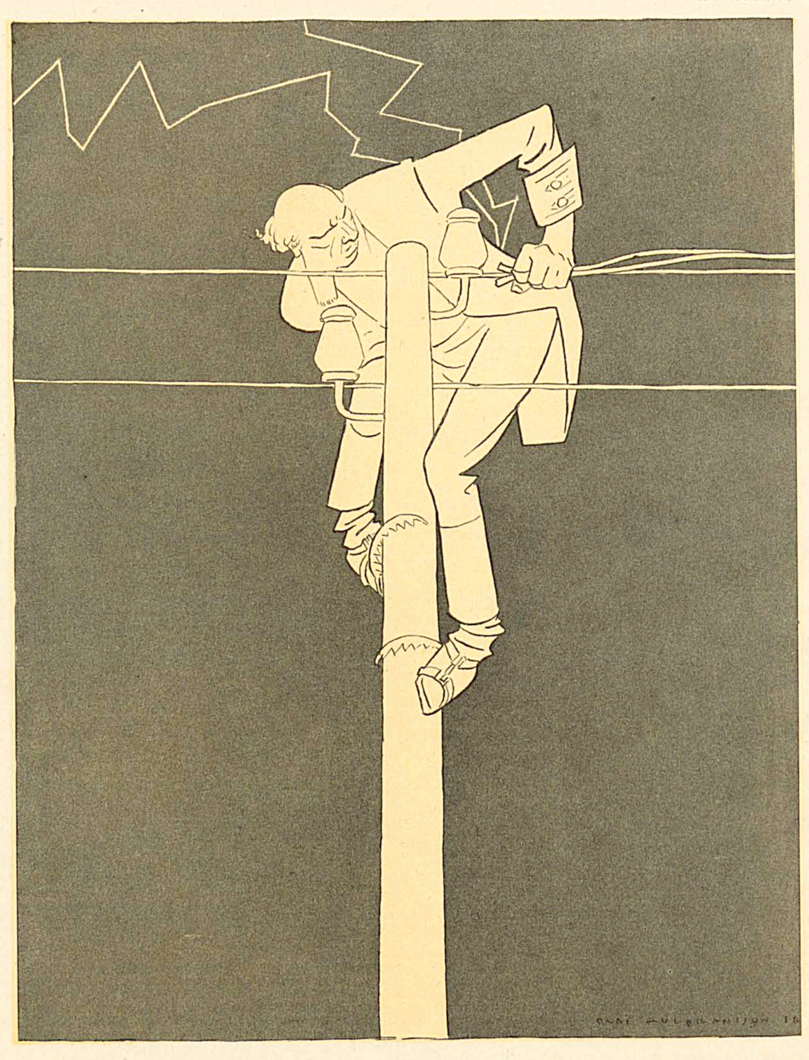
Der Richter / Von Ernst Nicolas

Er hatte in der „Krone" nur seinen Koffer abgestellt, sich gewaschen und war, ohne eine Erfrischung zu sich zu nehmen, in der sommerlichen Mittagsstille den Weg zum Glockenberg hinangestiegen.
Nun war er oben. Von unten leuchteten die roten und braunen Dächer des Städtchens herauf, und ganz fern in der Ebene wehte der Rauch des Eisenbahnzuges, dem er vor kaum einer Stunde entstiegen war. Seine Augen glitten über die in zärtliches Grün und flimmernde Luft gebettete Landschaft, aber er erkannte nicht, was er sah: er war zu angefüllt von der Trauer und Seltsamkeit des ihm Widerfahrenen. Martin Vierland griff an die Tasche, wo er den Brief verwahrte, aber er ließ die Hand wieder sinken: er kannte diesen Brief auswendig, der seit gestern abend in seinem Besitz war; kein Wort stand darin, das nicht auf Jahre unvergeßbar in ihn eingegangen wäre.
Große Stücke Borke lösten sich unter seinen Händen von dem roh gezimmerten Geländer aus Baumstämmen: gut, ein Mensch konnte sterben; täglich starben Menschen, hunderte, tausende. Ab und zu war einer darunter, dessen Tod einem bewußt wurde, weil Freunde oder gar man selber den Verstorbenen gekannt hatte. Aber unfaßlich ist es, daß ein Mensch sterben konnte, den man liebte, dem die wenigen ewigen Gedanken gehörten, die zu denken man fähig war! Vor zehn Tagen noch war man leibhaftig und selig beieinander, eingehüllt vom Vergessensein des einen im andern und doch dem Gang der Stunden sich willig unterwerfend, weil ihr ewiges Gleichmaß auch den Tag des sicheren Wiedersehens berechenbar verhieß. Jn vier Tagen hätte er Helga Bernus wieder in der großen Stadt, zwei Stunden Bahnfahrt nach Norden, in seinen Armen halten sollen, und nichts schien ihnen im Bereich des Möglichen, was sie daran hätte hindern können. Am wenigsten hatte sie je der Gedanke an Heinrich Bernus, Helgas Mann, geängstigt, in dem kein Arg war, der überhaupt von seiner, Martin Vierlands, Existenz keine Ahnung hatte. Gehabt hatte!
Er war wieder da angelangt, wo seine schmerzhafte Gedankenarbeit versagte. Das Wissenwollen um Helgas letzte Tage, um das Wie ihres Sterbens, peinigte ihn fast mehr noch als die grauenvolle Gewißheit ihres Todes. Hatte sie ihren Tod gefühlt und ihrem Mann aus Gewissensangst gebeichtet? Oder hatte sie ihm ihrer beider Geheimnis verraten, getrieben vom Grausen, ins Nichts zu versinken, ohne ihn, Martin, einmal noch gesehen zu haben? Martin Vierland neigte immer mehr dieser letzten Annahme zu, weil allein schon die Tatsache des Briefes von Heinrich Bernus dafür zu sprechen schien. Deutlich spürte er hinter der beherrschten Nüchternheit des Schreibens die widerwillige Erfüllung eines der Sterbenden gegebenen Versprechens. Offenbarte sich nicht der ganze Haß des Betrogenen, der abrechnen würde, in der verächtlichen Frage, die er der sachlichen Aufforderung zur Teilnahme an Helgas bevorstehendem Begräbnis angehängt hatte: „Oder fürchten Sie die Peinlichkeit einer Bekanntschaft mit mir?" In diesem Manne hatte er einen Feind, der jede Rache auskosten würde!
Er stöhnte verhalten. Wie feige er war! Er, der Helga Bernus geliebt hatte, fürchtete sich davor, für dieses Glück zu zahlen! Nein, gleich jetzt wollte er hinunter in die Stadt und Heinrich Bernus aufsuchen. War es nicht wenig genug, wenn er Unvergängliches mit Vergänglichem bezahlte? Skandal, vielleicht verdorbene Karriere — er mußte und würde es tragen.
Sein Blick suchte das Dach der St.-Jakobs-Kirche und zählte die sich anreihenden Dächer: das siebente war Heinrich Bernus' Haus. Die üppige Krone des alten Nußbaums in dem Garten hinter dem Haus schattete über das Dach. Oft und mit der innigen Beredsamkeit eines Menschen, dem es gegeben ist, mit Dingen und Stunden zu verwachsen, hatte Helga ihm von dem alten Haus erzählt, von ihrem Garten, der Bank um den Stamm des Nußbaums und dem Birkensessel in der „wilden Ecke". Nur von Heinrich Bernus hatte sie fast nie gesprochen; er hatte absolut keine Vorstellung von dem Mann, dem er nun entgegentreten sollte.
Als er sich jetzt anschickte, den Glockenberg zu verlassen, gewahrte er auf der Bank unter den Plantanen einen Mann, und Martin Vierland wußte nicht, ob er schon dort gesessen hatte, als er heraufgekommen war. Auf dieser Bank hatte er auch einmal an einem lauen Regenabend mit Helga gesessen. Damals hatte sie ihm ihr Haus von hier oben gezeigt. Als er sich jetzt, gefangen von der Vision eines Unwiederbringlichen, der Bank näherte, rückte der Mann ein wenig zur Seite. Martin Vierland, mehr vielleicht von der Gier nach schmerzhaftem Nacherleben gezogen als von der stummen Aufforderung des Mannes, setzte sich. Einen flüchtigen Blick warf er dabei auf den Mann neben sich, der das Kinn auf einen Stock mit einem Elfenbeinknopf gestützt hielt. Martin Vierland lehnte sich zurück und schloß die Augen.
Der Mann räusperte sich, und als er bemerkte, daß sich die Augen seines Nachbarn zu einem Spalt öffneten, sagte er: „Ein schönes Plätzchen hier." Und gleichsam sich entschuldigend: „Wir sind sehr stolz auf unsern Glockenberg."
„Ja", sagte Martin Vierland abwesend höflich, „ein schöner Blick."
Der Mann neben ihm seufzte tief.
„Die Welt ist so schön, und mancher muß so bald fort", sagte er.
Martin Vierland begriff erst allmählich, daß des Mannes Worte auf banale Weise ausdrückten, was auch ihn bewegt hatte. Er sagte nichts, aber sein Gesicht verriet, daß das Geschwätz des Mannes ihm lästig war; der jedoch achtete dessen nicht, er sagte: „Wie Sie mich hier sehen, bin ich nämlich Witwer."
Martin Vierland maß seinen Nachbarn mit einem betont uninteressierten Blick und erfaßte doch zugleich die äußere Erscheinung des Mannes, der eine so unmögliche Ausdrucksweise an sich hatte. Der Mann war klein, rundlich, mit einem einfachen, farblosen Gesicht, einem Bärtchen auf der Oberlippe und blassen Fischaugen. Um den weichen grauen Hut und um den linken Jackenärmel seines grauen Anzuges war ein schwarzes Band geschlungen. Martin Vierland murmelte etwas Unverständliches und wandte sich ostentativ ab. Plötzlich fühlte er eine schüchterne Hand auf seinem Ärmel, und der Mann sagte: „Sie entschuldigen wohl, bester Herr . . . ich falle Ihnen vielleicht lästig, aber Sie sind fremd hier, wie ich sehe, und Sie sind ein ernster, ein junger Mensch, einer, der sich besser auskennt in der Welt . . . In der Stadt hier kann ich zu niemand reden, es kennt einer den andern zu genau; wenn Sie mir deshalb gestatten würden . . . ich muß mir etwas von der Seele reden."
Martin Vierland hatte eine abweisende Entgegnung auf der Zunge, aber die Fischaugen des Mannes griffen mit einem so sonderbaren Ausdruck nach seinem Gesicht, daß er unsicher wurde und lediglich einen deutlichen Blick auf seine Uhr warf, während er bemerkte: „Ihr Vertrauen ist sehr ehrenvoll für mich. Ich habe aber wenig Zeit, infolgedessen . . . Und im übrigen kann es wohl sein, daß ich im Augenblick der Welt noch ratloser gegenüberstehe als Sie."
Der Mann wiegte den Kopf hin und her. Martin Vierland durchfuhr es plötzlich, daß es für ihn nützlich sein könnte, den Mann über Heinrich Bernus auszufragen; es war immer gut, den Feind auszukundschaften, bevor man sich ihm stellte. Daher sagte er einlenkend: „Ob ich Ihnen helfen kann, bezweifle ich zwar, aber wenn Sie glauben, daß Sie die Erzählung Ihres Kummers erleichtern wird, so sprechen Sie."
Der Mann in Grau legte wieder seinen sonderbaren Fischaugenblick auf sein Gesicht und sagte: „Sie verpflichten mich. Ich werde Sie nicht lange aufhalten. Ich sagte schon, daß ich Witwer bin; seit vorgestern bin ich Witwer. Wenigstens bin ich seit vorgestern als solcher legitimiert." Er fing einen forschenden Blick Martin Vierlands auf und sagte: „Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen, wenn sich manches merkwürdig anhört, was ich sage. Wenn man viel und gequält über eine Sache nachdenkt, stößt man auf Erkenntnisse, die noch merkwürdiger sind als die Worte dafür . . . Meine Frau starb sehr plötzlich. Sie fuhr alle vierzehn Tage in die Hauptstadt zu einer Verwandten, und das letztemal holte sie sich eine Erkältung auf der Heimfahrt — Lungenentzündung."
Er machte eine Pause und starrte mit seinen blassen Augen in die Landschaft. Martin Vierland fühlte sich bleich geworden. Die Ahnung, daß der Mann neben ihm Heinrich Bernus, Helgas Mann, sein mochte, war ihm in die Glieder gefahren. Da sprach der andere weiter: „Einen Menschen verlieren, das ist schließlich bloß traurig, davon kann jeder erzählen. Aber sie hatte ein schweres Sterben, und wie Sie mich hier sehen, glaube ich fest daran, daß nicht die Erkrankung des Organismus das Sterben schwer macht, sondern daß es die Seele ist, die sich sträubt, ein Glück oder Unglück unerlöst auf der Welt zurückzulassen. Was ist Ihre Meinung?"
Martin Vierland sagte mit gewaltsamer Beherrschung: „Darüber habe ich noch nicht nachgedacht. Aber sicher traue ich mehr der Medizin als der Philosophie."
„Hm!" machte der Mann in Grau und nickte mehrmals, als wollte er sich einer schon gefaßten Meinung nochmals versichern. „Sie müssen nun folgendes wissen: meine Frau besuchte zwar alle vierzehn Tage ihre Verwandte in der Stadt, aber sie hatte auch einen Geliebten dort. Ich muß hinzufügen, daß meine Frau zehn Jahre jünger war als ich und sehr schön."
Der Mann legte wieder eine Pause ein, als wartete er auf eine Entgegnung seines Zuhörers. Martin Vierland brachte mühsam hervor: „Hat Ihnen Ihre Frau . . . das hat Ihnen Ihre Frau wohl gebeichtet, als sie fühlte, daß sie . . ."
„Nicht doch. Ich habe immer gewußt, daß sie zu ihrem Geliebten fuhr."
„Sie haben es gewußt?"
„Seit ihrem zweiten Zusammensein mit ihm. Das ist jetzt gut acht Monate her."
„Aber das sieht doch kein Mann stillschweigend mit an! Das glauben Sie doch selbst nicht!"
Der Mann saß wieder da und wiegte den Kopf hin und her. Martin Vierland, dem immer mehr der Boden schwand und den der Gedanke durchzuckte, ob nicht vielleicht gar kalte Berechnung ihn in diese Situation gebracht hatte, fand diese Pose plötzlich maßlos lächerlich. Vor allem reizte ihn die offenbare Hinterhältigkeit des kleinen unscheinbaren Mannes. Er hatte jetzt nur den einen Gedanken: selber schlagen, bevor der andere zum erneuten Male schlagen konnte.
„Es tut mir leid, aber einen Ehemann, der so handelt, wie Sie gehandelt haben, nenne ich feige oder mindestens allzu bequem. Mildernder Umstand für Sie ist vielleicht, daß Sie zehn Jahre älter waren als Ihre Frau."
„Sie sind kein Philosoph", sagte der Graue mißbilligend. „Meine zehn Jahre mehr sind höchstens für die Ehebrecher ein mildernder Umstand. Immerhin ist es möglich, daß ich mich nicht richtig verhalten habe. Was hätten Sie an meiner Stelle getan?"
Martin Vierland schüttelte die Frage gereizt

(Schluß auf Seite 5)

Es werde Licht!

(Olaf Gulbransson)



John Bull: „Deutschland positiv — Frankreich negativ — da will ich 'mal die Kupplung machen, damit es licht wird in der europäischen Finsternis."

Der Richter

(Schluß von Seite 3)

von sich ab: „Das ist wohl alles Temperamentssache! Wer eine — Lammsnatur hat und sich in dieser Haut wie ein Löwe gebärdet, der ist vielleicht noch lächerlicher, als wenn er so handelt, wie eben ein Lamm handeln muß!"

Der Mann nickte. „Wir sind uns ziemlich einig. Sie nennen Lamm, wozu ich Philosoph sage. Aber hören Sie weiter. Als ich nun merkte, daß meine Frau nicht sterben konnte, fragte ich sie, ob sie ihren Geliebten zu sehen wünsche. Erst erschrak sie sehr, dann, als ich ihr beichtete — ja, denken Sie, ich kam mir wie ein schuldbewußter Mensch vor —, daß ich alles wußte, weinte sie und bewunderte und liebte mich. Nein, sie wollte ihren Geliebten nicht sehen. Verstehen Sie recht: sie verriet ihn nicht, aber sehen wollte sie ihn nicht. Ich sollte ihm aber ihren Tod mitteilen, darum bat sie mich, damit er in der Stadt nicht umsonst auf sie wartete. In vier Tagen sollte sie nämlich wieder bei ihm sein."

Der Mann zwang Martin Vierlands Augen in seinen Blick. Aber Martin Vierland wandte sich rasch ab: in den blassen Fischaugen lauerte etwas Gefährliches. Er räusperte sich aus trockner Kehle und sah wieder auf seine Uhr. Der andere ignorierte es und sagte bedächtig: „Jetzt komme ich zu dem Punkt, wo ich Ihre Meinung, die Meinung eines Mannes, der zweifellos in Ehrensachen empfindlich ist, kennenlernen möchte. Wie Sie mich hier sehen, bin ich ein einfacher Mensch; das bißchen philosophische Betrachtungsweise einer einzigen Angelegenheit, die bislang nicht die meine allein war, hat wohl meinen Blick für das, was jetzt geschehen muß, unsicher gemacht. Also hören Sie weiter: ich erfüllte den Wunsch der Toten, schrieb ihrem Geliebten und lud ihn zu ihrem Begräbnis ein. Dieser Brief wird dem Empfänger Unruhe gemacht haben und manches Nachdenken. Aber was hätte ich anderes schreiben sollen? Er kennt mich nicht, ich kenne ihn nicht, die Tote hatte uns ja beide füreinander unsichtbar gemacht."

Martin Vierland stieß ein nervöses Lachen aus: „Sie wußten von dem Geliebten Ihrer Frau, aber Sie kennen ihn nicht?"

„Ich kenne seinen Namen und seine Stellung, aber ich hatte, solange meine Frau lebte, den Wunsch, ihn nie zu sehen. Sie verstehen vielleicht, das war eine Krücke, die meine bescheidene Philosophie nötig hatte."

„Aber jetzt . . . jetzt wollen Sie Ihre Philosophie nebst der Krücke über Bord werfen? Jetzt wollen Sie abrechnen mit . . . dem Geliebten Ihrer Frau?"

Der Witwer antwortete nicht gleich, er stocherte mit der Spitze seines Stockes im Sande herum, dann sagte er ziemlich leise: „Das weiß ich eben nicht. Sagen Sie mir, was dieser Mensch verdient."

„Ich?!" Vierland lachte nervös und gereizt. „Ich bin kein Sittenrichter! Aber eine Abrechnung jetzt erscheint mir reichlich verspätet. Da hätten Sie sich früher besinnen sollen!"

Vor dem Blick der Fischaugen, die jetzt ein bißchen erstaunt auf ihm ruhten, wurde es ihm nicht behaglicher. Das Blut stieg ihm in den Kopf, er spürte, wie er versucht ward, dieser Komödie — oder war doch alles nur Zufall? — brutal ein Ende zu machen. Aber viel lieber wäre er noch möglichst rasch verschwunden.

Da begann der Mann neben ihm wieder zu reden und gebrauchte wieder diese ganz unmögliche Wendung: „Wie Sie mich hier sehen, bin ich nur ein weltferner Kleinstädter; ich will also einräumen, daß mein Blick nicht allzu geschärft ist, aber ich hielt Sie für einen Juristen oder ehemaligen Offizier, da dachte ich, daß so ein Mensch . . ."

„Ich bin Kaufmann!" fuhr Martin Vierland dem andern in die Rede.

„Das ist schlimm", sagte der Mann in Grau.

„Was ist denn daran schlimm?" lachte Martin Vierland forciert.

Der andere schüttelte nur den Kopf und sagte dann: „Übrigens vergaß ich, Ihnen einen Satz zu erwähnen, den ich in den Brief miteinflocht. Der Sterbenden war der Gedanke tröstlich, daß ihr Geliebter bei ihrem Begräbnis zugegen sein würde. Und nun weiß ich nicht, ob er kommen wird. Ich fragte ihn nämlich im Brief, ob er vielleicht die Peinlichkeit einer Begegnung mit mir fürchtete? Es könnte doch sein, daß er beim Lesen dieses Satzes zu viel Ausdruck auf das Wort ‚fürchten' legt."

Martin Vierland erhob sich mit einem Ruck von der Bank.

„Sie entschuldigen", stieß er hervor, „aber meine eigenen Angelegenheiten . . ."

Der andere ließ sich durch sein Fortstreben nicht beirren; er saß wie zu Anfang der Begegnung, das Kinn auf den Elfenbeinknopf seines Stockes gestützt, und sagte: „Ich hätte mir nämlich vorstellen können, daß ich dem Geliebten meiner Frau an ihrem offenen Grabe hätte die Hand reichen können. Darüber hätte ich noch gern Ihre Ansicht gehört."

Und bevor noch Martin Vierland etwas entgegnen konnte, fügte er milde und resignierend hinzu: „Ich will Sie nicht mehr aufhalten. Ihre Bekanntschaft war mir sehr interessant. Ich fürchte, ich schlage mich da mit einer Chimäre herum: man kennt Menschen meiner Art weniger als Menschen, wie er einer ist, daher wird er auch die Peinlichkeit einer Begegnung mit mir fürchten."

Seiner nun einsetzenden Flucht vor dem leidenschaftslosen Inquisitor in Grau erinnerte sich Martin Vierland später nur als einer Szene, die er gleichsam als Dritter in einem bösen Alptraum miterlebt hatte: ein Mensch, der seine Züge trug, verzerrt bis zur Maske, entfernte sich rückwärtsgehend von einer Bank, auf der ein grauer Spuk saß, dessen kalte Fischaugen im Rücken zu haben dem Zurückweichenden noch größeres Entsetzen einflößen mochte als der Blick in ihre Starre hinein. Dann wandte sich der Flüchtende doch um und hetzte den Glockenberg hinunter. Weit abwärts erst hielt er erschöpft inne und brach in ein hysterisches Gelächter aus. Mit einer grauenhaft fremden Stimme sagte er mehrmals in die tiefe Mittagsstille hinein: „Wie Sie mich hier sehen, bin ich der erbärmlichste Wicht auf der Welt!" —

Viele Jahre später, als Martin Vierland Landgerichtsdirektor in einer norddeutschen Stadt war, erschoß er sich in einer allen unverständlichen Depression, nachdem gegen seinen Willen ein Mann, der den Geliebten seiner Frau umgebracht hatte, zu schwerer Sühne verurteilt worden war.

*

Die guten Nachbarinnen

(R. Kriesch)



„Ick sarje imma: in dieser Ehe stimmt wat nich: schon üba een Jahr vaheiratet und imma noch keen' Krach!"



„'n Tag, Willem." – „Keine Zeit – fünf Uhr A.E.G." – „Dito, fünf Uhr zehn L.M.K." – „Abends O.L.G.?" – „Bong, m.w."

Wahres Geschichtchen

In ein kleines Harzstädtchen zieht die Kultur ein, derart, daß die Kanalisation eingeführt wird und mit ihr die schöne Einrichtung der Wasserspül-Klosette. Unter den ersten, die diese Veränderung in ihrem Hause vornehmen lassen, ist der Herr Kantor. Natürlich muß die Frau Nachbarin sich die Neuerung ansehen, und kopfschüttelnd betrachtet sie den Kulturfortschritt, um schließlich ihre Meinung also darzutun: „Ja", sagt sie, „im Sommer mag das ganz schön sein, aber im Winter, glaub' ich, nehmen Sie auch wieder lieber Papier."

Lieber Simplicissimus!

In der Religionsstunde einer Sonntagsschule im Staate Oregon (USA.) schildert der Reverend mit der Inbrunst und dem Wortreichtum des amerikanischen Sektierers seinen Schäflein die Qualen, die der verdammten Seelen dereinst im glühenden Pfuhl der Hölle warteten: „. . . Da wird sein Heulen und Zähneklappern unter jenen, so nicht wohlgetan haben auf Erden . . ."

„Wer nun aber keine Zähne mehr hat?" fragt so ein naseweises Bürschchen respektlos dazwischen.

Der Reverend ist nicht zu verblüffen: „Für Zähne wird gesorgt!", erklärt er schlicht und ohne zu zögern.

*

Als König Gustav von Schweden seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feierte, fand er im Posteingang einen Brief, den sein korrekter Privatsekretär nicht geöffnet hatte, weil der Umschlag dick unterstrichen den handschriftlichen Vermerk „Streng persönlich!" trug. Der Brief begann mit den Worten:

„Liebster!
Ich hoffe bestimmt, daß Du mich morgen abend an der üblichen Stelle erwartest . . ."

Verblüfft warf der König einen raschen Blick auf die Adresse: der Brief war ein „Irrläufer", bestimmt für einen Matrosen an Bord des Linienschiffes „König Gustav V.".

Schweden hat einen gütigen und humorvollen Herrscher: unverzüglich ließ der König den Kapitän des Schiffes telegraphisch anweisen, daß der Matrose X. für den Abend zu beurlauben sei . . .

Das Werk

Lissi hatte auf dem Tee des Literarischen Klubs eine „fabelhaft interessante" Bekanntschaft gemacht. Der Herr war der ziemlich bekannte Verfasser einer Anzahl gutgehender Liebesromane, und ihre lebhafte Phantasie erträumte deshalb alsbald allerhand Möglichkeiten, die gewissermaßen in sein Fach schlugen.

Als nach einigen Tagen die Freundin sich neugierig nach der Angelegenheit erkundigte, winkte Lissi heftig ab. „Seine Begabung", meinte sie malitiös, „scheint vorwiegend literarischer Natur zu sein."

*

Das Personal

Der Geschäftsführer einer reisenden Schauspielertruppe depeschierte an den Pächter des kleinen Provinztheaters, wo die Gesellschaft ein paar Tage später auftreten sollte:

„Anordne Hauptprobe Montag, drei Uhr. Sorgt, daß Spielleiter, Friseur, Beleuchter, Inspizient und Bühnenarbeiter pünktlich anwesend."

Vier Stunden später las er die Antwort:
„Einverstanden. Der Mann ist zur Stelle."

1000 Städter gingen in den Wald

1000 Städter gingen sonntags in den Wald,
Teils im „Besten“, teils den Rucksack aufgeschnallt.

700 taten es zur Muskelkräft'gung,
100 mangels andrer Feiertagsbeschäft'gung.

50 sahn den Wald vor lauter Küssen nicht.
40 suchten Reime für ein Waldgedicht.

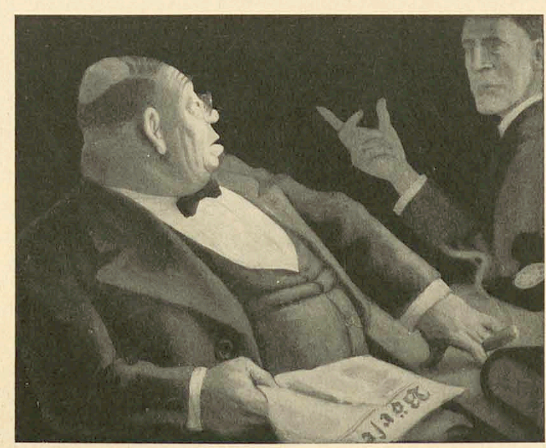
34 holten uneßbare Schwämme.
30 schnitten ihren Namen in die Stämme.

28 rissen alle Blumen aus
(Freilich brachte keiner seinen Strauß nach Haus).

13 gingen dem Gesang der Vögel lauschen.
4 erfreuten sich am grünen Wipfelrauschen.

Und der Rest? Der wollte einmal ganz allein
Mit sich selber und mit seinen Träumen sein.

Joachim Lange



(Paul Schondorff)

Bei Meckerers

„Was, der Junge ist nicht in die nächste Klasse versetzt worden? Dabei heißt es immer, die Klassenunterschiede seien aufgehoben!“

Auch Einer

(E. Thöny)



„Warum hetzen Sie denn immer gegen Ihr früheres Gastland?" — „Wie haißt? Geschäft is Geschäft!"

Der Sämann

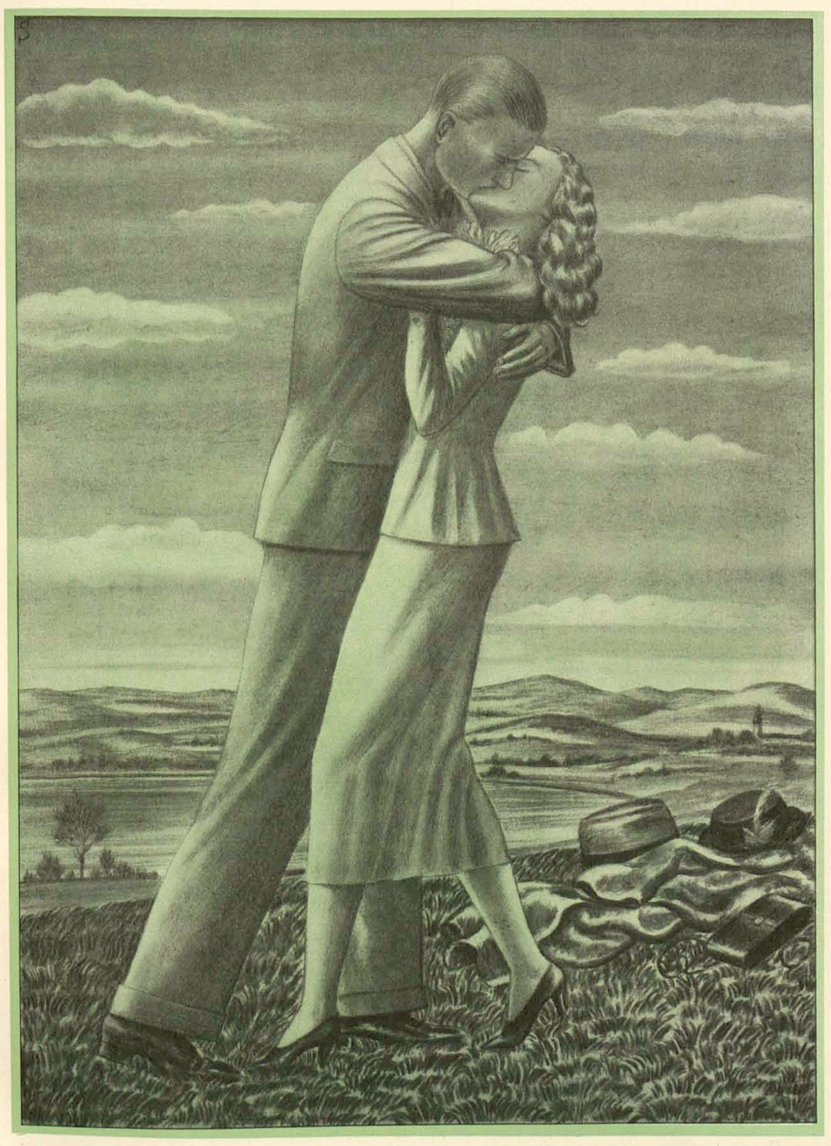
Die Saat, gedunkelt in der Furchen Meer,
dem Frühling zu — im Winter war der Same
ein nacktes Korn, nun trägt es grünes Kleid —
die Saat ist wie ein Heer, beträuft vom Regen,
betaut vom Tau, vom Sonnenauferstehn
bepurpurt, heiß ins Lot gestellt
und jeden Herbst neu sterbend vor der Sense
blaufeuchtem Kiefer, und zu Boden sinkend
wie Menschen ohne Füße, reihenweise.

Wer sieht, wie Saat ist und des Sämanns Geste,
die, niemals höher als der Horizont,
in breitem Sausen Frucht und Freiheit spendet —

der weiß im Sommer wohl, warum das Haupt
Millionen Ähren trocken knisternd senken,
eh' rauschend sich der Sensen und der Sicheln
halbkreisend Sirren um die Halme legt . . .

Ludwig Beil

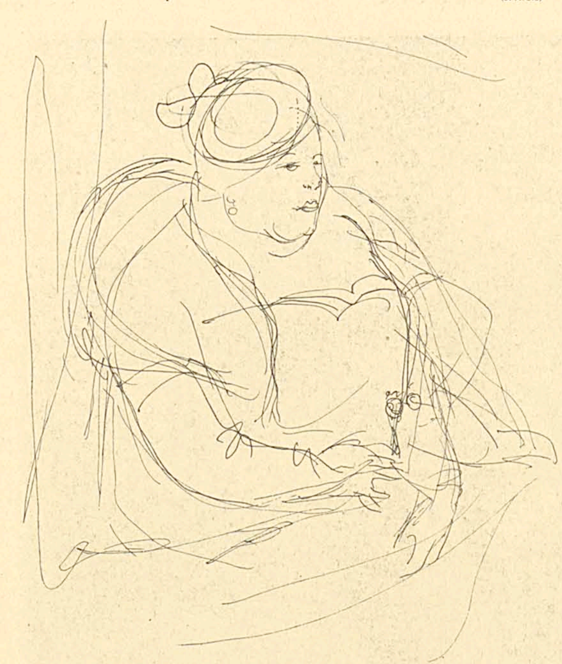
(E. Schilling)



„Liebster, wie schön es heute ist! Ich habe von der ganzen Gegend noch nichts gesehen . . .“

Ihr Standpunkt

(J. Kreis)



„Musik ist schauderhaft! Oskar braucht immer 'ne halbe Stunde, bis er nachher wieder auf 'n normales Thema kommt."

Marschland im Frühlicht

Von Dirks Paulun

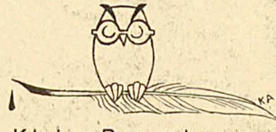
Erst gegen Morgen zeigt sich, was ein Friese ist.
Aber das wäre vorgegriffen. Laßt mich gründlich sein!
Im echten Mann ist ein Kind versteckt, das hat einen Schutzengel. Dem echten Mann helfen auch die Nachbarn. Man reißt sich darum, ihm zu helfen. Er aber, der sich in Gottes Hand weiß, verschenkt seine Gnade nicht an jedermann. Hannes Westphal hätte sich nicht von jedem hergelaufenen Samariter helfen lassen.
Hannes Westphal fuhr mit dem Nachbarn zum Pferdemarkt. Aus allen kleinen Dörfern an der Küste kommen sie zum Pferdemarkt. Der Pferdemarkt ist die Hauptprobe. Der Pferdemarkt ist mehr als das, er ist selbst eine Sache. Aber so!
Mancher Jungbauer, der den Zigeunern sein Pferd verkauft hat, gerät in gute Gesellschaft, singt schon am Nachmittag, besinnt sich erst spät und kauft am Abend ein junges und feuriges Pferd. Kommt er auf den Hof, so ist alles Feuer erloschen, das Pferd läuft wiehernd in den alten Stall, und der Mann läuft auf den Deich und kühlt den dicken Kopf im Nordseewind. Jahrelang sieht so ein Mann nur fröhliche Gesichter.
Der Pferdemarkt ist die Hauptprobe. Einer, den man schon am hellen Nachmittag singen hört, das ist gewiß so ein junger Bauernsohn, dem der Vater gestorben ist, ehe er ihn ins Leben und die Marktordnung eingeführt hat, oder es ist ein fernhergelaufener Landarbeiter. Hannes Westphal war keins von beiden.
Ein wohlerzogener Bauer führt sich anders auf. Er spart seine Kräfte. Denn so ist es auf dem Pferdemarkt:
Erst gegen Abend scheidet sich die Spreu vom Weizen. — Hannes Westphal gehörte zum Weizen.
Erst nach Mitternacht bewährt sich der Mann. — Hannes Westphal gehörte zu den Männern.
(Sein Nachbar aber gehörte leider nicht. Sein Nachbar fuhr ab. Hannes zuckte kaum mit einer Achsel.)
Erst gegen Morgen zeigt sich, was ein Friese ist. — Es zeigte sich, daß Hannes ein Friese war. Er blieb bei der Stange. Die Stange besteht an dieser gesegneten Küste aus Tee, Zucker und Kümmel und heißt Teepunsch. Solange ihm noch einer die Stange hielt, blieb Hannes Westphal bei ihr. Als der letzte ging, sagte er das Wort, das so gern ich gehört — das weltweit-vieldeutige Wort: „Naaa!"
Hannes war kein Süffel. Er war ein Mann und Friese. Er trank einen Punsch auf sein Wohl und sagte schlicht: „Nu mutt ick na Hus!"
Er zahlte und verließ den Krug und die Kreisstadt. Er ging auf eigenen Sohlen dem Heimatdorf zu. Er hatte in Ehren bestanden. Daß er müde war, wird man nicht als Schande betrachten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Christian Rohlf kam schon mit hochbeladenem Wagen von der Mühle. Aber Hannes Westphal lag in der Morgensonne an der grünen Böschung der Landstraße, hart am Graben.
Rohlf hielt an und rief: „Hööi! Hannes!"
Da sich Westphal nicht rührte, stieg Rohlf ab, rüttelte ihn und schrie: „Hannes, wat mookst du denn hier?"
„Ick shlop!" erläuterte Westphal bereitwillig.
„Kanns doch hier nich shlopen, Hannes, hat ja kein Zweck. Nu stoh man op un sett di bi mi up d' Wogen!"
„Nu lot mi, Krischan! Ick shlop!" versetzte Hannes entschieden.
Aber Rohlf war ein guter Nachbar, und es gelang ihm endlich, dem bewährten Mann seine Hilfe aufzuzwingen. Er brachte ihn auf den Wagen und legte ihn zwischen die Säcke, daß er weiterschliefe. Christian Rohlf saß träumend auf dem Bock, Hannes Westphal saß schlafend auf den Säcken, da muß auch der Schutzengel müde geworden sein. Aber er schlief nur leicht und griff rechtzeitig ein. Jedenfalls geschah es so:

— — — — — — — — — — — — — — —

Es geschah so, daß Heinrich Sommer mit seinem Wagen desselben Wegs gefahren kam. Er achtete nicht auf die Straße, bis sein Pferd stehenblieb. Vor ihm auf dem Sommerweg lag ein Sack, und auf dem Sack lag ein Mann. Heinrich Sommer rieb sich die Augen, stieg ab, erkannte Hannes Westphal und ergriff seine Schultern.
„Hannes!" rief er, „Minsch! Wat mookst du denn hier?"
Westphal blinzelte, erkannte nach mehrfachem Schütteln den neuen Samariter und sagte: „Ick shlop!"
„Naaa!" sagte Heinrich Sommer. „Kann je wol gornich angehn! Kanns doch hier nich shlopen! Wiß nich bi mi ropstigen un mitfohrn?"
„Nä, Hein!" knurrte Hannes. „Sühs ja, ick shlop!"
„Mann! Mußt doch na Hus!" — und Heinrich Sommer umwarb den Gefallenen nach besten Kräften. Der aber sah ihn lange und herzlich an. Dann sagte er: „Biß 'n chuden Keerl, Hein! Aber ick kann nich mit di mitfohrn. Annermol geern, Hein! Ditmol geit 't nich. Hüt fohr ick schon mit Rohlf!"



Kleine Bemerkungen

Die andern herabzusetzen ist für manche die einzige Möglichkeit, sich heraufzusetzen.

*

Gelüftete Gehirne sind ebenso wichtig wie gelüftete Schlafzimmer.

oha

Die Heroin

Eines Tages ward es Friedchen endgültig zur Gewißheit, daß ein sehr hoher Prozentsatz der Liebe ihres Mannes „über den Magen" ging. Das kränkte sie sehr. Sie wollte ihr Eheglück nicht bloß auf ihrer Kochkunst gegründet wissen, sondern strebte darnach, sozusagen um ihrer selbst willen geliebt zu werden.
Als sie aus diesem Grunde anfing, das Essen zu vernachlässigen, verlor seine Liebe zu ihr offensichtlich einen guten Teil ihrer früheren Überschwenglichkeit. Die Mutter konstatierte dies besorgt und meinte, ob sie nicht doch lieber diesem Nebeneinanderleben durch saftige Braten und gute Suppen ein Ende machen wolle.
„Nein", erwiderte da Friedchen energisch, „besser noch um meiner selbst willen gleichgültig behandelt, als wegen eines guten Mittagstisches geliebt werden!"

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12610 III. Vj. Pl. 3 ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Schatten der Nacht / Von Werner Benndorf

Tag um Tag schlich dahin. Tag um Tag mußte Brigitte der Mutter helfen, mußte einkaufen gehen, in die Stadt hinauf, mußte spülen, Strümpfe stopfen und ein freundliches Gesicht zeigen, zuvorkommend am Tisch sein, und durfte sich nicht mit der Schwester zanken. Tag um Tag kam die Provinzzeitung, und man schlug sich um den Roman, der in fadem Gewand einen Hauch der Welt ins Herz hinabsenkte, von glücklichen Menschen sprach und eine Sehnsucht wach werden ließ, die Brigitte das Leben beschwerte. Dazwischen tönte das Läuten der Kleinbahn, und all die schönen Sehnsuchtsbilder waren verschwommen, weggeblasen. Wie eine Wanderin in der Wüste sah Brigitte sich selbst, immer getäuscht von Trugbildern, mit gieriger Hand danach tastend und lechzend mit allen Sinnen. Aber der Trott des Alltags wandte alle Mühe auf, ihre glühenden Sinne zu stumpfen.
Das ließ sich Brigitte nicht gefallen.
Sie war neunzehn Jahre und schloß die Haustür hinter sich ab, als es dunkel war. Sie hatte Sommersprossen und einen großen Mund, hielt sich für häßlich, aber sie war schön; weil sie vom Sehnen durchglüht war, und weil ihr Gang federte.
Ihre Schritte spürten sich vor, über die Straßen hinweg, hinein in den Wald, bergauf, an Bänken vorüber, auf denen Pärchen saßen, am Steinbruch vorbei, den das fahle Nachtlicht schimmern und glitzern ließ. Da wachte sie auf aus traumhaftem Sinnen. Sie saß auf der Bank, und ihre Augen waren feucht vor Einsamkeit. Wie gern hätte sie eine fremde Hand gehalten! Mit angezogenen Knien, wie ein kleines Mädchen, hockte sie auf der Bank, schaute in den Himmel und wünschte sich, ein Stern zu sein. Sie wünschte auch, zu weinen. Sie konnte nicht. Furcht und Angst ließen sie das Klopfen ihres Herzens vernehmen, das Leben unter der Haut, und sie wollte wissen, wofür dieser Leib geschaffen war.
Die Nacht vermochte nicht, es ihr zu sagen. Sie fröstelte vor der Unnahbarkeit der Nacht, die ihr vom Fenster aus wie eine üppige Frau erschienen war.
Ein Junge brach in hurtigem Lauf achtlos Zweige unter seinen Füßen. Sein Atem ging hastig. Er hatte Angst vor dem Wald und den Schatten der Nacht, er strebte heim, weil er noch ein Knabe war. Und Michael hieß er, war der Sohn des Pfarrers. Mochte es sein, daß er sich beim Spiel überm Berg verspätet hatte. Er sah Brigitte auf der Bank hocken und in den Himmel starren, sah ihr sonderbares Schattenbild mit den angezogenen Knien. Vielleicht hatte er schon viel von Hexen gehört? Angst befiel ihn, als er eine Fledermaus aufscheuchte. Er wußte, daß Hexen schön sind, jung und gefährlich! Schüchtern grüßte er Brigitte und wollte eilen, vorbei, hinab, ins Tal, nach Hause. Aber sie hielt ihn zurück mit dem einfachen Wort: „Bleib!"
Michael blieb. Er konnte nicht weiter. Im Ton der Stimme lag es, daß er warten mußte, und die Stimme forderte, daß er sich auf die Bank setze. Das tat er.
Ein kurzes Gespräch, hastige Frage und Antwort fesselten ihn. Er dachte nicht mehr an den Hunger und das Licht im Hause, weil er die Sterne sah und die dunklen Finger der Bäume. Aber noch immer glaubte er an die Hexe und hielt sich für ein verlorenes Opfer, obwohl er nun wußte, daß es Brigitte war. Was aber konnte ein Name bedeuten? Für Michael nichts — und alles Unheimliche, da es die Schatten der Nacht begünstigten mit ihren dunklen Fittichen.
Und er hörte, wie sie sich neben ihm bewegte, wie sie die Beine endlich fallen ließ und nun wie ein Mensch neben ihm saß, hörte ihre Worte, die er nicht verstehen konnte . . .
Die Sterne schwiegen, nur der Wind rauschte leise durch die Kronen der Bäume. Da riß Brigitte Michael, den Knaben, an sich, küßte ihn in der Dunkelheit, trank das Neue nur einen Augenblick. Und doch schien dieser unendlich lang. Dann sprang sie auf, lachte hell, laut, daß es die Nacht beleidigte, und lief davon, den Berg hinab, die Straßen zurück, auf denen müde Laternen brannten — heim.
Michael aber stand betroffen, schaute ihr nach, der Hexe, und sann darüber, was für merkwürdige Wesen die Mädchen sind, nachdem er sich gründlich den Mund mit dem Taschentuch abgewischt hatte.

Lieber Simplicissimus!

Es gibt keine noch so überflüssige und naive Frage, auf die ein Zoodirektor nicht doch einmal Rede und Antwort stehen müßte. So die folgende: ob wohl die Giraffe heiser werde, wenn sie nasse Füße habe? „Ganz sicher", meinte Professor Heck vom Berliner Zoo bedächtig, „aber natürlich erst nach Wochen. Sie verstehen: bei der Länge . . ."

Abundantia

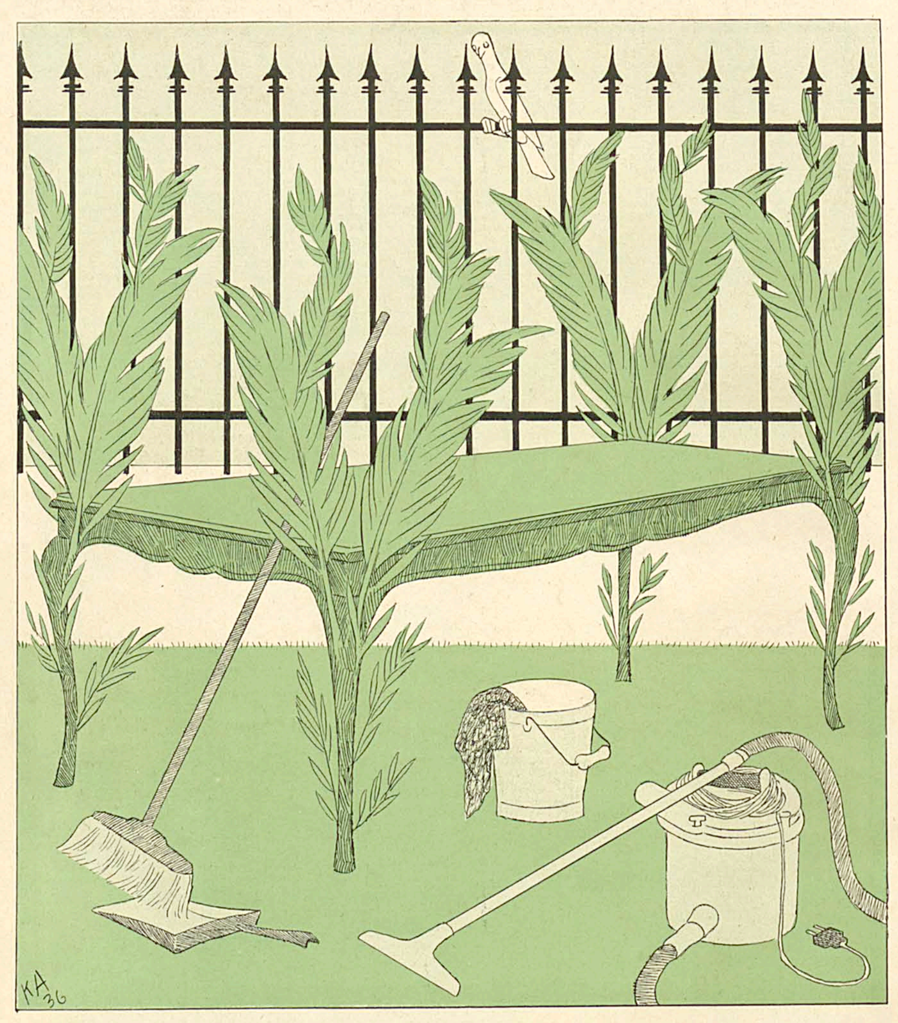
(R. Kriesch)



„Dös sag i dir, Kathl, unsere nächst'n Zwoa müass'n aa Buam sei'!" — „Vo' mir aus; aber Ruah gib i koane, bis i aa no a Madl hab!"

Das Märchen von dem berühmten grünen Tisch im Uhrensaal vom Quai d'Orsay

(Karl Arnold)



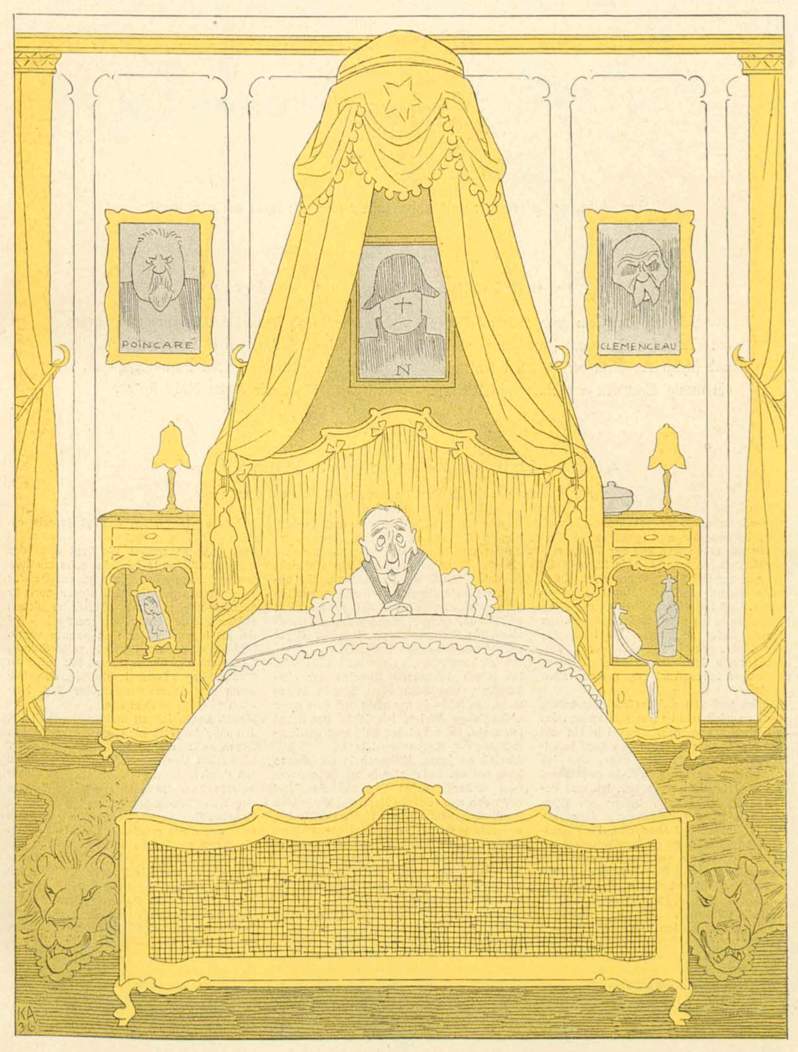
... und da man glaubte, die geheimen und besonderen Besprechungen über die militärische Einkreisung eines Landes und die dazugehörigen Pakte einmal außerhalb des berühmten Uhrensaales abhalten zu müssen, ordnete der Concierge vom Quai d'Orsay ein Großreinemachen des muffigen Sitzungssaales an.
So kam auch der alte, sehr verstaubte grüne Tisch in die sonnigen Anlagen des nahen Parkes, ins Freie.
War es nun die knospentreibende Frühlingsluft oder lag gar in der Pariser Luft eine geheime, wundertätige Kraft, von der die geheimen Paktdiplomaten nichts ahnten? Wie dem aber auch sei, der wurmstichige, antiquarische Beratungstisch, vom glatten Parkett auf die Heimaterde gestellt, ging mit sich selbst zu Rate, bekam Saft und Kraft, schlug aus und zeitigte segenbringende Zweige. — Sollte aber dies nicht wahr sein, so sind doch viele Bürger Frankreichs auch der Meinung: Es muß doch Frühling werden!

München, 5. April 1936 Preis 60 Pfennig 41. Jahrgang Nr. 2

SIMPLICISSIMUS

Ein Chauvinist fleht zu seinen Göttern

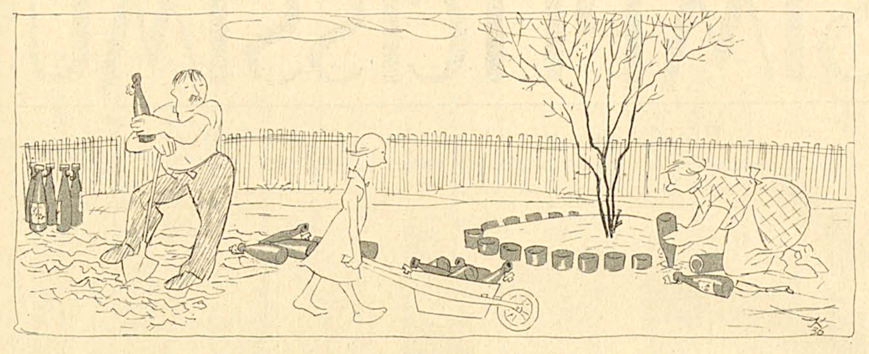
(Karl Arnold)



„Gebt unserer Regierung die Kraft, daß sie standhaft bleibe! Man mutet Frankreich einen Nichtangriffspakt, ja sogar einen Friedensvertrag zu!“

Harmonie der Seelen

(R. Kriesch)



„Sixt, Alte, so is' recht: mir schmeckt's und du hast aa a Freud!"

Sonntag / Von Edmund Hoehne

Der Sonntag senkt sein goldgekröntes Gatter
um eine siebte Zeit nach sechs gemeinen
und schützt vor allzu vielem Werkgeratter
ein wenig Träumen und ein wenig Weinen.

Und während schon die Wochenstunden langen
nach seinen Seilen, um es hochzuwinden,
fassen wir noch die holden Schmiedestangen,
in deren Ring wir etwas Ruhe finden.

Anna, ich habe mich erschossen!

Novelle von Franz Johann Biersack

„Vor wir nun wieder voneinander scheiden", sprach der alte, grauhaarige Professor und erhob sich aus der Taufgesellschaft, „möchte ich dir, mein lieber Sohn Edmund, zur Feier des Tages noch einige Worte sagen, ich, der Vater des jungen Vaters. Und ich kann im Anblick der alten Wiege, darin ich einst selber gelegen, nur immer wieder stammeln: Es lebe das Leben! Ja, du hast mich recht verstanden: Es lebe das Leben! Und ich möchte es tausendmal sagen, Ihnen allen zurufen.

Aber ich muß von meinem Tode sprechen, damit du mich recht verstehen kannst. Ich darf davon sprechen, denn ich bin ein alter Mann. Aber du wirst den Kopf schütteln, wenn ich dir nun sage, daß ich schon einmal gestorben bin. Ja, gestorben! Ach, es ist schon lange her. Ich war damals jung, sehr jung, Lehrer am Gymnasium in D., sechsundzwanzig Jahre alt. Was ist das schon? Aber ich hatte Furchtbares erlebt, nicht an großen Ereignissen — nein, da drinnen in meinem Leben, in dem Leben, das Edmund Ringler hieß. Laß mich darüber schweigen! Jedenfalls beschloß ich, dieses Dasein zu beendigen, schnell und kurz, für immer.

Der Revolver, den ich kaufte, blinkte neu. Ich legte ihn in die Schublade des Schreibtisches; es gab da mehrere Schubladen, oben und unten, aber für mich gab es nur mehr diese eine, links oben. Dann diese Kugeln! Unzählige solche Kügelchen gibt es wohl auf dieser Welt, Kugeln für Löwen, Kugeln für Rehe, für Krähen und Tauben, Kugeln für Menschenfeinde; aber unter diesen unzähligen sind auch solche, die nie den Tod bringen, weil sie vielleicht fehlgehen, weil ein Baumstamm sie abhält, weil ein Uhrendeckel sie weggleiten läßt — nein, weil sie den Tod einfach nicht wollen. Ja, es gibt diese Kugeln, irgendeiner, ein Großer, Gütiger, Hundertfältiger mischt sie unter die Unzähligen . . .

Oh, ich bereitete alles vor bis ins kleinste. Ich starb in diesen Stunden der Vorbereitung von Stunde zu Stunde immer mehr, ich lebte ja nur mehr auf eine ganz todesgierige Weise, ich lebte überhaupt nur mehr, um möglichst bald und unwiderruflich ganz sterben zu können.

Als ich an jenem Mittwoch in die Klasse kam, um die Lateinstunde zu halten, war vom vorhergehenden Tag auf die Tafel noch das menschliche Herz und der ganze Blutkreislauf gezeichnet. Haha, dachte ich, so schön malen kann nur der Kollege Greiner. Wie sonderbar... Ich danke Ihnen, Herr Kollege! Diese Zeichnung kommt mir gerade recht. ‚Soso', sagte ich zu den Schülern, ‚das also ist das sogenannte menschliche Herz?'

‚Jawohl', sagten sie und gingen sofort darauf ein; denn das menschliche Herz lag ihnen näher als mein Latein, ja, sie erzählten sogleich von der Wärme des Blutes, von den Kammern, einfach alles.

‚Gut!' sprach ich zu einem von ihnen. ‚Wo aber liegt dann beispielsweise dein Herz?'

‚Hier!', sagte er, ‚es schlägt ja wie ein Hammer!'

‚Hm, das ist schön! Wo liegt dann das meine, he?', fragte ich. ‚Ja, gehe nur heraus und zeige es mir ganz genau!' Da war er doch etwas befangen. ‚Komm nur!' Er kam. Er zeigte es mir. ‚Hier unter diesen beiden Rippen, Herr Professor!'

Ja, da lag mein Herz; es pochte sogar. Und wie es pochte! Ich hielt meine Stunde, hielt noch die übrigen zwei. Ich hatte an diesem Tag nur drei Stunden, der Mittwoch war ja mein schönster Tag. Hernach ging ich nach Hause.

‚Anna', sagte ich zu meiner Haushälterin, ‚ich möchte jetzt nicht gestört sein, das Essen eilt übrigens heute gar nicht.' Lächerlich, das Essen! Was wird sie wohl tun damit?, dachte ich. Sie wird es sicher verschenken, die gute Haut! Ich öffnete den Schreibtisch, links oben. Ich stand am Fenster. Der Ausblick war schön, er hatte mich schon oft getröstet. Links und rechts ein paar gemütliche Häuser, drüben die Magdalenenkirche. Schon dieser Name: Magdaléna! Magdalena! Wie oft habe ich mich an diesem Namen gelabt! Hinter der Kirche begann der Park, ein Park, wie ihn eben kleine Städte haben. Eigentlich hätte ich dazu auch in den Park gehen können, dachte ich noch — dann schoß ich in mein Herz.

Ja, ich blieb am Fenster stehen. Eine eigene Wärme spürte ich an der linken Brustseite. Die Kniee begannen mir zu zittern. Tot? dachte ich. Da unten aber

(Schluß auf Seite 17)

Dat Sporkaßbook

(Olaf Gulbransson)



„Na, Stine, büst 'n sporsame Deern. Wie vel Geld hest du denn all up din Sporkaßbook?" — „Finfhunnertdreiundtwintig Mark sünd et grad, Fro!" — „Und 'n Schatz hest du ok? Warst lang mit ihm in de Laube hüt nacht, ick hebb dat woll markt . . . Aber lat di man nich dat Sporkaßbook afsnacken, Stine!" — „Nee, nee, Fro, so 'n Slimmen is dat nich; he wull blot mit mi to Bed."

Palmarum

(C. O. Petersen



Hoffe wieder und glaub'!
Wirf deine Sorgen zuhauf!
Unter dem raschelnden Laub
tun sich viel Äugelein auf.

Schießt nicht der Weidenstumpf
Silberraketen ins Blau?
Quillt nicht Gold aus dem Sumpf?
Schwillt nicht grünend die Au?

In den großen Choral
füge dich, schmiege dich ein!
Tausend= und tausendemal
war es und wird es so sein.

Dr. Owlglaß

Anna, ich habe mich erschossen!

(Schluß von Seite 14)

waren noch die gleichen Häuser, die Kirche, der Park! Aber du bist doch tot!, sagte ich mir immer wieder. Warum wich die Uhr dort oben nicht? Aus den Häusern kamen Menschen wie immer. Die Uhr schlug sogar. Oh, du bist zwar tot, kam mir plötzlich der Gedanke, ‚aber alles nehmen wir mit hinüber, das Letzte bleibt einfach in den Augen: der Park, die Häuser, die Magdalenenkirche, Magdalena . . . Magdalena . . . Tot, das ist ja gar nicht tot! Sind wir denn tot mit den gleichen Augen? Ich muß es wissen, ich muß es herausbringen. Ich läute der Anna . . . der Anna läute ich! Wenn sie kommt . . .
Ich schleppte mich an den Tisch, drückte auf die Klingel. Diese halbe Minute, diese dürren Sekunden entscheiden, diese eine Sekunde entscheidet, ob wir alles mit hinüber nehmen, ob ich tot bin, diese Türe dort entscheidet, diese arme Klinke — — — da kam sie herein.
‚Anna!‘ stammelte ich, ‚ich habe mich erschossen!‘
‚Oh!‘ schrie sie, ‚Herr Professor, Sie leben ja . . .!‘
Sie leben! Leben! Leben! Goldene Ringe, rote Ringe, klein, groß, immer größer, wie Regenbogen so groß, tanzten vor meinen Augen, grüne Ringe, blaue, alle Farben. ‚Sie leben! Leben! Leben!‘ Alle Farben, alle diese Regenbogen sprachen, sangen, tanzten es: ‚Sie leben — — —‘
Als ich im Krankenhaus erwachte, war ich sehr schwach. Die Kugel hatte zwar mein Herz getroffen, aber nicht getötet. Sie traf vielleicht den andern, der sterben wollte. Jene Minuten am Fenster, da ich nicht mehr wußte, ob tot oder lebendig, waren schrecklich. Es war eben eine jener Kugeln, die ein Großer, Guter, Hundertfältiger in die unzähligen mischt.
Ja, das Leben ist groß, ist Gnade! Es lebe der Baum, es lebe der Stein! Es lebe der Sperling, es lebe das Reh! Es lebe der Bruder, es lebe das Kind! Herrgott! Es lebe das Leben!“
Der alte Professor neigte sich kurz über die Wiege und verließ dann eilig das Zimmer. Alle sahen ihm ergriffen nach. Ihre Augen erschauerten wie vor einem niegesehenen Regenbogen.

Der lichte Moment

(Julius Kreis)



„Kurz vor ’m fimft’n Jlas fühl ick mir immer als Genie — — — det Pech is nur, daß ick det fimfte Jlas ooch noch trinke!“

Lieber Simplicissimus!

Kürzlich fahre ich in Dithmarschen mit einem Lastauto über Land, um einige Kälber zu verschiedenen Bauern zu bringen. Unterwegs bittet eine ältere Frau von ländlichem Aussehen, mitgenommen zu werden. Da im Führerhaus kein Platz ist, ist sie sogar bereit, im Wagen, zwischen den Kälbern, mitzufahren; denn schlecht gefahren ist immer noch besser als gut gegangen.
Bei dem ersten Bauern liefere ich nun ein paar Kälber ab. Als ich seine Frage, wer die andern bekäme, beantwortet habe, meint er mit einem Seitenblick auf die Frau: „Un wer schal de Koh hebn?“

*

Paulas Mann ist gegen sie in einer wahrhaft empörenden Weise gleichgültig und unachtsam: trotzdem liebt sie ihn und ist von seiner Gegenliebe überzeugt. „Weißt du“, sagte sie zu ihrer Freundin, die daran zweifelte, „er liebt mich schon, er ist bloß ein bißchen phlegmatisch; da verfliegt oft die schönste Regung, eh’ er dazukommt, sie in die Tat umzusetzen.“

*

Unser wohlbeleibter Theologikus begann den Religionsunterricht, den wir in unseren Tertianerjahren wöchentlich zweimal erhielten, jedesmal mit einem Gebet. Es hieß Dienstags: „Lieber Gott! Wir danken dir, daß du unserm Leben wieder einen Tag zugefügt hast! Es ist ein Dienstag, den deine Güte uns geschenkt hat. O gib, daß er deinem Dienste geweiht sei.“ Freitags aber hieß es: „. . . Es ist ein Freitag, den deine Güte uns geschenkt hat. O gib, daß wir immer freier werden von allem, was dir nicht gefällt.“ Als er eines Dienstags wieder, in sich versunken, in der alten Leier sprach: „Es ist ein Dienstag, den deine . . .!“, rief ihm unser Klassenwitzbold halblaut zu: „ein Freitag!“ — „Ach ja! Ein Freitag“, verbesserte der fromme Antonius. Aber kaum war er bei der Stelle: „O gib, daß wir immer freier werden“, besann er sich und rief: „Verdammt! Es ist d o c h ein Dienstag, den deine Güte uns geschenkt hat.“

*

Im Salvatorkeller-Garten am Münchner Nockherberg saß, trotz der Kühle, ein „Echter“, der nicht in den rauchigen Saal hinein wollte, sondern in der frischen Luft seine Frühjahrskur durchführte. „Da ham’s halt d’ Weiber schön“, meinte er, „mei’ Alte sitzt dahoam am warma Ofen und trinkt an Kaffee, und i ko da heraust ’s kalte Bier nei’saufa!“

Vom Auto

Wir hatten einmal in einem kleinen abgelegenen Gebirgsort eine Panne, und bald versammelte sich die Dorfjugend um unseren Wagen. Zwei der Jungens beschäftigten sich eingehend mit dem Nummernschild. Plötzlich meinte der eine, während er auf das Schild IIZ 1792 deutete: „Sell isch der Preis!“ Der andere aber sah den Wagen und uns geringschätzig an: „Sell isch nit der Preis, sell isch des Baujahr!“

Höchste Eisenbahn . . . / Von Heinrich Rumpff

Punkt halb drei verläßt die Frau mit dem Kind das Haus. Eigentlich hat sie schon fünf Minuten früher fortwollen, vorsorglicherweise, doch war das Kind noch nicht fertig — wie das so ist, wenn man Kinder mitnimmt. Jetzt märt es auch noch. Das nächste Mal läßt sie es bestimmt zu Hause, ganz bestimmt!
Bis zum Bahnhof braucht man mit Kind alleräußerstens achtzehn Minuten, der Vorortzug fährt um zwei Uhr vierundfünfzig — schaffen wird sie es auf jeden Fall.
Als sie um eine Straßenecke biegt, springt einige Meter vor ihr ein Mann mit Aktenmappe aus einem Haus und stürmt im Hui durch den Vorgarten auf die Straße. Auf dem Bürgersteig verhält er sekundenlang, reißt die Uhr heraus, fährt sichtlich erschrocken zusammen — — — eilt dann im Geschwindschritt die Straße hinunter, Richtung Bahnhof! Er rennt fast.
Die Frau mit dem Kind erschrickt ebenfalls: dieser Auftritt war zu eindringlich und unmißverständlich! Ist es bereits so spät, daß der so rennen muß? War es denn eben nicht erst halb durch, als sie das Haus verließ? Sollte das bereits so lange her sein? Ihr Verstand sagt nein. Aber trau einer dem eigenen Verstand! Vielleicht ist es doch möglich? Das Kind macht ja so unglaublich langsam. Hätte sie es doch nur zu Haus gelassen! Unwillkürlich hat sie bereits ihren Schritt beschleunigt; sie zerrt den Kleinen an der Hand hinter sich her wie ein störrisches Zicklein — den Zug muß sie unbedingt erreichen.
Der Mann mit der Aktenmappe vor ihr beginnt zwischen den Geschwindschritt einige Meter Trab einzulegen.
Der Frau treten Schweißperlen auf die Stirn. Das scheint ja schon mächtig spät zu sein! Daß, selbst wenn es für diesen Vorortzug unerklärlicherweise zu spät sein sollte, nach einer halben Stunde schon der nächste fährt, kommt ihr gar nicht in den Sinn. Ihre Seligkeit scheint gerade von diesem Zug abzuhängen. Sie paßt sich nun auch dem Trab an, wenigstens soweit es geht: sie ist ja nicht mehr eine von den Jüngsten, auch nicht von den Dünnsten, eine Neigung zu Asthma macht sich störend bemerkbar, und die Kniee beginnen zu zittern.
Gerade, wie sie vorbeistürmt, öffnet der ältere Herr die Haustür. Er ist die Regelmäßigkeit in Person. Dreizehn Minuten liegt der Bahnhof für sein gemütliches Tempo entfernt, zwei Uhr vierundfünfzig fährt der Zug — Punkt zwei Uhr sechsunddreißig öffnet der ältere Herr jeden Nachmittag, den Gott kommen läßt, die Tür seines Hauses. Die ganze Gegend kann sich darauf verlassen, sicherer als auf die Kirchenuhr. Beim Anblick der vorbeihastenden Frau stutzt er. Er kennt sie, sie fährt häufig um die gleiche Zeit mit ihm zur Stadt — aber warum rennt sie bloß so? Und, zum Teufel: da vorn rennt ja noch einer, mit einer Aktenmappe, zweifellos auch zum Zuge — — — ist es denn schon so spät?
Indem er, unbewußt fast, den Schritt beschleunigt, zieht er die Uhr. Nein, kein Gedanke! Bis zur Abfahrt genau noch siebzehn Minuten Zeit, wie jeden Tag! Aber, verlasse sich einer auf die Uhren! Ging sie nicht schon einige Male so merkwürdig unregelmäßig? — Er erinnert sich zwar nicht genau, wann das gewesen sein soll — die Vorstellung allein genügt indes schon, ihn zu beunruhigen. Wenn zwei zum Zuge laufen, darf der dritte nicht zurückbleiben — das ist ein ungeschriebenes Gesetz. Die werden schon wissen, warum sie laufen! Vielleicht ist der Fahrplan geändert worden? — Der ältere Herr will den Zug ebensowenig verpassen; er beginnt hinter der Frau mit dem Kind herzueilen.
Der Mann mit der Aktenmappe ist nun vom Geschwindschritt zu leichtem Dauerlauf übergewechselt. Hundert Meter hinter ihm keucht die Frau, mit beängstigend blaurotem, schweißglänzendem Gesicht — es läuft sich eben nicht mehr so leicht in ihren Jahren, besonders nicht, wenn

Meine kleine Leichensammlung

(Aus dem Krankenhaus)

Ja, mein Krankenzimmer stimmt mich froh.
Glatte Wände, keine Bilder —
Wilderer blicken nicht noch wilder,
Keine Schlacht bei Waterloo.

Und nach gutem Schmerz und Fieber
Fühl' ich mich erst wieder richtig,
Alles scheint mir schön und wichtig,
Und ich lebe um so lieber.

Meine Fieberkurve kündet
Ganz genau den Gang der Handlung,
Ich betrachte die Verwandlung,
Fühl' mich mit dem Arzt verbündet.

Schrank und Waschtisch und Kommode,
Tisch und Stuhl und Medizinen
Sprechen still mit hellen Mienen:
„Gestern warst du noch marode!"

Auch die Klingel will ich nennen,
Und ich könnte, wenn ich wollte,
Wenn ich „ihr" nicht Achtung zollte;
Schwesterlein hat viel zu rennen.

Sinnend schau ich an die Decke:
Da wird langsam immer länger
Meine kleine Leichensammlung,
Der diskrete Fliegenfänger.

Kurt Bortfeldt

man noch ein ungezogenes Kind, willenlos wie eine Stoffpuppe, hinter sich herschleifen muß. Das Kind beginnt zu weinen; sie schüttelt es krampfhaft im Weiterlaufen, schimpfen kann sie nicht, dafür ist sie zu atemlos, ab und zu gelingen nur Brocken einer Drohung, so: War . . . te . . . ! Na . . . na . . . nachher . . .

Hundert Schritt hinter ihr keucht der ältere Herr. Er rennt mit ängstlichen Trippelschrittchen, daß die Überrockschöße fliegen — seit Jahren ist er nicht mehr gelaufen, und trotz der großen Anstrengung vergrößert sich der Abstand von den Rennenden vor ihm stetig. Ohne den Ärger, der ihn zum Bersten ausfüllt, käme er vielleicht schneller voran. Aber er ärgert sich maßlos über viererlei: über den rennenden Mann mit der Aktenmappe, über die rennende Frau mit dem Kind, über seine Uhr, die auf einmal, aus heiterem Himmel gewissermaßen, falsch gegangen sein soll, über sich selbst, daß er so rennt — denn bei alledem glaubt er nicht recht, daß die Uhr falsch gegangen ist — — trotzdem rennt er . . .

Der Bahnhof kommt in Sicht. Ganz verlassen liegt er da, keine Menschenseele ist zu sehen, in einer Ecke schläft ein einsames Privatauto — und vom Zug keine Spur! Sollte er womöglich schon fort sein? Der letzte Teil der Strecke wird mit brechenden Knien zurückgelegt. Naturgemäß kommt der Mann mit der Aktenmappe zuerst an, so schwungvoll; er schießt sogar ein paar Schritt am Bahnhofseingang vorbei. Und nun — der japsenden Frau kullern vor Staunen die Augen beinahe aus dem Kopf — öffnet der Mann die Tür des einsam wartenden Autos, springt hinein, gibt Gas — keine dreißig Sekunden später flitzt der Wagen mit ihm davon!

Starr vor Enttäuschung wurzelt die keuchende Frau am Boden, mitten vor dem Bahnhof. Bis zur Abfahrt des Zuges sind es noch zwölf Minuten. Erschöpft wankt sie zu einer Bank der Schalterhalle — — — eine Unverschämtheit von dem Kerl, so zu rennen und die Leute zum Narren zu halten! Was braucht er überhaupt zu laufen, wenn er sein Auto da stehen hat?! Das Kind weint noch immer, es hat sich nun bereits daran gewöhnt. In ihrer grenzenlosen (und leicht beschämten) Verärgerung versetzt ihm die Frau einen Klaps, der das Geschrei vervielfacht.

Der jetzt völlig erledigt eintreffende ältere Herr zieht deshalb eine Bank auf dem Bahnsteig vor. Ob der ungewohnten Anstrengung schnappt er nach Luft, auch vor Ärger, gewiß, doch überwiegt diesen seltsamerweise eine Art Befriedigung: seine Uhr hat ihn nicht getäuscht! Genau wie die große des Bahnhofes zeigt sie zwei Uhr und fünfundvierzig Minuten! Er hätte also wirklich nicht zu rennen brauchen . . .

Lieber Simplicissimus!

Kürzlich spielte in Mergentheim die Kurkapelle die „Abschiedssinfonie" von Haydn, bei der bekanntlich ein Musiker nach dem andern still sein Instrument beiseite legt und das Podium verläßt. Zwei Damen im Publikum, denen die Sinfonie jedenfalls unbekannt war, sehen diesem Vorgang erstaunt und schließlich mit Empörung zu. Endlich macht die eine ihrer Entrüstung Luft mit den Worten: „Aber das ist doch unerhört von der Kurverwaltung, daß sie den Musikern erlaubt, kurz vor dem Konzert noch Brunnenwasser zu trinken!"

Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag München 2 M, Sparkassenstraße 11

Der Putzteufel

(R. Kriesch)



„Das garantiere ich — in meiner Wohnung wird nie mehr gestöbert!“ — „Haha! San S' froh, Herr Rat, bal S' in drei Tag' wieder rei'dürfen!“

Das Stelldichein / Von Wolfgang Federau

Doerner saß in merkwürdig verbogener Haltung vor seinem Schreibtisch und starrte ins Leere. Er hätte arbeiten müssen — natürlich. Er hatte so viel zu erledigen, und die Zeit drängte; aber Doerner konnte sich nicht aufraffen. Mit hängenden Schultern saß er da, und die Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen, beschäftigten sich nicht mit dem, was er seinen Beruf nannte.

Hätte er einen Spiegel zur Hand gehabt, hätte er in ihn hineinblicken können in diesem Augenblicke, er wäre wohl erschrocken gewesen über sein Gesicht, über die Veränderung, die mit diesem Gesicht vorgegangen war, die ihm einen uralten, verbitterten Ausdruck verlieh. Aber er hatte keinen Spiegel — und das einzige, was er wahrnahm, jetzt eben, das waren die leisen Schritte, mit denen seine Frau im Zimmer nebenan hin und her ging, hin und her . . . Diese Frau, mit der er eben noch eine sehr laute und sehr heftige Auseinandersetzung gehabt hatte wie so oft im Laufe der letzten Monate — oder waren es bereits gar Jahre?

„Wie hat dies alles nur so kommen können?“, fragte er sich zum soundsovielten Male. „Wie hat es geschehen können, daß wir uns auf diese Art auseinanderlebten?“ Er fand keine Antwort — vielleicht, weil er sich scheute, der Sache einmal ganz auf den Grund zu gehen. Er sah nur, was war: daß sie beide sich nicht mehr richtig verstanden, daß sie sich bei geringfügigen und im Grunde lächerlich belanglosen Dingen zu heftigen Auseinandersetzungen hinreißen ließen, daß die schöne Harmonie allmählich zerstört worden war — niemand hätte angeben können, weshalb und wieso. Denn sie liebten sich doch noch? Natürlich liebten sie sich! — das wenigstens war etwas, woran Doerner niemals und auch in diesem Augenblick nicht zu zweifeln wagte.

Da schrillte das Telephon.

Zögernd, mit einer Miene des Ekels, griff Doerner nach dem Hörer. Was gab es denn nun schon wieder?

„Doerner“, meldete er sich leise, mit einer verdeckten Stimme, die immer etwas vorsichtig, tastend und abwartend klang.

„Ach, Klaus!“, kam es da herübergeweht aus der Ferne, süß und weich und zärtlich. „Heute abend, ja? Gegen sieben Uhr — an dem Kandelaber vor dem Stadttheater.“

„Ja — aber“, entgegnete Doerner. Doch da waren sie schon getrennt; vielleicht durch einen Zufall nur, vielleicht auch, weil das Mädchen gestört wurde und nun schnell abgehängt hatte, um nur ja nichts zu verraten von der Verabredung?

Schade, dachte Doerner. Es tat ihm leid — er würde diesem unbekannten fernen Mädchen, von dem er nichts wußte als den zärtlichen Klang seiner Stimme, nun nicht sagen können, daß sein Sohn, daß der Klaus fortgegangen war zu einem Schulfreunde, und daß er sicherlich erst spät nach Hause kommen würde. Aber dann mußte er an etwas anderes denken. „Sieh mal an — dieser Klaus“, lächelte er still in sich hinein, gutmütig und ein bißchen überrascht. „Ich habe ihn immer noch für ein richtiges Kind gehalten und für einen Menschen zudem, der an nichts anderes denkt als an seine Bücher und das bevorstehende Examen. Für einen heimlichen Streber sozusagen — was mir nicht immer ganz recht war. Und nun . . . Und nun . . ? Hat Verabredungen mit jungen Mädchen? Mit jungen Damen, die ich offenbar gar nicht kenne? Ist ja allerhand . . . allerhand, jawohl!“

Er nahm sich vor, seinen Jungen heute abend einmal vorzunehmen, ihn durch ein paar geschickt gestellte Fragen ordentlich in Verlegenheit zu versetzen. Und er grinste selbst halbwegs jungenhaft vor sich hin, als er sich diese Situation ausmalte.

Dann machte er einen erneuten Versuch, seine Arbeit fortzusetzen; ab und zu ertappte er sich dabei, daß er nach seiner Uhr schaute. Es wurde sechs, es wurde halb sieben und noch ein bißchen später.

Da, plötzlich, sprang Doerner auf. Er hatte einen Entschluß gefaßt und mußte sich nun wohl eilen, wollte er ihn auch in die Tat umsetzen.

„Ich gehe noch ein wenig an die Luft“, rief er im Vorbeigehen, schon in Hut und Mantel, durch die halbgeöffnete Tür seiner Frau zu. Die nickte bloß — sie hatte vorher wohl zu viel und zu heftig gesprochen — jetzt war sie erschöpft und müde und verzagt.

Punkt sieben Uhr war er vor dem Theater — da stand ein Mädchen, sehr allein. Und wahrhaftig, wenn sie gewiß auch erst fünfzehn oder bestenfalls sechzehn Jahre alt war, sie war doch schon ein Wesen, nach dem sich reife und gesetzte Männer umdrehen mochten.

(Schluß auf Seite 22)

Die Hetzer

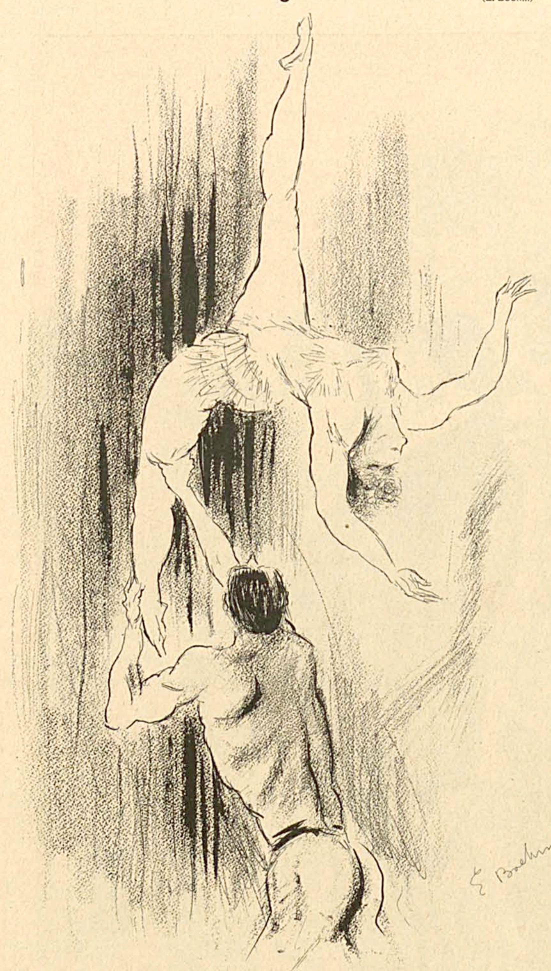
(E. Thöny)



„An den Rhein, Monsieur, an den Rhein! Was braucht Frankreich den Frieden, wenn ihm die Sowjets das Paradies anbieten!"

Stützungsaktion

(E. Boehm)



„Wat, schwach wird dir? Na, tu man nich so, als wärest du der Friedensengel in Paris!"

Das Stelldichein

(Schluß von Seite 20)

Doerner trat auf sie zu, machte eine Verbeugung. „Sie warten gewiß auf Herrn Klaus Doerner?", sagte er mit ganz leisem Spott. Sie sah ihn groß und überrascht und zugleich stolz und ablehnend an — es gefiel ihm sehr. Donnerwetter, dachte er, Donnerwetter!

„Es tut mir leid", fuhr er fort, „Sie enttäuschen zu müssen. Klaus, mein Sohn, ist zu einer Geburtstagsfeier gegangen. Ich hätte es Ihnen gern schon am Telephon gesagt, aber Sie hängen so schnell ab."

„Schade", erwiderte des Mädchen und lächelte etwas krampfig. Sie errötete ein wenig, aber gleich hatte sie sich wieder vollkommen in der Gewalt — es war zum Staunen. „Und nun . . ?", fragte sie.

„Ich . . . ja, also ich wollte Sie doch nicht gern umsonst warten lassen, und da entschloß ich mich, selbst zu kommen und Sie aufzuklären, damit Sie nichts Schlechtes denken sollten von meinem Sohn."

„Sie sind ein feiner Kerl", sagte sie etwas burschikos, „man könnte Klaus beneiden um solch einen Vater." Ja, „feiner Kerl" sagte sie zu dem Doktor Matthias Doerner, der doch eine Position bekleidete, die ihm den berechtigten Anspruch auf weitgehende Achtung und Anerkennung gab! Doerner störte das nicht — im Gegenteil.

Er schlug ihr vor, den angebrochenen Abend wenigstens zu einem kleinen Spaziergang zu benutzen — wenn sie mit seiner Gesellschaft vorliebnehmen wollte. Sie nickte heftig, und alsbald gingen sie heiter, Seite an Seite, durch die frühlinghaften, junggrünen Anlagen, durch den schönen alten Park, den die Liebespaare so gern aufsuchten. Sie beide, sie waren kein Liebespaar, natürlich, aber doch: eine warme Welle überflutete des Herz des bereits alternden Mannes, da er das Mädchen an seiner Seite ab und an mit einem flüchtigen Blick streifte. Sie war so schlank, so frisch, so gesund — der Wind spielte mit ihrem leichten Rock, daß er wehte und sich blähte; braun schon trotz der frühen Jahreszeit waren ihre Arme. Es war eine Lust, sie anzusehen, auf ihr frisches Geplauder zu lauschen, das so unangekränkelt war von allem Verbogenen und Schwierigen und Problematischen, und doch keineswegs albern, klug und nicht altklug, und das ihn die Welt wieder einmal sehen ließ, wie er sie selbst vielleicht in seinen jungen Jahren geschaut und betrachtet hatte.

Doerner lud sie ein — daß sie Inge hieß, hatte er bald auf geschickte Art herausbekommen —, in einer Konditorei eine Tasse Kaffee zu trinken. Sie nahm ohne Zögern an. „Das können wir uns nicht leisten, Klaus und ich, wenn wir zusammen spazierengehen!", lachte sie, und Doerner beschloß, das Taschengeld seines Jungen ein bißchen zu erhöhen, damit er doch auch einmal seine Freundin einladen könne.

Sie zierte sich nicht, und es beglückte Doerner, zu sehen, wie es ihr schmeckte. Einmal, dachte er, einmal haben Grete und ich auch so miteinander gesessen — sie war nicht mehr ganz so jung wie diese Inge, das ist wahr. Aber ich war so viel jünger, als ich es jetzt bin. Es war so schön. Eine leise Trauer wehte ihn an, vieles fiel ihm ein, was er vergessen hatte, es fiel ihm während dieser einen oder zwei Stunden ein. Vielleicht, dachte er, sollte man sich öfter daran erinnern, wie es früher einmal war — man wird dann milder und gütiger und versteht sich besser . . .

Inge mußte nun nach Hause; als sie sich verabschiedet hatte, fand Doerner noch in der Bahnhofshalle einen offenen Blumenstand; er kaufte einen festlichen, bunten Frühlingsstrauß, und er kaufte ihn nicht für das junge Mädchen, das ihm die Zeit so nett vertrieben hatte . . . Seine Frau sah ihn so heimkommen, mit frischem Gesicht und vieldeutig lächelnd, und wurde blaß und rot und wieder blaß.

„Ich bin mit einem jungen Mädchen spazierengegangen", sagte er und legte ihr die Blumen in den Schoß. „Aber die Blumen— die kaufte ich für dich." Und er setzte sich zu ihr. Arbeit? Die mochte warten! Wichtigeres stand auf dem Spiel eben — und er erzählte seiner Frau . . .

„Sie sieht ganz anders aus, als du auch in deinen jungen Jahren ausgesehen hast", meinte er zum Schluß, „und doch habe ich immer an dich und — ja, und an uns denken müssen." Ja, er erzählte ihr; mit einem Male wurde alles, was ihn auch gequält hatte die letzten Monate, ganz einfach. „Wir haben uns ja doch lieb, immer noch, nicht wahr?", fragte er. Die Frau antwortete nicht, doch sie streichelte seine Hände, immer wieder, immer wieder.

Klaus, da er nach Hause kam, ziemlich spät, sah wohl die Blumen und spürte auch die Veränderung, die vorgegangen war, doch wußte er sie nicht zu deuten. Sein Vater tat nichts, ihm zu Hilfe zu kommen.

„Weißt du", sagte er mit todernstem Gesicht, „du könntest deine Freundin Inge einmal zum Kaffee einladen, was? Deine Mutter würde sich sehr freuen, sie kennenzulernen . . ."

Und mit kurzem „Gute Nacht" verabschiedete er den Verblüfften.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Anzeigenannahme: F. C. ayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12193 I. Vj. Pl. 3 ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Die Wacht in Deutschlands Kolonien

(E. Schilling)



„Das Recht wird auferstehen — erst dann werden wir unsere Ruhe finden!"

Heimweh / Von Hans Leip

Weißt du noch zu Haus,
Wo der Flieder stand?
Und im Flieder sang der Star.
Übers Feld hinaus,
In das grüne Land,
Wo die See dahinter war . . .

Hinter Lizard Kap
Liegt das Meer, das Meer,
Und wir seilen unsre Zeit.
Brist ein Lüftchen knapp,
Brist von Osten her,
Und da liegt die Heimat weit.

Nur die Sonne glüht,
Nur die Welle schwingt
auf der schattenlosen See.
Keine Blume blüht
Und kein Vogel singt;
Nur der Wind singt weh: ade . . .

Der bolschewistische Friedensengel

(Wilhelm Schulz)



— ist auch in Spanien am Werk!

München, 12. April 1936 **Preis 60 Pfennig** 41. Jahrgang Nr. 3

SIMPLICISSIMUS

Ostern 1936

(Wilhelm Schulz)



Will mir beim Wandern stecken
Ein Blümlein an den Hut;
Aus grüner Weide schneiden
Mir eine Flöte gut.

Doch was da sonst an Freuden
Mein Herz gefangennimmt,
Hat eines ganz alleine
Gar alles überstimmt:

Zu einem neuen Leben
All-Deutschland ist erwacht;
Zu Freiheit, Ehr' und Frieden
Fand wieder es die Macht.

Nie gaben Osterglocken
Ein volleres Geläut',
Als wie von allen Türmen
Es uns erschallet heut'.

Wilhelm Schulz

Ein rheinisches Mädchen

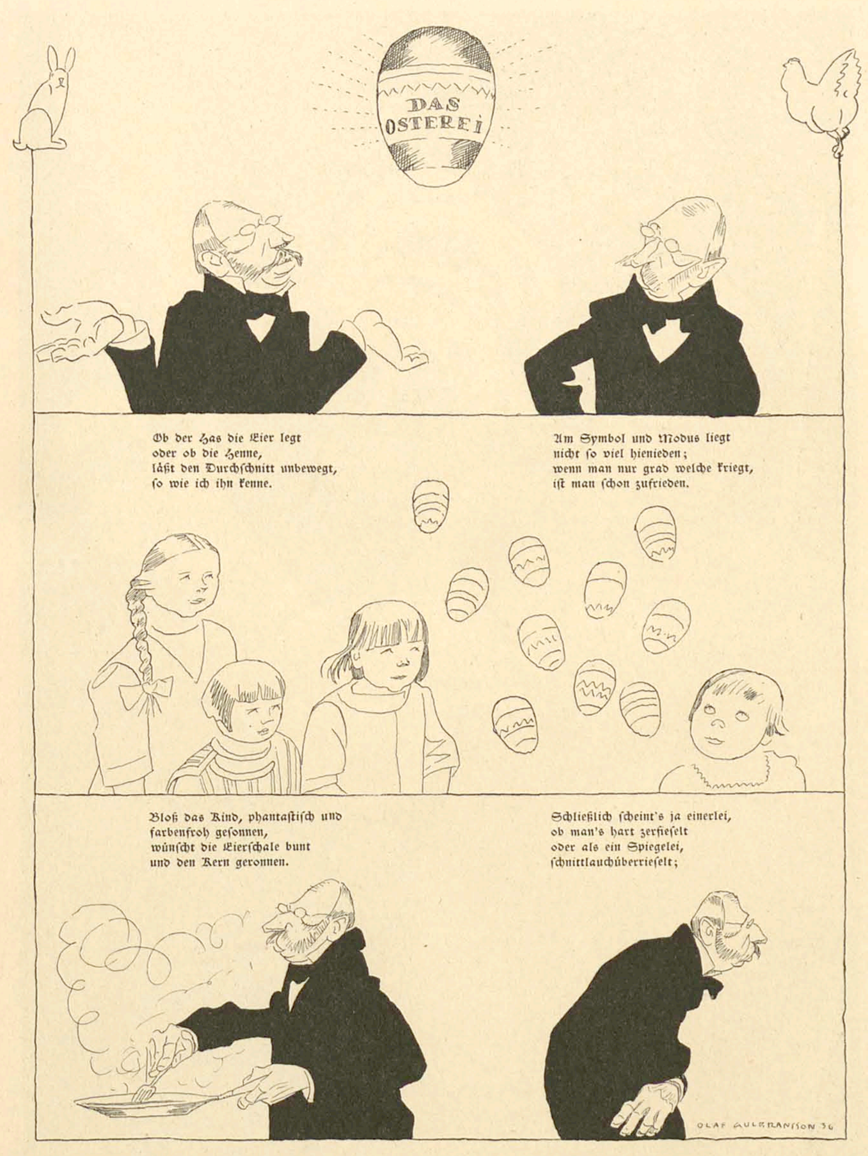
(Kurt Heiligenstaedt)



„Eigentlich tut er mir ja leid, der Studienrat, daß er bei mir abgemeldet ist; aber wer konnte denn ahnen, daß wir Garnison kriegen!"

Das Osterei

(Olaf Gulbransson)



Ob der Has die Eier legt
oder ob die Henne,
läßt den Durchschnitt unbewegt,
so wie ich ihn kenne.

Am Symbol und Modus liegt
nicht so viel hienieden;
wenn man nur grad welche kriegt,
ist man schon zufrieden.

Bloß das Kind, phantastisch und
farbenfroh gesonnen,
wünscht die Eierschale bunt
und den Kern geronnen.

Schließlich scheint's ja einerlei,
ob man's hart zerfieselt
oder als ein Spiegelei,
schnittlauchüberrieselt;

ob man's warm genießt, ob kalt
(erstres mit viel Fette),
oder gar in der Gestalt
einer Omelette.

Der Chemie als Wissenschaft
ist das völlig piepe.
Einzig die Verdauungskraft
bildet eine Klippe.

Ratatöskr

Bolsche und der Gallische Hahn

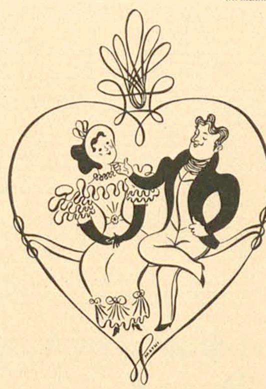
(Karl Arnold)



„Mögen die Europäer unsere Politik unvernünftig nennen — aber wer kann uns zwingen, vernünftig zu sein?!"

Pjotr / Von Justus Franz Wittkop

(R. Mathi)



In einem Dörfchen mit weißen Fachwerkhäusern, das versteckt in einer Hügellandschaft voll lichten Gebüschs, hellgrüner Wälder und talauf, talab sich neigender Ährenfelder lag, fand Pjotr sich erst langsam wieder zurecht. Zwar verstand er die Sprache nicht, und der Ochse wurde anders gejocht als zu Hause, aber es gab doch auch Dinge, an die man sich halten konnte. Bald fühlte Pjotr sich ganz wohl, vom Heimweh abgesehen, dem man nicht einmal durch heimatliche Lieder abhelfen konnte; denn was ist der Gesang, wenn niemand mit dir zusammen singt?
Drei Sommer gingen ins Land. Der Krieg war zu Ende, und Pjotr blieb. Vielleicht war das Dortche der Grund? Er verstand nun die Sprache schon ein wenig, wußte, was „Brot" ist, was „Egge" sagen will, und was „Grünfutter" bedeutet. Im Dörfchen hielten sie ihn sozusagen schon für einen der ihren. „Unser Russe" sagten sie, wenn sie von ihm sprachen; doch da sie Dialekt redeten, sagten sie „insern Ruß".
Wenn die Burschen sich abends unter den drei alten Kastanien hinter dem Kirchlein versammelten, dann fehlte auch Pjotr nicht. Auch das Dörfchen hatte seine Lieder; warum hätte Pjotr sie nicht lernen sollen?
Doch es gab auch Abende zwischen Erlengebüsch auf den Wiesenpfaden, wo Dortche mit tief zurückgelegtem Kopf in das Glimmern der Sterne sah, Pjotr aber nur die Seligkeit in ihren blanken Augen suchte. Im Dorf wußte es jeder längst, daß sie zusammengehörten.
War es sehr verwunderlich, daß Dortche an einem Märztag ein Knäblein gebar? Es war nicht so ganz ungewöhnlich, daß das Kind vor der Hochzeit kam, immerhin aber ein Zeichen, daß es nun Zeit war, den Herrn Pfarrer und den Herrn Amtmann zu bemühen.
Doch da kam der Pjotr mit einem unglücklich nachdenklichen Gesicht zu Dortche; sie ahnte nichts Gutes! Und weiß Gott, der Pjotr kam, um Abschied zu nehmen! Dortche brach in Tränen aus.
Nun, er wollte ja wiederkommen; er war doch sogar schon beim Amtmann gewesen. Dort aber hatte es sich herausgestellt, daß ihm etwas bei seinen Papieren fehlte, und das fehlende Schriftstück sollte der Pjotr sich in der Ukraine besorgen. Blieb ihm etwas anderes übrig, als hinzugehen und darum zu bitten? Freilich war's ein weiter Weg, aber wenn du aus einer Amtsstube etwas haben willst, dann mußt du dich eben auf die Beine machen!
Sein Söhnlein lag in den Kissen und bewegte die Glieder wie ein Käfer, der auf den Rücken gefallen ist. Und Dortche wischte sich mit einem Zipfel der blauen Schürze die angstvollen Augen aus.
Glaubte sie denn etwa, daß er nicht zurückkehren wollte?
Er war noch ganz bestürzt über ein solches Mißtrauen, als er längst auf der Landstraße stand. Die Apfelbäume rechts und links setzten schon dunkelbraune Blütenknospen an mit einem leisen rosagrünlichen Hauch auf den klebrigen Spitzen. Pjotr wandte sich noch einmal nach den roten Ziegeldächern zurück. Dann nahm er entschlossen den weiten Weg unter die Füße und schritt rüstig aus, dem Osten zu. Versteht sich, daß er zu Fuß wandern würde, so wie die Pilger, an die er aus seiner Jugend sich erinnerte und die von Dorf zu Dorf bis nach Jerusalem gepilgert waren. Von Dorf zu Dorf wollte Pjotr pilgern. Dort, weit hinter den Wäldern, Grenzen und Bergen, mußten irgendwo die buntgemalten Häuschen in der Ährenflut auf der Ebene der Ukraine liegen! —
Die Knospen an den Apfelbäumen brachen auf, die Blüten fielen ab, und die Äpfel reiften. Die Kartoffelfeuer vermischten ihren aromatischen Rauch mit den Nebeln des Herbstes. Und schließlich bestirnte der Schnee die kahlen Äste der Bäume rechts und links der Chaussee. Im Dörfchen wurden die Fragen häufiger: „Der Pjootr is aa noch net zrickkomme, newah?" Und jedesmal schoß dem Dortche das Blut in die Wangen. Da saß sie nun als ledige Kindsmutter, und der Bub wurde größer. Die Apfelbäume setzten schon dunkelbraune Blütenknospen an. Und dann kam wieder ein Sommer mit Ernteschweiß und dem Summen der Dreschmaschinen.
„Der Ruß hot se sitze lasse!" hieß es im Dorf.
Der Bub hatte die wasserblauen, tiefliegenden Augen vom Vater geerbt. Und manchmal weinte das Dortche.
Und eines Tages — die Herbstzeitlosen waren längst auf den Wiesen verblüht — da tauchte der Pjotr auf dem Hügel über dem Dörfchen auf zwischen den kahlen Bäumen der Landstraße. Die frühe Dämmerung sank schon. Wie ein Landstreicher sah er aus, verwildert und zerlumpt. Er hielt an und sah auf die ziegelroten Dächer hinab. Bläulicher Rauch kräuselte sich in den Abend. Mit einem gelben frostigen Schein ging die Sonne unter.
Pjotr zauderte. Mit einemmal war ihm zu schwer ums Herz.
Wußte er denn, ob das Dortche auf ihn gewartet hatte? Mühselige Straßen, müde Wandertage und boshafte Zufälle des Weges lagen hinter ihm. Hatten sie ihn nicht wegen Vagabundierens zwei- oder dreimal eingesperrt? Hatte er nicht einen Hund erschlagen müssen, der ihm an die Waden wollte? War es nicht unendlich schwer gewesen, die Grenzer zu täuschen? Hatte er nicht das Stehlen sogar gelernt, vom Betteln ganz zu schweigen? Aber er brachte das Papier mit, das er holen gegangen war.
Jedoch das Ziel vor Augen, begann Pjotr mutlos zu werden. Die Zuversicht, die ihm die schlimmen Blasen an den Fersen, die Kälte der Nächte am Straßenrain, die Strenge der Gendarmen hatte ertragen helfen, die zähe Zuversicht verließ ihn.
Dort zu Hause hatte ihn keiner mehr gekannt. Statt dem Doppeladler war ein weißer Adler auf rotem Feld über der Amtsstube angeschlagen. Das Häuschen, wo er Kind gewesen war, stand nicht mehr, eine breite Straße lief über den Platz.
Und wie er nun die roten Ziegeldächer von Dortchens Heimat zu seinen Füßen liegen sah, da bedrängte ihn ein würgendes Gefühl. Das Dortche hatte ja an seine Rückkehr schon damals nicht geglaubt! Wie, wenn sie nun einen anderen Burschen hatte? Nie und nimmer würde er ihn auszustechen vermögen, schmutzig, zerlumpt und verwildert wie er war. Wie würden sie über ihn lachen, wenn das Dortche die Frau eines anderen geworden war, während er hinter irgendeinem Papier herlaufen mußte. Es war ihm, als habe er endgültig jede Heimat verloren.
Von dort herüber, wo die Sonne schwefelgelb versank, wehte ein eisiger Wind; aus den Wäldern dampften nasse Nebel auf. Wo kann ein Vagabund vor dem Frost der Nacht unterkriechen?
Wär's Sommer gewesen und eine duftende Nacht im Heumond, vielleicht hätte dann der Pjotr einen Bogen um das Dörfchen gemacht, von grüblerischen Zweifeln geängstigt und kurz vorm Ziel von Kleinmut besiegt. Aber die Kälte ist ein strenger Berater. Sie rät dazu, selbst Spott und Erniedrigung zu erdulden.
Auf Hohn und Härte war er gefaßt, als er ins Dorf hinabstieg. Schon brannten in den Häusern die ersten Lampen. Er überquerte den herbstlich leeren Hof und pochte.
Das Dortche verschüttete vor Schreck den heißen Kornkaffee, als Pjotr auf der Schwelle stand und demütig die zerlumpte Mütze in den frostroten Fäusten drehte. Dann aber zeigte sie auf das hölzerne Kinderbett. „Er duhd schon Babba saache!" flüsterte sie, denn das hatte sie dem Buben gelehrt.

Das Feld

Von Hermann Sendelbach

Da nun getan ist nach Gebrauch und Pflicht,
Was hier zu tun war in dem frühen Jahr,
Reicht still die Flur dem aufgesparten Licht
Voll froher Hoffnung ihr Bereitsein dar.

Noch hat sie nichts zum Schmuck als sich allein,
Wie sie in grauen Streifen waldhin fließt.
Doch drüber schwebt vorausgesandt der Schein
Des Kommenden, das in der Tiefe sprießt.

Wohl ist noch viel vor jenen Tag gestellt,
Da weit die reife Aehrenwoge weht.
Gesegne, treuer Himmel, dieses Feld,
Daß es zur Ernte reich im Glanze steht!

Der Puritaner

(Paul Schondorff)



‚Denke dir, Oskar, meine Freundin hat ein Osterei bekommen mit einem Brillantring darin.“ — „Wie geschmacklos! Ostern ist für mich ein rein geistliches Fest.“

Toivonen am See

Von Werner-Jörg Lüddecke

Da geht Toivonen über die schwarzgebrannte Halde zum See hinab und würdigt mich keines Blickes. Prüfend sieht er hinauf in den geballten Himmel. Obwohl gar nicht die geringste Aussicht besteht, daß sich das Wetter in der nächsten Zeit ändert. Das scheußliche Regenwetter! Toivonen sieht nur mal so zum Himmel, — eben, weil er mich dann besser übergehen kann. Denn er ist beleidigt.
He, Toivonen, so war das doch gar nicht gemeint! Schließlich ist das doch auch eine peinliche Einladung, bei derartigem Wetter in einem Einbaum, der voll drohender Löcher ist, über den See zu fahren, nach Toralää. Ich kann ja wohl schwimmen — aber der See ist groß! Man kann auch bei klarstem Sonnenschein nicht das andere Ufer sehen. Und das Wasser ist schon verteufelt kalt um diese Zeit. Nein, Toivonen, da sei meinetwegen beleidigt! Aber fahr' ohne mich. Ich will in der warmen Bude auf dich warten. Mit einem heißen Kaffee will ich auf dich warten und auch noch die letzte halbe Flasche Rum dazu opfern. Aber mitfahren — ein andermal! Vielleicht nächstes Jahr, wenn ich wiederkomme. Ja — und dann fällt mir da noch ein — ich habe doch auch so viel zu tun. Meine Strümpfe wollen gestopft sein, die Filme müssen entwickelt werden, die Büchse dürfte auch mal frisch geölt werden — du siehst ein, nicht wahr?
Aber Toivonen sieht nichts ein. Er steigt zum See hinab und sieht mich nicht. Will überhaupt nichts mehr mit mir zu schaffen haben. Nur meine Angel hat er eben mal genommen, weil sie besser ist als seine. Jetzt steht er am Wasser und fischt mit seinen langen Fingern liebevoll in der Konservenbüchse nach Würmchen und Kerbtieren. Harmlos pfeifend, aber doch voller List und Tücke, nähere ich mich ihm.
„Hyvää peivää, Toivonen“, sage ich.
„Peivää —“, knurrt Toivonen. Und durchbohrt voller Ingrimm eine fette Made mit dem Angelhaken.
„Scheußliches Wetter“, sage ich weiter und hüstele und schnaube bekräftigend. Toivonen murrt ein kaum verständliches „Jaha —“. Im hohen Bogen klatscht die Leine ins Wasser. Wir sehen gedankenvoll zu, wie der Köder ersäuft. Inmitten der tausend kleinen, ungemütlichen Spritzer, die der Regen aus dem See haut. Da kommt eben eine Bö von Koolää herüber. Wie das pfeift und zischt! Nein, so ein Wetter. Nur gut, daß wir Ölhäute anhaben, der Toivonen und ich. Da prasselt die Nässe wirkungslos ab. Der Himmel wird auch gleich versaufen, in dem See. So dicht ist er schon darauf gesackt.
„Nun, Toivonen“, sage ich nun wieder, „doch nach Toralää fahren, bei dem Wetter?“
„Jaha“, macht der Finne mit dem denkbar abweisendsten Gesicht. Er will nichts wissen von Versöhnung. Aber wart' nur, ich habe da ein paar Trümpfe! Mal sehen, wie das zieht. Zum Beispiel meine Angel da. „Sag mal“, plaudere ich ganz harmlos, „sag mal, Toivonen, du hast ja eine ganz neue Angel? Die kenne ich doch noch gar nicht. Aber sehr schön ist die. Beinahe so schön wie meine, nicht?“
Der alte Finne sieht mich unsicher von der Seite an. „Jasso, — die ist es auch. Aber ist ja egal. Die Fische essen wir ja auch zusammen. Nicht?“
„Oh, natürlich“, beeile ich mich zu sagen. „Schon egal. Nur so, habe eben gedacht, es sei eine neue . . .“
Gerade ruckt die Angel an. Toivonen holt einen schönen, silbernen Strömling aus dem See. Finster löst er den Fisch vom Haken und wirft ihn in den Bottich. So einen schönen Strömling, der sicher seine zwei Pfund wiegt.
„Schöner Fisch“, sage ich. „Jaha“, knurrt Toivonen und pult wieder in den Würmchen herum. Er scheint wirklich ernstlich verschnupft. Ich glaube fast, daß ich mir jetzt große Mühe mit ihm machen muß, denn letzten Endes geht es ja nicht nur um unseren häuslichen Frieden, sondern vor allem um den alten Elchschaufler, dessen Wechsel nur Toivonen kennt. Nein wirklich, es drängt mich direkt nach Versöhnung. Eben holt der Finne einen neuen Fisch aus dem Wasser. Sie beißen gut, bei diesem Wetter!
„Schöne Angel, was, Toivonen?“ sage ich.
„Jaha“, macht Toivonen. „Schon.“
„Ich schenke sie dir — ich will mir eine andere kaufen“, sage ich weiter und bin überzeugt, daß es nun gut Wetter geben wird. Bei so einem wunderbaren Geschenk! Aber nichts dergleichen geschieht.
„Selber Angel“, sagt Toivonen. „Jaha!“
Also müssen wir etwas anderes versuchen. Um des schönen Elchschauflers willen. „Ich habe da noch eine halbe Flasche Rum zu Hause stehen“, sage ich. „Das wäre vielleicht das richtige, bei diesem Sauwetter, he?“
„Gar kein Sauwetter“, murrt Toivonen. Und wickelt langsam die Angel auf.
O je! Mein schöner Elch! Na — jetzt gilt's. Das war mein letzter Trumpf. Jetzt hilft alles nichts mehr. Ich muß schon mit hinüber nach Toralää. In dem Einbaum — der so voller Löcher ist, — und nur ganz schmal. Ja, da hilft nun nichts mehr. Denn übermorgen ist der letzte Jagdtag für Elche. Es gibt nur drei im ganzen Jahr. Und übermorgen ist der letzte.
„Übrigens, Toivonen —“, sage ich so ganz nebenbei, „ich fahre doch mit über den See, heute abend.“
Plötzlich ist Sonnenschein auf dem Gesicht des alten Finnen. „Jasso — das ist gut. Jaaha!“ schreit er. „Das ist sehr schön, jaha.“ Und stürzt auf mich los und schüttelt mir die Hand. „Jasso — schönen Dank auch für die Angel! Gehen wir jetzt den Rum trinken?“ strahlt er.
„Nein“, fahre ich ihn an. „Ich werde jetzt schwimmen! Jawohl, schwimmen! Lange Strecke trainieren, damit ich abends im See nicht ersaufen muß! In deinem verdammten, brüchigen Kahn!“
Toivonen sieht mich verwundert an. „Jasso — schwimmen“, sagt er. „Aber ist sehr schlechtes Wetter. Und das Wasser ist auch kalt. Jaha! Na, aber macht auch nichts. Fahren wir heute abend über den See nach Toralää.“ Toivonen strahlt zufrieden. Er hat nämlich eine Gerichtsverhandlung beim Distriktsrichter — wegen eines angeschossenen Renntieres, das zufällig ein zahmes war. Und Toivonen kann ja nicht einmal seinen Namen schreiben. Deshalb soll ich mit.
Eine Weile steht er noch unschlüssig da. „Schwim-

Die Güter der Erde

(R. Kriesch)



„Aber das sage ich euch: wer mehr Eier findet, als für ihn gelegt sind, muß sie wieder hergeben!“

men — so?" sagt er nachdenklich. Dann nickt er mir freundlich zu, etwa wie der Arzt einem armen Geistesgestörten. „Na, ist auch egal. Und schönen Dank nochmal für die Angel und den Rum! Jaha!" Und steigt die schwarzgebrannte Halde hinauf — zu unserer Hütte. Machtlos und voll bitterer Gedanken schaue ich ihm nach.

*

Der Fachmann

Anton Krumbiegel, Gutsherr von altem Schrot und Korn, ließ seinen Neffen Egon auf der landwirtschaftlichen Hochschule studieren. Die ersten Semesterferien durfte der Junge auf Krumbiegels Gut verleben. Als ihn der Alte nach der Ankunft mit Besitzerstolz durch sein Anwesen führte, fiel Egons Blick auf einen besonders dürftigen Obstbaum.
„Entschuldige, Onkel", begann er ein wenig von oben herab, „aber ich glaube, deine Kulturmethoden sind doch schon ein bissel von gestern. Es sollte mich wundern, wenn das Bäumchen da auch nur drei Pfund Äpfel brächte . . ."
„Mich auch", versetzte der Alte trocken. „Es ist 'n Birnbaum . . ."

Lieber Simplicissimus!

Zum ersten Male in ihrem Leben war unsere Großmutter aus dem unteren Bayerischen Wald zu uns zum Besuch nach München gekommen. Wir hatten sie durch die Stadt geführt, hatten ihr Siegestor und Bavaria, Friedensengel und Haus der deutschen Kunst, Marien- und Königsplatz bereits gezeigt, aber nichts schien sie besonders zu begeistern, sondern immer unruhiger wendete sie ihren Kopf, wie nach irgend etwas suchend, umher.
Der Heimweg führte uns noch über den Lenbachplatz; endlich vor dem Wittelsbacher Brunnen erhellten sich ihre Züge, und ein leichtes Strahlen ging über ihr altes, faltenreiches Gesicht. Nicht die weißen Kolossal-Brunnenfiguren schienen es ihr angetan zu haben, sondern nur das klare Wasser und die niedere, bequeme Brunneneinfassung, und beruhigt aufschnaufend stellte sie fest: „No ja, da hätts ja a bißl wos zum Wäschfleia!"

Fabel

Um die Nachmittagsstunde trafen sich Gockel, der Hahn, und Klappohr, der Hase, beim Dunghaufen hinter dem Hofe des Bauern.
„Gut, daß du kommst", sagte Klappohr. „Ich habe mit dir zu reden."
„Und das wäre?" fragte Gockel hochmütig, flog auf den Mist und putzte sein Gefieder.
Klappohr wurde nervös. „Du fragst noch? Ein Zeichen, daß du keine Ahnung hast von den Vorgängen in der Welt. Ich für mein Teil . . ."
„Erlaube mal!", fiel Gockel ihm ins Wort, „ich muß mir doch ausbitten, eine andere Sprache zu führen."
Klappohr ereiferte sich: „Hier gibt es nichts auszubitten! Ostern steht vor der Tür. Als Hase, der Standesehre im Leibe hat, lehne ich es ab, mir ewig die lächerliche Geschichte mit den Eiern unterschieben zu lassen. Sorge du dafür, daß deine Hennen nicht nur Eier legen, sondern auch verantwortlich dafür zeichnen!"
Das war zuviel für Gockel. Sein Kamm schwoll gewaltig, und gackernd geiferte er: „Was?! Du willst mir Vorschriften machen?! Ich werde dich lehren!"
Sprach's und ging kriegerisch auf Klappohr los. Und sie kämpften beide so lange und so heftig miteinander, bis sie arg zerschunden und todesmatt umfielen.
Auf diesen Augenblick hatte Reineke, der Fuchs und Philosoph unter den Tieren, gewartet. Er trat aus seinem Versteck und lächelte: „Zwei Fliegen mit einer Klappe!"
Dann biß er Gockel den Kopf ab und sagte listig, bevor er auch Klappohr den Garaus machte: „Man soll niemals über ungelegte Eier reden . . .
H.

(Karl Rössing)



Fluß bricht aus dem Felsen

Von

Otto Brües

Der kühl aus weißem Felsen bricht,
Spiegelnd und spielend das Gewicht
Breiter, bauchiger Schiffe trägt,
Der grüne Fluß:

Er strömte unter Bergen schwer
Zäh hin in Grottendunkelheit,
Fernab dem Licht, fernab der Zeit,
Als gäb es keine Wiederkehr . . .
Und bleiche Tiere trug er mit.

So kroch er durch des Berges Kern,
Kein Laut drang in die graue Fahrt,
Und ob er sich auch aufgespart:
Ihm leuchtete kein Stern.

Doch als die Stunde kam und klang —
Als mit den Tropfen vom Gestein
Licht gnädig drang in ihn hinein,
Licht, voller Überschwang, —

Da hob er sich ins grüne Land
Mit breiter Brust,
Trug Schiffe schwer;
Und da er Wein und Früchte fand,
Menschen mit Singelust

Und längs ein silbern Mühlenwehr,
So spürt er jauchzend seine Kraft.
Nährer des Tales, zauberhaft
Wendet er sich zum Meer.

Wunderbare Heilung

Von

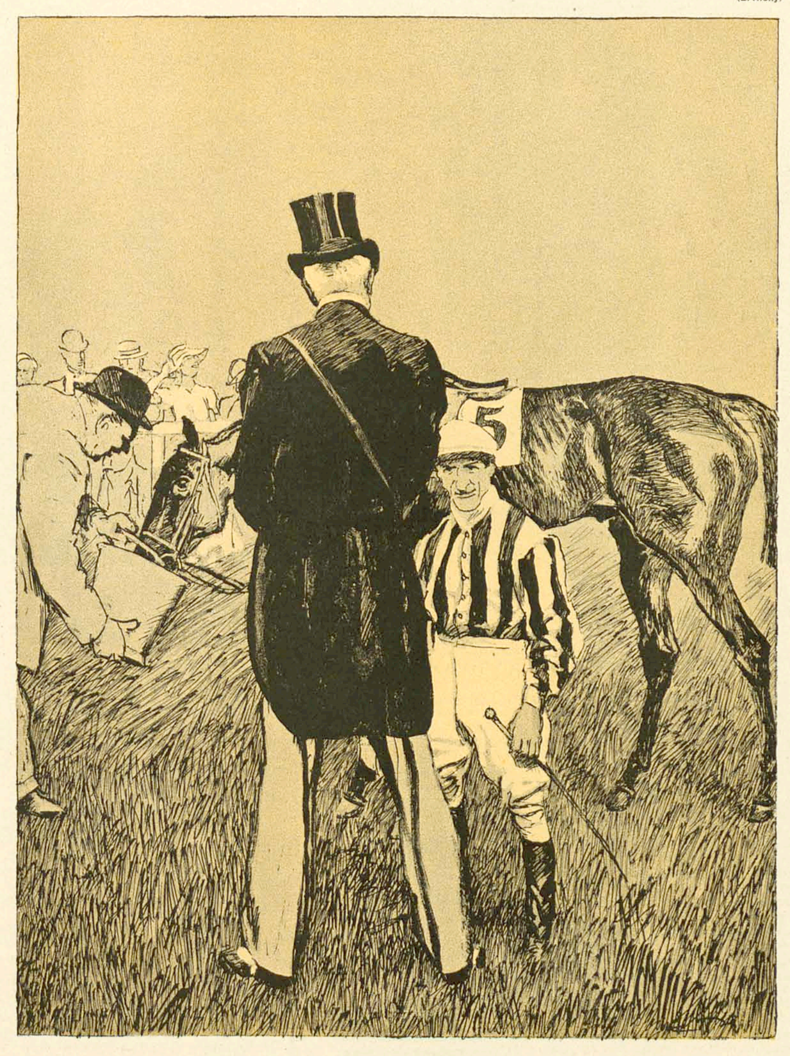
Anton Sailer

Als einer der bedeutendsten Nervenärzte ist Kukola anzusprechen; seine Erfolge sind, auch bei den schwierigsten Fällen, einfach verblüffend. Er geht eben an den hilfesuchenden Patienten nicht mit haarspaltenden Theorien, sondern mit einer klaren, gesunden Menschenkenntnis heran. So sind auch seine Heilmethoden oft von erstaunlicher Einfachheit. Da war Herr Brause — sonst ein recht ordentlicher Mensch, Generaldirektor und verheiratet. Ausgerechnet er bekam plötzlich einen Klaps. Wurde schwermütig, verträumt (die Oberleitung nannte es nachlässig). Man übte Nachsicht, aber endlich wurde ihm nahegelegt, sich zu bessern. Er bekam zu diesem Zweck mehr Arbeit, so viel Arbeit, daß sein Titel nur als nackter Hohn noch wirkte. Das ging eine Zeitlang, dann wurde es noch schlimmer; überdies stellten sich nun auch körperliche Beschwerden, Herzbeklemmungen und Schwindelanfälle ein; Starrblick und scheue Selbstgespräche kamen hinzu. Da konnte nur Kukola helfen! Brause aber ging auch bei ihm nicht aus sich heraus. Er könne sich niemandem anvertrauen, meinte er immer wieder, er schäme sich so! Kukola stand vor einem Rätsel und, auf das Schlimmste gefaßt, redete er schließlich Brausen ernstlich ins Gewissen: auch der festeste Charakter könne Versuchungen erliegen, doch ein Arzt sei wie ein Beichtvater; oder ob hier vielleicht Jugendsünden . . . ? Brause ächzte ein gepeinigtes: „Ja!" Leise und stockend gestand er, daß er als Gymnasiast gedichtet habe — und ausgerechnet jetzt, in den letzten Wochen, fühle er wieder so großen Drang dazu . . . Hier winkte Kukola ab, er wußte genug! Er verstand, daß ein Generaldirektor nicht im Büro Gedichte aufsagen könne, daß zu Hause und im Freundeskreis Hemmungen dagegen bestünden. So sprach er schöne Worte von heimlichem Zwang, vom übervollen Herzen und von unserem poesielosen, mechanisierten Zeitalter; dann forderte er ihn auf, ihm die Gedichte vorzutragen. Beglückt folgte Herr Brause, zaghaft zuerst die Worte stammelnd, doch immer mehr in brausenden Fluß geratend. Er mußte alle, alle aufsagen; er tat es gern, es ward ihm leicht und froh dabei, und als er geendet hatte, war alle Bangigkeit von ihm entschwunden. Dankbar blickte er den Menschenkenner an, und Kukola erklärte, daß nur die zurückgehaltenen Verse alle Beschwerden verursacht hätten. Gleichzeitig warnte er aber vor weiterer Betätigung, denn die Last heimlicher Gedichte sei, wie bewiesen, mit die schwerste überhaupt und sie könne, wie ebenfalls bewiesen, nur dem seelischen Arzt anvertraut werden — das aber sei sehr teuer! Zwei Stunden hatte es gedauert, und die Stunde kostete sechzig Mark! Diese zweite Erleichterung wirkte ebenfalls Wunder; denn auch Generaldirektoren können heute das Geld nicht mehr zum Fenster hinauswerfen. Herr Brause war denn auch augenblicklich ernüchtert und ging, von Kopf bis Fuß wieder sachlicher Generaldirektor der vereinigten Hornknopffabriken Max und Meyer, über sich selbst entrüstet, aber auch gebessert und geheilt von dannen.

* * *

Der sichere Tip

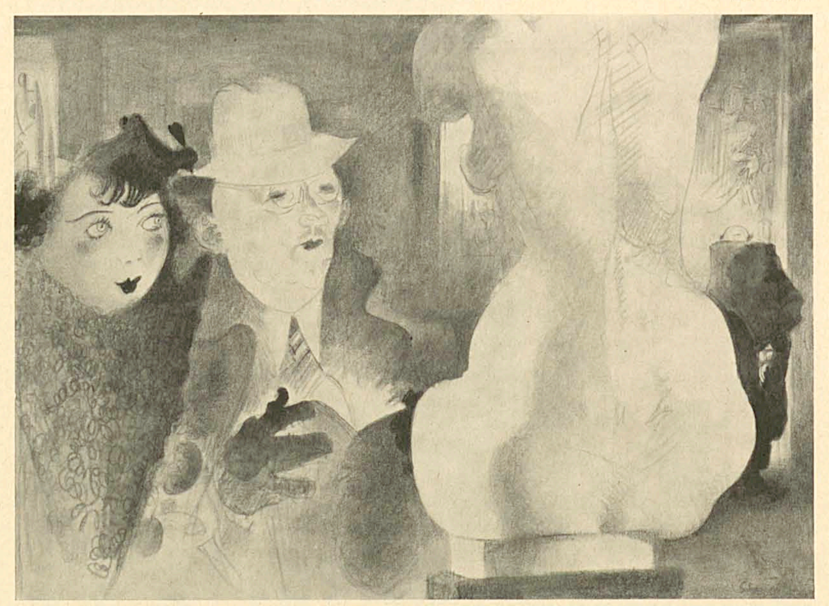
(E. Thöny)



„Seien Se man beruhigt, Baron, der Tristan ist in Höchstform: er ist verliebt!“

Der Romantiker

(Paul Scheurich)



„Ah, wunderschön! Ob man so etwas auch streicheln darf?“ — „Komm, Willibald, gehen wir! Du überanstrengst dich immer!“

Der Vogel Knöterich / Von Edmund Hoehne

Ich entzifferte aus einem alten Schulheft in Kurzschrift „ . . . der Vogel Knöterich.“ Der Name belustigte mich, und ich fragte einen Oberlehrer nach seiner Art.

„Geben tut es ihn bestimmt“, sagte er; „aber Näheres kann ich Ihnen nicht sagen, ich bin Historiker. Fragen Sie einen Biologen.“

Ein solcher bestätigte auf Berufsehre, daß ihm diese Bezeichnung schon einmal unterlaufen sei; Genaueres könne mir nur ein Ornithologe angeben. Ich ging ins Zoologische Institut zu Professor Fasselius.

„Ei, ei“, brummte dieser, „eine ausgefallene Sache! Sie können mich hängen, das Wort gibt es; aber —“ (er blätterte im Bestimmungsbuch, Namenverzeichnis) „entweder handelt es sich um ein sagenhaftes Tier gleich dem Phönix oder um eine ausgestorbene Art. Mir schwebt so etwas vor wie die Dronte auf Madagaskar, die von den Franzosen ausgerottet wurde. Kommen Sie mal wieder vor —.“

Daraufhin ging ich zum Redakteur des „Stadtcourier“ und schlug ihm vor, über den Vogel Knöterich feuilletonistisch zu berichten; er sei früher auch in unserer Gegend heimisch gewesen, würde aber nur noch selten angetroffen.

„Ulkiger Name“, sagte dieser. „Hansen, sehn wir mal im Lexikon nach: Vogel Knöterich.“

Der Sekretär sah von eiliger Arbeit auf: „Vogel Knöterich, sofort“, blätterte und berichtete: „Jawohl, der ist angegeben, doch steht hier nur der lateinische Name dabei: Polygonum aviculare, sonst nichts.“

„Schön“, sagte der Redakteur, „der Frühling naht, alle Vögel sind schon da. Schreiben Sie über Amsel, Drossel, Fink und Star im allgemeinen und über den Knöterich im besonderen.“

So ein Frühlingsschrieb ist bekannt. Ich zitiere daher nur die Sätze über den Spezialvogel:

„Leider vermissen wir den Knöterich, der unsern Vorvätern noch vertraut war, heute aber kaum noch gesichtet ward. Ein Verwandter lebte auf Madagaskar und wurde zugleich mit der Dronte vernichtet — ein Akt romanischen, nicht germanischen Naturempfindens. Sollte ein Leser trotzdem dem Vogel Knöterich begegnen, bittet die Redaktion um einen Bericht, damit der Heimatschutz veranlaßt wird, ihn zu hüten und zu hegen.“

Ich erhob meine zwanzig Mark von der Kasse und bot dem Wanderbund „Nordmark“ einen Vortrag über „Der Knöterich in Lied und Döntje“ an.

Doch sandte mir die Redaktion das Original eines Leserbriefs zu. Der lautete: „Es gibt keinen Vogel Knöterich, sondern nur einen Vogelknöterich. Das ist ein ganz gemeines Unkraut, so genannt nach den Knötchen im Halm. Die lateinische Bezeichnung Polygonum aviculare stimmt. Die lateinische Bezeichnung für Rindvieh lautet: bos taurus.

Mit Deutschem Gruß

— — — — — —

Mein Vortrag wurde abgesagt.

Trau, schau, wem!

Wieder wandern?
Herzlich gerne;
doch vergönnte ich die ferne
Illusion auch einmal Andern.

Allerdings, sie müßten diese
oder jene Früchte pflücken,
lämmeln in verbotner Wiese
und sich wundern auf den Brücken . . .

Nicht, als wollte ich mich laben
an den seimgefüllten Waben
heimgekehrter Wanderknaben —
Nein! nur die Pupille prüfen,
ob sie es gesehen haben. . .

Zu gewagt!
Ach, ehe andern
Pan womöglich wenig sagt,
will ich lieber selber wandern.

Harold Theile

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 • Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München • Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • DA. 12193 I. Vj. Pl. 3 • Erfüllungsort München • Postscheck München 5802 • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Die Versuchung

Von Hans Leip

In der Honolulubar
Saß ein Mann aus Tarimar,
Sog an seinem Pfeifenstiel,
Trank sein Glas und sprach nicht viel.

Neben ihm ein Mädchen stand,
Eine Nelke in der Hand,
Damit strich sie ihm ums Kinn
Und roch süßer als der Gin.

Er jedoch genoß es nicht,
Goß den Gin ihr ins Gesicht,
Zahlte und erhob sich schwer,
Sie ging lockend hinterher.

Aber nein, der harte Mann
Nahm ihr gutes Herz nicht an!
Dacht' der fernen Braut indes
Und verbat sich weiteres.

Doch sie sprach: „Es tut mir leid . . .“
Streifte ab ihr seidnes Kleid
In der nächtlichen Natur,
Verhüllt von der Nelke nur.

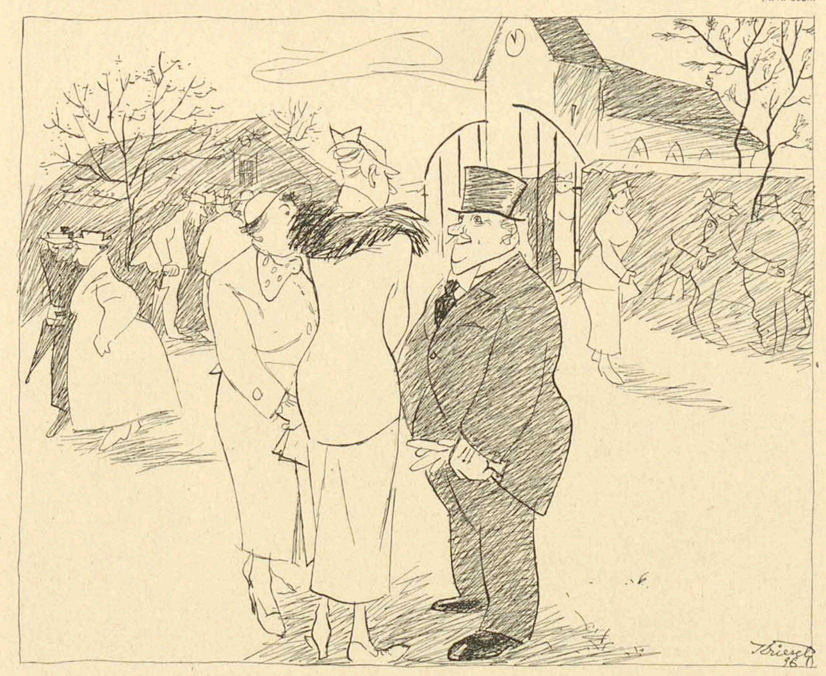
Ach, da ward dem Armen schwül.
„Bin ich denn ein Besenstiel?“
Schrie er. Aber sie entwand
Sich ihm aufwärts und entschwand.

Hoch am Himmel steht ein Stern,
Nelkenschön, doch allzufern.
Der rief durch die hohle Hand:
„Hast du mich denn nicht erkannt?“

Ja, gekrönet wird nur, wer
Der Versuchung bleibet Herr
Und sich nicht vergißt, vergißt,
Selbst, wenn es verlockend ist!

Vaterstolz

(R. Kriesch)



„Na, Herr Maier, Ihnen hat ja der Osterhase was Kleines gebracht!“ — „Naa, naa, Frau Baurat, da bin scho i selber schuld!“

Höllenschmerz

(E. Schilling)



„Verflucht, mit unserm alten Herrn ist nicht mehr zu spaßen! Seit er das Ergebnis der deutschen Volkswahl weiß, kriegt er andauernd Wutanfälle."

München, 19. April 1936 Preis 60 Pfennig 41. Jahrgang Nr. 4

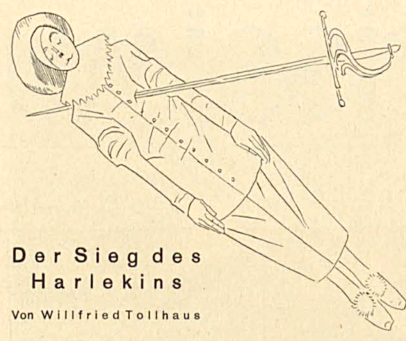
SIMPLICISSIMUS

Die frische Luft

(Wilhelm Schulz)



„Bonjour, Monsieur Flandin!“ — „Türe zu, hier zieht's!“



Der Sieg des Harlekins

Von Willfried Tollhaus

Zeichnungen von Olaf Gulbransson

Eine verwegene Bande von Komödianten warb im Frühjahr 1753 um die Gunst der Stockfischhändler von Honfleur an der Seinemündung, die im Rufe standen, sie hätten in ihren Geldtaschen starke Magnete eingebaut, damit die Kupfer- und Silbermünzen nur sehr schwer von ihnen selber herausgenommen werden könnten. Es erwies sich bald, daß ihnen die Spiele, in denen es rauh zuging, die liebsten waren. Je mehr geprügelt und gestochen wurde, desto heftiger klatschten sie Beifall. Der Prinzipal der Truppe verkaufte im Nebenamt das berühmte Mithridat, eine kunstvolle Latwerge, die alle Krankheiten heilen und selbst den Tod vertreiben sollte. Damit hielt er seine Künstler, eine seltsame Gesellschaft von Lebensschiffbrüchigen und Schwärmern, über Wasser.

Eines Abends, als es auf der Bühne wieder sehr heftig zuging und unter den dröhnenden Ermunterungen der Stockfischhändler die blanken Degen blitzten, sprang der Harlekin, der viel Mühe hatte um in diesem Ensemble nicht ganz überflüssig zu sein, zwischen die Fechtenden und rief ihnen zu: „Chevaliers, die Gage ist zu schmal, um dafür zu sterben!" Da fuhr ihm eine Klinge aus Versehen in die Brust und machte sein Herz sofort still. Man glaubte, es gehöre zum Stück, daß er hinfalle und die andern bestürzt aufschrieen, und forderte stürmisch, als der Vorhang fiel, die Wiederholung der Szene.

Der Latwergenhändler hatte Mühe, das Haus leer zu bekommen, ohne diesen Wunsch erfüllt zu haben. Für ihn war die Lage darum so beschwerlich, weil sich ja nun hätte erweisen müssen, ob sein Mithridat ein Kraut gegen den Tod sei!

*

Auf der engen, roh zusammengeschlagenen Bühne umstanden und umknieten inzwischen die Komödianten den Harlekin, der seinen einzigen Beifall in Honfleur so teuer bezahlt hatte. Es wurde manches gute Wort über ihn gesagt, und allerlei Tränen tropften nieder auf sein buntes Gewand. Dann beschloß man, für das letzte Geld, das sich aufbringen ließ, einen Sarg zu kaufen, um den Kameraden christlich zu bestatten. Inzwischen hob man ihn auf die Bahre, die eines der meistgebrauchten Requisiten war, und deckte ihn mit dem abgeschabten Königsmantel, auf dem goldene Papiersterne blitzten, artig zu.

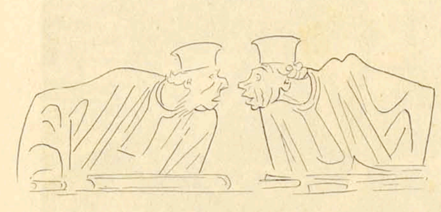
*

Am kommenden Morgen ging eine Deputation der Komödianten zum Pfarrhaus, um das Begräbnis zu regeln. Der Pfarrer, der schon oft von der Kanzel herunter gegen die Sünde der Schauspiele gewettert hatte, hielt sie in weitem Abstand von sich und gab mit harter Stimme den Bescheid, daß ein Harlekin niemals würdig sei, neben braven Stockfischhändlern begraben zu werden. Man möge ihn verscharren, wo man wolle! Auf seinen Friedhof komme er nicht. Den Abgewiesenen blieb nichts übrig, als das Recht zu beanspruchen, das vom Parlament allen gegeben war, denen die Priester die Erfüllung geistlicher Pflichten verweigerten, und beim weltlichen Gericht zu klagen.

Solch ein Prozeß aber währte Wochen, und die konnte man nicht in der Gesellschaft des guten Harlekins unter den, ach, so beengten Wohnverhältnissen verbringen, sofern er nicht wie ein Großer der Erde einbalsamiert würde. Aber unter den mannigfachen Berufen, die von den Komödianten früher ausgeübt worden waren, gab es auch den eines Arztes. Dieser verpfuschte Äskulap behauptete, es sei jederzeit seine Art gewesen, mit Toten geschickter umzugehen als mit Lebendigen. Darum könne er den stummen Kollegen wohl so herrichten, daß er sogar den längsten Prozeß überdaure, ohne lästiger zu werden als ein Lebendiger. Wo aber sollte man die dazu nötigen Mittel hernehmen? Der Prinzipal stellte nun zwar die Ingredienzien für seine Latwerge zur Verfügung, das aber genügte nicht. Schließlich meinte der Chirurgus von ehedem, es ginge wohl auch, wenn man viel Salz verwenden könne. Salz aber war teuer, denn eine sehr große



Steuer lag darauf, und Geld ließ sich nach der großen Ausgabe für den Sarg nicht mehr auftreiben. Da kamen die Frauensleute der Truppe, die immer in solchen Dingen findiger waren, auf den Gedanken, alle Mitglieder der Bande sollten an den Hafen gehen und bei den Stockfischschiffen das Salz einsammeln, das immer beim Transport von Bord ans Land verloren ging. Man stimmte zu, machte sich auf und hatte am Abend so viel Stockfischsalz im Hause, daß man das schwere Werk damit leicht ausführen konnte.
Bald erwies sich, daß der Komödiant, der es unternahm, ein Meister in seinem Fache war. Harlekin lag in seiner bunten Tracht, geruhig, als schliefe er, in seinem Sarg und störte niemand, es sei denn, daß seine Freunde, wenn sie um ihn herumsaßen, etwas an Stockfische gemahnt wurden, was ja in Honfleur nichts Ungewöhnliches war.
Alles wäre gut gegangen, ja man trug sich bereits mit dem Plan,



an diesem unversehrten Toten die Kraft des Mithridat öffentlich zu beweisen, wenn nicht das Salzamt von der unerlaubten Verwendung des Stockfischsalzes Wind bekommen hätte. Stockfischsalz war Konterbande. Die Komödianten hätten sich das besteuerte Salz für ihre Zwecke kaufen müssen. Da sie es nicht getan hatten, wurde ihnen eine erschreckend hohe Strafe auferlegt und das corpus delicti, der stille Harlekin, beschlagnahmt und von den Dienern des Salzamtes in einen königlichen Salzschuppen gebracht.
Nun waren alle Stationen des tragbaren Leides von den Komödianten passiert. Sie beschlossen, Honfleur ohne Abschied des Nachts zu verlassen. Eines Morgens erwies sich, daß nichts von ihnen zurückgeblieben war als der tote Kamerad, der sich in der Hut des königlichen Salzamtes befand.
Der Herr Amtmann ordnete an, daß der Prozeß um des toten Harlekins willen nun im Namen des Salzamtes gegen den Pfarrer geführt werden solle. Dessen Advocatus bestritt, daß dies rechtens sei, weil das Salzamt weder zu den Verwandten noch zu den Berufsgenossen des Verblichenen gehöre. Es habe also keine Vollmacht für das Verfahren. Der Advocatus des Salzamtes arbeitete sofort eine Gegenschrift aus, in der er ausführte, warum jeder Franzose berechtigt sein müsse, die ordentliche Beisetzung jedes andern Franzosen, sofern dieser tot sei, zu verlangen. Worauf die Gegenseite die ungeheuren Folgen solchen Rechtes, durch die der Staat leicht zerstört werden könnte, dartat.
Es ergab sich also, daß hier eine Aussprache über wichtige Rechtsfragen eröffnet war, die auf Jahre hinaus kaum zum Abschluß kommen würde. Da nun der Herr Amtmann einen ausgebildeten Sinn für das Praktische hatte, ließ er den Sarg des Harlekins eines Morgens, als der Pfarrer die Messe las, in dessen Wohnung tragen und dort im Hausflur niederstellen. Nun mochte der hochwürdige Herr sehen, wie er die Sache zu Ende bringe.
Als der Pfarrer in sein Haus zurückkam, geriet er zunächst in eine große Wut, saß ein paar Stunden am Schreibtisch und machte eine Anzeige beim Gericht, in der er ersuchte, der Herr Salzamtmann möge angehalten werden, den Sarg sofort wieder abzuholen.
Schließlich beruhigte er sich, und nachdem er im Brevier gelesen hatte, kam ihm der Wunsch, diesen Harlekin, von dem gesagt wurde, er sehe aus, als lebe er noch, sich doch mit eigenen Augen einmal zu beschauen. Er wartete dafür die Zeit der Dämmerung ab, in der er allein im Hause war, zündete Lichter an und öffnete den Sarg.
Da lag Harlekin in seiner bunten Tracht, als schliefe er und träume von irgend etwas, das er unsagbar lächerlich fand. Wahrhaftig, nur so ließ sich das Lächeln deuten, das auf seinem Gesicht lag! Je länger es der Pfarrer besah, desto stärker wurde sein Groll. Dieser Hanswurst schien ihn auszulachen! Schließlich schlug er mit der Faust auf den Sargrand und schrie: „Ich verfluche dich!" Da begannen infolge der Erschütterung alle Glöckchen am Kleide des Harlekins zu läuten, als ob er lebendig geworden sei und sich noch mehr lustig mache als vorher. Dies war ein so ungeheurer Eindruck für den Pfarrer, daß er die Sinne verlor und wie tot über den Sarg stürzte. Dort blieb er liegen, bis ihn seine Wirtschafterin fand. Sie brachte ihn zu Bett, gab ihm Arzneien gegen das Fieber, das in ihm war, und verließ ihn erst, als sie glaubte, er sei nun zur Ruhe gekommen. Aber vielleicht stellte er sich nur so, denn am nächsten Morgen fand man auf seinem Schreibtisch ein Blatt von seiner Hand, auf dem zu lesen war: „Harlekin hat gesiegt!" Er selber aber hing an einem Strick und war nun gleichfalls in keinem andern Zustand als der stille Gast, dem er die letzte Kammer verweigert hatte.

*

Die Pastores und die Magistratspersonen von Honfleur hatten jetzt keinen Zweifel mehr, daß der Teufel im Spiele sei, was ja bei einem toten Komödianten sehr nahe liege. Sie beschlossen, das Gedächtnis des seligen Pfarrers dadurch zu ehren, daß sie den Sarg des Harlekins zur Zeit der Ebbe in die Seine warfen, damit er ins Meer hinausgeschwemmt werde.
Als sie aber mit ihm am Ufer standen, wollten sie ihn doch noch einmal sehen. Wieder hob man den Deckel ab, und wieder lächelte Harlekin unendlich überlegen und spöttisch, daß Rot in die Gesichter und die wulstigen Nacken der Stockfischhändler schlug. „Ins Wasser mit ihm!" schrie der Bürgermeister. Man schloß den Sarg und warf ihn in die Flut.
Aber er ging nicht unter. Er schwamm auf den Wellen wie ein Boot, und da die See gerade das Wasser der Seine mit mächtigem Atem einsog, trieb er ruhig und gelassen hinaus in die grüne unendliche Weite, gefolgt von den großen, vom Schrecken noch immer weit geöffneten Augen der Leute von Honfleur, in deren dumpfen Hirnen eine Ahnung aufstieg, hier sei einer auf eine königliche Art bestattet worden . . .



Russisches Tempo

(E. Schilling)



„Wenn die Saat nun nicht schnell genug wächst?" — „Dann werden sie wohl auch uns wegen Sabotage des Stachanow-Planes massakrieren!"

Die Kartoffel

Von Nikolaus Schwarzkopf

Mein Dorf, ein Häfnerdorf, ist zugleich ein Kartoffeldorf und liefert weit ins Land die irdenen Töpfe auf den Herd und in die Töpfe die Kartoffel, die einfachste Speise in den einfachsten Topf. Das Dorf heißt Urberach (Ur, Bär, Ach), ist getreu seinem Namen echt urtümlichen Geistes, und da es mich mit Kartoffeln auffütterte, bin ich so wohl geraten und bin heute jeder diesbezüglichen Not gewachsen. Ich habe in der großen Welt schon über hundert Gerichte gegessen, die aus Kartoffeln mir bereitet wurden, aber ich komme mit den sieben aus, die in meiner Heimat, dem klassischen Land der Kartoffel, bekannt sind: Quellkartoffel, vom Franzosen Kartoffel im Hauskleid genannt, Röstkartoffel, Kartoffelsalat, Kartoffelklöße, Kartoffelpfannkuchen und Kartoffelgemüse.

Rund um mein Dorf striemen sich die Kartoffelfelder, hügelauf, hügelab; Mensch und Vieh wimmeln draußen herum, die Saatkartoffeln einzulegen ins Erdreich; dann birst das Erdreich, die Häfner gehen mit dem dick bestrichenen Käsebrot durch die Gassen, barfuß, voll des Glücks: Allelujah, die Flur ist in Wahrheit auferstanden. Grün wuscheln sich die Büsche in die Sonne, nach zehn Tagen blühen sie, feierlich duften diese kleinen bischofsblau angesprenkelten Blüten, dem Duft des blühenden Weinbergs wohl vergleichbar. Aus den Blüten bilden sich die Früchte, winzigen Tomaten gleich, voll von nutzlosem Gesäm: aber — o Wunder! — sie tragen das Wachstum der Knollen, die unten im Erdreich sich bilden, in sich. Wir Buben steckten diese Klicker an schwanke Gerten und schleuderten sie den Schwalben nach oder zielten auf die tönernen Männlein an den Dachnasen der Häfner, die da als letzte Reste einstiger Glaubensfurcht böse Geister vertreiben möchten, wenn solche noch unter uns weilten. Das Erdreich wölbt sich unter den Büschen, die Segnung dehnt sich; wie Schürzen, die etwas verbergen wollen, hängt sich das erschlaffende Kraut über die Wölbung.

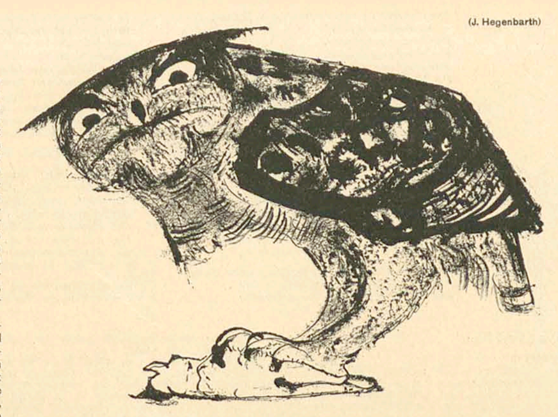
Als ich in einer hochgeistigen Stadt einen Garten gekauft hatte, ebnete ich zuerst ein Beet für meinen Liebling, die Kartoffel, ein, für meine Urspeise, meine Lebensspeise, meine Amme. Ich rodete, unverbrauchte Erde zu heben, ich gab dem Kartoffelbeet den sonnigsten Platz und durchsetzte ihn mit frischem Kuhmist, den ich aus meiner Heimat bezog. Auch die Setzkartoffeln bezog ich aus der Heimat. Ich hackte die Stufen, ich legte jedes Stück mit dem triebkräftigsten Auge nach oben und scharrte zu. Welch eine Wonne, ein Beet bereitet zu haben, daß nun der liebe Gott das Seine tun kann! Am Morgen wachte ich früher auf und stapfte, bevor die Sonne kam, die Hände auf dem Rücken, rund um mein Beet herum und ließ die Augen über die Schollen schweifen. Ein Knabe war ich, ein Knabe, glücklich war ich, glücklich! Ich roch die Heimat, ich sah sie, ich hörte sie, ich lief barfuß mit dem Käsebrot an meinem Beet umher. Ich sah nicht mehr, wer vorüberging, ich beobachtete schier jeden einzelnen Busch, sah ihn grünen, blühen, reifen, ich steckte die grünen Klicker an eine schwanke Gerte und jagte sie den Schwalben nach.

Als ich den ersten Busch erntete, welch eine Freude: aus dem Kartoffelstück, das ich in die Erde gelegt, waren siebzehn reife, runde, pralle Vollkartoffeln geworden, aus fünfzig Gramm sieben Pfund, eine siebzigfache Frucht. Hahaha! Jedermann blieb am Zaun stehen: „Sind sie dick, Mann?“ „Wieviel haben Sie am Busch, Mann?“ „Zeig mir deine Kartoffeln, und ich sage dir, wer du bist!“ „Die dümmsten Bauern haben die dicksten Kartoffeln!“ Selbst Geheimräte blieben stehen, hatten etwas auf der Zunge, wußten es aber nicht an den Mann zu bringen und guckten mich an. Redete ich sie an, dann sagten sie: „Merkwürdig, daß gerade Sie so dicke Kartoffeln haben!“ Ich entgegnete, mich ins rechte Licht zu setzen, daß ich aus dem klassischen Land der Kartoffel stamme und die Geheimnisse des Anbaus im Blut trage, und ich sagte das mit einer derbbäuerischen Freude. „Welche Kartoffel pflanzen Sie eigentlich?“ fragte ein Geheimrat, „nicht wahr, die ‚magnum bonum‘ ist nirgends mehr anzutreffen, und das war doch eine treffliche Kartoffel?“

Mir lief das Wasser im Mund zusammen, als ich an diese Frucht erinnert ward, an die ich überhaupt nur noch dachte, wenn ich ganz guten Wein trank, etwa „Binger Schwätzerchen“, diese Große, Gute! „Nein!“ erwiderte ich, „sie ist ausgestorben. Aber nicht wahr: etwas so Mehliges und zugleich Butteriges gibt es an Kartoffeln heute nicht mehr?“ Der Geheimrat lächelte; ich sah ihm an: er liebte diese Kartoffel nur des Namens wegen . . . Er schämte sich ein wenig vor dem Fachmann und ging. Mich aber beflammte dieser Name. Tatsächlich war die magnum bonum die Kartoffel meiner Jugend. Wir Urberacher, außerhalb der Kirche völlig lateinlos, ahnten, daß der Name dem Kirchenlatein entsprossen sein könnte, und ich hielt die Kartoffel deshalb für eine Speise der Auserwählten. Den Pfarrer zu fragen, was der Name bedeute, unterstanden wir uns nicht. Wir nannten die Kartoffel die Manebohne: eine Mane war ein Weidenkorb, eine Bohne war eine Bohne, eine Manebohne also ein Bohnenkorb. Ich lache heute über mein Bemühen, das Latein zu entziffern. Ich entziffere noch manchmal in eigener Weise und werde verlacht, aber ich kann's nicht lassen. Ich gucke auch manchmal zu tief und manchmal falsch. Ich hacke Kartoffeln aus und denke: wer mag diesen Namen ersonnen haben? Ein Manschettenbauer? Ein Großintellektueller? Einer, der auf dem Umweg über die Kartoffel um das Jahr 1900 herum ein Stückchen Humanismus einschmuggeln wollte, ein Fädchen aus dem großen stolzen Mantel, der allüberall schon zerschlissen war? Auf dem Kartoffelacker sind mir schon in früher Jugend seltsame Gedanken gekommen, wie das so ist. Was soll man sich scheuen, das zu bekennen: die magnum bonum war mir das letzte Boll-

(Schluß auf Seite 42)

(J. Hegenbarth)



Nächtlicher Gang

Mit einem Mädchen an der Seiten
durch eine Sternennacht zu schreiten
ist hübsch, jedoch — gestehn wir's ehrlich —
mitunter nicht ganz ungefährlich.

Das ändert sich, sind ihrer zwei
besagten Generis dabei.

Zu dem gestirnten Himmel nämlich,
der über unsern Häuptern schwebt
und zärtlich lockert, was verklebt,
gesellt sich alsbald, prompt und dämlich,
der kategorische Imperativ,
von dem Herr Kant so schön berichtet . . .

Wir sind ihm sehr zu Dank verpflichtet;
denn jetzt, gottlob, geht's nicht mehr schief.

Ratatöskr

Zurück blieb die Phrase...

Zum Teufel! Es waren schon harte Plagen —
— ein dreiviertel Jahr!
Die Bäume geschlagen,
die Schlacken getragen,
geschwitzt und geklagt und geflucht!
Die Moore entwässert,
die Wege verbessert,
neunmal versagt — zehnmal versucht — — —
Und nun steht das Werk!

Ein Sämann ging heute darüber hin,
warf vor sich das Korn, und wir wußten den Sinn:
Wir standen und schwiegen, die lange Zeit,
und gingen dann schweigend. Nun war es soweit!

Rot kreist das Blut. Wir sind jung genug!
Wir gingen ins Dorf. Zum Tanz. In den Krug.
Der Weg war geebnet und glatt lag die Bahn,
nun hatten wir Zeit; das Werk war getan,
wohl durften wir tanzen und trinken!

Da saß so ein Feister im Dorfkrug beim Wein,
der sah uns kommen und lächelte fein
und mochte wohl etwas Besseres sein.

Er griff seinen Schoppen, kam zu uns heran
und stieß hier mit dem, da mit jenem an
und saß bald bei uns im Kreise.
Es sprach der Feiste. Er sprach für drei,
vom Werken, vom Schaffen, von sonst allerlei,
von Neuland, von Bauern, vom täglichen Brot,
vom Pflügen und Säen, Blut, Boden und Not.
Er lobt' uns, sprach von Verdienst und von Würde,
wie hart doch das Leben, wie schwer doch die Bürde!
Und was wir denn nun für die Arbeit bekämen?

— Naja, nun sollten wir uns wohl schämen — — — ?

„Drei Groschen!" sagt einer, „frei Bettstatt und Brot."
Der zweite meinte: „Den Glauben, das Wissen!"
Der dritte sprach: „Ahnung vom Wollen und Müssen!"
Der vierte bemerkte: „Den eigenen Sinn,
daß Worte hernach, die Tat zu Beginn!"
Und wir sahen uns an, wir riefen es aus:
„Ja, schafften wir nur eine Garbe daraus,
uns schaffen wir brennende Herzen!"

Dann standen wir auf und gingen hinweg.
Zurück blieb die Phrase. Und die lag im Dreck!

Peter

Die Kartoffel

(Schluß von Seite 41)

werk des Humanismus (ich möchte ganz gern schreiben: Humanismusses . . .), um Deutschland zu erobern . . . unblutig und harmlos, aber immerhin eindeutig. Und daß die Kartoffel verschwunden ist und mit ihr der Name, das sehe ich in meiner kartoffeligen Freude als eine Großtat erster Ordnung an — Gott weiß, von wem vollbracht? —, beinah vergleichbar der Schlacht im Teutoburger Wald, um von späteren, an sich wichtigeren, ganz zu schweigen. Ich verwette aber meinen Kopf, daß einzig der Name diese treffliche Kartoffel aus Deutschland verdrängt hat, daß der hohe Faltenwurf, in dem sie unter uns Bauern einherging, uns ihre Trefflichkeit übersehen ließ. Ich darf ja nicht sagen: sie sei aus Deutschland verdrängt worden, denn es steht fest, daß sie nicht einmal aus Italien oder sonstwoher bei uns war eingeführt worden, sondern daß sie ein urtümlich deutsches Gewächs gewesen, eine deutsche Züchtung. Um so mehr, hör' ich sagen, verdient sie die Strafe, und ich freue mich dieses Urteils sehr. In unsere einfachen Töpfe gehört eine einfache Kartoffel, nicht wahr?

Ach, was kümmert mich das alles? Mich hat die Große, Gute erzogen: ich hab' ihr vieles zu verdanken, und ich werde das nie vergessen. Ich seh auch von der magnum bonum völlig ab, wenn ich an Lob und Dank denke, wenn ich die Kartoffel preise. Ich preise die Kartoffel, wie sie täglich milliardenhaft, mit ein wenig Wasser abgekocht, die Schüsseln des weiten Erdrunds füllt. Ich sehe im Geist eine alte Frau — die mir sehr nah gestanden —, als sie vielfach Großmutter geworden war, täglich in der Küche sitzen und gequellte Kartoffeln schälen, hundert, hundert, das macht im Jahr sechsunddreißigtausend. Ich seh sie sitzen und hör' sie auch noch singen. Wenn ich dazu kam, mußte sie das Kartoffellied singen:

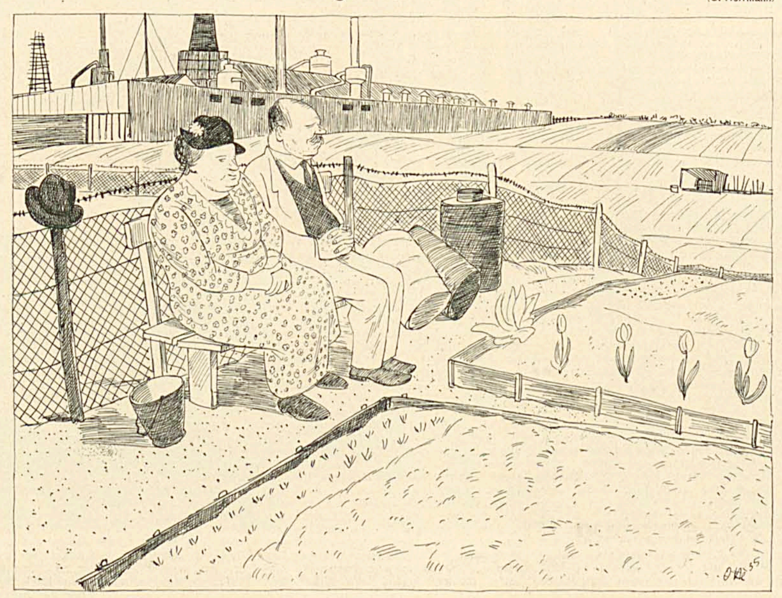
> „Franz Drake hieß der große Mann,
> der die Kartoffel uns ersann."

Das Lied hat siebzehn Strophen, ich kann nicht alles hierher setzen, obgleich es mein Leiblied ist, das Nationallied meiner Heimat, von den Lerchen über den Feldern, den Fröschen im Wiesengrund, den Tonmännlein auf den Dachnasen allzeit munter gesungen.

Franz Drake, kein Urberacher, nicht einmal ein Deutscher, ein Engländer, ein Zeitgenosse des wortreichen Shakespeare, der seiner nicht ein einziges Mal gedenkt: man kennt diese undankbaren Engländer. Nirgends haben sie dem großen Drake ein Denkmal gesetzt, dem großen Ersinner. Der ihm das Denkmal setzte, war der Deutsche. Es steht zu Offenburg in Baden, natürlich in Baden! Ohne Franz wäre mein Dorf arm geblieben, ohne Franz hätte ich mich nicht so emporarbeiten können, daß ich bis hart an die Grenzpfähle des Humanismus(ses?) gelangt wäre. Wer heute oder morgen in den Straßen seiner Stadt die Kartoffelmänner rufen hört „Kartoffele, Kartoffele!", der möge an Franz Drake denken und auch an mich. Und wenn ihm eine Speise vorgesetzt wird, deren Name ihm fremd und deren Geschmack ihm fremd, dann denke er: vielleicht und wahrscheinlich ist's ja nur eine ganz einfache Kartoffel aus Urberach, im Herzen Deutschlands gelegen, die sich da irgendeinen Faltenwurf um die Schulter geschlagen hat . . .

Auf eigener Scholle

(O. Herrmann)



„Siehste, Amalie, so ähnlich muß es im Paradies jewesen sin!" — „Ja, bloß vielleicht nich janz so jepflegt."

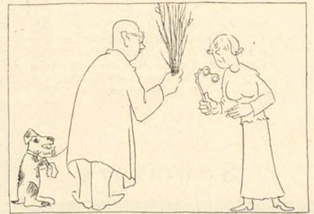
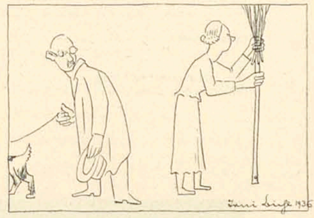
Fremdenverkehr

Er war der einzige Kurgast in dem kleinen Örtchen. Und er verstand sich mit den Einheimischen. Schon am zweiten Abend saß er im „Löwen“, und der Herr Gemeindepfleger saß neben ihm und trank auf sein Wohl. Auf einmal stand dann der Herr Schultheiß auf und hielt eine Rede, daß man nun auch einen Fremdenverkehr im Ort habe, und daß es etwas Schönes sei, wenn ein solcher Kurgast mit den Einheimischen so gut harmoniere.
Da trank alles dem Kurgast zu. Nur nicht der Seppl vom Oberhofbauern. Denn der hatte gesehen, wie der Herr Kurgast um seine Marie herumscharwenzelte, und daß die Marie ein paarmal zu entgegenkommend gekichert hatte.
Aber niemand hatte bemerkt, daß der Seppl dem Herrn Kurgast nicht zugetrunken hatte. Und es stand der Herr Gemeindepfleger auf und repetierte die Gedanken des Herrn Schultheißen über den Fremdenverkehr und brachte zum Ausdruck, daß auch er vom Kurgast einen guten Eindruck bekommen habe.
Da strahlte der Kurgast sehr und ließ ein Faß auffahren, und es gab ein allgemeines Geproste. Nur der Seppl prostete nicht mit.
Dann schlug einer vor, etwas zu singen. Und der Herr Schultheiß fragte den Herrn Kurgast, was man denn singen solle. Da verlangte er das „Rehlein“ — und alle sangen es mit und sehr laut. Nur der Seppl nicht. Weil er gerade ein frisches Glas bekommen hatte. Und man fragte den Herrn Kurgast immer wieder, und er schlug die „Müllerin zu Schaffhausen“ vor und das schöne Lied vom Specksalat.
Aber beim „Specksalat“ sangen nicht mehr alle mit. Und als dann die roten Würste kamen und der Kurgast allein einen Teller mit Besteck verlangte, da entstand unten, wo der Seppl saß, ein Gebrumm. Und der Kurgast hörte einen sagen, daß andere Leute auch nicht besser seien als die Einheimischen, und daß keiner ein Besteck brauche, wenn sogar der Herr Schultheiß die Wurst so in die Hand nehme. Und einer bemerkte bissig, überhaupt wisse man selber, was man singen wolle, da brauche man keine Hereingeschmeckten. Und der Seppl schrie, gewisse Herrchen sollten sich nur nicht zu mausig machen, und er danke für den Fremdenverkehr, wenn er in seinem Gehege vor sich gehe.
Da kam der Wirt langsam hinter seinem Schanktisch hervor und bat den Kurgast, das gespendete Faß Bier zu begleichen. Dann geleitete er ihn vorsorglich bis an die Tür. Da sah der Kurgast, daß ein paar die Kittel ausgezogen hatten. Und er sagte: „Es ist sehr heiß hier drin“ und wischte sich den Schweiß ab. Aber man beachtete ihn schon nicht mehr. Denn die Kellnerin brachte eben eine neue Runde.

Das Präsent

(Toni Bichl)



Der andere Mensch

Bim borgt, wo er kann.
Schon geht ihm jeder aus dem Weg.
Gestern kam er wieder: „Können Sie mir nicht zehn Mark leihen?“
„Zum Versaufen, was?“
„Nein. Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden!“
„Ein anderer?“
„Ja. Ein völlig anderer Mensch.“
Der Mann mit dem Geld bedauerte: „Ihnen hätte ich vielleicht die zehn Mark gegeben. Sie kenne ich — aber den völlig anderen Menschen kenne ich nicht, dem borge ich kein Geld!“

*

Kindermund

In einer belebten Straße Stuttgarts geht in der warmen Frühlingssonne eine Frau, an der Hand ein vierjähriges, munter plauderndes Mädchen. Es ist schon mächtig Frühling. Auch die Kleine weiß davon, und als sie an einer mit vielen farbigen Plakaten beklebten Litfaßsäule vorbeikommen, ruft sie plötzlich: „Mutti, hier blüht schon eine Plakatsäule!“

*

Ich rufe meinen Buben: „Komm mal her, Hans! — Du hast die Flasche mit Himbeersaft ausgetrunken!“
„Ach, Mutti“, sagt er, „ich wollte dir so gern eine Freude machen; ich hab' doch gedacht, es sei die Flasche mit Lebertran!“

Rechthaberei

Ein Herr aus Norddeutschland, Direktor eines Museums, besucht die schöne Hauptstadt des Schwabenlandes. Er will sich die Stuttgarter Gemäldesammlung ansehen. Am Eingang zückt er seinen Ausweis, der ihm freien Eintritt in alle Museen gewährt. Aber der Kontrolleur behauptet: „Der gilt nit!“

„Doch, der gilt!“, sagt der Fremde.

„Der gilt hier nit!“

„Aber hören Sie, der Ausweis gilt für alle Galerien in Deutschland!“

„Noi, der gilt nit!“

„Aber lieber Mann, ich bin selbst Direktor eines Museums; ich werde doch wissen, ob der Ausweis gilt oder nicht!“

„Ha no, wenn i sag, der Ausweis gilt nit, na ischt's halt so. Der gilt hier nit!“

Dem Fremden wird die Sache zu dumm: „Gut, dann zahle ich eben!“, sagt er ärgerlich.

„Noi, des ischt nit nötig“, antwortet der Widersacher, „heut' ischt freier Tag!“

*

Lieber Simplicissimus!

Bögel besuchte die Witwe X. Man hatte ihr einen Moment vorher die Versicherungssumme für den lieben Verstorbenen ausbezahlt, und Bögel wollte ihr deshalb etwas Zartsinniges sagen und meinte: „Es muß doch furchtbar sein, ein paar Tage nach dem Tode des Gatten kalt und nüchtern fünftausend Mark auf den Tisch gezählt zu bekommen; als ob eine solche Summe ein Ersatz für einen lebendigen, geliebten Menschen wäre!“

„Da habe Se ganz recht“, schluchzte die Witwe unter Tränen, „ich hab' ihm aber immer g'sagt, er soll mit zehntausend Mark 'reingehen.“

*

In ihrer wort- und gestenreichen Art schildert Frau Neureich einer Kaffeeschwester, was sich am Abend zuvor Schreckliches begeben hat: Einbrecher haben die wohlgefüllte Speisekammer heimgesucht und sind mit reicher Beute unerkannt entkommen.

„Stellen Sie sich vor . . .“, berichtet sie aufgeregt, „wir saßen gerade beim Abendbrot und aßen unsere Suppe . . .“

„Aha“, fällt ihr die kluge Freundin ins Wort, „dann hat allerdings keins von Ihnen die Einbrecher hören können . . .“

Fundstück

Die „Deutsche „Juristen-Zeitung“ gibt in ihrem letzten Heft eine Reihe von Urteilen wieder, die in jüngster Zeit zur Reichsstraßenverkehrsordnung ergangen sind, u. a.:

„Vom Kraftfahrer kann verlangt werden, daß er bei Regenwetter ständig aussteigt und um die immer erneute Reinigung seines Kennzeichens bemüht ist.“

Neid

In der Herberge zur Heimat übernachteten sie. Am Morgen gähnte der eine: „Ich war im Traum in Neapel!“ Brummte der andere mißgönnerisch: „Du hast es gut! Du kommst viel 'rum!“

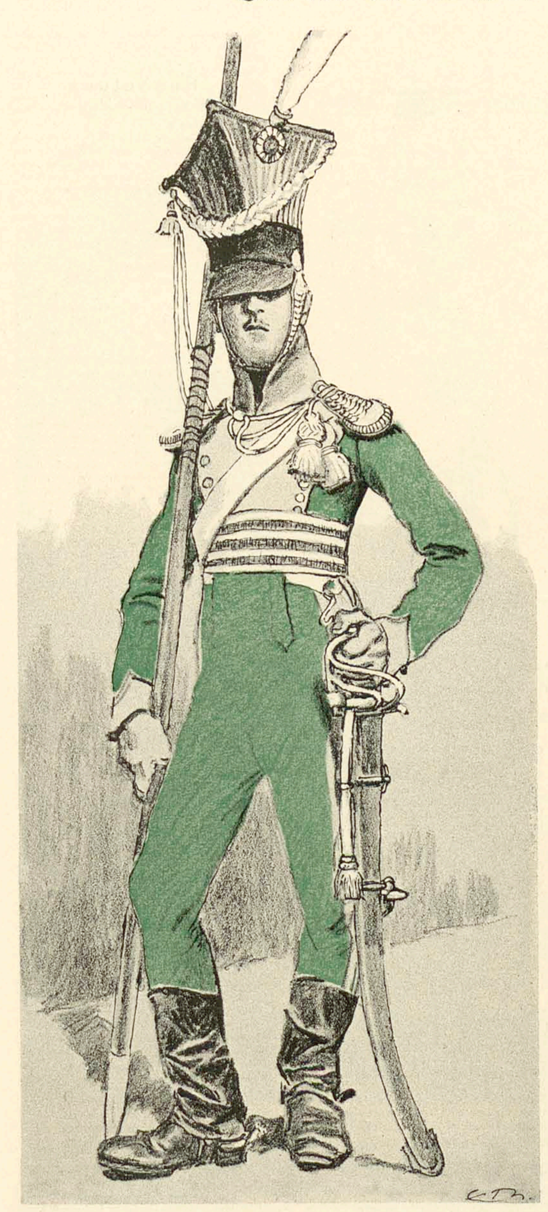
Schmiere

(R. Kriesch)



„Ziemlich egal, Kleines, ob wir unsere Rollen beherrschen! Jetzt im Frühling, wo die Eier alle frisch sind, haben wir wirklich nichts zu befürchten!“

Der ein Reiter war . . .



Von Anton Schnack

Zeichnung von E. Thöny

Der ein Reiter war
1814 bei den bayrischen Ulanen,
Im Geschlechterbuch der Ahnen
Glänzt er farbenwunderbar.

Sein Gesicht ist schwarz und schmal,
Knapp gehalten von der Schuppenkette.
Silbern blitzt die Epaulette.
War er nicht ein Gott aus Sturm
und Stahl?

Weiß-blau weht das Fahnentuch,
Auf dem Tschako züngelt die gebuschte
Feder.
Herrlich duftete der Mann nach Pferd
und Leder.
Im Soldatenmund brennt noch der
Fluch.

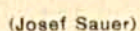
Am Soldatenmund tropft noch der Wein,
Tropft das Bier der Vorstadtkneipen.
Sonntags tat er bei den Mägden
bleiben.
Und es wurden viele sein.

Der ein Reiter war,
Heubeseligt von den Dorfquartieren,
Hinter Garben schlafend, aufgestellt
zu vieren,
Liebte das Verweg'ne der Gefahr.

Straffes Mannsgesicht,
Rotgegerbt von bösen Regengüssen,
Pulverschwarz von Karabinerschüssen,
Tot bist du noch nicht!

Irgendeiner hat dein Blut:
Warum liebe ich den Wieherschrei
der Pferde?
Warum liebe ich den Morgendampf
der Erde?
Warum bin ich Bauernmägden gut?

Resignation


(Josef Sauer)



„Dös Frühlingslüfterl, dös Frühlingslüfterl! Spür'n Sie 's net, Herr Medizinalrat?" — „In meinem Alter, Herr Huber, steht man sozusagen an einer windg'schützten Stell'."

„Wolga, Wolga . . ."

Aus den Pechgeschichten von Michail Soschtschenko

Ich möchte euch eine kleine Pechgeschichte erzählen. Das Pech dabei bestand darin, daß eine Gruppe von Urlaubsfahrern eine moralische Erschütterung erfuhr infolge eines Mißverständnisses. Paßt auf, wie es zuging. Wahre Begebenheit!

Es war in den ersten Jahren nach der Revolution, als das Leben anfing wieder in normale Bahnen zurückzukehren. Auf der Wolga begannen fabelhafte Dampfer zu verkehren, mit erstklassigen Kabinen und warmer Küche. Da geschah es, daß eine Gruppe von sechs Büroangestellten (darunter ich) an die Wolga fuhr, um auf dem Lande ihren Urlaub zu verbringen.

Alle hatten uns zu einer Wolgafahrt geraten. Da könne man sich fabelhaft erholen. Die Natur, die schönen Ufer, das Wasser, das gute Essen, die schönen Kabinen! Und also fuhr die Urlaubergruppe, müde sozusagen vom Gedröhn der Revolution, an die Wolga zur Erholung.

Wir erwischten einen wunderbaren, erstklassigen Dampfer, benannt „Genosse Penkin". Wir begannen uns zu interessieren, wer der Genosse Penkin war. Man sagte uns: es heiße, er sei ein Matrose auf einem Frachtschiff. Uns war eigentlich alles gleich, und so fuhren wir denn auf diesem unbekannten Genossen.

Wir kamen nach Samara. Die ganze Gruppe ging an Land, die Stadt anschauen. Wir schauten sie an. Plötzlich hören wir irgendein Signal. Einer von uns sagt: „Der Fahrplan ist jetzt sehr ungenau. Unserm ‚Penkin' fällt es ein, und er geht uns davon. Gehn wir zurück!"

Obwohl wir noch kaum etwas von der Stadt gesehen hatten, gingen wir zurück. Wir kommen zum Landesteg, schauen — unser „Penkin" ist schon weg. Abgefahren. Großes Geschrei und Gejammer. Einer von uns schreit: „Ich habe meinen Paß in meiner Hose gelassen!" Andere schreien: „Und wir haben unser ganzes Gepäck auf dem Schiff, und das Geld! Was sollen wir jetzt machen? Scheußlich!" Ich sage: „Steigen wir in diesen Retourdampfer und fahren wir zurück!" Denn am Steg hält soeben ein Wolgadampfer mit Namen „Blitz".

Mit kläglicher Stimme fragen wir das Publikum, ob der „Penkin" schon lang abgefahren sei, vielleicht könne man ihm am Ufer nachlaufen? Das Publikum sagt: „Warum nachlaufen? Da steht er ja, der ‚Penkin'! Bloß heißt er jetzt ‚Blitz'. Das ist der ehemalige ‚Penkin'. Man hat nur den Namen übermalt."

Da freuten wir uns riesig. Wir stürzten uns auf unsern Dampfer und gingen bis Saratow nicht mehr herunter, aus lauter Vorsicht. Unter anderm fragten wir den Kapitän nach dem Grund dieser merkwürdig eiligen Umbenennung. Der Kapitän sagte: „Ja, wissen Sie, dieser Name war dem Dampfer irrtümlich gegeben worden. Unter der Frachtschiffmannschaft gibt es einen gewissen Penkin, aber er hat die in ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllt. Er steht zurzeit vor Gericht wegen Überschreitung seiner Befugnisse. Und uns hat man telegraphiert, daß wir das Schiff umbenennen sollen. Jetzt haben wir's ‚Blitz' genannt." Wir sagten: „Ach so!" und lächelten gleichgültig.

Als wir nach Saratow kamen, stieg unsere Gruppe aus, die Stadt anzuschauen. Auch da blieben wir aber nicht lang an Land. Wir kauften uns nur Zigaretten in einem Kiosk und schauten ein paar Gebäude an.

Wie wir zurückkommen, sehen wir abermals — unser „Blitz" ist weg. Und an seiner Stelle steht ein anderer Dampfer. Natürlich erschraken wir diesmal nicht mehr so arg wie in Samara. Wir dachten: eine Chance gibt's! Vielleicht haben sie wieder den Namen übermalt. Trotzdem erschraken einige von uns heftig.

Wir liefen näher und fragten das Publikum: „Wo ist der ‚Blitz'?" Das Publikum sagte: „Da steht der ‚Blitz'. Früher ‚Penkin'. Jetzt, von Saratow an, heißt er ‚Korolenko'." Wir sagten: „Wie sie nur die Farbe nicht reut?" Das Publikum sagte: „Fragen Sie den Bootsmann!"

Der Bootsmann sagte: „Ja, es ist ein Gefrett mit dieser Umtauferei. Den Namen ‚Penkin' haben sie uns aus Versehen gegeben. Und was ‚Blitz' betrifft, das ist ein wenig aktueller Name. Sozusagen prinzipienlos. Blitz, das ist eine Naturerscheinung. Es gibt dem Verstand nichts und nichts dem Herzen. Und dem Kapitän haben sie eine Nase dafür gegeben. Darum hat man's übermalt." Da freuten wir uns, sagten „Ach so!", setzten uns auf den Dampfer Korolenko und fuhren los.

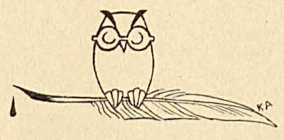
Der Bootsmann kam nochmal und sagte: „In Astrachan dürfen Sie nicht erschrecken, wenn Sie vielleicht noch mal einen anderen Schiffsnamen sehen." Wir meinten: „Das wird wohl jetzt kaum mehr passieren, wo er ‚Korolenko' heißt."

Unsere Fahrt nach Astrachan ging im ganzen glatt vonstatten. Und von da reisten wir auf dem Trockenen weiter. Das weitere Schicksal des Dampfers blieb uns daher unbekannt. Man kann aber kaum zweifeln, daß er nun seinen Namen behielt. Für ewige Zeiten. Und zwar deshalb, weil Korolenko selbst schon lange tot ist und sich infolgedessen nichts mehr zuschulden kommen lassen kann, was seine hohe Bedeutung herabsetzt. Penkin dagegen ist lebendig, und darin bestand sein großes Pech, das diese Umbenennung herbeiführte.

Wenn man das betrachtet, besteht also das Pech meistens gewissermaßen darin, daß die Leute lebendig sind. Nein, Verzeihung, es ist gar nicht einfach, zu sehen, worin der Kernpunkt des Pechs beruht. Auf der einen Seite scheint es, wie gesagt, ein Vorteil zu sein, wenn man nicht mehr lebendig ist. Anderseits aber, sozusagen, danke ich dafür schönstens.

Gewissermaßen bedrohen hier den Menschen Unannehmlichkeiten von zwei Seiten.

(Aus dem Russischen von Rolf Grashey)



Kleine Bemerkungen

Muß es Sterbliche nicht traurig stimmen, wenn sie sehen, wie kurz selbst bei manchen Leuten die Unsterblichkeit ist?

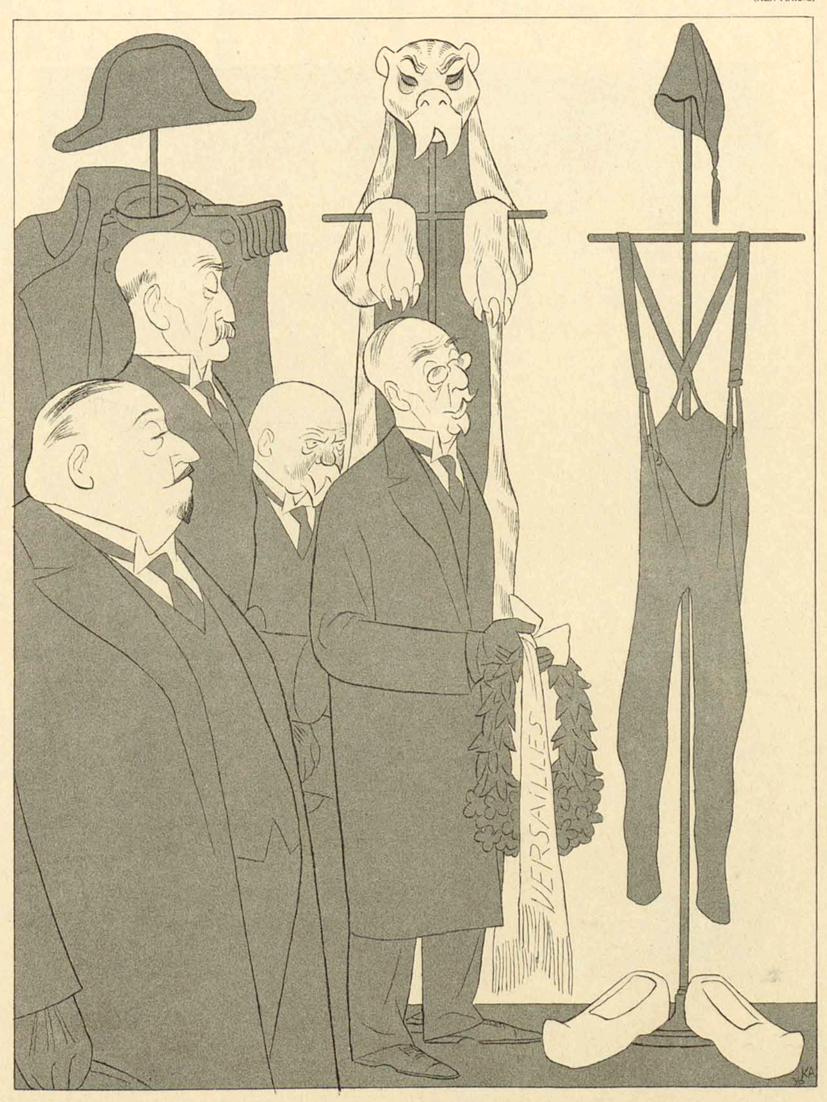
*

Nur sehr wenige Menschen sind ganz bei Besinnung. oha

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● DA. 12193 I. Vj. Pl. 3 ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Pariser Musée diplomatique

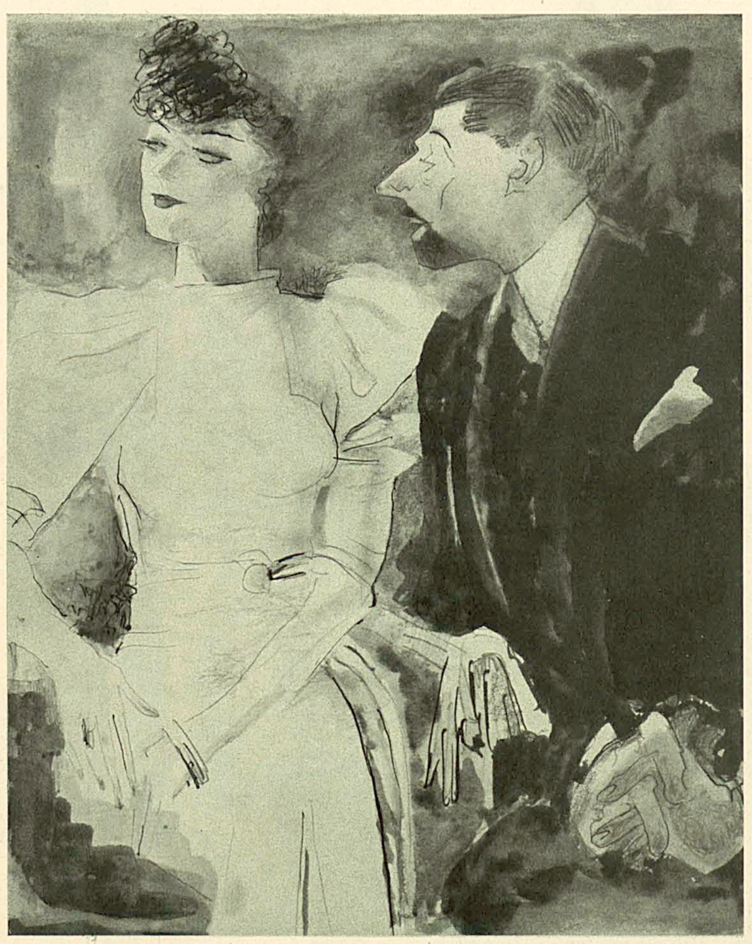
(Karl Arnold)



„Messieurs! Am Symbol der Erinnerung an unsere glorreiche Reparations-, Repressalien- und Besatzungs-Politik in und gegen Deutschland legen wir einen Trauerkranz nieder! Monsieur Michel ist leider jetzt Sankt Michael geworden."

Hochbetrieb

(Paul Scheurich)



„Mon ami, deine ewige Politik hängt mir zum Halse heraus, du hast ja überhaupt keine Zeit mehr für mich!" — „Mais, ma chère, es geht nicht anders — die Gefahr des Friedens ist momentan zu groß!"

München, 26. April 1936 Preis 60 Pfennig 41. Jahrgang Nr. 5

SIMPLICISSIMUS

Zwei Welten

(E. Schilling)



„Das französische Volk will Frieden und Brot, ihr Herren Diplomaten und Generäle!" — „Köstlich! Und wir sollen dafür wohl brotlos werden?"

Die singenden Sümpfe

Von Werner Helwig

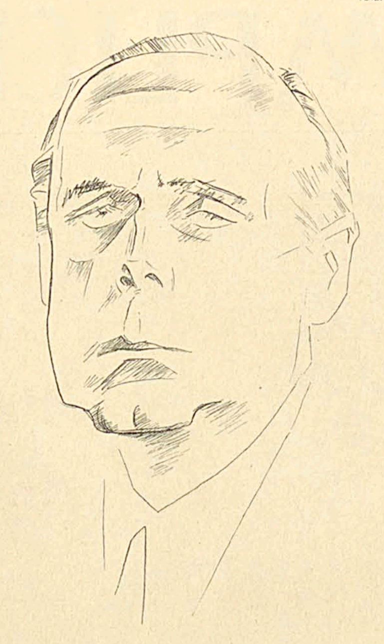
Lohmann war beim Erzählen.
Die Lauscher hörten nicht mehr die kleinen brodelnden Geräusche der Kneipe. Um Lohmann herum war ein Raum von Stille entstanden, in den seine fast geflüsterten Worte deutlich und einzeln fielen. Er hob sein langes Haupt, sah sich um wie nach einem unliebsamen Horcher und fuhr dann fort:
»Also die Einsamkeit und Verrufenheit dieser lappischen Sümpfe zog uns an. In Arjepluog trennten wir uns von den Kameraden. Versehen mit einer Bleistiftskizze unseres zwölf Stunden langen Umwegs, versehen auch mit Warnungen, guten und bösen Wünschen tippelten wir munter in die Gefilde der lappischen Dämonen und Geister.
Der Morgen war von grüner Kühle. Angenehm träge vor innerer Heiterkeit zogen wir hügelauf und hügelab. Dann landeten wir langsam im Mittag. In einer tiefen Mulde gerieten wir in eine Schicht von Schweigen, die uns Herzklopfen verursachte. Es war ein gleichsam schal gewordenes Schweigen; eines, das hier seit Jahrhunderten lagerte. Wenzel sagte, er könne kaum mehr atmen. Mir ging es ähnlich.
Mit einem merkwürdig hohlen Druck in der Brust trugen wir uns vorwärts. Summend floß tiefe Müdigkeit ins Hirn. Plötzlich gab es unweit ein Geräusch. Wir schraken beide auf. Mit Wellen überlief es uns. Diese verzauberte, verwesende Luft hatte alle Sicherheit in uns erstickt. Wir waren zu furchtsamen, zaghaften Kerlen geworden. In der lauschenden Stille hörten wir nur mehr groß und hallend unser Blut rauschen.
Wenzel machte einen Witz über unsere seltsame Veränderung. Da erhob sich, von seinen Worten aufgescheucht, mit schleppenden Flügelschlägen ein großer grauer Vogel aus dem schilfigen Gras. Mit einem schrillen Ton strich er flach über dem Boden davon.
Der Busch aber schien noch mehr gebären zu wollen. Wir warteten, bis uns die Augen dumpf wurden. Dann gingen wir weiter. Wieder ein Geräusch im Busch. Wenzel warf einen Stein hinein. Irgendein Sumpftier raschelte hinweg. Wir sprangen hinterher. Schweigen. — Ein sirrendes Schweigen. — Ein mit unseren Pulsschlägen sirrendes, singendes Schweigen. —
Ich muß euch das alles so genau erzählen, weil diese kleinen, aber unheimlichen Ereignisse in uns jene krankhafte Erstorbenheit erzeugten, durch die all das Folgende möglich wurde.
Wir orientierten uns zuweilen an der Kartenskizze. Der kaum fußbreit ausgetretene Lappenpfad, vormals Renntierfährte, war umständlich gewunden. Oft gingen wir einfach geradeaus und fanden ihn dann doch gelegentlich wieder.
Von grauer, flimmernder Luft war alle Sicht verhängt. Wir gingen wie auf Kreppsohlen. Unsere Augen verwirrten sich zwischen den bunten, harten Kräutern, die allenthalben den Boden fleckten. Wenzel blieb häufig stehen, um mit der Hand ihre eigenartige Sprödigkeit zu fühlen. Zwischen den grauen Steinen, der schwarzen Erde und den faulen Holzstücken glommen sie knallrot, rötlich, dunkelrot, gelb, violett und braun. Fast erinnernd an die Farben erstarrter Lava. Sie rochen herbe und bitter wie alte Weinhefe.
Der späte Nachmittag legte uns weiche Säcke von Wärme auf die Schultern. Wenzel blieb häufiger sitzen. Er stocherte mit einem Ast die moorige Erde auf.
„Wir müssen uns beeilen", sagte ich, „es kommen hinter uns große Dämmerungen herauf."
„Wozu?" fragte Wenzel. Sein Blick war taub, — unerreichbar wie der Blick der Stein- und Baumgestalten dieser Landschaft. Ich erschrak über ihn. Aus Verlegenheit schimpfte ich: „Bist du verrückt?"
Wenzel erhob sich, sah mich ruhig an und meinte ironisch: „Vielleicht?"
Damit war die Sache erledigt. Wir schritten nun gut aus, leicht und angenehm vom Moor geschaukelt. Der schwere milchige Himmel kam tiefer. Das Dunkel richtete sich hinter uns auf mit samtener Gewalt.
„Meine Füße fallen von mir weg wie fremde pendelnde Gewichte", meinte Wenzel nach einer Weile.
„Es schadet nichts", erwiderte ich, „wenn sie nur weiter pendeln. Wir haben höchstens noch drei Stunden bis zur nächsten Lappenkote."
„In meinem Gehirn wächst so ein Geschling von nasser dumpfer Watte", sagte Wenzel.
„Du hast doch seit vorgestern keinen Lappenschnaps getrunken", erwiderte ich, „— es wird an der fauligen Luft liegen."
Wenzel schleppte sich hinter mir her. Ich merkte, daß er nicht mehr mochte, daß die Seele dieser Landschaft Gewalt über ihn bekam. Immer stärker wuchs mir dieses Gefühl im Nacken: Wenzel kann nicht mehr. Ich schleppte ihn an meinen Gedanken wie an Seilen hinterher. Bis ich spürte: meine Gedanken, die Kräfte meiner Anstrengung, glitten von ihm ab. Die Seile faßten ihn nicht mehr, er blieb zurück.

*

Wenzel blieb zurück. Damit fing es an.
„Steh auf", sagte ich, „du kannst hier doch nicht liegen bleiben."
„Warum soll ich das nicht können?", erwiderte er gereizt. Er hatte wieder den stumpfen, fassungslosen Blick. Den Blick dieser Landschaft. Ich vermochte nichts mehr über ihn. Er schien besessen. Wie schnell fallen wir auseinander, dachte ich, und wo fallen wir hin? Nicht einmal die Erinnerung an die Gemeinsamkeit vermag uns zu retten. Sie ist ins Leere zurückgewichen. —
Die prickelnde Kälte des Abends wischte mir die Müdigkeit aus den Augen. Ich ging neben Wenzel hin und her und überlegte, wie ich ihn hochbekäme.
„Wenzel", sagte ich, „wir haben höchstens noch zwei Stunden bis zur Kote."
Er höhnte mich aus: „Kannst du einen denn nicht zufrieden lassen?" Ich schwieg.
Mit kleinen sirrenden Geräuschen fiel Finsternis in die Gegend ein. Wie Scharen von großen sanften Vögeln kam es aus der hohen Luft herab. Mit toten schlafenden Augen. Fröstelnd schlenderte ich um Wenzel herum. Er lag bewegungslos.
„Mensch, mach keine Zicken", begütigte ich.
„Geh doch los", sagte er, „ich bleibe liegen. —"
Im Westen lag noch letzte milchige Helle. Aber über uns war sausende eisgrüne Nacht. Dazwischen qualmten Finsternisse. Der Wind verweste.
Neben ihm hockend dachte ich: wie eilig es die Zeit hat. Sie schüttet über alles ihren zehrenden, wehenden Sand. Auf der Bleistiftskizze war schon nichts mehr zu erkennen. Ich riß ein Streichholz an. Ich hatte plötzlich eine Wut auf diese primitive Karte, ich hatte eine böse Wut auf Wenzel. Mit einem zweiten brennenden Hölzchen beugte ich mich über ihn.
Er war eingeschlafen. Ich war ganz nah über seinem Gesicht. Es gewann gespenstisch fremde Züge im dünnen Licht. Wie eine graue plastische Mondlandschaft. Haare standen wie Draht darin herum. In diesem Moment spürte ich mein Herz bis zum Halse hinauf schlagen. Ein kaltes Bewußtsein von Gefahr überwältigte mich. Ich sprang auf und fing an zu schreien und zu rufen.
Meine Stimme verfloß in dem surrenden Schweigen. Mattschimmernde Wellen kamen heran. Bis zur Hälfte stand ich im eisigen Nebel. Wenzel lag darunter. Zugedeckt. Unsichtbar.
Ich tauchte zu ihm herab. In der kalten Milch des Nebels schwelte das Streichholz auf. Es erlosch sofort. Ich strich über

(Schluß auf Seite 53)

(Olaf Gulbransson)



Joachim von Ribbentrop

(Karl Arnold)

Randbemerkungen zum Thema Frühling

„Dös is dir so a Bazi!"

„Mir gangst!"

„Dazu gibts – –"

„Euch kimm i!"

„Ja, was is denn dös?"

stenhalter

„Ah, da legst di nieder!"

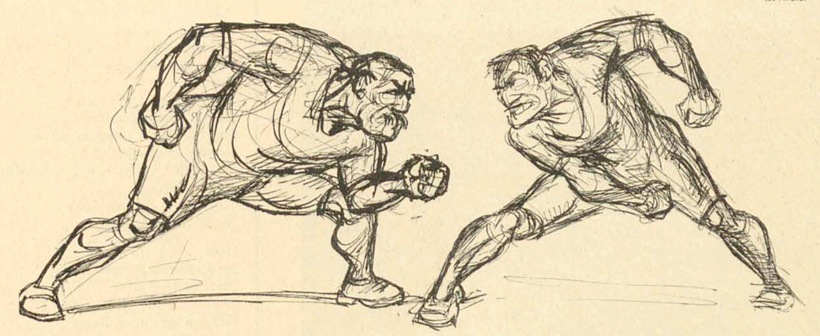
Beim Nervenarzt

(Olaf Gulbransson)



„So nehmen Sie doch Vernunft an, Marianne! Was Sie da zu sehen glauben, sind nur Gespenster." — „Vernunft? Wenn Sie mir meine Gespenster nehmen, freut mich die ganze Weltgeschichte nicht mehr!"

(J. Kreis)



Die singenden Sümpfe

(Schluß von Seite 50)

Wenzel hin. Er fühlte sich feucht und kühl an. Unter seiner Nase kam Wärme über meine Hand. Er atmete.

Erschrocken kam er hoch: „Bist du immer noch da? Hau doch ab!“

„Wenzel“, fluchte ich, „willst du denn hier verrecken, oder was ist mit dir los?“

„Natürlich will ich das“, schimpfte er und legte sich wieder hin, „laß mich doch endlich zufrieden!“

„Mensch“, sagte ich, „du bist ja vollkommen verdreht. Komm doch gefälligst zu dir. Der Sumpf hat dich vergiftet!“

Wir sahen uns nicht im Nebel. Wenzel sprach nun ins Leere hinein, dahin, wo er mich vermutete. Ich jedoch war auf der anderen Seite. Es war, als sei der Nebel gemeint, oder der Wind: „Wenn du mir jetzt ein Geschwätz machen willst von Sumpfgeistern oder von den dünnen Legenden dieses räudigen Lappen oder gar von deinen Theorien: vom Einfluß des Bodens, der Landschaft und der unterirdischen Strömungen auf den Menschen, dann schnarche ich dir sofort einen taktfesten Schlaf vor. — Geh doch weiter. Ich habe einfach keine Lust mehr. Es ist über mich gekommen: ich mag nicht mehr. Also gut. Es wird gelegentlich auch noch über dich kommen. Hoffentlich stört dich dann keiner . . .“

Ich hatte währenddem versucht, aus Dornengestrüpp und der Kartenskizze ein Feuer zu legen. Dunkelrot und vergeblich qualmte das Papier weg. Das angeröstete Gestrüpp stank. Schon schlug die Finsternis wieder über dem bißchen Licht zusammen. Es wurde ernst.

„Wenzel“, sagte ich, „wenn du jetzt nicht aufstehst, bekommst du einen Tritt, daß dir Hören und Sehen vergeht.“

„Du wirst einen Stein treffen und dir den Fuß verstauchen“, spottete er.

Ich wand mich vor Ratlosigkeit. Wie bekomme ich ihn wieder zurecht? Er hat eine Art Zustand. Er ist nicht normal zu behandeln. Es liegt an den verdammten Sümpfen. Das Gemunkel der Lappen ist nicht ohne Grund. Der Aberglaube wurzelt in geahnten Gesetzmäßigkeiten. Die Umschreibung in Geister, Dämonen und Unholde ist eine Auffassungssache der Leute.

Ich bekam heiße, trockene Augen. Es wurde bitterernst.

Ich werde ihn veräppeln, sagte ich mir, ich werde ihn durch den Kakao ziehen, bis er mir an die Kehle springt. Dann habe ich ihn hoch.

„Wenzel“, fing ich an, „das hätte ich nicht gedacht, daß du so geschmacklos werden kannst. In welchem Film hast du das gesehen, daß jemand sich aus Überdruß in die Sümpfe legte, um einzugehen? Wo haben sie dich bloß mit so romantischen Vorstellungen okuliert, Kerl? Das kommt dir wohl noch großartig vor? Du schwelgst wohl dabei in dem Gefühl heimlichen Heldentums, wie? Nachweltliches Zeitungsgeflüster über einen tragischen Tod, wie? Weißt du, dergleichen habe ich mir mal als kleiner Junge ausgemalt, genährt von Indianerschmökern und Schulpein. Aber du kommst mir damit kaum interessant vor.“

Ich lachte laut heraus, watete hin und her im Nebel. Wenn ich mich umdrehte, war es, als begegnete ich meinen vergangenen Worten noch einmal. So dicht war die Feuchtigkeit.

„Was ich den Reportern erzählen werde? Mja, er starb an überhitzter Phantasie. Die singenden Sümpfe haben ihn verrückt gemacht. Wie? Was für ein Mensch er war? Eigentlich war er keiner. Denn er brachte es fertig, seinen nächsten Kameraden, seinen treuesten Freund in einer geradezu schändlichen Weise zu verraten: nämlich er lieferte ihn der Einsamkeit aus!“

Mein Lachen zerflatterte im Nebel. Ich erkletterte einen Stein und tauchte aus der milchigen Schicht empor. Sie reichte mir jetzt bis zu den Schultern. Aber darüber hatte sich eine eisgrüne Helligkeit ausgebreitet. Ein nordlichtartiger Schimmer ging mit Lichtwellen über den Himmel. Ich hob die Hand vor die Augen. Es war so hell, daß ich die Linien erkennen konnte. Aus dem Milchsee ragten Gebüschhäupter, Steinbrocken und Hügel. Langsam, unter dem Druck großer Kälte, schien sich der Nebel zu senken.

Plötzlich war Geräusch neben mir. Ein Aufraffen. Dann tauchte Wenzels Kopf empor. Dunkel hob sich sein Gesicht vor mir ab. Das Weiße der Augäpfel glitzerte. Er machte mit den Armen Schwimmbewegungen. Er hieb sie sich wie ein Droschkenkutscher um den Leib.

„Na, hast du ausgeschlafen?“ fragte ich. Meine Worte gingen klar und deutlich durch die Luft. Ganz simple Worte, aber sie bedeckten mit ihrer nüchternen Leichtigkeit all das, was hinter uns lag. Von uns war die Verzauberung gewichen.

„Ja“, erwiderte er, „komm, wir wollen gehen!“

*

„Komm, wir wollen gehen“, sagte Wenzel: damit hörte es auf. Wir wateten im Nebel dahin und konnten den Weg nicht sehen. Wir mußten uns auf das Tastgefühl unserer Füße verlassen. Nach kurzer Zeit hatten wir die blinde Sicherheit von Tieren. Neue junge Gemeinsamkeit machte uns stark. Dann ging es merklich bergan. Der Nebel sank ab von uns, als ließe man Wasser aus einem Bassin. Dann kam ein weiter sausender Wind. Wir gingen schon lange nicht mehr auf Krepp. Der Boden war fest.

In der eisgrünen Helligkeit vor uns sahen wir schwarz ein Lappenzelt liegen, die Kote. Silbriger Rauch kräuselte von ihr empor. Von unten rötlich angehaucht. Es war der Rauch vom Nachtfeuer des Berglappen. Das rote Auge einer Luke zog uns magisch an.

Eine Weile später lagen wir gut auf Fellen. „Puris, puris“, sagte der Alte. Ein scheußlich bitterer Tee aus Renntierflechte glühte uns im Magen. Wir kauten steinhartes Rauchfleisch und Brot. Dann dösten wir. Weit in unseren Schlaf hinein reichte das Bild des eishaarigen alten Lappen. Mit sparsamsten Gebärden rauchte er seine Pfeife. Betrachtete uns. Unablässig. Steingewordene Güte. Die neugewonnene, so sehr erfüllende Gemeinsamkeit dröhnte durch unseren Traum.

Am nächsten Morgen wanderten wir zur Bahnstation. Weißer Eisregen trieb uns vor sich her.

Am Tornu Träsk zeigte sich für kurze Zeit die gewaltige Lappenporta. Schräg von Sonne getroffen. Sie bewachte den Eingang zu unserem Geheimnis. Große schieferfarbene Wolken verhängten dann die Sicht . . .«

— Lohmann schwieg. Die kleinen brodelnden Geräusche der Kneipe fanden wieder einen Ort in den Ohren der Lauscher. Wieder sah sich Lohmann suchend um. „Ich habe nämlich“, sagte er erklärend, „Wenzel versprechen müssen, niemals von der Sache zu reden. Wenzel meinte, es habe keinen Sinn, es sich oder anderen zum Bewußtsein zu bringen, wie einsam, wie ungeheuer allein und von allen Bindungen gelöst ein Mensch sich plötzlich fühlen könne. Es sei dies sozusagen eine gefährliche Angelegenheit, weil dann ein Mensch all das, was er von sich meinte, gar nicht ist, sondern etwas erschreckend Fremdes, Unfaßbares.“

Die Bibliothek

Bücher stehn um dich herum:
große, kleine, dünne, dicke,
alte, neue, pow're, schicke,
stehn herum und warten stumm,

bis die Leiter du erklimmst
und dann einem dieser Tiere
etwas geistige Wagenschmiere,
jeweils nach Bedarf, entnimmst.

Während aber allgemein,
wo ein Vorrat sich befindet,
dieser durch Konsum verschwindet,
pflegt es hier nicht so zu sein.

Wie der Ranft des Hutzelmanns,
wie der Ölkrug zu Sarepte,
der stets aus dem Vollen lebte,
bleibt ein Buch intakt und ganz.

Ist das nicht ein schöner Brauch?
Drum, o Mensch, steck' deine Gelder
in gedruckte Geistbehälter
— und die Nase möglichst auch!

Ratatöskr

Großstadtschwalben

Ganz unmöglich könnte es scheinen,
Daß Schwalben hier nisten.
Man sollte meinen,
Sie müßten
Weit, weit fortfliegen
Von diesen
Achttonnenlastzug-gerüttelten
Straßenbahn-geschüttelten
Tag und Nacht lärmdurchtobten
Kompressionspfeifen-durchgellten
Öl-, benzin-, asphalt-, teer-, gummidünstenden
Straßenschluchten
Nach einem gelobten Land
In stilleren Welten.

Aber
Sie scheinen sich gerade hier
Sehr wohl zu fühlen.
Kommen jedes Jahr im Aprilen,
Beziehen ihre alten Nester
An den Simsen, Dachrinnen, Voluten, Ziergiebeln,
Architraven, Zahnschnitten, Sägefriesen
Unserer in den neunziger Jahren
Von klassisch verputzten Maurermeistern
Errichteten Häuser,
Beschäftigen sich mit Kinderkriegen
Und fliegen — fliegen — fliegen
In blitzendem,
Flitzendem
Whiiii-itt-
Gewimmel
Über den Ausschnitt Himmel.
Bald mit Geschrei
Tief an unseren Fenstern vorbei;
Bald hoch im Blau,
So hoch, daß man sie kaum noch sehen kann.
Denn diese Tausendsapperlöter
Verstehen sich auch aufs Barometer.
Whiiii-i-i-i-iiitt!!!

Hans Seiffert

Der Genießer

Beinah war der Teller leer. Ein letztes Stück Kartoffel lag in der zähen, rotbraunen Soße. Ein Blättchen Petersilie krönte zierlich die Mitte der Halbkugel.
Der Esser kaute gründlich am vorigen Bissen herum, von dem er wohl wußte, daß er der vorletzte war.
Diese Mehlschwitze! Welch glücklicher Umstand, daß noch Weizenmehl im Küchenschrank gewesen war und daß sich noch kleine Reste von Rinderfett und Erdnußöl gefunden hatten, die durch Vereinigung mit dem Mehl und etwas saurer Milch zur vierfachen Wurzel der zureichenden Grundlage wurden!
Es wäre aber ungerecht, zu verschweigen, daß sich auch noch aus besseren Tagen eine kleine Menge von Körripuder (oder wie soll man „Curry Powder" verdeutschen?) herübergerettet hatte, in dem sich doch nicht weniger als neun oder dreizehn anregende Kräuter gegenseitig steigern — daß etwas Zitrone vom letzten Fischtag und eine halbe Sellerieknolle von der großen Suppe übriggeblieben waren — daß die Wasserleitung nicht abgestellt — daß der Salzbehälter noch nicht leergekratzt — und daß der elektrische Strom willig den Weg durch die Spulen der Pfanne gelaufen war, anstatt einfach die mürbe Masse zu durchschlagen, die früher einmal als Isolationsmaterial hatte gelten können.
Welch glückliche Umstände! wiederhole ich. Aber damit möchte ich nicht gesagt haben, daß der Esser diese Umstände jetzt im einzelnen durchgedacht hätte.
Vielmehr war ihm nun aus all diesen Umständen ein einziges Glück entgegengeblüht: die Mehlschwitze! In ihr verbanden sich die Lustempfin-

dungen, die Wärme, Kraft und Würzen zu bewirken vermögen, zu einer einheitlichen Beglückung — zum Geschmack des Reichtums. Den Einzelheiten nachzuspüren, das hätte freilich die Empfindungskraft gelähmt, aber der Esser tat das eben nicht. Er kostete den vorletzten Bissen zärtlich aus, und sein Auge hing schon am allerletzten, ohne Sorge, aber vielleicht in allem Frieden erwägend, ob er doch noch zwei daraus machen sollte . . .

Wie ärgerlich, daß dieser Genuß durch äußerliches Geschehen gestört wurde! Ich hätte gewünscht, daß der Esser den letzten Bissen mit noch gesteigertem Vergnügen und Wohlbehagen zu sich genommen, daß er dann auf seinen Bauch geschlagen, vielleicht noch eine Zigarette gefunden und sich zum Mittagsschlaf begeben hätte, um in eine bessere Jahreszeit hinüberzuschlummern.

Der Esser hatte nichts dagegen, daß an vielen andern Orten der Welt Zahlen geschrieben und Konten geführt wurden. Als jetzt die Hausglocke tönte, ließ er sich locken, an die Tür zu gehen. Leute wie er haben die Zuversicht, daß die Post ihnen rechtzeitig einen Beamten mit Geldanweisungen schickt. An der Tür war in der Tat eine blaugekleidete Amtsperson. Aber sie hielt keinen Postscheck in der Hand, sondern entpuppte sich als das, was in der Sprache städtischer Elektrizitätswerke „Abschaltmonteur" heißt. Der Esser mußte, noch mit dem Geschmack des Reichtums auf der Zunge, eine unfreudige Kunde vernehmen. Aber — es wird wohl an diesem Geschmack gelegen haben, an dem Hauch von Zufriedenheit, der den gestörten Genießer umwehte — der Abschaltmonteur bot ihm mit freundlichen Wendungen eine allerletzte Frist von vier Tagen an, binnen der er sich durch Zahlung eines schuldigen Betrages den Fortgenuß seines Stromzählers wahren könnte.

Der Esser schlug ein und konnte nach herzlichem Abschied zu seinem letzten Bissen zurückkehren.

Ja, da lag er noch, braunrot, mit einem Petersilienkrönchen auf seinem Gipfel. Der Esser setzte sich am Tisch zurecht, als ob ihm noch ein ganzes Mittagessen bevorstände, stieß dann aber ohne Schwanken seine Gabel in die Kugelkappe des Erdapfels. Noch einmal gab er sich minutenlang dem Genuß des Malmens hin; danach legte er sich wahrhaftig ohne Zigarette zum Mittagsschlaf.

Am Abend röstete er altes Brot und aß es mangels Aufstrichs mit Andacht.

Am Morgen fand er nichts Eßbares mehr im Haus.

*

Das Leben ist trivial wie ein Märchen mit happy end. Man kann sich darauf verlassen: ehe wir das Märchen vom glücklich-zufriedenen Menschen nur einmal bis zur höchsten Steigerung miterleben dürfen, jagt die Vorsehung einen Beamten ins Spiel, der das Glück hinter dem letzten Bissen verdirbt.

Mag es trivial sein! Mag es auch märchenhaft sein! Einesteils ist mir diese Gewohnheit der Vorsehung ganz lieb. Ich müßte euch sonst eine schlimme Enttäuschung bereiten. Denn soviel ist sicher: ich werde, wenn morgen früh kein Geld kommt, einfach doch wieder Schulden machen.

Dirks Paulun

Versuchung

(E. Croissant)



Lieber Simplicissimus!

Eines Tages hinterbrachte man Direktor F., daß der Lyriker X. denn doch gar zu oft im Salon seiner Frau angetroffen werde, ihr seine ätherischen Neuschöpfungen versetzend, wobei die Gefahr nahelag, daß sie sich dabei gegenseitig in träumerische Stimmungen hineinwiegten.

„Oh, des ischt net schlimm", meinte da der gemütliche Gatte, „träume könne se miteinander — wenn se bloß net miteinander schlofe."

*

Auf dem Treppenhaus erfährt man durch die dort in munter bewegten Gruppen herumstehenden Hausfrauen oft lustige Dinge, die sich die Schulweisheit eines Junggesellen nicht träumen läßt. Als ich eines Morgens ausging, hörte ich im Vorbeigehen die Frau eines Werkmeisters sagen: „Tja! Mein Mann hat sich auch immer ungewaschen ins Bett gelegt; aber seit wir die seidenen Daunensteppdecken haben, geniert er sich doch ein wenig."

Redeblüte aus dem Geschichtsunterricht

„Hätte Cäsar sich nach seinem Siege über Pompejus mit dem Besitze der tatsächlichen Gewalt begnügt und nicht nach dem äußeren Glanze eines Königs gestrebt, — er lebte noch heute!"





Das Ensemble

(Paul Scheurich)



„Was, wenn et Bockbier jibt, müss'n wa in Ledahos'n antret'n? Und darauf freuste dir ooch noch?"
„Klar, Mensch, det betracht' ick als meinen Urlaub!"

Im Frühjahr

Hingeworfen am Rande des Weges,
ganz einfach ins grüne kühle Frühjahrsgras,
lieg ich ergeben still.

Wie das schon leise summt vom wachsenden Jahr
der Pflanzen und Tiere ...

Im Felde
silbern aufglänzend
wie eine winzige Sonne: ein Pflug.
Mir klingt, als sei es nicht auf diesem Stern,
der Pferde Wiehern
und des Bauern Arbeitsruf ...

Ich bin ein Mann der Stadt,
sorgfältig verzeichnet in allen Registern.
Aber in mir wird vieles Vergangene wach,
in mir bewegen sich die Pflügerhände meiner Vorväter ...

Ich schaue zu.
Niemals werde ich die tausend Linien des Feldes
mit der gleichmäßigen Schrift von Pflug und Egge beschreiben.

Walter Bauer

Lieber Simplicissimus!

In unserem Betrieb zirkuliert die Urlaubsliste. Einer der Kollegen aber weigert sich, jetzt schon die Zeit seines Urlaubs festzulegen. Es hilft kein Zureden des Abteilungsleiters. „Nein", sagt der Kollege, „es geht nicht, ich kann noch nicht sagen, wann ich Urlaub nehme!" — „Ich muß leider darauf bestehen; das muß alles seine gewohnte Ordnung haben!", drängt der Abteilungsleiter. „So", antwortet der Kollege aufgeregt, „ich heirate aber, das ist höhere Gewalt!"

*

An einem Weiher bei dem Ort D. ist, für das ganze Jahr berechnet, eine Tafel angebracht, wonach dort Baden und Schlittschuhlaufen verboten ist. „Kümmert sich denn ein Mensch um das Verbot?", fragte ich meinen Wirt, denn ich hatte den Weiher wiederholt bevölkert gesehen. „O ja", antwortete er, „das Verbot wird brav beachtet: im Winter unterlassen die Leute das Baden und im Sommer das Schlittschuhlaufen."

*

Im Gasthaus „Zum Ochsen" ergab sich die seltene Gelegenheit, mit einem eindrucksvollen Privatauto nach dem eine Stunde entfernten R. mitfahren zu können. Leider war nur noch für eine Person Platz; ich wollte ihn einem alten Bauern überlassen, der auch nach R. mußte. Aber er lehnte ab. „Fahre no Sia", meinte er augenzwinkernd, „es macht sich für 'en Herre besser; a Bauer bleibt Bauer, au wenn 'r lauft."

*

In einer Klasse noch kleinerer Schüler kommt das Lehrgespräch zufällig auch auf den Menschen selber; und in diesem Zusammenhange fragt der Lehrer auch: „Woraus besteht denn nun eigentlich der Mensch?" Er erhält darauf mancherlei Antworten, wie: „Aus Fleisch und Blut" — „Aus Haut und Knochen" — „Aus Muskeln" — „Aus Fett". Einer meint sogar: „Aus Erde." Damit sind die Aufzählungen erschöpft. „Nichts mehr?" fragt abschließend der Lehrer und wartet noch ein Weilchen. Und wirklich, es meldet sich noch ein kleiner Bub. „Nun?" Und der Kleine erklärt: „Mei' Vader sagt, der Mensch besteht aus Not und Elend."

Ausgleich

(Wilhelm Schulz)



„Klio, auch ich habe Großes getan; trag' mich in deine Blätter ein!" — „Geht leider nicht, liebes Pfund; aber im Kilo wirst du dafür weiterleben."

Apriltag

Wolken sind herangeglitten,
Und ein Regen ist gestürzt;
Wolken sind davongeritten,
Und das Feld dampft frisch gewürzt.

Zwar: das dauert nur ein Weilchen!
Doch die Veilchen, naß und tropfend,
Drehn die Zartgesichter schon,
Und die Amsel probt den Ton.

Wieder kommt es hergeritten,
Wolkenpferd an Wolkenpferd,
Schwarze Regenmähnen schwingend,
Schnee und weißen Hagel bringend,
Der jetzt stäubend niederfährt.

Ach, die Amsel hört man nimmer,
Schnell verscheuchtes Frauenzimmer,
Das der Schneehieb gleich vertrieb.
Doch ein süßer blauer Schimmer
Noch das rauhe Weiß durchsprüht:

Das kommt von dem Veilchenvolke,
Das auf seinem Platze blieb
Und zu glänzen sich bemüht.

Oben eine weiße Wolke
Wie zerschmelzend glüht.

Georg Britting

Windhundrennen / Von Fritz Knöller

Unter den Klängen zweier Lautsprecher zogen achtundsechzig Hunde ein, lauter Whippets, typisch englische Rennbahnhunde, eine Zwischenform des großen Greyhundes und des italienischen Windspiels, Schulterhöhe vierzig bis fünfzig Zentimeter, Brust tief nach Windhundart, Bauch hochgeschürzt, Flanke schmal, Nase spitz, Beine lang und dünn, hasenpfotenähnlich die Zehen. Im ganzen gesehn eine Stromlinienform, wie sie nur die Natur mit ihren formvollen Händen zu schaffen vermag.
Das Rennen wickelte sich so ab, daß die Hunde, durchs Los bestimmt, paarweise nach einem elektrischen Hasen liefen. In einer zweiten Tour traten die vierunddreißig Sieger an, und so weiter.
Die erste Tour brachte nichts Besonderes, die zweite versprach eine erhebliche Spannung. Das Los war auf die Champions Darling und Minion gefallen.
Darling ging ab, nicht allzu rasch, schier ein wenig bedächtig, und setzte sich hinter den Hasen. Minion, von einem unaufhörlichen Zittern durchlaufen, stürzte geradezu aus den Händen der Herrin, drohte sich zu überschlagen, blieb aber auf den Beinen und riß sich nun mächtig zusammen. Sie hatte ihre Starterschwäche überwunden, holte in einem frischen Tempo auf und setzte sich vor Darling. Der Elektromonteur schaltete den dahinrasselnden Hasen auf eine höhere Tour. Die Stimmen der Minionwetter schwollen zu einem triumphalen Beifall an. Selbst solche, die auf Darling und andere gesetzt hatten, konnten ihre sportliche Bewunderung nicht zurückhalten, und allgemein fielen erregte Rufe, wie: „Minion macht's! Minion zieht nach Haus!“
In der Tat hatte sich Minion einen weiten Vorsprung gesichert. Allmählich aber konnte man sehn, wie Darling sein Tempo erhöhte, mühelos, selbstverständlich fast, und seiner Rivalin näher kam. Oder war das, weil Minion erschlaffte? Nein, ihr Tempo war dasselbe, dicht hinter dem Hasen, an dem sie gleichsam zu hängen schien.
Die Stimmung der Menge schlug um wie ein Segel, das der Wind von der andern Seite nimmt. Die Darlingwetter schossen mit einem donnernden Brüllen hoch: „Darling packt Minion zusammen! Gegen Darling kommt keiner auf!“
Der Rüde lag im Rücken von Minion. Minion mußte sein Schnaufen hören, den unerhört sicheren Wirbel seiner Läufe; sie zog nämlich an, und wieder bekundete die Menge mit rabiatem Geschrei, daß es nun doch die Hündin schaffe. Aber im letzten Bogen schien Minion dem Hasen nicht mehr so nachzuhängen, und wie der Knoten einer Transmission rückte Darling auf. In der Geraden aber entdeckte man, daß Minion immer noch führte, und angesichts des Ziels verkrallten sich die Fäuste der Minionwetter, schwappten ihre Stimmen über, erschlafften die Gesichter der Darlingwetter, versteinerten sich. Plötzlich geriet Minion ins Stolpern, überkugelte sich, blieb liegen, und während eine Fahne von Sand und Staub über ihren Leib ins Blaue verwehte, schoß Darling an ihr vorbei mitten durchs Ziel.
Minion war einem Herzschlag erlegen.
Die dritte Tour brachte ein heiteres Zwischenspiel. Devil, ein anderer Favorit, der mit einem schwachen Partner lief und eifrig an dem Hasen klebte, hielt mit einmal inne, setzte sich breit auf sein Hinterteil und heftete, weder durch den vorrollenden Partner noch durch die Rufe der Menge beirrt, seinen Blick auf den in die Ferne gleitenden Hasen. Etwas mußte ihn beschäftigen. Ein Gedanke, den er sich in seinem kleinen Hirn zurechtzulegen suchte. Die Maschine lief bereits den letzten Bogen, als Devil endlich langsam aufstand und mit zaudernden Sätzen dem Hasen entgegenlief. Ratsch! — hat er ihn geschnappt.
Ein spöttischer Beifall, eine Lachsalve durchbrachen die Entrüstungsschreie sei-

Der Lebenskünstler

(R. Kriesch)

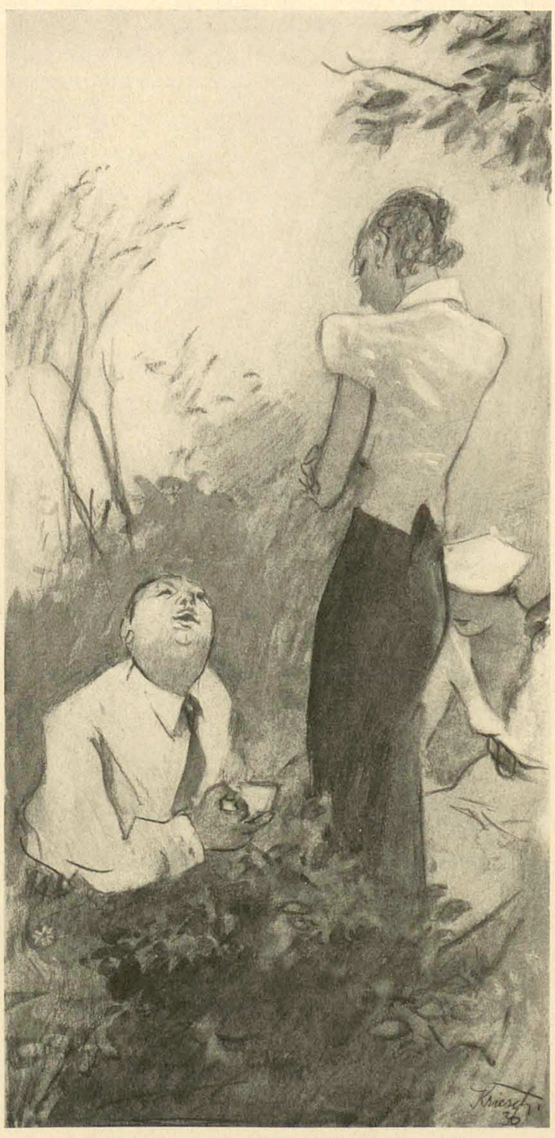
„Junge, Junge, wo bringste nur det ville Zeug her? In Arbeet darf unser Jeschäft nich ausart'n, vastand'n!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • DA. 12193 I. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

ner Partei. Devil war auf den „Dreh" der Maschine gekommen und hatte den Leuten auf ihre Kosten bewiesen, daß er doch nicht so dumm sei.
In der vierten Tour lief Darling mit Quick. Quick hatte auf mehreren Provinzbahnen gut abgeschnitten, er war ein flotter Beginner, an einen Steher wie Darling aber konnte er nicht heranreichen. Es dauerte auch nicht lange, bis ihm die Puste ausging und Darling spielend leicht aufkam. Doch Quick, auf seine Provinzlorbeeren eitel, ertrug es nicht, daß sich ein anderer vor seine Nase setzte, und suchte Darling zu rempeln. Darling wich hastig zur Seite und ließ den Partner für immer hinter sich. Am Ziel aber begann er zu hinken. Sein jähes Ausweichen mußte ihm geschadet haben.
Dazu ein weiteres Pech. Dr. Hopkins, der Arzt vom Platze, ein erprobter Kynologe, der sich vornehmlich auf Unfälle eines Hundemeetings verstand, lag krank zu Bett. An seiner Stelle bemühte sich ein Hilfsarzt um den am rechten Hinterbein lahmenden Favoriten. Hatte Darling das Unterschenkel- oder das Wadenbein gebrochen? War das Sprunggelenk ausgerenkt? Fehlte es am Mittelfuß oder an den Zehen? Konnte man Darling in den fünfzehn Minuten, die zwischen der vierten und der fünften Tour lagen, nicht nur herstellen, sondern auch startbereit machen? Fragen, die alle bewegten. Viel Geld, ungeheuer viel, stand auf dem Spiele.
Wie immer in solchen Fällen ging es der Menge zu langsam, auch schien das Kopfschütteln des Veterinärs vielen verdächtig, kurzum, man wurde ungehalten, schalt auf den „Kurpfuscher" von Arzt und rief im Sprechchor nach Hopkins. Und plötzlich rannten welche in die Telephonzellen, den kranken Doktor aus dem Bette zu holen, andere sprangen auf ihre Wagen und sausten nach der entlegenen Wohnung des Arztes. Man war erbittert, in Angst, man kannte keine Rücksicht, man hätte Hopkins sterbend aus dem Bette geschleift.
Träge, endlos krochen die Minuten dahin. Man hatte kein Ohr für die Lautsprecher, die ihre Rennplatzschlager herunterplärrten, man hatte kein Auge für die Frühlingsschau der vereinigten Modefirmen, nicht mal für die lässig tänzelnden Mannequins. Man starrte auf die Uhr, auf die Landstraße, in jedem Knattern den Wagen mit Hopkins vermutend, man stierte auf den Boden, in die Luft, man war außer sich. Ein Trost noch, daß Darling erst in der zweiten Runde zu laufen hatte. Aber die Zeit verrann, verrann . . .
Der rote Mastkorb, das Zeichen zur Eröffnung der fünften Tour, glitt hoch, Rash und Byron traten mit ihren Herren an den Start — endlich raste ein Taxi heran. Im Nu wurde Hopkins aus dem Wagen gerissen, über die Köpfe der Menge geschleppt und vor Darling niedergesetzt. Ruhig, mit geübten Fingern tastete er den Lauf des leise winselnden Rüden ab, verweilte schließlich bei den Zehen, und dann ein Ruck — die verrenkte Zehe war eingerichtet. In zehn Minuten, sagte der Doktor, in zehn Minuten, nicht eher, könne Darling wieder starten.
Was hieß das? Die Runde Rash—Byron, kaum beachtet, neigte dem Ende zu, gleich darauf, das war die Derbyregel, mußte Darling mit Gleendyne laufen. Man tobte, schalt auf den Arzt, der achselzuckend davonfuhr, die vorbereitenden Startzeichen ertönten — Darling war nicht startbereit. Über vierzigtausend Pfund, die auf Darling standen, waren verloren. Verloren einer zu spät eingerenkten Zehe halber!

Im kühlen Grunde

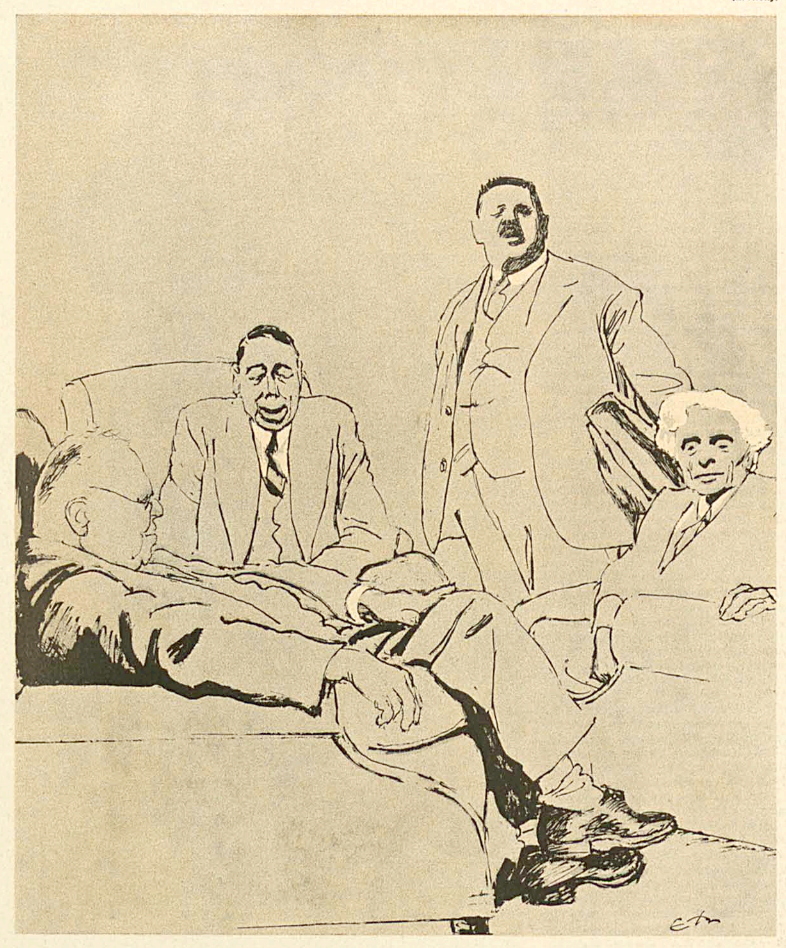
(R. Kriesch)



„So ein Picknick, liebes Fräulein Käthe, ist doch immer unerhört romantisch!" — „Ja, das kommt darauf an — vielleicht gefallen Sie meiner Freundin?"

Bolschewismus-Filiale Spanien

(E. Thöny)



„Wissen Sie, Herr Litwinow, die Sowjets sind uns ja natürlich lieb und wert — aber doch nur, wenn Deutschland zwischen uns und ihnen liegt."

München, 3. Mai 1936 Preis 60 Pfennig 41. Jahrgang Nr. 6

SIMPLICISSIMUS

Deutsche Stimmen

(Wilhelm Schulz)



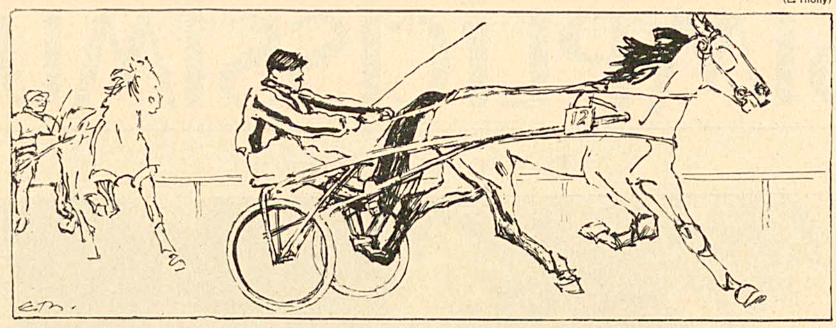
Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt
ein einig Zelt ob allem deutschen Land!

Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.

Geduld! Was langsam reift, das altert spat!
Wann Andre welken, werden wir ein Staat.

Conrad Ferdinand Meyer
(Huttens letzte Tage)

(E. Thöny)



Der Sohn seines Vaters / Von Paul Volkmann

Mit brandigen Sohlen und hungerdürrem Gebein hält Per Struck Einzug in die Stadt seiner Väter. Er bringt nicht mehr mit von seiner Weltenfahrt, der tolle Per, als eben diese Sohlen und dieses Gebein; die vier Winde haben ihn wacker umhergeschleudert über zwei wilde Jahre. Seine junge Seele hat einen Riß bekommen dabei, der ist wie ein Beweis von der menschlichen Bosheit und sein einzig Gepäck obendrein. „Ein schweres Gepäck!" weiß Per, aber wann hätten die Riffbüller, die nun in ihren warmen Stuben die Köpfe zusammenstecken wegen seiner Verkommenheit, ja, wann hätten diese Wurzelmenschen je ein Auge gehabt für solche Last?!

Per wagt nicht einen Blick von den Kopfsteinen der Straße. Das große Elend seiner Heimkehr würgt ihm die Kehle zusammen, die verächtlich abschätzenden Blicke der Frauen und Männer schaffen ihm rote Ohren. Mit erschreckender Klarheit wachsen aus dem müden Tritt seiner wunden Sohlen all die lauten und prahlerischen Worte, die er beim Auszug gebrauchte, sie hängen sich gleich Ketten um seine Beine, als wollten sie ihn hier noch niederzwingen, zur Umkehr zwingen, zurück zur ewigen Straße. Aber Per ist mutlos, so mutlos. Er geht diesen Weg, ja, er tut diesen Kanossagang, denn wo ist ein Platz, diesen müden Schädel zu betten, heimlicher als unter des Vaters Dach; — wo wäre die Geborgenheit, die offenen Wunden dieser Jahre vernarben zu lassen, anders als in den vier Wänden, die seine Kindheit umschlossen?!

Per schlägt die Zähne zusammen und ballt die Hände unter dem zerfetzten Drelltuch der Hose. Lachen diese Riffbüller? Grinsen die Ackerbürger?! Ach, deren Wissen um die Welt —!

So gelangt Per in der Dämmerung des jungen Abends unangefochten und unangesprochen zum engverschalten Gatter des väterlichen Hofes. Nur die Blicke brennen im Rücken, diese höhnischen, diese verächtlichen, ja, diese mitleidigen Blicke. Verlangend streckt der Junge die Hand zum kühlen Eisen der Torklinke — und fährt zurück wie mit verbrannten Fingern, und steht, und alles Blut fährt ihm zum Herzen und stoßweise wieder zum Gesicht im jähen Schreck. Eine Stimme wird hinter den Planken laut, eine herrische und zornige und gewaltige Stimme, wie sie auch oft hinfuhr im dröhnenden Donnerwetter über des Sohnes Halbwerk und Dösigkeit.

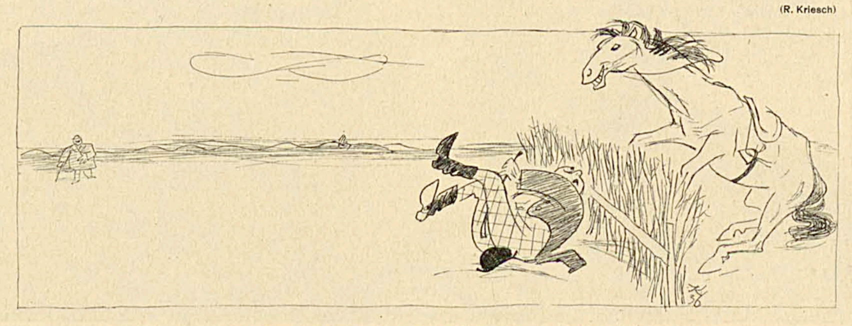
Des Vaters Stimme, gewaltig wie vordem, ja, weit gewaltiger noch scheint sie dem, der da verrissen und nicht besser als ein Vagabund am Außengatter steht, und mit krausen Gedanken aus dieser großen Stimme ein Bild des Vaters malt, das Bild eines gewaltigen und herrischen Mannes, der keinen Sohn kennt, der am Leben zerbricht. Und Per sieht diesen Mann und denkt: das ist der Vater! — und Per fühlt brennend die mitleidigen Blicke des kleinsten Kätners und denkt: das gilt dem Sohn! — und wie er zu Ende gedacht hat, da ist auch die Stimme im Hofe am Ende, ein harter Schritt kommt zum Tore — und Per Struck muß vor diesen Schritten seitwärts am Hofe vorbei fliehen, weit, immer weiter, mitten hinein wieder in die Ziellosigkeit der tausend Straßen und in die erstaunliche Boshaftigkeit der anwohnenden Menschen.

*

Wie sie allesamt ihr Gespräch verbergen beim Eintritt des Justus Struck, diese Riffbüller Honoratioren! Wie sie die Nasen in ihre Seidel hängen, und wie doch die rote Lohe über die Gesichter fährt, diesen ertappten Hechlern! Eine Kuckucksuhr tickt hastig durch die lastende Stille — Justus

(Schluß auf Seite 65)

(R. Kriesch)



„Nanu, ich denke, wir sollten zusammen?"

Frankreichs Sorgen

(Karl Arnold)



„Jeden Abend fährt er in die Stadt, der Maire." — „Ja, die Neugierde treibt ihn: er gehört ja auch zu denen, die Angst haben, daß vielleicht doch einmal der französisch-deutsche Friede ausbrechen könnte!"

Im Maien

(Olaf Gulbransson)



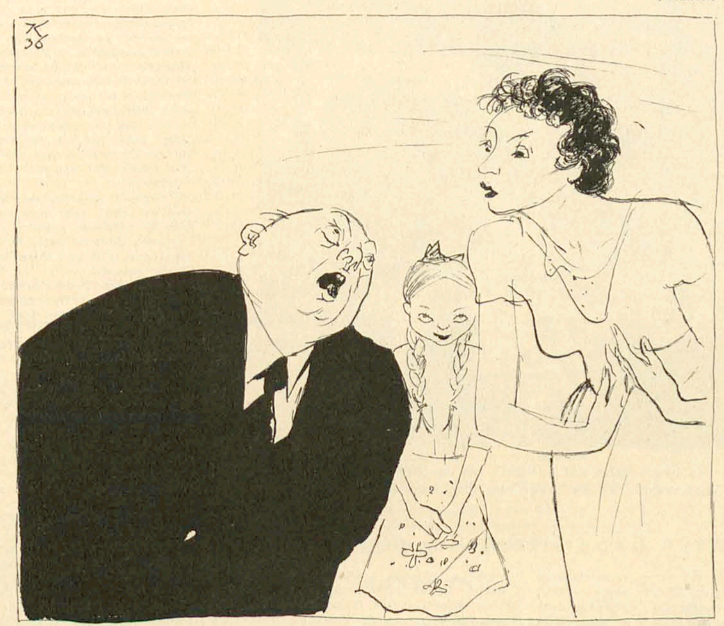
Der Liebe frönen alle Falter
in jugendlicher Strebsamkeit,
wogegen sich das reife Alter
dem Studium des Maibocks weiht.

Ihm ist es Wollust, still zu sitzen
mit einer Blume in der Hand
und Blümchen um die Zehenspitzen
— Wollust, gemildert durch Verstand.

Ratatöskr

Das Verhältnis

(R. Kriesch)



„Was, du willst nicht mal mehr die Rechnung im Gasthaus übernehmen? Die Rechnung im Leben bezahle sowieso ich!“

Der Sohn seines Vaters

(Schluß von Seite 62)

Struck steht ohne Verständnis, und doch steigt ihm von irgendwoher eine dumpfe Angst in alle Glieder. „Sprecht weiter!“, will er gelassen sagen, will auf den Tisch schlagen, wie stets zur Begrüßung, doch die ferne Angst macht seine Glieder schwach und sein Tun ihm selbst fremd. Per, denkt er, Per! — und springt plötzlich zum Tisch und schreit auf die Runde ein, daß die Bierseidel klirren.

„Was ist? Ja, was ist denn?? So sprecht doch!!“

Der Pfarrer steht auf. Er ist ein alter Mann; er hat wohl hundert verlorener Söhne Heimkehr erlebt und legt nun im Hirn das Bibelgleichnis als gute Medizin für die Seele des barschen Alten parat. Er nimmt ihn beiseite und sagt, es wäre wohl alles schlimm am ersten Tage, jedoch bringe die junge Sonne ein neues Denken, und wenn Per nun — — —

Das ist ein Wort für den Alten. „Was ist mit Per?“ brüllt er auf und schüttelt dem Pfarrer um ein Weniges die Gelenke aus den Angeln. „Sagt, was ist mit Per??“

„Nun“, gibt der Pfarrer verstörte Antwort, „Ihr werdet doch dem Sohne die Tür nicht verschlossen haben, Justus Struck?“

Der Bauer sieht blöd auf den Seelsorger.

„Die Tür? Warum die Tür? Niemand hat geklopft!“

Da drängen sie alle um den Alten und reden. Und erzählen von dem Vagabunden, verkommen wie nur einer, der über Mittag die Straße entlang kam und niemand anders gewesen sei als Per Struck, des Justus Sohn —

Justus Struck steht und fühlt über all dem Geschwafel nur die jache, fremde Angst von der Seele fallen, so leicht werden ihm die Glieder, so froh der Sinn — und nun lacht er hochauf, ja, er lacht, daß alle im großen Schreck zurückweichen. Der Alte lacht und schlägt sich auf die Schenkel vor lauter Lustigkeit: wie ist das komisch, dieser Gedanke: sein Sohn kehrt heim als ein Vagabund! Sein Sohn, des Justus Struck Sohn?! — Nein, nein . . .

„Der ist der Sohn seines Vaters!“

*

Nun, darauf trinken die Männer einen, das ist klar. Und dann zweie, wobei der Lehrer einen langen Vortrag hält über Doppelgänger; und dann trinken sie noch einen, und nun vielleicht etliche darüber, wie das so ist.

Und als sie mit schwerer Schlagseite einkehren zu Hause, sagen sie ihren Frauen: das war unmöglich Per Struck heute auf der Straße, ei, wie denn, wo doch der Per des alten Justus leiblicher Sohn ist!

Und lachen noch einmal und schlafen.

Scheingewitter

Von

Hermann Hesse

Der Donner spielt und knurrt wie eine Katze,
Auf seinen kleinern Trommeln phantasierend
Den halben Tag, bald schläfrig sich verlierend,
Bald ernster grollend mit gereckter Tatze.

Aufseufzend manchmal läßt er Töne hören,
Die — noch von fern und nur erst probeweise —
Die große Untergangsmusik beschwören,
Dann tremoliert und schnarcht er wieder leise.

Nun übt er sich in satten Paukenschlägen,
Horcht jedem lange und genießend nach,
Hört launisch wieder auf, scheint nicht mehr wach . . .
Und Mensch und Tier und Erde lechzt nach Regen.

Wanderzirkus

(R. Kriesch)



„Wenn wa 'n paar Raubtiere dabei hätt'n, würd'n die Jeschäfte anders jehn!" — „Klar! Der Olle hofft ja ooch immer, daß wir beede uns noch entwickeln."

Hackneys Experiment / Von Ernst Kreuder

Ungefähr um vier Uhr nachmittags wurde Hackney plötzlich unruhig. „Was ich dir sagen wollte", setzte er verschiedene Male an, und was er dann sagte, war bestimmt etwas ganz anderes. Hatte er nicht auch etwas von einer Geburtstagsüberraschung geschrieben?

Seit dem Morgen feierte er seinen sechzigsten Geburtstag mit mir in seinem Landhaus in D. Hackney hatte mehrere große Besitzungen und galt für ungeheuer reich. Aber er war ein geborener Pessimist in Bezug auf alles, was von Menschen auf dieser Erde hervorgebracht wurde. Er machte aus seinem Haß gegen die Zivilisation kein Geheimnis, er hatte lange Aufsätze darüber veröffentlicht. Dafür liebte er die Natur mit abergläubischer Verehrung.

Wir saßen auf der großen Veranda des efeuumwachsenen Hauses und tranken Kaffee und leichte Schnäpse. Und nun war er plötzlich unruhig geworden. Er strich sich mehrere Male über den dünnen, eisgrauen Scheitel, dann starrte er wieder versunken seine Zigarre an.

„Du hast dich außerordentlich gut gehalten, Hackney", sagte ich, um etwas zu sagen, denn er schwieg schon eine ganze Zeit.

„Das ist es nicht, Berridge", meinte er und drehte die Zigarre zwischen Daumen und Zeigefinger, „ich wollte dir etwas sagen. Hast du Lust, mitzukommen? Wir fahren ein bißchen raus."

Ich dachte, vielleicht sagt er mir unterwegs, was ihn die ganze Zeit unruhig macht. Ich stimmte zu. Was konnte es nur sein? Eine Beichte? Hatte er einen „dunklen Punkt" in seiner Vergangenheit? Ich wußte von Hackney, daß er als Student ein riesiges Vermögen und ausgedehnte Besitzungen geerbt hatte, worauf er sich damals gänzlich zurückzog und sich seinen philosophischen Studien widmete. Wir hatten uns vor mehr als dreißig Jahren auf der Universität kennengelernt; seitdem waren wir befreundet geblieben.

Eine Stunde fuhren wir jetzt schon durch das verlassene, hügelige Land, als Hackney dem Chauffeur befahl, schneller zu fahren. Dann fing er ein philosophisches Gespräch an. Das alte Thema. Was ich von der Zivilisation hielte? Ob sie den Menschen glücklicher mache? Oder ob sie ihn nicht zuletzt ganz der Natur entfremden würde?

Ich wußte, daß er sich viele Jahre mit solchen Problemen beschäftigt hatte und gab ihm nur zögernd und vorsichtig Antwort. Wir seien selbst Kinder dieser Zivilisation, meinte ich; auch diese Fragestellungen seien damit bedingte. „Ach, ich seh nur was Teuflisches darin", sagte er, „es ist doch alles künstliches Machwerk, Phantome, vergängliche Schatten. Es steckt keine Wahrheit darin, nur Zweck, das ist's."

Wo fuhren wir denn eigentlich hin? Und was sollte jetzt diese Attacke gegen die Zivilisation? Ich fand das alles etwas sonderbar.

„Jetzt habe ich beinahe etwas Angst davor, Berridge", sagte er nach einer Weile.

„Wo fahren wir denn hin?" fragte ich nun geradeheraus.

„Es wird noch ungefähr zwei Stunden dauern, ich weiß es selbst nicht mehr so ganz genau. Ich kann dir nur sagen, Berridge, daß ich auf diesen Tag lange gewartet habe. Es ist wahr, ich habe Angst davor. Dreißig Jahre habe ich auf diese Stunde gewartet."

Was sollte das alles bedeuten?

„Hast du hier herum Besitzungen?" fragte ich ihn.

Er bewegte etwas den Kopf, es konnte ja und nein heißen. Dann zog er aus der Seitentasche der Wagentür eine Whiskyflasche, klappte eine Aluminiumdose mit frischen Sandwiches auf.

Wir stärkten uns, während der Wagen gleichmäßig schnell durch die verlassene, steppenartige Landschaft fuhr. Im Grunde konnte es mir vorerst gleich sein, wo Hackney mich an diesem Herbstabend hinbrachte. Sonderbar schien mir an dieser Reise, daß wir keinem Menschen begegneten und sich nirgends eine Ansiedlung zeigte. Die Dämmerung brach herein, wir fuhren durch vereinzelte Waldstreifen, die Wege wurden schlechter. Marwell, der Chauffeur, hielt mit der Linken das Steuerrad und nahm mit der Rechten einige Sandwiches zu sich.

Es wurde kühler, Nebel stiegen aus den Wiesengründen, die Herbstnacht rückte vor. Einen Augenblick fragte ich mich, ob Hackney vorhatte, mich an die Stätte eines Verbrechens zu führen.

„Du wirst bald sehen, wie das Experiment ausgefallen ist", sagte er, mit Geringschätzung und Furcht im Ton.

Ein Experiment also? Und dazu hatte er dreißig Jahre gebraucht? Meine Spannung war aufs höchste gestiegen.

Ich hielt es zuerst für dunklen Waldrand, dann für eine schwarze Wolkenwand in der Ferne. Hackney saß wie gebannt im Wagen und starrte geradeaus. Es mußte eine dunkle hohe Mauer sein, von ungewöhnlicher Länge, der wir uns jetzt rasch näherten. Ein Experiment? Was mochte hinter dieser düsteren Mauer liegen?

Wir kamen an ein flaches Wasser, und da nirgends ein Übergang war, fuhr Marwell hindurch, daß uns das Wasser ins Gesicht spritzte. Vor uns war der Mond aufgegangen, fahlgelb und rund.

„Halt", sagte Hackney. Der Wagen stand zehn Meter vor der Mauer, hohes Gras und Nesseln wuchsen dicht ringsherum. Die Mauer bewahrte ein totenähnliches Schweigen.

Ich folgte Hackney aus dem Wagen, wir bahnten uns einen Weg durch die wuchernde Wildnis der scharf und bitter riechenden Pflanzen. Die Mauer warf ihren unheimlichen Schatten uns entgegen. Hackney leuchtete die schweren Quader mit einem Taschenscheinwerfer ab. Jetzt sah ich die eingelassene, niedrige Eisentür. Er steckte einen Schlüssel ins Schloß. Etwa drei Minuten versuchte er, den Schlüssel herumzudrehen. Vergeblich, das Ganze war verrostet.

„Marwell!" rief er, „kommen Sie mit dem Werkzeug."

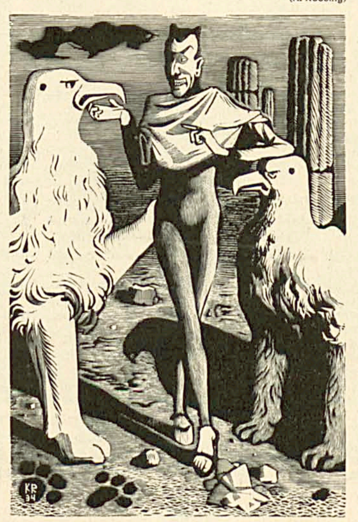
Der Chauffeur kam heran, schnitt und bohrte in das Eisen, dann gab die Türe nach. Es gab einen hohlen Klang, modrige Luft drang heraus.

„Warten Sie im Wagen auf uns", befahl er dem Chauffeur.

„Los, Berridge", sagte er dann, „jetzt ist es

Klassische Walpurgisnacht

(K. Rössing)



so weit." Er legte eine Sekunde die Hand auf meine Schulter, dann stieg er die Stufen hinauf, bedächtig und, wie mir schien, in starker Erregung. Ab und zu leuchtete er mir nach rückwärts. Ich zählte die Stufen: es waren mehr als fünfzig. Oben steckte er wieder einen Schlüssel ins Schloß, und diese Tür brachte er auf. Dann traten wir auf eine große Plattform hinaus.

Ich begriff nicht sofort. Unter mir lag im fahlen Mondlicht eine seltsame Stadt. War das wirklich eine Stadt? Ich sah Häuser, Straßenzüge, Kirchen, Fabriken, aber es waren keine Häuser und keine Straßen mehr. Ich blickte scharf hin, die Straße unter mir war ein grünlicher Teich, an den Häusern wuchs Schilf, und in dem Teich stand eine Trambahn, das Wasser reichte in ihre Fenster, und aus den Fensterhöhlen der Trambahn wuchsen Schlingpflanzen und Gestrüpp. Grabesruhe herrschte dort unten. Was sollte das bedeuten?

Ich sah Hackney an. Er stand im fahlen Mondlicht reglos da. Leichenblässe war auf seinem Gesicht. War das sein Werk? Es fröstelte mich.

„Was ist das, Hackney?" sagte ich.

„Eine Stadt, denke ich", sagte er, seine Stimme klang hier oben unnatürlich hohl. „Sieh dir das an, Berridge", fuhr er fort, „das wirst du nicht jeden Tag sehen. Zivilisation, wie?"

Meine Augen hatten sich allmählich an das Mondlicht gewöhnt, ich sah aus den zerfallenen Dächern der Häuser große Bäume in den Nachthimmel ragen, ganze Häuserreihen waren eingeknickt, das Wasser und das Dickicht gingen durch sie hindurch, nichts war von dieser Stadt geblieben, eine chaotische Wildnis, ein grüner Sumpf war aus ihr geworden.

Hackney stand immer noch reglos, aufrecht, er schien zu wachsen.

„Da drunten ist mir Genugtuung widerfahren", sagte er mit einem grausigen Lächeln. „Hörst du das Wort, das dort gesprochen worden ist?"

„Ich hör' ein Geräusch, Hackney", sagte ich.

„Es wird der Wind sein", murmelte er.

„Jetzt seh ich auch etwas, Hackney, da unten bewegt sich jemand!"

„Wahnbilder", sagte er leise und wie im Traum.

Ich sah jetzt ganz deutlich eine Gestalt über eine eingestürzte Brücke klettern und auf ein Floß springen. Fetzen hingen an dem Mann, Kleiderfetzen, er hatte lange, rötliche Haare wie eine Frau und einen rötlichen Bart, er machte einen verwilderten Eindruck, seine Bewegungen hatten etwas Krankhaftes. Ich schauderte: der Bewohner dieser verlorenen Stadt war verrückt. Eilig stieß er das Floß über den grünen Teich vorwärts, an der ertrunkenen Trambahn vorbei. Ich stand wie erstarrt da, ich sah etwas Längliches in seinen Händen, jetzt hob er den Gegenstand, drückte ihn gegen die Schulter.

„Hackney!" schrie ich, aber der Schuß krachte schon, ich warf mich auf den Boden, Hackney stand aufrecht da, aber er schwankte leicht, dann fiel er nach hinten um.

Ich kroch zu ihm hinüber. Er war tot. Ich blickte mich ratlos um. Der Verrückte auf dem Floß war verschwunden.

Schaudernd verließ ich die Plattform. Der Chauffeur hatte den Schuß gehört und war an die Mauer gekommen. Wir schafften Hackneys Leichnam in den Wagen und sausten davon. Ich konnte ihn nicht mehr fragen, ob er den Verrückten kannte. Gehörte er zu Hackneys Experiment?

Wie ich später aus seinen Papieren erfuhr, hatte Hackney diese Stadt vor dreißig Jahren gekauft, die Bewohner entschädigt und um die verlassene, menschenleere Stadt eine Mauer bauen lassen. Wollte er der Natur eine „Chance" geben? Hatte sie das nötig?

Der tiefere Grund

Im benachbarten K. haben sie einen Pfarrer, dessen ungemein hagere Gestalt eindrücklich von den asketischen Idealen Kunde tut, die er seinen Schäflein beizubringen bestrebt ist.
Als er an einem schönen Frühlingssonntag wieder einmal in der Kirche gegen die allenthalben mit Macht hervorbrechende Sinnenlust zu wettern begann, meinte auf dem Heimweg einer der quicklebendigen Burschen des Ortes: „Wenn i bloß aus Boiner bestehe tät', wia der, wüßt' i au net, was Fleischeslust ischt!"

Das gute Mittel

Der etwas korpulente ehemalige Gastwirt H. hat sich zum Zeitvertreib einen Garten angelegt, in dem er die verschiedensten Produkte großzuziehen versucht. Meist mit nur recht bescheidenem Erfolg; irgend etwas bringt ihn stets um die schönsten Früchte seiner Bemühungen. Kürzlich hatten ihm Erdflöhe oder sonstiges Ungeziefer die hoffnungsreichsten Stecklinge abgefressen. Er hatte eine Bombenwut, so daß ich mich rasch verzog. „Wär's denn nicht besser", sagte ich im Abziehen zu seiner Gemahlin, „er läßt diesen ganzen Murks und kauft seine Gemüse auf dem Markt?" — „Bestimmt nicht", antwortete sie rasch, „seit er den Ärger mit dem Garten hat, nimmt er ja so schön ab!"

Köpflich

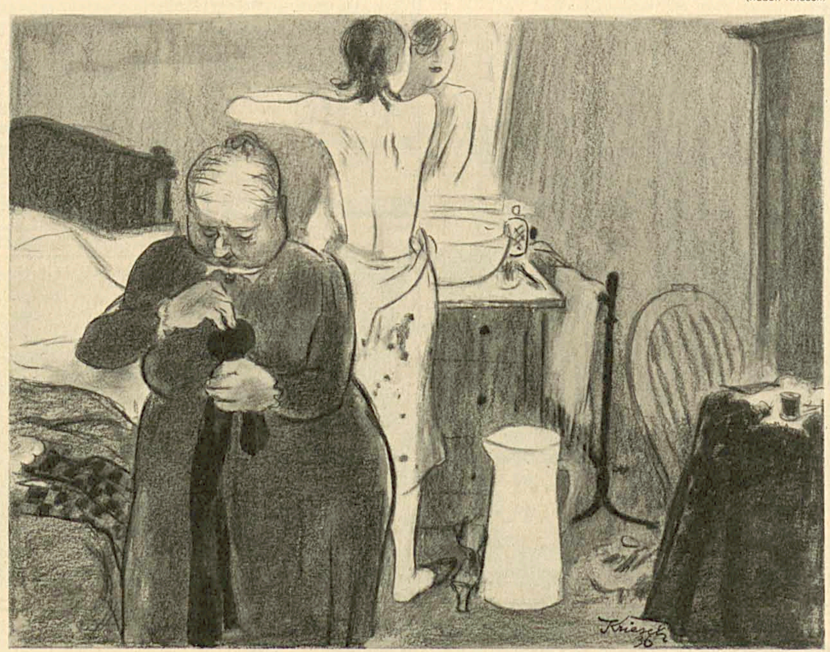
Als Notar Urban im gesegneten Winzerhause seines Freundes Faller im Markgräflerlande einkehrte, hatte der neue Wein bereits so viel Unreines zum Fasse hinausgetrieben, daß er gut zu proben war.
So setzten sich die Freunde recht wie Genießer zum Britzinger, liebkosten auch den Auggener schon mit den Lippen, schmeckten und lobten. Aber im Gesicht des Winzers nistete irgendeine Sorge, und dies Ding beschäftigte den Notar arg. Ob alles unterm Dach wohlbestellt sei gleich dem Weinkeller nach Müh und Plag, fragte er. Zum Exempel: wie gedeihe Franz, der nun bereits ins dritte Jahrzehnt tastende Sohn des Hauses? Der Franz, hub Faller an, sei wenig nach Wunsch geraten.
„Ist aber doch ein heller Schüler gewesen?" warf Urban ein.
Faller nickte.
„Wo fehlt's also?"
„Köpflich!"
„Wieso im Kopfe? Hat ihn das Weibsvolk verdreht?"
„Das weniger."
„Zu wenig Geschäftssinn vorhanden?"
Geschäftssinn, der wäre wohl da. Allein köpflich bleibe dennoch manches zu wünschen.
„Schlechter Rechner? Krankheit?"
I wo doch! Rechnen könne er, gesund sei er, könne zudem schwätzen gleich einem Kalender. Trotzdem herrsche köpflich schlimmer Notstand.
Das verstehe, wer könne, grollte der Notar. Köpflich? Was bleibe zu wünschen übrig?
„Für uns die Hauptsach'!", rief Faller. Gleich hinter den Zähnen des Sohnes hocke das erbärmliche, köpfliche Fehl: „Meinst du, der mißratene Kerle schmecke beispielsweis' die Jahrgänge auseinander, etwa den 31er und den 33er? Oder die Lagen, Sonnenberger, Gutedel und so weiter? Pfeifedeckel! Himmelherrgott!", donnerte die Faust des Winzers auf den Tisch. „Keine Zunge, wie man sie bräuchte in Haus und Geschäft! Ein rechter Kerle sonst, der Franzel, allein köpflich — köpflich, da fehlt's!"

Lieber Simplicissimus!

Eines Tages war es so weit. „Emil", der von uns mit viel Grünzeug und zunehmender Liebe großgezogene Stallhase, war schlachtreif. Ich sagte es meiner Frau. Sie machte wehmütige Stielaugen und erklärte entrüstet, ein Tierchen, an dem man so hänge, zu essen, sei barbarisch. „Dann werden wir ihn verkaufen", schlug ich vor. „Nein, nein!", wehrte sie ab, „das wäre noch entsetzlicher, wenn Emil von fremden Leuten lieblos gegessen würde."
So haben wir ihn denn am nächsten Sonntag mit Liebe verzehrt.

Sachbeschädigung

(Rudolf Kriesch)



„Resl, Resl, wo kriagst denn bloß die Löcher in deine Strümpf' her?" — „Ja mei, Muatta, die Herrn schaug'n halt allweil gar so auf d' Füaß!"

Nie zufrieden

(E. Thöny)



„Sehr tüchtig bist du in deinem Beruf, Genosse Iwan Iwanowitsch, sehr tüchtig! Sollst dafür aber auch den Titel ‚verdienter Schullehrer' bekommen." — „Was tu' ich schon damit? Verdienender Schullehrer wäre mir lieber!"

Abendliche Wanderung

Von Karl Martin Schiller

Die Häuser warfen mich der Straße zu.
Die Bäume sagten: Komm nur mit uns, du,
und nahmen mich und meinen kleinen Schritt
voll Freundlichkeit in ihrem großen mit.

Doch vor der Wiese ließen sie mich stehn:
sie könnten nun nicht weiter mit mir gehn.
Da kam der Abendstern den Weg entlang
und grüßte mich und nahm mich in Empfang.

Mit dem nun wanderte ich hin zum See.
Dort aber stieg er nieder aus der Höh'
und stand vor mir und gab mich in die Hut
der lichtbeglänzten, spiegelhellen Flut.

Das Wasser aber gab mich wieder mir,
indem es sprach: „Was soll ich denn mit dir?
Nimm dich nur wieder selber ins Geleit
nach dieser bösen und verworrnen Zeit."

Mein Antlitz sah mich an und sagte: „Ja,
so soll es sein." Wie glücklich war ich da!
Ich trat zurück. Mein Spiegelbild verschwand.
Mein Blick war klar in mich hineingewandt.

Die Rache

Von A. Tschechow

Lew Stepanowitsch Turmanow, ein Durchschnittsbürger mit einigem Kapital, einer jungen Frau und einer soliden Glatze, spielte Karten bei seinem Kollegen. Nach einem mißlungenen Spiel erinnerte er sich plötzlich, daß er schon lange keinen Schnaps getrunken hatte. Er erhob sich, schlängelte sich vorsichtig an den Spieltischen vorbei, durchquerte den Saal, wo die jungen Leute tanzten (es war der Namenstag der Hausfrau), und schlüpfte durch die kleine Tür, die in das Büfettzimmer führte. Hier fand er auf einem runden Tischchen Flaschen mit Wein, Karaffen mit Schnaps . . . daneben, unter anderem Imbiß, lag ein malerisch von Zwiebeln und Petersilie bekränzter Hering. Lew Stepanowitsch goß sich ein Gläschen Schnaps ein, leerte es mit Appetit und wollte gerade mit der Gabel in den Hering fahren, als er hinter der Wand Stimmen hörte.

„Gewiß, gewiß . . .", sagte eine helle Frauenstimme. „Aber wann?"

Meine Frau, dachte Lew Stepanowitsch. Mit wem spricht sie?

„Wann du willst, mein Kind . . .", antwortete hinter der Wand ein saftiger Baß. „Heute paßt es gerade nicht, morgen bin ich auch den ganzen Tag beschäftigt . . ."

— Das ist Balinski! Turmanow erkannte die Baßstimme seines Vorgesetzten. Auch du, mein Sohn Brutus . . . auch dich hat sie schon umgarnt? Was für ein unersättliches Weib, nicht einen Tag kann sie ohne Roman leben!

„Ja, morgen bin ich beschäftigt", fuhr der Baß fort. „A propos, wir müssen unsere Korrespondenz besser einrichten, einen neuen Trick ausfindig machen, denn mit der Post geht es nicht mehr gut. Dein Hammel, der Dickbauch, könnte den Brief unterschlagen und meine bessere Hälfte ist auch imstande, meine Briefe zu öffnen."

„Was also machen?"

„Ich habe bereits alles überlegt", sagte Balinski. „Morgen abend um sechs Uhr werde ich in den Stadtgarten gehen, ich habe gerade mit dem Aufseher zu reden, und du, mein Liebling, mußt um sechs Uhr, nicht später, dein Zettelchen in jene Marmorvase werfen — weißt du — links von der Weinlaube . . . Das ist außerdem noch poetisch und geheimnisvoll."

Beide lachten.

Lew Stepanowitsch trank noch ein Schnäpschen und kehrte zu seinem Spieltisch zurück. Die soeben gemachte Entdeckung hatte ihn weder verwundert noch empört: er kannte seine leichtsinnige Frau, und die Zeiten, wo er noch tragische Szenen machte, waren längst vorüber. Trotzdem war er schlechter Laune: solche Ausdrücke wie „Hammel" und „Dickbauch" rührten an sein Ehrgefühl.

Welch eine Kanaille ist doch dieser Balinski!, dachte er, seine Schuld ankreidend. Wenn er mich auf der Straße trifft, lacht er jedesmal über das ganze Gesicht, klopft mich auf die Schulter. Ins Gesicht nennt er mich seinen Freund, und hinter dem Rücken bin ich ein Hammel und ein Dickbauch . . .

Je unglücklicher sich sein Spiel gestaltete, desto schwerer drückte ihn das Gefühl der Kränkung.

Der Gelbschnabel . . . der dumme Junge, dachte er, vor Wut seine Kreide zerbrechend, ich werde es ihm schon zeigen . . !

Während des Abendessens konnte er die Physiognomie von Balinski nicht mehr gleichgültig ansehen. Dieser verfolgte ihn wie absichtlich mit teilnahmsvollen Fragen: „Warum sind Sie so mißgestimmt? Haben Sie viel verspielt?" usw. Er hatte sogar die Frechheit, seiner Frau im Scherz vorzuwerfen, sie kümmere sich zu wenig um die Gesundheit ihres Gatten, und diese lächelte ihn unschuldig an und plauderte harmlos.

Nach Hause zurückgekehrt, dachte er nur daran, wie er sich am besten rächen könne: ihn fordern und wie einen Spatz abschießen . . . ihn seiner Stellung verlustig machen oder einfach in die Marmorvase irgend etwas Unanständiges einwerfen, skabröse Verse . . . eine Kröte . . . eine tote Ratte? Lange schritt er im Schlafzimmer auf und ab, in tiefes Nachdenken versunken. Endlich hatte er das Richtige gefunden — fast hätte er vor Freude aufgeschrien! Er wartete mit Ungeduld, bis seine Frau eingeschlafen war, dann eilte er in sein Kabinett, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb folgenden Brief, wobei er seine Handschrift sorgfältig verstellte und sich Mühe gab, die richtige Anzahl orthographischer Fehler einzuflechten:

„Dem Kaufmann Dulinow. Hier. Geehrter Herr! Wenn Sie heute, am 12. September bis sechs Uhr abends, in die Marmorvase im Stadtgarten, links von der Weinlaube, nicht zweihundert Rubel deponieren, dann werden Sie ermordet, und Ihr Geschäft wird in die Luft gesprengt."

Er adressierte den Brief, und seine Hand zitterte vor ungeduldiger Freude.

— Das war fein ausgedacht! flüsterte er, die Hände reibend. Eine bessere Rache hätte der Teufel selbst nicht erfinden können! Natürlich wird der Kaufmann sofort die Polizei benachrichtigen, diese wird sich einfinden und den Vogel Balinski fangen . . . Der wird Augen machen! Bis sich die Sache aufklärt, wird er genug Ärger, Zeitverlust und Geldausgaben haben. Bravo!

Lew Stepanowitsch klebte eine Marke auf den Umschlag und trug seinen Brief unverzüglich zum nächsten Postkasten. Dann legte er sich mit seligem Lächeln auf den Lippen neben seine Gattin und schlief so gut wie seit langem nicht mehr. Am nächsten Morgen stand er in fröhlicher Laune auf, frühstückte, kniff seine Frau lächelnd in die Wange und begab sich in sein Büro.

Um halb sechs Uhr konnte er schon vor Ungeduld nicht mehr arbeiten. Er sprang auf und lief in den Stadtgarten, um sich mit eigenen Augen an der verzweifelten Lage seines Feindes zu ergötzen.

Ah!, dachte er, einem Schutzmann begegnend . . .

An der Weinlaube angelangt, versteckte er sich im dichten Gebüsch und wartete.

Punkt sechs Uhr zeigte sich Balinski. Der junge Mann schien in ausgezeichneter Laune zu sein, sein Zylinder saß flott auf dem Hinterkopf, er pfiff einen neuen Schlager, eine Zigarre zwischen den Zähnen. Er trat an die Marmorvase heran und griff hinein . . . Lew Stepanowitsch erhob sich ein wenig aus seinem Versteck, um nur ja alles genau verfolgen zu können. Der junge Mann zog ein kleines Paket aus der Vase, betrachtete es von allen Seiten, zuckte mit den Schultern, dann öffnete er es unentschlossen, und auf seinem Gesicht zeigte sich äußerstes Erstaunen: das Paket enthielt zwei Bankscheine von je hundert Rubel!

Lange betrachtete Balinski die Scheine. Endlich zuckte er wieder mit den Achseln und steckte das Paket in die Tasche. Lew Stepanowitsch sah ihn lächeln und hörte deutlich, wie er im Fortgehen „merci" sagte . . .

(Ins Deutsche übertragen von H. Januszewska)

Lebenslied

Von Klara-Maria Frey

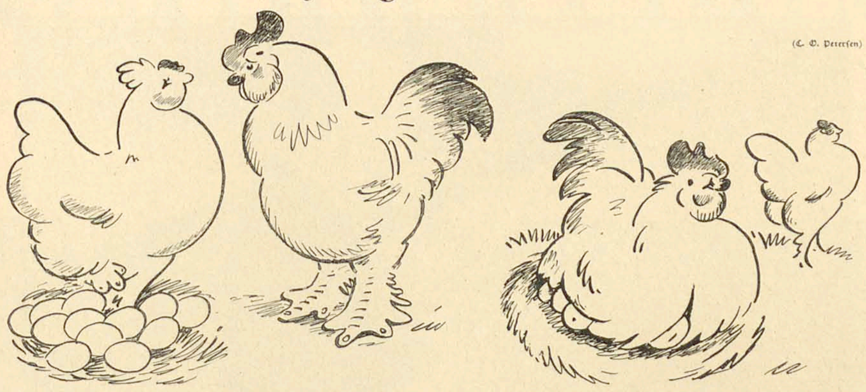
Immer ein Narr, wer dem Wandel grollt!
Sei doch kein Zaunpfahl, kein öder!
Wer stets dem „Passé" die Träne zollt,
spürt nichts vom rinnenden Lebensgold,
wird immer dürrer und blöder.

Kinderkehlen schmelzen sich um
und sprechen männliche Laute.
Herrische Stimmen werden stumm;
steile Gestalten entschleichen krumm.
Das Leben spielt Flut und spielt Flaute.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • DA. 12193 I. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

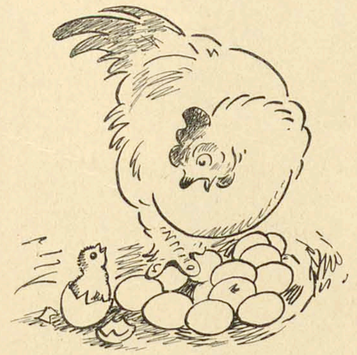
Unzeitige Galanterie

(C. O. Petersen)

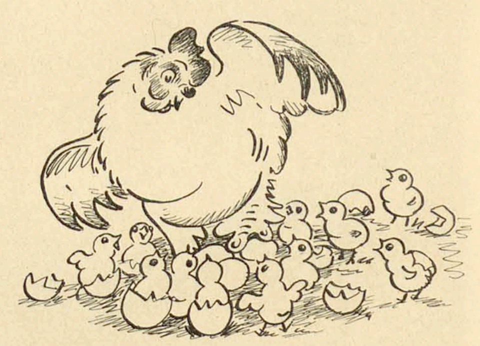


„Plag' dich nicht länger!" spricht der Gockel.
„Jetzt setz' mal i c h mich auf den Sockel!"

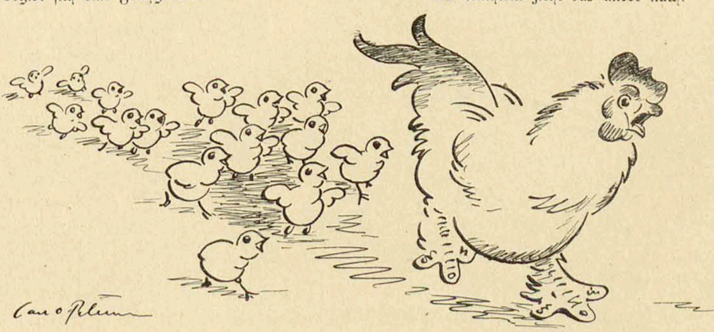
Der Frau Gemahlin ist's schon recht:
„Und gib fein acht, daß keins zerbrecht!"



Kaum ist die teure Gattin furt,
begibt sich eine Frühgeburt.



Und nicht genug, o weh und ach:
ein Küchlein zieht das andre nach.



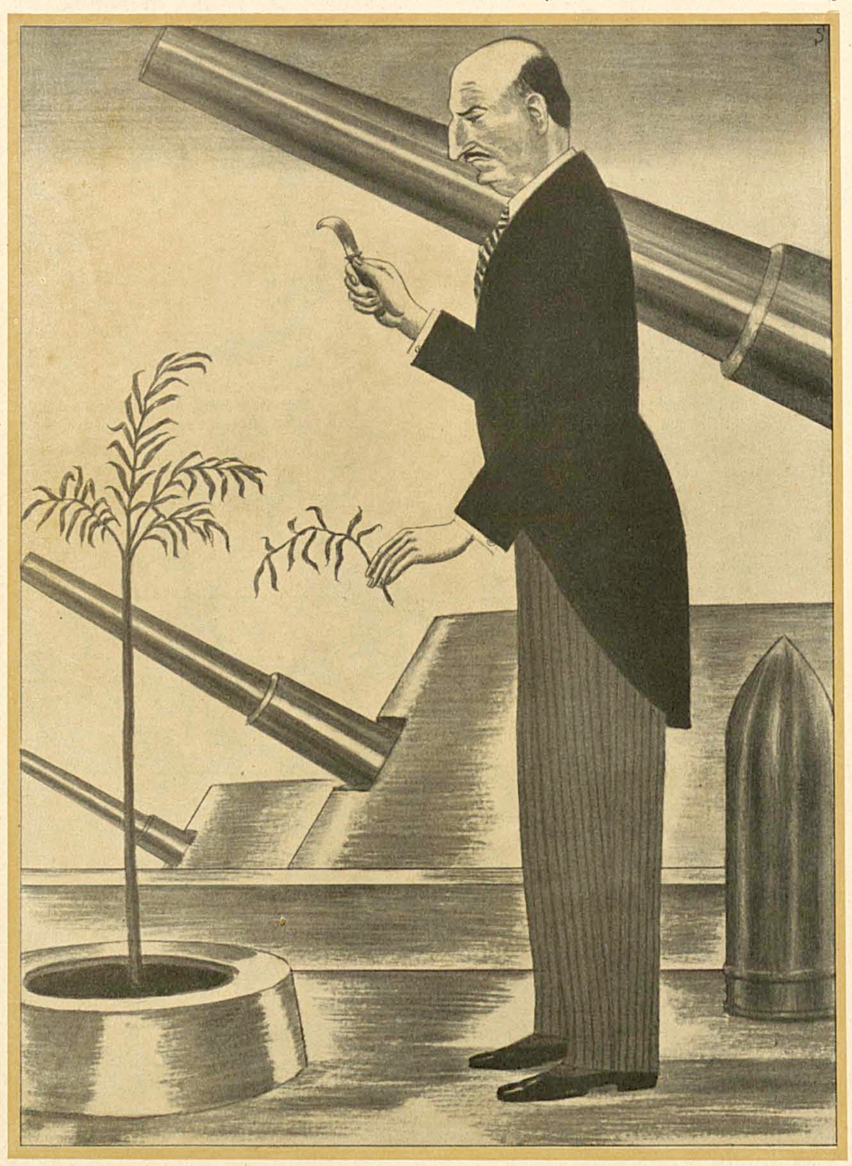
Der Gockel kriegt es mit der Angst
und kräht verzweiflungsvoll: „Mir gangst!"

. . . So läuft das Selbstgefühl Gefahr,
wenn man galant zur Unzeit war.

Ratatöskr

Flandins Friedensplan

(E. Schilling)



Herr Flandin, Sie werden doch nicht glauben, daß der dürre Ast, den Sie da aufpfropfen wollen, jemals den Baum lebenskräftiger machen wird?!

München, 10. Mai 1936 **Preis 60 Pfennig** 41. Jahrgang Nr. 7

SIMPLICISSIMUS

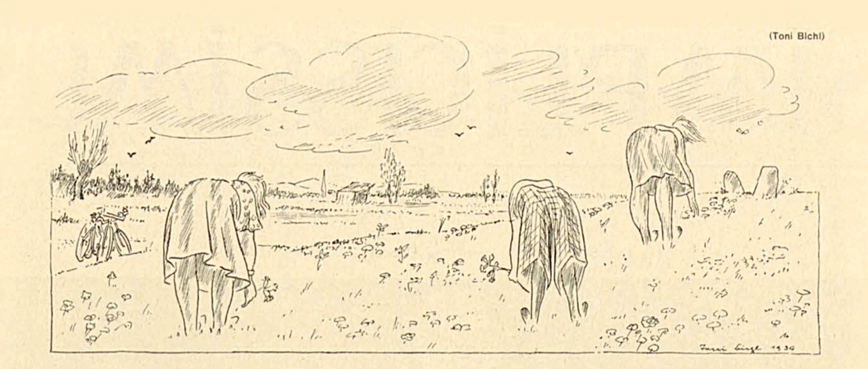
Altes Eisen
(Versailles — Lausanne — usw.)

(E. Schilling)



Kronos: „Hier können Ketten abgeladen werden!"

(Toni Bichl)



Idyll

Es gibt doch immer noch lustige Sachen.

Ein Kind hör' ich lachen.
Warum?
Darum:

es hat eine wandernde Schnecke entdeckt,
die tastend die Hörner reckt und streckt
und bis auf zwei schwarze Pünktlein versteckt,
weil das Kind sie mit einem Grashalm neckt.

Ein mäßiger Spaß das — zugegeben.
Aber das Kind . . . nun, das freut sich eben.
Es brümmelt, ganz in sein Spiel verloren,
das alte Lied von den Schneckenohren
und lacht dazu. Und ich? Lache mit . . .

So anspruchslos wird man, Schritt vor Schritt,
bleibt dafür aber auch ungefährdet,
gemäß jenem Spruch
in dem heiligen Buch:

So ihr nicht wie die Kindlein werdet . . .

Ratatöskr

Die brave Berta

Von

Katarina Botsky

Die Tanzlehrerin, eine kleine Brünette in langem Kleid, trat mit dem spitzen Fuß den Takt zu dem Menuett von Mozart, das sie auf ihrer Geige spielte. Zwei lange Reihen von hübschen Schulmädels, die sich gegenüber standen, ließen ihre Lackschuhe nach der alten Melodie zierlich über den Fußboden gleiten. Alle die blanken schwarzen Schuhe schoben sich immer zugleich mit einem langsamen sanften Scharren über die Dielen des Saals. Die Geige sang Mozart, die Füße glitten, die Gesichter lächelten, die Augen träumten.

Die Saaltür tat sich auf, und herein rauschte „die Frau Direktorin". Ihr Haar war weiß, ihr Kleid war schwarz. Sehr volles Haar noch über einem großen energischen Gesicht. Die Frau Direktorin sah immer geradeaus. Sie war von altem Adel. Ihr nach kam etwas Zierliches geflogen, auch in Schwarz, aber auf weißen Brokatschuhen: Mademoiselle, jung und hübsch und aus Paris. Die Mädels machten alle Augen rechts nach ihr und lächelten der jungen Lehrerin zu. Mademoiselle wollte wohl mittanzen, denn sonst — wozu die weißen Schuhe?! Und lange schwarze Spitzen hatte sie an ihren Ärmeln. Doch die Französin hustete bedenklich und sollte nicht tanzen; die Frau Direktorin schien es ihr auch zu verbieten.

Das Menuett wurde zu einem Fest geübt. Heute war Generalprobe, darum trugen auch einige der Mädels Blumen an ihren dunkeln Schulkleidern, und alle hatten sie ihre Lackschuhe an, nur die brave Berta nicht; denn sie besaß leider keine, weil ihre Mutter sehr arm war. Berta gab sich Mühe, den Luxus zu verachten, was nicht dumm von ihr war; aber sie wurde sehr nüchtern und selbstgefällig auf diesem Wege.

Am anmutigsten tanzten „die beiden Kathrinchen", nur oftmals zu ausgelassen; sie tanzten der braven Berta gegenüber. „Wo habt ihr die schönen Schneeglöckchen her?" fragte sie Berta mit schiefem Lächeln. „Vom alten Friedhof", verkündete vergnügt das eine Kathrinchen. „Dort wachsen sie jetzt in Mengen." Und das andere sagte: „Du brauchst keinen neidischen Mund zu machen, Berta! Wir schenken dir auch welche, wenn du uns die Rechenaufgaben abschreiben läßt."

Berta wies das freundliche Angebot mit einer stummen Handbewegung, meilenweit, von sich. „Man pflückt nichts auf Friedhöfen", sprach sie entrüstet, „auch nicht auf verfallenen." Im stillen setzte sie noch gereizt hinzu: Man hüpft auch nicht vom Morgen bis zum Abend von einem Bein aufs andere, wie ihr es tut.

Die beiden Kathrinchen lächelten nur und machten Berta ihre zierlichsten und spöttischsten Knickse. Und wenn Berta auch ihre Klassenerste war, so fühlten sie sich ihr doch überlegen. An Berta war alles so krampfhaft.

Die Französin stellte sich der Klassenersten gegenüber auf; sie tanzte doch mit. Bertas trockene Vernunft verurteilte es durchaus, mußte dabei aber schwer mit ihres Herzens Seligkeit ringen. Was fiel diesem Herzen ein?! Durfte das Herz einer bitterarmen und fast häßlichen Freischülerin sich überhaupt den Luxus einer großen Schwärmerei gestatten?

„Wo habt ihr die herrlichen Schneeglöckchen her?" fragte auch Mademoiselle die beiden Kathrinchen. Auf französisch. Als die Antwort erfolgt war, rief sie sofort: „Morgen hole ich mir auch welche von dort! Oder wir gehen zusammen hin!" Ihre leichten Füße huschten im Tanzschritt wie weiße Mäuse hin und her. Manchmal brachte sie das Menuett in draufgängerischer Ekstase und durch halbe Unkenntnis des Tanzes in Verwirrung; dann wollte sie sich vor Lachen ausschütten. Auf ihren Wangen glühten rote Flecken auf; ihre weißen Füße huschten immer fieberhafter. Jetzt sang die Geige: Galopp! Galopp! Die Tanzenden schlängelten sich übermütig in großer Eile reihauf, reihab. Die weißen Mäuse schwammen wie toll um die schwarzen Lackschuhe herum; noch einmal lachte die Französin ganz hoch und schrill, dann blieb sie, taumelnd, stehen; sie konnte nicht mehr.

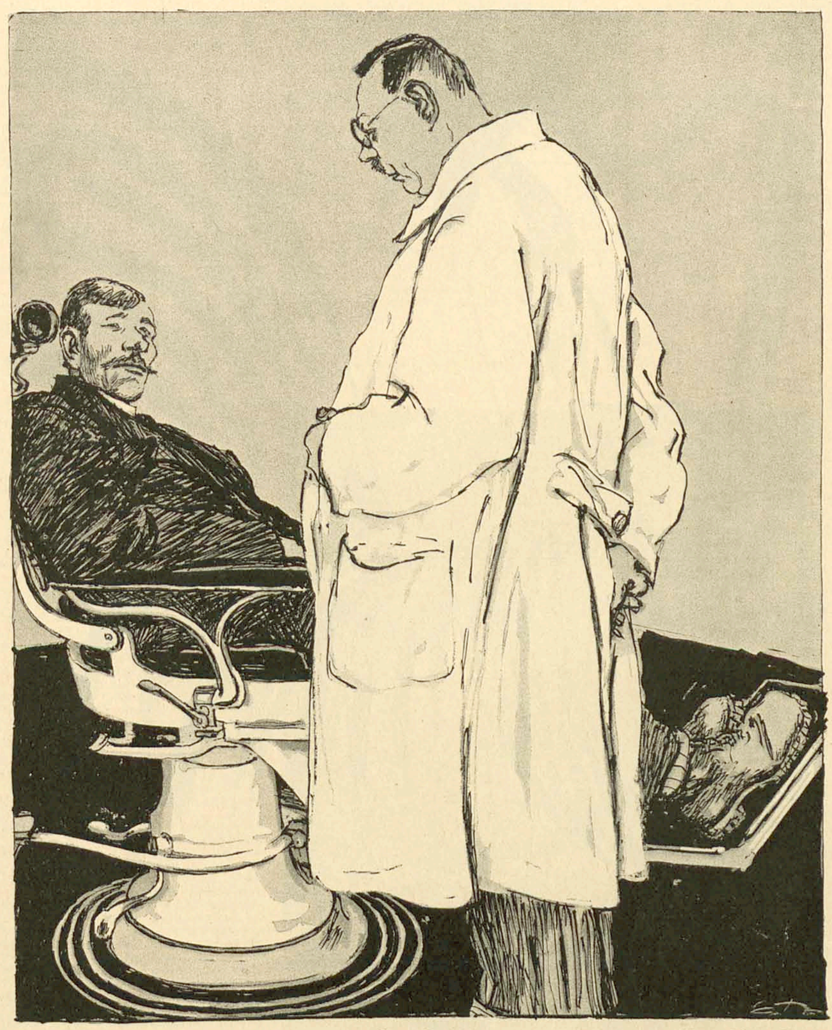
Geisterbleich stand sie in einem bestürzten Mädchenknäuel, von Berta gestützt. Die Frau Direktorin war außer sich. Verwirrt wollte sich Mademoiselle die Tanzschuhe ausziehen, weil die an allem schuld sein sollten; man mußte sie ganz energisch daran hindern. Nun wollte sie in ihrem Zustand Schneeglöckchen pflükken gehen. Die beiden Kathrinchen rissen sich die ihren ab und drängten sie ihr auf. Berta stand traurig mit leeren Händen da. Die Frau Direktorin nahm Mademoiselle unter den Arm und verschwand mit ihr die Treppe hinauf nach ihrer Wohnung.

Noch war es draußen hell; im Saal dämmerte es schon. Noch einmal das Menuett. Im Dämmerlicht. Die Geige sang Mozart, die rechten Füße scharrten sanft über die Dielen, die jugendlichen Gestalten neigten sich alle zugleich, die linken Füße folgten den rechten nach, die Jugendlichen richteten sich alle zugleich wieder auf, erhoben sich auf Zehenspitzen und drehten sich zierlich um sich selbst. Wieder das sanfte Scharren der Füße, das Sichsenken und -heben aller zugleich. Wie eine Welle ging das Menuett im Dämmerlicht durch den Saal; aber die Gesichter lächelten nicht mehr.

Bahnhof und Post lagen in einem Grunde dicht nebeneinander; beide, wenig hoch und langgestreckt, bildeten zusammen einen

Der Tritt

(E. Thöny)



„So, Gugelbauer, und wenn es weh tut, geben Sie mir nur ein Zeichen!" — „Guat, Herr Dokta, deszweg'n hob' i scho dö G'nagelten o'zog'n!"

rotbraunen Halbkreis am Ende der Stadt. Auf der Höhe, ihnen gegenüber, lag der Friedhof, wo die Schneeglöckchen wuchsen. Zwischen Höhe und Grund ging Berta auf einem breiten Wege auf und ab, weil sie — — — ach nein!
Der rotbraune Gebäudehalbkreis hatte heute abend je vier dicke weiße Wachskerzen in jedem der vielen, vielen Fenster, und Fahnen wehten auf seinen Dächern. Das sah sehr hübsch und feierlich aus. Diesen Eindruck verstärkte noch die geheimnisvolle Stille, die heute abend den Bahnhof umgab. Man erwartete dort einen Besuch, der auf Feierlichkeit Anspruch erheben durfte, und darum waren auch die Fenster illuminiert und wehten die Fahnen auf den Dächern. Berta sah die Flämmchen flackern und dachte an Mademoiselle. Die lag krank, sehr krank. Die brave Berta ging schon geraume Zeit im Kampf mit ihrer Bravheit zu Füßen des Friedhofs spazieren, auf dem die Schneeglöckchen wuchsen, — die man Mademoiselle schenken konnte, wenn man

(Schluß auf Seite 77)

La France

(Karl Arnold)



„Das europäische Konzert spiele ich solo. Ihr anderen braucht nur darnach zu tanzen!"

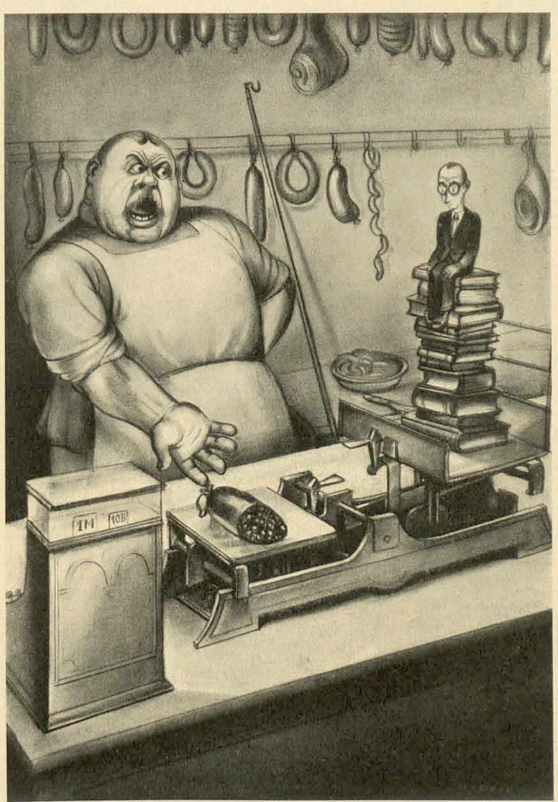
Die brave Berta

(Schluß von Seite 75)

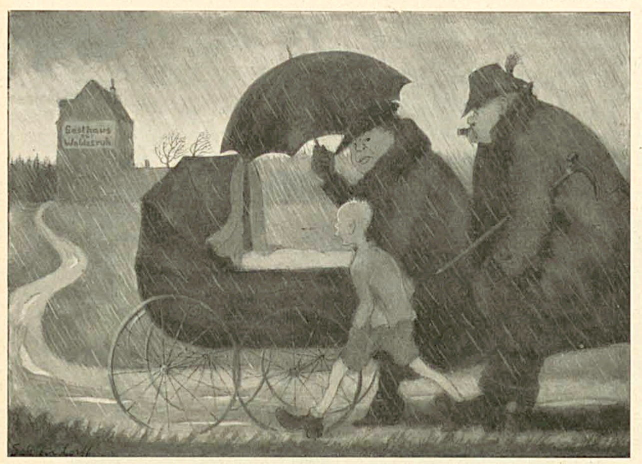
kein Geld für Blumen übrig hatte. Noch war das Tor offen.
Daß die Liebe doch stärker als die Bravheit war, das mußte die arme Berta, schaudernd, erfahren. Dieses übermächtige Gefühl schob sie plötzlich den Weg hinan, den die beiden Kathrinchen, die doch Blumen kaufen konnten, aus reinem Übermut gegangen waren. Die hatten eben den Glauben, daß ihnen das erlaubt sei, und Berta hatte ihn nicht; das war der Unterschied zwischen ihnen und ihr, der schmerzende Unterschied.
Ganz krumm lief Berta den Weg zum Tor hinauf. Noch war es offen. Ihre Bravheit bekam einen Riß, wenn sie durch dieses Tor ging. Aber sie tat es. Berta —! Berta —! Ganz vernehmlich hörte sie eine innere Stimme also rufen. Die Flämmchen drüben reckten sich ja alle auf, um ihr nachzusehen. Um zuzusehen, wie ein braves kleines Mädchen, das reifer als seine fünfzehn Jahre war, ein etwas plumpes Mädchen, in ärmlichem grauem Mantel und mit einem harten dunkeln Zöpfchen unter der Mütze, scheu, durch eine hohe Pforte auf einen Friedhof ging, wo es bestimmt nichts zu suchen hatte. Die alte Pforte kreischte auch wie vor Verwunderung. Das gelbliche Gesicht des kleinen Mädchens wurde dabei ziemlich rot.
Es wollte schon Abend werden, es war totenstill auf dem Friedhof, und drüben die wartende Feierlichkeit der Lichter und Fahnen — Berta wurde ganz traumhaft zumute. Doch klagte ihre vergewaltigte Bravheit unablässig in ihr; manchmal schrie sie sogar. Bangen und Herzklopfen hoben Berta förmlich in die Luft auf diesen Wegen, die zum Diebstahl führten. „Wer auf Friedhöfen Blumen abpflückt", hatte ihr verstorbener Vater zu ihr gesagt, „dem wächst einmal die Hand aus dem Grabe heraus." Das war natürlich Sage; aber es beeindruckte sie trotzdem. Unwillkürlich suchte sie nach herausragenden grauen Händen auf den Gräbern.
Da — dort — oh, wie schön! Keine verblichenen Hände — Schneeglöckchen! Lauter lange weiße Perlen an grünen Stengeln, das waren die Schneeglöckchen. Berta, die nur von Pflichten wußte, kannte noch gar nicht das Vergnügen des Blumenpflückens, und dieses Vergnügen überwältigte sie auf dem träumenden Friedhof, angesichts der Lichter und Fahnen. Zwar fiel ihr eine Träne aus dem Auge und blieb, glitzernd, an einer Blütenperle hängen; denn es tat doch weh, die Bravheit zu verlieren; aber sonst war das Erlebnis — bis auf die Angst, entdeckt zu werden — einzig schön.
Schritte — Rascheln — ein Vogel stieß hoch. Berta fuhr auch in die Höhe, sah sich wild um und stürzte zum Tor; aus dem Paradiese heraus, kam es ihr vor. Das Tor — das Tor — war — ver . . . nein, noch nicht! Und es kreischte vor Empörung über den großen Strauß in Bertas Hand.
„Wurde alles gefilmt", sagte jemand der dreie, an denen sie hastig vorüberlief. Das galt natürlich nicht ihr; aber die Worte blieben in ihrem Unterbewußtsein hängen und sollten ihr noch zu schaffen machen.
In der Zweizimmerwohnung, die sie mit ihrer Mutter bewohnte, stellte sie den Strauß, heimlich, unter ihr Bett; denn die Mutter sollte ihn nicht sehen. Im Traum erfuhr Berta dann, daß auch ihr Tun auf dem Friedhof gefilmt worden war, zusammen mit den Vorgängen am Bahnhof. Schon wurde der Film, zu ihrem Entsetzen, im Turnsaal ihrer Schule vorgeführt. Alle sahen sie die illuminierten Fenster und ein schemenhaftes Hin und Her am Bahnhof, und schon sahen sie auch auf dem verlassenen Friedhof —
„Das ist doch Berta!" riefen die beiden Kathrinchen wie aus einem Munde. „Die doch sagte: ‚Man pflückt nichts auf Friedhöfen!' Und weiße Brokatschuhe hat sie an!" Alle machten lange Hälse. Ja, es war Berta, die da auf einem Friedhof Schneeglöckchen pflückte, und weiße Brokatschuhe hatte sie an, und sie sprang und hüpfte im Stil der beiden Kathrinchen. Die Frau Direktorin schüttelte sprachlos den Kopf, und hinter ihrer Stirn schien ein harter Entschluß zu entstehen . . .
Berta sah immer noch ihre Füße in weißen Brokatschuhen hüpfen, als sie längst aufgewacht war. Mit einem trocknen Aufschluchzen wühlte sie ihr Gesicht ins Kissen, denn nun wußte sie, wie ihre Sehnsucht aussah, allen guten Vorsätzen zum Trotz. Auf keinen Fall durfte sie mit den Schneeglöckchen zu Mademoiselle gehen, wenn sie noch retten wollte, was zu retten war. Entschlossen sprang sie aus dem Bett, ergriff die Blumen, schlüpfte mit ihnen im Morgengrauen zu einem verschwiegenen Ort und streute sie ins Becken. Dann zog sie energisch an der Wasserklingel. Weg damit! Die Liebe, die Lichter und die Fahnen hatten sie gestern mehr als töricht gemacht. Das durfte andern passieren; aber nicht ihr! Das kleine Mädchen im Hemd und mit dem dunklen Zöpfchen wie mit einer Schlange auf der Schulter riß abermals an der Wasserklingel. Und das kalte, farblose Wasser rauschte mit den letzten Blumen von dannen, auch alles Törichte und — Schöne schien es mitzunehmen. Zugleich flüsterte der Versucher, den man sich in Gestalt der Schlange auf Bertas Schulter denken konnte: Warum solltest du nicht von weißen Brokatschuhen träumen dürfen, nicht hüpfen und springen wie die beiden Kathrinchen? Warum sollte nur denen alles erlaubt sein und dir nicht? Warum solltest du nicht auch einmal auf einem verfallenen Friedhof Schneeglöckchen pflücken dürfen? Warum —
„— weil es mich die Freischule kosten könnte!" flüsterte Berta trübselig resigniert. Und sie schob Mademoiselle so gut es ging aus ihrer schattigen Herzenskammer heraus und setzte ihren alten Götzen, die selbstgefällige Bravheit, wieder dorthin. Er bekam wohl leicht ein schiefes Maul; aber man konnte sich auf ihn verlassen.

Gewogen und zu leicht befunden

(Ch. Girod)



(Paul Schondorff)



Der Trick. „Werst as scho sehng: wann mir im Wirtshaus sitz'n, hört 's Regnen auf!" — „Woaßt was, Alte, nacha geh i ins Wirtshaus und du bleibst draußt."

Jan Hinnack über seinen Zahn

Im Englischen Kanal ließ ich den Zahn in Kümmel baden. „Kümmel ist gut", sagte der Bootsmann.

Vor der Elbmündung stopfte ich den Mund voll Tabak. Querab von Blankenese wollte ich mit dem Kopf gegen eine Tür laufen. Sie mußten mich mit drei Mann festhalten.

In Hamburg ging ich als erster Mann von Bord.

Der Zahnarzt bohrte, bis ich nach unten durch den Stuhl wollte. Dann machte er eine Einlage. Mit dieser Einlage ging ich wieder in See. In England schwankte ich, beide Hände auf die Backe gepreßt, von Bord. Der Zahnarzt entfernte die Einlage, bohrte, bis Bohrer und Zahnecke heiß wurden. Ich wollte mit der Linken ausholen, aber er sprang zur Seite. Mit der neuen Einlage ging ich an Bord.

In Italien fuhr mir ein hageres, boshaftes Männchen mit einer feinen Nadel in den Zahn und riß das Biest von Nerv heraus. Ich kam nicht mal zum Fluchen.

In Spanien blieben wir zwei Wochen. Hier wurde die Plombe angefertigt. Ein spanisches Mädel hat mich sehr getröstet. Wie ich an Bord gekommen bin, weiß ich nicht.

Im Englischen Kanal fing das Biest ohne Nerv ganz groß zu klingeln an. Ich hing mit dem Kopf in einem Eimer Wasser; ich spülte mit Grog; ich fraß dreißig Tabletten. „Ein Zahn kann auch ohne Nerv klingeln", sagte der englische Zahnarzt. Die Plombe raus, einen mörderischen Krach im Maul. „Wir machen jetzt einen Stiftzahn", sagte der Zahnarzt. Ich ging mit einem Stiftzahn wieder in See; die Wurzelhaut klingelte nicht mehr.

Aber vor der Elbmündung klingelte sie nicht nur, sondern ließ Sturmglocken dröhnen. Der Bootsmann versuchte mit der kleinsten Zange, die wir an Bord hatten . . . ich habe ihn mit gerader Linken ohne Absicht zu Boden gehen lassen.

In Hamburg schwankte ich wieder als erster Mann von Bord. Es wurde eine Aufnahme gemacht. Wir haben uns lange gestritten: er wollte den Zahn nämlich erhalten. Bevor ich handgreiflich wurde, verpaßte er mir drei Spritzen. Als ich die Oberlippe nicht mehr fühlte, packte die Zange zu. Ich rechnete alles zusammen und fluchte. Der Zahnarzt wurde etwas rot.

Jetzt drücke ich immer die Pfeife in die Zahnlücke. Emmi wollte ich mit einem Goldzahn überraschen, jetzt muß sie sich mit der Lücke abfinden.

Alter Junge, wenn du angemustert bist, so laß dir gleich alles, was klingeln kann im Maul, rausreißen. Diesen guten Rat gibt dir Jan Hinnack!

Ernst Johannsen

Die Fahrkarte

Neulich mußte ich von Klein-Niederoberdorf nach Groß-Niederoberdorf fahren. Mit der Kleinbahn.
Der Klein-Niederoberdorfer Bahnhof bestand aus einer Tafel, auf der stand: „Klein-Niederoberdorf."
„Wo bekommt man hier Fahrkarten?", fragte ich einen wartenden Einheimischen.
„Fahkatten jib's in Zuch", wurde mir geantwortet.
Nun, so etwas findet man auf Kleinbahnen häufig, nichts dagegen zu sagen.
Der Zug kam. Ich stieg ein. Der Schaffner kam. „Bitte einmal Groß-Niederoberdorf!"
„Einmal Jroß-Niederoberdorf!" Der Schaffner holte eine Karte aus seiner Tasche. Der Schaffner lochte die Karte. Der Schaffner reichte mir die Karte hin. „Zwanzich Fennje, Herr!"
Ich gab dem Schaffner zwanzig Pfennig. Ich nahm die Karte. Ich steckte die Karte in die Geldtasche.
Der Schaffner sagte: „Oorenblick, Herr! Ick muß se erst kontrollieren."
Ich holte die Karte aus der Geldtasche. Ich reichte dem Schaffner die Karte zurück.
Der Schaffner zückte einen Blaustift. Der Schaffner betrachtete sich die Karte. Der Schaffner malte einen dicken Strich auf die Rückseite der Karte. Der Schaffner gab mir die Karte zurück.
Ich nahm die Karte. Ich steckte die Karte in die Geldtasche.
Der Schaffner sagte: „So, nu müssen Se die Katte wieder abjeben, Herr! Wir sind jleich in Jroß-Niederoberdorf."
Ich holte die Karte aus der Geldtasche. Ich reichte dem Schaffner die Karte zurück. Ich sah den Schaffner an.
„Warum", so fragte ich, „haben Sie die Karte eigentlich nicht gleich behalten? Warum haben Sie mir die Karte zweimal gegeben und zweimal wieder abgenommen?"
Der Schaffner betrachtete mich mit einem leicht strafenden Blick. Der Schaffner sagte: „Von wejen der Ordnung, Herr."

Joachim Lange

Die Besetzung

Der Anwalt klärte die große Schauspielerin über die Formalitäten ihres Erscheinens vor dem Scheidungsgericht auf. Mit kühlem, freundlichem Interesse hörte sie zu, trat vor den Spiegel, um ihre Frisur in Ordnung zu bringen, und fragte so nebenbei: „Wer spielt eigentlich den Richter?"

Lieber Simplicissimus!

Mein Nachbar will bauen, und unversehens sind wir deshalb neulich am Stammtisch wieder auf das längst erledigt geglaubte Thema „Flachdach oder Giebeldach?" gekommen. Man war fast einmütig für Giebeldächer. „Wenn oiner scho fürs Flache ischt", meinte zum Schluß unser Stammtischspaßvogel, „worom grad für flache Dächer? Mit flache Ansichte fällt 'r doch viel weniger uf."

* * *

Fundstück

Aus einem Werk „Physiognomische Studien", Abschnitt: „Mund und Lippen": „Dieselben bieten oftmals ein bewegliches Mienenspiel. In diesem Gesichtsteil kommt die Wärme der Gefühle, der Freundschaft, die warme Zuneigung, sowie die Sinnlichkeit zum Ausdruck . . . Begehrenswert sind volle Lippen mit einem die Sinne bestrickenden Rot; sie lieben es, Zärtlichkeiten auszutauschen, ohne grob-sinnlich auszuarten. Ein solcher Mund wird meistens nur wohlklingende Worte aussprechen, die von Herzen kommen."



Erfahrung

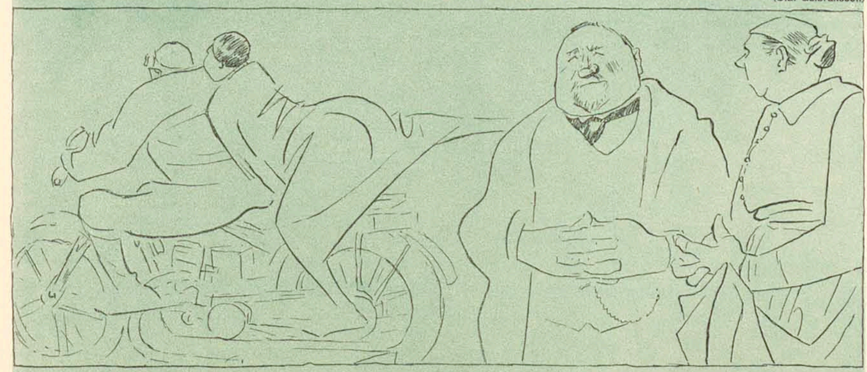
(Paul Scheurich)



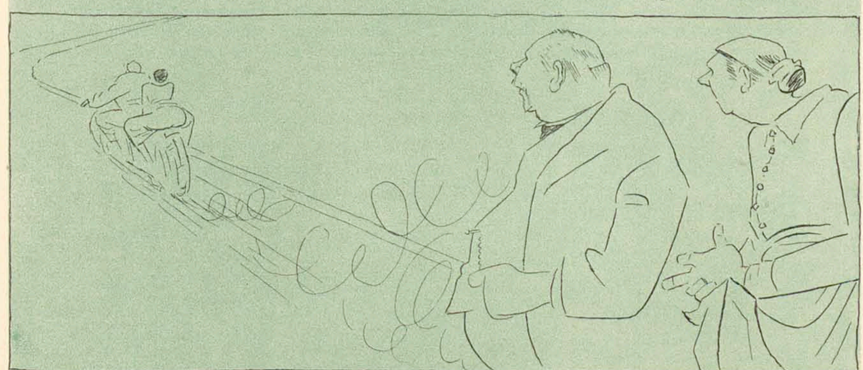
„Du denkst überhaupt nur an deine Kleider — ich aber suche deine Seele!" — „Na, mein Lieber, auch nur, solange ich schick angezogen bin!"

Fahrt ins Blaue

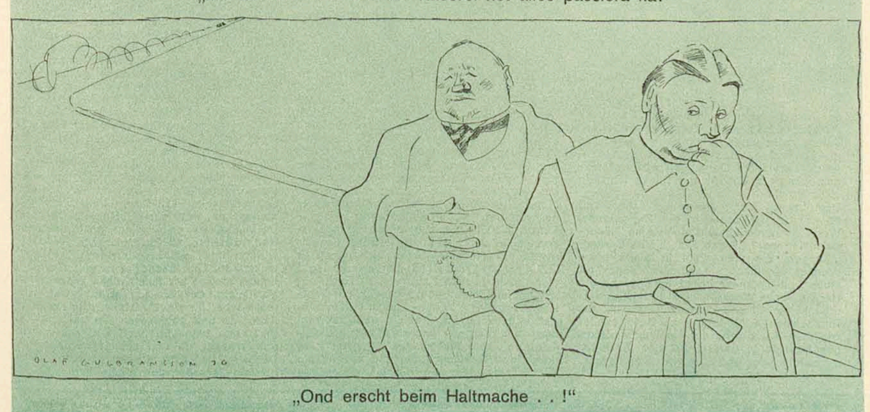
(Olaf Gulbransson)



„Jetzt fahrt unser Elsle halt scho wieder mit dem Kerle! 's ischt mr gar net recht!"



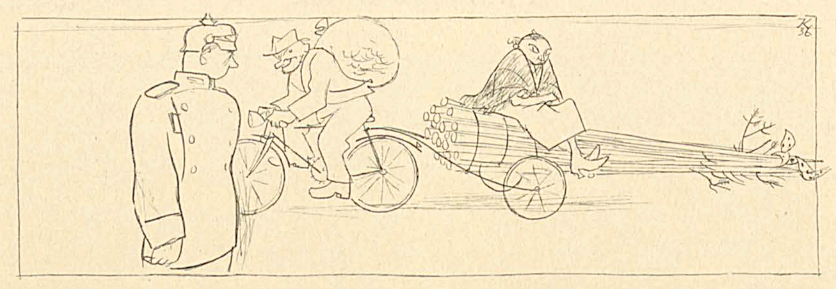
„Mir au net! Was bei der Raserei net älles passiera kâ!"



„Ond erscht beim Haltmache . . !"

Verkehrskontrolle

(R. Kriesch)



„Halt, Sie! Ihr Katzenauge ist nicht sichtbar!" — „Aber, Herr Wachtmoasta, langt mei Alte net?"

Erstes Grün / Von Edmund Hoehne

Wie lange noch, und dir ist's selbstverständlich;
das Gras, die Blumen schaust du kaum noch an.
Ist heut' das Blumenwunder noch unendlich,
So wird es morgen Alltag und verrann —

jedoch in einen Sommersee der Stille,
in den du tauchst, in Ruhe und in Traum.
Du kehrst durch Fluten von vertrauter Fülle
zum Keim zurück und weißt es selber kaum.

Die Höllenmaschine / Von Dirks Paulun

James W. Kinroß war ein ordentlicher Mensch. Trotzdem war er immer heiter und liebenswürdig. Aber einmal hatte er ein böses Gesicht gemacht, und das bekam ihm schlecht. Das war, als ihn die Wach- und Schließgesellschaft zum Abonnement aufforderte.

„Ich bezahle Steuern für meine Sicherheit —", hatte er gesagt, „und ich bezahle Versicherungsprämien für mein Eigentum. Ich halte meine Schlösser instand und überzeuge mich allabendlich, daß meine Türen und Fenster geschlossen und verriegelt sind. Was soll ich mit einem Nachtwächter?"

„Haben Sie noch nie etwas von einem Gangster gehört?" fragte der Werbebeamte.

Da also hatte James W. Kinroß sein böses Gesicht gemacht und erklärt, er wolle sein eigener Nachtwächter sein.

Am selben Abend, beim Sicherungsrundgang, zuckte seine Hand von der Türklinke. War sie elektrisiert? Er griff sie vorsichtig wieder an und fühlte ein leises Prickeln — nein, ein Pochen und Ticken.

„Gibt es Bohrwürmer in Messing?" überlegte Kinroß. „Kaum!" Und er lauschte mit dem Ohr am Schlüsselloch. Es wurde ihm klar, daß da draußen eine Uhr tickte...

James hatte keine Feinde, soviel er wußte, und er hatte auch vor Gott ein recht gutes Gewissen. Darum öffnete er unerschrocken die Tür. An der Klinke hing ein alter Wecker.

Dem braven Mann kamen Bedenken, und er warf den Wecker in die Regentonne. Wenn es nun vielleicht doch eine Höllenmaschine war? Es gab ganz kleine Sprengladungen, die man wohl in einen alten Wecker hineinkapseln konnte. Sicher ist sicher, und Wasser bringt mindestens die Unruhe des Weckers zum Stehen, verursacht elektrische Nebenschlüsse, mildert Explosionen. Kinroß ging zu Bett, schlief friedlich — und fand die Blechuhr am Morgen harmlos in der Regentonne. Er nahm sie auseinander, und es stellte sich heraus, daß es ein ganz einfacher Wecker war. Wie kommt man auch auf so etwas — eine Höllenmaschine!

Am Nachmittag kam der Nachbar zu ihm herein und erzählte ihm, daß er in der Nacht auf der Straße einen alten Wecker gefunden hätte.

„Du auch?" rief Kinroß.

„Ich habe ihn dir an die Haustür gehängt, weil ich annahm, daß er dir gehörte!" sagte der Nachbar.

Am Abend tickte es wieder an James' Klinke. Diesmal erschrak er heftiger. Aber er ging unerschrocken hinaus, warf den Wecker in die Regentonne und schlief friedlich. Am Morgen entdeckte er auf den Stufen vor der Haustür einen Zettel mit den Worten: „Bitte regulieren! Verliert täglich zwanzig Minuten." und einer Adresse. Er ließ den Wecker sofort dorthin bringen mit dem Bemerken, daß er kein Uhrmacher sei.

Am Abend ging er mit gespannter Erwartung an die Haustür. Jawohl, es tickte! Deutsche Leser begreifen nicht, daß ein Angelsachse bei so sonderbaren Zufällen die Ruhe bewahrt. James Kinroß öffnete die Haustür, ergriff den Wecker und warf ihn in seine Regentonne. Diesmal fand er gleich den zugehörigen Brief. „Den zurückgesandten Wecker kann ich Ihnen nicht abnehmen. Die Adressenverwechslung war meine Schuld, aber darum brauchen Sie mein Eigentum noch lange nicht zu beschädigen. Ich ersuche Sie, den Wecker auf Ihre Kosten reinigen und ölen zu lassen, da er offenbar im Wasser gelegen hat."

Kinroß blieb heiter, aber er war entschlossen, sich verklagen zu lassen, ehe er etwas mit diesem Wecker unternahm. Er ließ ihn im Wasserfaß liegen und legte sich selber in sein Bett.

„Eigentlich müßte heute wieder ein Wekker an meiner Klinke hängen!" lächelte James am Abend. Er behielt recht. Diesmal war es aber ganz anders, etwas unheimlicher... Das Ticken kam nur ganz leise durch das Schlüsselloch, und als er die Tür öffnete, hing da ein würfelförmiges Paket. James bedachte den Unterschied zwischen einem unverpackten rostigen Küchenwecker und einem sauberen, tikkenden Paket. Er warf es nicht ins Wasserfaß. Er trug es rasch in einen Winkel seines Gartens, deckte eine Kiste darüber und bewarf das Ganze mit Torf. Für alle Fälle... dachte James und lächelte.

Am Morgen grub er das Paket seelenruhig aus — wenn es etwas Besonderes gewesen wäre, dann wäre der Wecker gewiß in der Nacht abgerasselt — und trug es ins Haus. Es enthielt einen funkelnden Reisewecker in Originalpackung und ein Begleitschreiben der Fabrik: „Benutzen Sie diesen Wecker ein Jahr lang! Wenn er in dieser Zeit mehr als eine Stunde verloren hat, bezahlen wir Ihnen zehn Dollar. Empfehlen Sie uns bei allen Bekannten!"

James W. Kinroß lächelte. Vielleicht lächelte er ein wenig starr. Jedenfalls fragte ihn an diesem Tage sein Nachbar, warum er so heiter wäre. — „Es ist das Gesetz der Serie!" lächelte James, „ich habe mir ein Buch darüber gekauft! Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder hängt morgen wieder ein Wecker an meiner Tür oder nicht. Die Wahrscheinlichkeit ist wie bei rouge und noire: fünfzig Prozent. Oder mehr. Wer weiß das?" — Der Nachbar wußte es auch nicht.

Am Abend hing ein würfelförmiges Paket an der Klinke. Kinroß trug es ins Haus und öffnete. Es war von der Wach- und Schließgesellschaft. Es enthielt einen Spezialwecker mit einem Begleitschreiben. Darin hieß es: „Sie wünschen Ihr eigener Nachtwächter zu sein. Unsere Wächter würden Ihr Haus in einer Nacht viermal umkreisen. Um Ihnen dasselbe zu ermöglichen, stellen wir Ihnen einen Wecker zur Verfügung, der Sie um zwölf, zwei, vier und sechs Uhr weckt. Stellen Sie ihn aber lieber ab und abonnieren Sie bei uns! Es gibt noch eine Unterwelt!" Kinroß stellte den Wecker ab und schlief friedlich.

Lächelnd begrüßte er am nächsten Morgen den Werber der Wach- und Schließ-

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • DA. 12193 I. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

gesellschaft. „Ihre Reklame ist gut! Aber ich fühle mich wirklich sicher!“ — „So?“ fragte der Werber. Dann ging er ohne Gruß.
Am Abend legte sich James W. Kinroß vor dem Hause auf die Lauer. Nichts rührte sich. Aber er fand nachher einen alten rostigen Wecker an der Kellertür.
„Es wird sich aufklären!“ dachte Kinroß und lächelte. „Es ist das Gesetz der Serie! Wen das Gesetz erst gepackt hat . . .“ und bei diesem Gedanken packte es ihn wirklich, das Entsetzen der Serie. Er warf den Wecker in die Regentonne, rannte ins Haus und rief die Polizei an.
Am nächsten Tag erschien ein Beamter, beschlagnahmte sämtliche Wecker die noch da waren, und entfernte sich.
Am Abend sah man Kinroß mit einem Hammer an seiner Haustür beschäftigt. Er nahm die Klinke ab. Ebenso verfuhr er an der Kellertür. Dann legte er sich ins Bett und zog die Decke über den Kopf. Abends um zehn Uhr trieb es ihn mit Gewalt aus dem Bett. Er mußte doch nachsehen ...
Der Wecker stand diesmal auf den Stufen vor der Haustür. Es war wieder ein hübsches Paket. Kinroß nahm es ins Haus.
Die Polizei teilte mit, daß sie Fingerabdrücke gefunden hätte, aber sie wüßte keinen Finger dazu.
James W. Kinroß gewöhnte sich daran, jeden Abend eine Uhr ins Haus zu nehmen, um sie am nächsten Tag der Polizei zu übergeben.
In der dreizehnten Nacht ging der Wecker los. Es war eine Höllenmaschine. Kinroß flog in die Luft.
Am Morgen traf ein Brief von der Wach- und Schließgesellschaft ein: „Für den Fall, daß Sie noch leben, werden Sie nun hoffentlich eingesehen haben, daß man nicht sein eigener Nachtwächter sein soll. Unser Werber besucht Sie heute...“
Aber Kinroß lag auf dem Totenbett und lächelte. „Sehen Sie!“ flüsterte der Wach-und-Schließ-Werber einem andern Trauergast zu, „sehen Sie! Ein hoffnungsloser Fall von einem Optimiesmacher!“

Lieber Simplicissimus!

Mit einem unserer Schreibfräuleins haben wir manchen Verdruß. Sie kapiert hie und da nicht so recht. Neulich erkundigte sich der junge Chef nach ihr. „Sie ist, alles in allem, nicht gerade dumm“, erwiderte der Prokurist zögernd, „nur manchmal neigt man zu der Ansicht, unter ihren Vorfahren könnten einige weniger Intelligente gewesen sein.“

Die Unentwegten

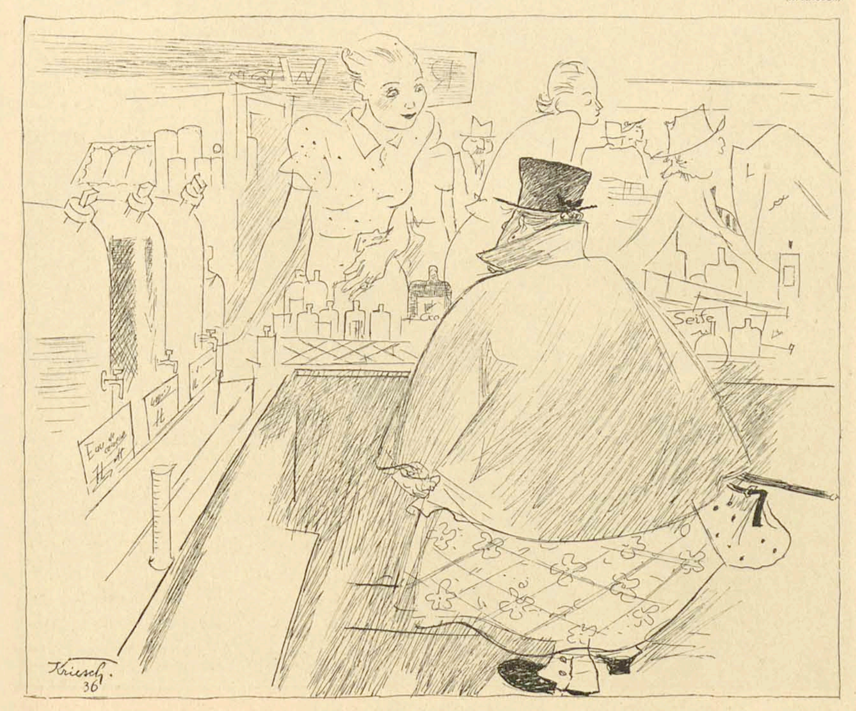
Ich kam mit einer Aufsichtsperson im Kitschmuseum ins Gespräch und gab meiner Freude darüber Ausdruck, daß hier durch Herausstellen abschreckender Beispiele ein so segensreicher Einfluß auf den Geschmack des Publikums ausgeübt werde. „Man täuscht sich da vielleicht ein wenig“, erwiderte der Mann bedächtig. „Bei der Besichtigung rümpfen s' alle d' Nas'n; aber Sie glauben gar net, wieviel sich vor 'm Weggeh'n so nebenbei nach der Bezugsquelle erkundigen!“

Definition

Bei der letzten Zusammenkunft unseres kleinen Kreises behauptete eine der Damen kühn, die Männer seien überhaupt keiner echten Liebe fähig; auch in günstigen Fällen sei eben alles bloß „so oben auf“. Das gab natürlich erregte Proteste und zeitigte ein wildes Durcheinander der Meinungen. Am wenigsten Widerspruch erhielt die Frau Bezirksnotar. Sie sagte gelassen: „Wie weit die Liebe eines Mannes geht, ist schwer zu sagen; auf jeden Fall liebt er seine Frau nie mehr als sich selbst.“

Die Tierfreundin

(R. Kriesch)



„Wollen sich gnä' Frau nicht noch ein Parfüm mitnehmen?“ — „Ja, wos glaub'n denn Sie? Daß mei Schnauzl d' Witterung verlier'n tat!“

Der Spießer

(Wilhelm Schulz)



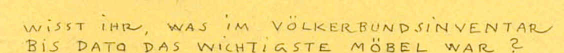
„Fabelhaft, nicht wahr, so ganz ohne Betriebsstoff zu fliegen!" — „Hm . . . 'n Unternehmen ohne Betriebsstoff ist mir zu unsolid."

Stuttgart, 17. Mai 1936 | **Preis 60 Pfennig** | 41. Jahrgang Nr. 8

SIMPLICISSIMUS

DIE LANGE BANK

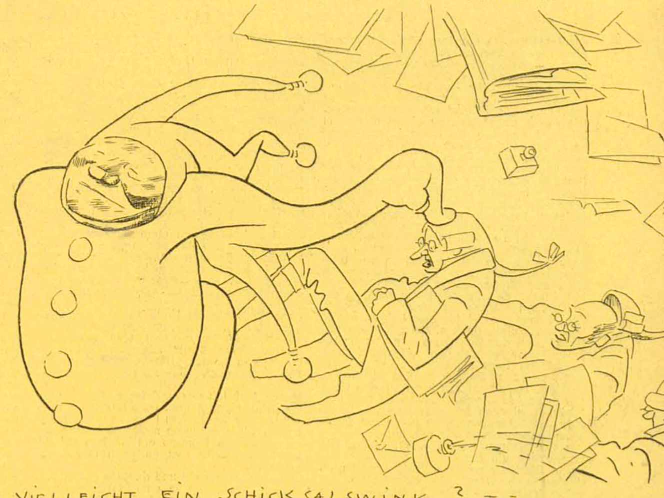
OLAF GULBRANSSON 36



WISST IHR, WAS IM VÖLKERBUNDSINVENTAR
BIS DATO DAS WICHTIGSTE MÖBEL WAR?

DIE LANGE BANK, WENN ICH NICHT IRRE,
AUF DIE MAN DIE SCHWEREN PROBLEMGESCHIRRE,
WEIL MAN SIE NICHT BEWÄLTIGEN KUNNT',
IMMER WIEDER UND WIEDER ZU SCHIEBEN VERSTUND.

ABER SCHLIESSLICH WAREN DES MÖBELS HAXEN
DIESER STETEN BELASTUNG NICHT LÄNGER GEWACHSEN
UND FINGEN SACHTE AN, ZU ZERKNACKSEN.
O WEH — UND DIE BANK, UM DIE SICH'S HIER HANDELT,
ZUR SCHIEFEN EBENE WARD SIE VERWANDELT.

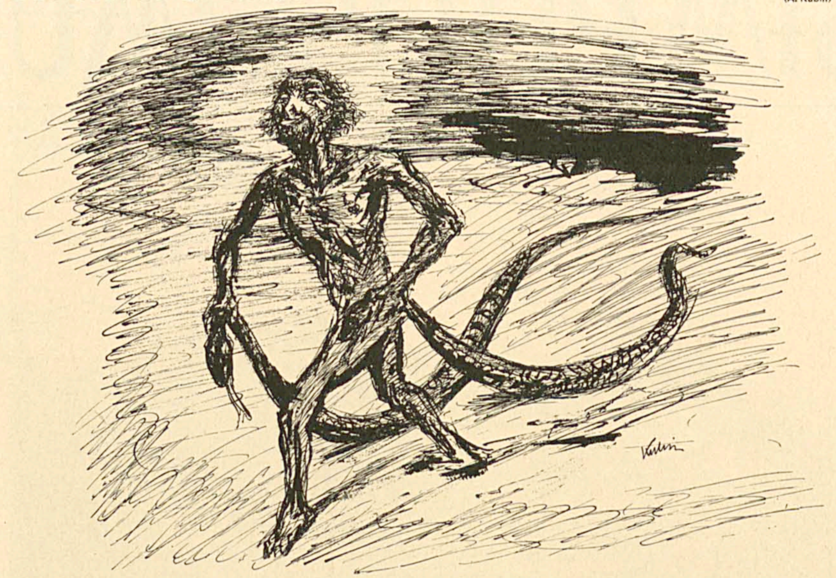


IST DAS VIELLEICHT EIN SCHICKSALSWINK? — —
IHR HERREN VOM VÖLKERBUND, SETZT EUCH FLINK,
EH' ÜBER DEN KOPF EUCH WÄCHST DIE ZECHE,
AUF DIE SO LIEBREICH GENEIGTE FLÄCHE
UND RUTSCHT SELBANDER IM HANDUMDREHN
HINAB — AUF FROHES NICHTWIEDERSEHN!

RATATÖSKR

Der starke Gottlieb

(A. Kubin)



Buzeibu oder Das Weibereiland

Von Fritz Knöller

Die Insel Eiolaia und ihre Küstenbewohner bieten wenig Verlockendes, das Meer wimmelt von Haien, die Küste von Schlangen, und das magere Grün, welches Eiolaia umgürtet, gibt zur Not ein paar Dattelpalmen Raum. Dann kommt die Wüste; man kann die Mäuler mit Sand stopfen. Die Ferne zackt sich zu einem Gerümpel Berge, braun wie die Hand eines Insulaners, dahinter schillert etwas Blaues, die Schneekappe des Buzeibu.

Am 11. Dezember, zur Zeit, wo hier der Frühling einsetzt, und zwar mächtig, erhielten wir den behördlichen Führerschein für zwölf Kamele und zehn Kulis, etliche Dutzend Proviant- und Wasserschläuche; zwei Wochen später gingen wir in der Dattelbucht an Land. Die Stille des immerhin umfänglichen Eilands, Poopetle rechnete es zu den Servierbrettern der Südsee, beklemmte uns. Wir forderten die Kulis zum Singen auf. Klang wie die gelben Fluten des Jang-tse, die sich so unermeßlich ins Meer drücken.

Die Sagen der Insulaner haben etwas Wahres. Eiolaia glich einem „Vergessenen Reich" und der Buzeibu einem „Herrscher im Exil", der neidisch über seinen Schätzen wacht. Am Tage nichts als Sand, Himmel und kein Vogel. Endlich stießen wir an den Fuß des Buzeibu. Pung kung ku, den Berg der schmalen Gnade, nannten ihn die Kulis. Wahrhaftig, auch Poopetle und ich fürchteten, daß hier wenig zu holen sei. Doch seinetwegen waren wir gekommen.

Als die Dämmerung aufglockte, schoß die Sonne wie ein Bumerang gegen den Buzeibu. Die Kulis sangen: „Pung kung ku, du lichter kahler Berg!" Der Buzeibu hat gut seine dreitausend Meter. In tausend Meter stießen wir auf scharfes Gras; je höher, desto dichter. Schließlich waren wir da, wo in der Regenzeit die Schneekappe sitzt. Wir sahen die kobaltgrüne Zunge des Meeres, die unermüdlich Eiolaias schlaffe Lenden leckt. Auf dem Gipfel überblickten wir das ganze Land. Nach Norden öffnete sich ein Tal zwischen Bergen, feucht und grün, mit Palmen, Bächen und pyramidenförmigen Hütten. Und wir zogen hurtig in das „Land der milden Hänge".

Einige hundert Meter über dem Tal entdeckte uns ein Eingeborener, warf beide Arme empor; im Nu lief das ganze Dorf zusammen. Wir lockerten unsere Brownings, die Kulis ihre Messer. Indes, der Anblick, den der Haufen bot, sah kaum nach Krieg aus. Ungefähr dreihundert Insulaner, vornehmlich Männer, blickten uns demütig entgegen. Bei unsrer Ankunft löste sich ein hohes schlankes Weib aus ihrer Mitte, stieß einen strengen Laut aus und warf sich zu Boden; die andern folgten ihrem Beispiel.

Die Insulaner waren ungemein schön und ebenmäßig. Die Weiber trugen um die Hüften weiße ungeschliffene Steine, und zwar je jünger, desto mehr. Das Weib, das sich zuerst vor unsre Füße warf, trug einen besonders breiten, steineglitzernden Gürtel.

Dem Willkomm ein Ende zu machen, stiegen Poopetle und ich aus dem Sattel. Vier Kulis hielten uns wie stets die Bügel.

„Nara, dosos Buri!" flüsterten die Insulaner. Ihre Leiber zitterten, nicht minder die Palmwedel, die sie uns entgegenhielten.

Rasch trat ich vor und legte dem Weibe eine Kette aus gelben Perlen um, wie man sie bei uns für fünfzig Pennies ersteht. Die Insulanerin umschlang meine Kniee, wollte meine Schuhe küssen; ein bißchen Mitleid bewog mich, ihr den seltenen Genuß zu ersparen.

„Badula", sagte sie und deutete auf sich.

Badula führte uns in eine Hütte, die wie die andern pyramidenförmig aus schwarzen Ruten geflochten, aber bedeutend größer war. Wir hockten uns auf eine Bastmatte, den Kulis wiesen wir die andere Seite an. Draußen beklopfte man schüchtern unsere Kamele.

Wir luden Badula zum Sitzen ein; erschrocken wehrte sie ab. Als Weißer ist man das einigermaßen gewohnt.

Männer wuschen uns Gesicht und Hände. Auch die Kulis mußten daran glauben; vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben. Dann kamen Badula und vier junge Weiber an die Reihe. Den Männern gegenüber herrschte ein scharfer Ton, der annähernd mit dem unserer Ladies verglichen werden konnte.

„Den Männern scheint es hier nicht gut zu gehn", raunte Poopetle. Mir fiel auf, daß die Männer wohl schön gewachsen, die Weiber aber stattlicher waren. Nach der Mahlzeit, der wir nur aus Anstand zusprachen, ließen sich die Weiber schmükken. Rote und gelbe Blumen kamen ins Haar. Die Männer benahmen sich dabei sehr gewandt. Sodann bat uns Badula, scheuer Gebärde, aufzustehen. Vor der Hütte standen die Dörfler säuberlich Spalier, zuvörderst die Weiber, dann die Kinder und zu allerletzt die Männer. Die Zahl der Weiber stand in keinem Verhältnis zu der der Männer; auf sieben Männer traf ein Weib.

Man bildete einen Zug. Wir an der Spitze, die Kulis sehr aufgeräumt und gesprächig, dann Badula und ihr Gefolge, hierauf die Weiber, dann die Jungfrauen und Jünglinge und als Schweif die Männer. Wir setzten uns in Bewegung längs durch das Dorf, wo hinfällige Weiber und Greise ihre Hälse aus den Hütten streckten, gelangten in einen lichten Hain, wo die Männer auf Badulas Geheiß mit Blas- und Schlagwerkzeugen eine verwegene blutrünstige Musik vollführten bis dicht vor die Pforte einer riesigen Kugelhalle, die aus roten Weidengerten geflochten und mit bunten Steinen verziert war.

Badula eilte voran, versank im Innern der Halle, ihre Gürtelsteine blitzten und klirrten, es war, als fiele ein Meteor. Die Musik schrillte betäubend auf und verstummte. Die Stille schrie noch lauter. Könnte die Erde schreien, sie schrie wie jene Stille.

(Schluß auf Seite 89)

Naturgeschichte

(Karl Arnold)



„Is ja 'n netta Zustand, so ejal det Parfüm vorm Fensta!" — „Ja mei, Herr Dokta, wia Sie 's Hirn, so braucht halt a Acker sein Mist."

Hochzeitsreise

(Kurt Heiligenstaedt)



„Bis jetzt ist alles wunderbar verlaufen — nur eines haben wir noch nicht raus: wann wird eigentlich gezankt? Die Versöhnung hernach soll so schön sein . . ."

Buzeibu oder Das Weibereiland

(Schluß von Seite 86)

Beklommen traten wir ein. Ich glaubte mich im Innern der Erde, so brüteten Finsternis, Feuchte und Stille. Seltsam, es roch hier nach Blut, und eine Stimme fing zu röcheln an. Wir schrien „Hände hoch!", gleich aber ließen wir die Brownings sinken. Im bläßlichen Lichte, das aus einem Loch der Kuppel rieselte, entdeckten wir ein dickes grunzendes Schwein auf einem roten, fettigen, roh behauenen Stein und Badula davor, das Haupt bis zur Erde geneigt. Ganz hinten, da wo der Stein fast die Halle berührte, wölbte sich aus gestampfter Erde eine mächtige Kugel empor: Augen und Mund waren ihr eingeschlitzt, mit purpurenen Steinen durchsetzt, und aus der Mitte, bläulich schimmernd, quoll eine Nase hervor, die einem vorfallenden Nabel glich, und plötzlich schien das Gesicht ein massiger Bauch zu sein. Schwerfällig und blöd lächelte das Bauchgesicht, hämisch und zu allem fähig.

Badula, die heftig seufzend gebetet hatte, richtete sich auf, nahm den Gürtel vom Leib, wand ihn um die Nase des Bauchgesichts und bedeutete uns zärtlich, auf „Buris" Sockel zu steigen. Die Kulis ordnete sie im Kranz rings um den Stein. Unterdessen kroch die Menge herein, füllte die Halle ganz nach der Ordnung, ungemein stumm. In Knickerbockers letzter Mode kamen Poopetle und ich uns fast perfid vor.

Badula trat zwischen uns, ergriff unsere Hände, riß sie empor, und die Gemeinde fiel wie ein Mann zu Boden: nur das Schwein blinzelte träge zu uns herauf.

Badula stieß ungemein rauhe Laute aus, die Gemeinde fiel dröhnend ein: „Nara Buri! Nara Buri!" Dann raunte sie mit tiefer Stimme: „Pupupu!"

Schweigen. Nur Badula: „Pupupu!"

Plötzlich fuhr sie ins Haar, ein Messer blitzte, Blut schoß, und ein Schrei brach los, wie ihn nur der Tod kennt. Das Schwein sank in sich zusammen.

Badula schleuderte das Messer weg und warf sich an meine Brust. Ich stieß das Weib von mir, schon wirbelte es auf Poopetle, dann wieder in meine Arme. Die Weiber fielen über die Männer her, und was übrig blieb, erhob ein Wehgeschrei. Buri grinste blöd und hämisch.

*

Nach einem halben Jahr beherrschten wir die Sprache „Vadas" leidlich. So erfuhren wir auch den Grund unseres feierlichen Empfanges:

Der Buzeibu hieß bei den Vadianern „Buri", in unserer Sprache „Nabel". Berg Buri war die Urmutter, die Vada gebar, die weite Erde, und zur selben Stunde Badula, „das Weib". Nachträglich entließ das Weib den Mann aus ihrem Schoß, damit er im Zeugen und den täglichen Verrichtungen behilflich sei. Einmal wird Buri ihre Brüder Bir und Bor besuchsweise nach Vada schicken. Großes Gefolge und große Freude werden ihr Anhang sein. Das waren wir.

Vergebens suchten wir Badula klarzumachen, daß Poopetle und ich aus Plymouth stammten. Badula lachte nur. War nicht nur Haupt-, sondern auch Vollweib, indem es, was ihm nicht paßte, unbesehen leugnete. Schließlich gaben wir jegliche Belehrung auf und uns mit vollen Sinnen der süßen Muße hin. Darüber vergaßen wir die ganze Südsee, Old England und unsere Sendung.

Nachdem wir über ein Jahr auf dem Eiland verweilt hatten, geschah es, daß ich eines Tages einen subalternen Gott dabei ertappte, wie er einen der weißen Steine zu schleifen suchte. Das Feuer, das dem Stein entbrach, konnte nur ein Diamant verschwenden. Der Kuli wies mir ein ganzes Häuflein linkisch gefeilter Diamanten. Sehr verstimmt fragte ich ihn, warum er dies so lange verschwiegen. Einfältig meinte er: „Was sollen wir in Vada mit Diamanten, Herr?" — „Aber unsere Mission?! Geologische Erforschung! Prüfung der Bodenschätze!" England, Sehnsucht und Sensation bemächtigten sich meiner. Ich rannte zu Poopetle; auch der verspürte wieder das alte Blut.

Poopetle und ich rafften Diamanten in Menge, ließen die Kamele rüsten, sagten Badula, Buri habe uns zurückbefohlen. Den Kulis machten wir weis: Heimweh nach Old England. Auch die Kulis bekamen Heimweh nach den gelben Fluten des Jang-tse, die sich so unermeßlich ins Meer drücken. Nach einer feierlichen Andacht im Tempel schieden wir von Vada, der einzigen Weltsiedelei. O daß wir Vada nie verlassen hätten!

Wir umgingen heimlich den Buzeibu. Als hätte sich Buri verschworen, bedrängten uns Sturm und Hitze. Vier blieben am Wege. Endlich kamen wir an die Dattelbucht. Poopetle und ich hatten die Säcke voll Diamanten. In Hongkong setzten wir die Kulis ab. Auch sie hatten, wie sie uns bei unserer Abfahrt zuriefen, die Taschen voll Diamanten.

Heute leben Poopetle und ich reich und vergessen außerhalb Englands. Der britischen Gesellschaft mißfiel unser illegitimes Verhalten in Vada. Vada suchte man dem Christentum zu gewinnen. Heute ist Vada grau von Diamantschotterwerken. Es geht auch eine Eisenbahn.

Oh, daß wir Vada nie verlassen hätten!

(J. Kreis)

Definition. „Was heißt das eigentlich, ‚kollektive Sicherheit', René?" — „O, mon ami, es ist ganz wie in unserer Branche: wenn einer was ausgefressen hat, decken ihn die anderen."

Lieber Simplicissimus!

Ein Geschehnis von ungeheurer Komik war die erste offizielle Begrüßung zwischen der deutschen und der japanischen Marine.

Zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam der Tag, an dem das erstemal ein deutscher Kreuzer in die Gewässer des eben erwachenden Japan einlief. Der Kommandant des Schiffes besaß nicht die mindeste Rednergabe und war in Verlegenheit, auf welche Weise er die zu erwartende japanische Abordnung begrüßen sollte. Er sagte sich, es sei das beste, sich möglichst kurz zu fassen, da die Japaner ja doch kein Wort Deutsch verstünden. Er verfiel auf eine drollige Idee und forderte seine Offiziere auf, vollkommenen Ernst zu bewahren, welche Begrüßungsworte er auch sprechen werde.

Die japanische Abordnung kam an Bord, mit liebenswürdigem Lächeln, und verneigte sich.

Der deutsche Kommandant grüßte freundlich, dann sagte er langsam und mit klarer Betonung: „Drei-und-zwanzig, vier-und-zwanzig, fünf-und-zwanzig, sechs-und-zwanzig."

Hierauf erwiderte der Führer der japanischen Abordnung ebenso klar in tadellosem Deutsch: „Sieben-und-zwanzig, acht-und-zwanzig, neun-und-zwanzig, drei-ßig."

Lächeln, liebenswürdige Verbeugung. Die Zeremonie war beendet — eine Freundschaft begonnen.

Stille Liebe

Von Heinz Rein

„Na, Kersten, Sie bleiben wohl noch?", fragt der Kassierer und sieht den kleinen, ältlichen Buchhalter an, der wie eine Spinne über seinem Pult hockt.
Kersten zuckt zusammen, als ob ihm jemand von hinten auf die Schulter geklopft hätte, und zieht den Kopf ein wie eine Schildkröte. Das ist so eine seiner Angewohnheiten. Immer, wenn man ihn anspricht, erschrickt er und macht sich klein, als ob er nicht schon unscheinbar genug wäre, dieser kleine Mann mit dem dünn behaarten, schmalen Schädel, dem schmächtigen Leib und den kurzen, ein wenig gebogenen Beinen, um die die Hosen immer flattern wie nasses Fahnentuch.
Die plötzliche Frage des Kassierers hat ihn so unvermutet getroffen, daß er erst heftig schlukken muß, ehe er antworten kann. „Ja, ja . . . ich bleibe noch ein wenig", bringt er schließlich hervor. „Ich muß . . . ich habe noch einige Rückstände."
„Daß Sie auch immer Rückstände haben, Kersten?", meint der Kassierer und schüttelt verwundert den Kopf. „Na, mir kann's ja gleich sein. Hier sind die Schlüssel." Er legt einen Schlüsselbund auf den Botentisch an der Glaswand und tippt mit zwei Fingern leicht an seinen Hut. „Adjüs, Kersten!"
„Auf Wiedersehen", murmelt Kersten und folgt dem Kassierer mit den Augen, seinen wässerigen, hellblauen Augen, die nur geduldig oder hilflos blicken können.
Der Kassierer ist schon halb über die Schwelle, als er sich noch einmal umdreht. „Ich glaube, Sie sind in Ihr Hauptbuch verliebt, Kersten", meint er und nickt ihm augenzwinkend zu.
Dann fällt die Tür mit einem Knall ins Schloß. Das Glas sitzt nicht ganz fest und klirrt. Schritte auf der Treppe, dann Stille. Die Aktenschränke knakken hin und wieder, in den Heizröhren rumort es ein bißchen, von der Straße her dringt gedämpft das Geklingel der Bahnen und das Hupen der Autos, Geräusche, die sonst vom unaufhörlichen Geknatter der Schreibmaschinen verschlungen werden, jetzt aber eindringlich und vorherrschend sind.
Kersten sitzt noch immer unbeweglich auf seinem Drehsessel. Langsam kommt sein Kopf wieder zwischen den Schultern hervor, er hißt ihn gleichsam wie eine Fahne. Was hat der Kassierer gesagt? Ins Hauptbuch verliebt? Kerstens Lippen kräuseln sich schmerzlich, dann seufzt er leise. Verliebt? Ja, doch, verliebt, aber nicht ins Hauptbuch, sondern . . .
Kersten blickt scheu über sein Pult hinweg zum großen Fenster. Da steht sie, die blitzblanke Mercedes, an der Fräulein Zimmer, Fräulein Erni Zimmer, tagsüber sitzt und ihre hübschen, rosigen Fingerchen mit den blank polierten Fingernägeln auf- und abwirbeln läßt. Er kann von seinem Platz aus gerade auf ihren braunen Madonnenscheitel und — wenn sie den Blick vom Stenogrammblock hebt — in ihre dunkelbraun schimmernden Augen sehen, über die Wimpern wie feine, seidene Schleier herabhängen.
Langsam klettert Kersten von seinem Sitz herunter, stäubt sich die Jacke mit der Hand ab und zieht sie gerade, richtet den altmodischen Schlips und streicht sich das Haar glatt. Dann geht er langsam und würdevoll — nur wenn er allein ist, weiß er sich würdevoll zu geben — wie in einem Hochzeitszuge den Gang zwischen den Pulten entlang und setzt sich vor die Mercedes. Das tut er allabendlich, wenn er allein ist, das sind seine Rückstände.
Er streichelt die Tasten der Schreibmaschine und zieht die Luft in tiefen Zügen durch die Nase ein. Der Duft Erni Zimmers schwebt hier noch, ein Duft von feinem Parfüm und Körpergeruch, vor allem der Duft ihres Haares, das tagsüber von der Sonne durchleuchtet und verschönt wird. Hier zu sitzen, sich ihr Bild vorzugaukeln und ihren Duft einzuatmen, das sind Kerstens Feierstunden.
Dabei ist er sich klar darüber, daß seine Liebe aussichtslos ist. Das wäre ja anders ja auch gelacht! Sie, ein lebenslustiges, hübsches Ding von höchstens zwanzig Jahren, und er, ein verknöcherter Junggeselle, nicht stattlich und auch nicht reich, und . . . ja, Donnerwetter, am vierzehnten April wurden es wahrhaftig fünfundfünfzig Jahre! Und doch bewahrt sich Kersten ganz versteckt in einem Winkel seines Herzens eine Hoffnung, eine ganz kleine, winzig kleine, aber eben doch eine Hoffnung.
Noch einige Minuten sitzt Kersten unbeweglich da. Nur seine Nase schnuppert unaufhörlich. Dann schüttelt er nachsichtig lächelnd den Kopf. Das Kind — er nennt Fräulein Zimmer ganz für sich das Kind — hat doch richtig wieder vergessen, die Maschine zuzudecken, obwohl der Bürovorsteher das nicht ausstehen kann und sie schon häufig deswegen angeraunzt hat. Kersten nimmt die Wachstuchdecke, zieht sie sorgfältig über die Maschine und stülpt hernach den Deckel über, daß das Schloß einschnappt. Sein hageres Gesicht leuchtet auf. Morgen wird er wieder einen dankbaren Blick aus zwei dunkelbraunen Augensternen dafür ernten. Das allein ist ja die Überstunde wert, die für ihn Minnedienst ist.
Kersten lächelt in sich hinein, in seine Augen tritt ein versonnenes Glänzen, das noch niemand bei ihm gesehen hat. Denn Kersten lächelt nur, wenn er allein ist. Dabei wiegt er den Kopf hin und her. Ja, früher machten die Männer auf ihre Angebeteten Gedichte oder sangen vor ihnen oder kämpften gar mit Schwert und Lanze um sie. Nun, das waren die Zeiten der Romantik. Er, Kersten, lebt in einer anderen, einer sachlicheren Zeit. Er huldigt seiner Liebe dadurch, daß er ihr die Schreibmaschine zudeckt und die Bleistifte anspitzt.
Richtig, die Bleistifte. Da liegen sie, einer da, einer dort, abgeschrieben bis aufs Holz. Ja, ein wenig unordentlich war das Kind schon, das ist wahr, aber bei ihr macht das alles nichts, bei ihr ist alles irgendwie niedlich.
Kersten nimmt die Bleistifte und spitzt sie fein säuberlich mit dem Messer an. Er hätte ja die Anspitzmaschine benutzen können, die auf dem Botentisch festgeschraubt ist, aber er verschmäht sie. Das wäre ja auch noch schöner, die Bleistifte, die Fräulein Zimmer in ihre zarten, gepflegten Händchen nimmt, einer kalten, gefühllosen Maschine anzuvertrauen, die auch andere mit ihrer automatischen Selbstverständlichkeit bedient. Sorgfältig schabt er den Graphit herunter, bis das Blei einer Nadelspitze gleicht.
Dann legt er die Bleistifte neben den Stenogrammblock. Sinnend betrachtet er die merkwürdigen Zeichen, die er nicht lesen kann. Vielleicht hat Fräulein Zimmer an ihn, den Buchhalter Bruno Kersten, einen Liebesbrief geschrieben, und er kann ihn nur nicht entziffern! Aber nein, Fräulein Zimmer schreibt gewiß überhaupt keine Liebesbriefe. Das hat sie gar nicht nötig.
So, nun ist wohl alles getan? Kersten denkt nach. Halt, das Radiergummi! Wo ist es? Er zieht das Schubfach auf. Da ist es nicht. Sein Blick gleitet suchend umher. Aha, auf der Erde liegt es. Kleine Schlamperliese! Und klein ist das Gummi von gestern auf heute geworden! Sicher hat sie ihre Gedanken wieder einmal nicht ganz beisammen gehabt, sich oft vertippt und dauernd radiert. Er nimmt das Gummi, steckt es ein und holt aus seiner Westentasche ein nagelneues. Das legt er zu den Bleistiften und tritt einige Schritte zurück, um sein Werk zu besehen, als habe er einen Geburtstagstisch aufgebaut. Er gruppiert es anders, das Gummi in die Mitte, die Bleistifte schräg an beide Seiten. So, jetzt ist es gut!
Noch einmal setzt sich Kersten auf den kleinen Sessel mit der schmalen Rückenlehne, lehnt sich zurück und dreht sich hin und her wie ein Kind auf einem Klaviersessel, das sich ein Karussell vortäuschen will. Dann schnuppert er noch ein paarmal in die Luft und geht an sein Pult, klappt das Hauptbuch zu und verläßt das Büro. Er knipst die Deckenbeleuchtung aus. Das Licht verlischt. Für Sekunden glühen noch die Kohlenfäden, dann

Unlauterer Wettbewerb

(R. Kriesch)

Linie 2

Kriesch 34

„Sie, Fräulein, tean S' d' Hax'n runter, Sie verstoßen gegen das Werbegesetz!"

sinkt die Dunkelheit herab. Von der Straße her dringt unsicheres Laternenlicht durch die Fenster. Langsam steigt er die Treppe hinunter. An der letzten Kehre trifft er mit dem Nachtwächter zusammen.

„Der Herr Kersten, immer fleißig, immer der letzte."

„Ja, mein Lieber, Rückstände. Da muß man sich 'ranhalten."

„Ja, ja, so ist das wohl. Gute Nacht, Herr Kersten!"

„Gute Nacht, Herr Arndt!"

Bums! Schwer fällt die große Haustür ins Schloß. Glücklich und zufrieden geht Kersten nach Hause.

Tatütata!

Beim Familientag schwärmte man von alten Zeiten.

„Nein, das war auch wirklich wundervoll, tatütata, das ist wirklich wahr!" stimmte der junge Schempus in die Gesänge der alten Herren ein.

„Hast du denn überhaupt einmal den Kaiser gesehen?" fragte Theo.

Schempus lächelte zart: „Ich habe in jungen Jahren einmal miterleben dürfen, wie es zu sein pflegte, wenn der Kaiser kam!"

„Du drückst dich gewählt und umständlich aus — das ist doch nicht deine Art!" sagte der spitzfindige Theo.

Schempus grinste ihn an. „Und doch!" sagte er. „Ich war sieben Jahre alt, ich saß drei Stunden auf einem Baum, dann fiel ich herunter, dann stieg ich wieder hinauf, dann mußte ich nochmal runter und rauf, weil mein Blumenstrauß unten liegen geblieben war, dann ging es tatütata von weitem, drei Wagen kamen heran, tatütata, tatütata, flitzten vorbei — alles brüllte, die Männer „urr, urr", die Frauen und Kinder „'raa, 'raa" — meine Blumen flogen dem Fahrer des ersten Wagens an den Kopf. „Nee, im zweiten sitzt er!" rief meine Kusine; ich fiel aber wieder vom Baum um ihren Hals und bekam nichts zu sehen. Ganz leise machte es noch einmal tatütata, und wir waren alle sehr glücklich."

„Dann hast du also den Kaiser nicht gesehen?"

„Der zweite Wagen war sowieso geschlossen. Außerdem war er leer. Aber das wußten wir ja nicht. Der Kaiser war mit der Bahn gefahren . . . Aber schön ist so was — so eine Aufregung — tatütata — wunderbar war das!"

Dirks Paulun

Lieber Simplicissimus!

Seit der junge Schulze, dem die Eltern bei der Taufe die biederen Vornamen Karl, Fritz und Hermann gegeben haben, Gedichte macht und sich daher für ein Genie hält, nennt er sich Carlfrit Herman Schulze.

Es sieht interessanter und poetischer aus, findet er.

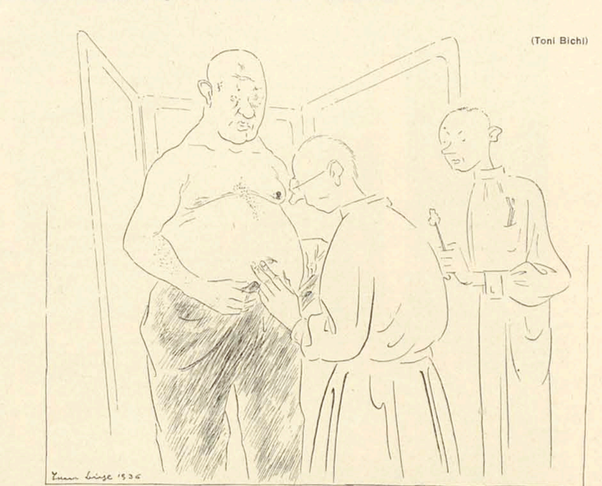
Neulich kauft er sich ein Paar Schuhe, will sie sich zuschicken lassen und gibt seine Adresse an: „Carlfrit Herman Schulze . . ."

Mit Argusaugen wacht er darüber, daß das Fräulein die Vornamen richtig schreibt. Und als sie den Carlfrit Herman fertig hat, schaut sie auf und fragt mit einem ganz, ganz kleinen spöttischen Lächeln: „Und wie wünscht der Herr ‚Schulze' geschrieben?"

Im Dienst der Sprache

Eine Berliner Firma schreibt im Jahre 1936: „Den Versand der Anmusterungen haben wir angeeilt und hoffen, Ihnen dieselben recht bald zu übermachen."

(Toni Bichl)



Konsultation. „Also hier, an dieser Stelle, verspüren Sie ein unangenehmes Gefühl! Hm, wieso gerade da?" — „Ja, weil S' halt grad da hi'langa, Herr Dokter!"

Der grüne Wagen

Es geht ein grüner Wagen,
Rumpumpel hotthü.
Wir haben uns vertragen, tri-tra-tragen,
Die Nacht bis morgens früh.

Er war nur ein Matrose,
Rumpumpel ho ahoi.
So blau wie seine Hose, Hi-Ha-Hose,
Doch nicht wie blau so treu.

Wir liebten uns in Eile,
Rumpumpel windewind.
Schnurz auf die Langeweile! Wi-Wa-Weile,
Viel Kummer und ein Kind.

Ein Kind mit roten Locken,
Rumpumpel klingeling.
Es läuten alle Glocken, kling-klang Glocken,
Dann wird es Königin.

Wird Königin von Polen,
Rumpumpel ei juchei.
Hat immer Brot und Kohlen, Ki-Ka-Kohlen,
Und jeden Tag ein Ei.

Und fährt an allen Tagen,
Rumpumpel, sieh mal da,
In einem grünen Wagen, Wi-Wa-Wagen,
So schön wie die Mama.

Der Dreck spritzt von den Wegen,
Rumpumpel trippetrab.
Es kommt ein strammer Regen, Ri-Ra-Regen,
Der wäscht ihn wieder ab.

Hans Leip

Schmuggler

Von

Ernst Holdermann

„Das hab' ich dir nur sagen wollen", beschloß der alte Lorenzo seine Rede, trank sein Glas aus und erhob sich. „Tust du es nicht, so tue ich's, als Vater deiner Frau. Aber dann fällt die Schande auf dich, denn dein Haus ist entehrt, und du bist der Nächste dazu."

Grimmig schüttelte er die Faust und ging; zurück blieb Stefano Mendoza, der junge Wirt, im Nebenberufe Schmuggler, wie jedermann hier an der mexikanisch-amerikanischen Grenze. Er saß in tiefem Nachdenken.

Also so war das! Er hatte seiner jungen Frau beigebracht, dem hübschen amerikanischen Zollbeamten verliebte Augen zu machen, ihm den Stundenplan seiner Reviergänge abzulisten und ihn gelegentlich ein Stündchen im Wirtshaus festzuhalten. Das hatte er natürlich nicht für möglich gehalten, daß sein sanftes kleines Täubchen überhaupt jemals an einen anderen Mann denken könnte, wo es doch ihn, Stefano Mendoza, hatte! Und jetzt pfiffen es offenbar die Spatzen vom Dach, und der Schwiegervater war dagewesen, um nach dem Rechten zu sehen.

Da mußte Ordnung gemacht werden! Aber wie? Öffentlich Streit suchen ging nicht an, obwohl Stefano einem solchen durchaus nicht aus dem Wege ging; aber die amerikanischen Behörden, die nun hier die Macht hatten, verstanden keinen Spaß; lange Freiheitsstrafe, für den freien Mexikaner unerträglicher als der Tod und Trennung von Frau und Freunden war das mindeste. Lange zerbrach sich der Mann den Kopf; aber als er aufstand und seine Frau rief, war der Plan fertig.

„Ich fahre morgen über die Grenze. Du könntest den Zollinspektor heimlich anrufen und ihm stecken, daß ich wertvolles Schmuggelgut mitführe. Schau, daß er dir glaubt, das ist deine Sache. Das übrige", setzte Stefano hinzu, und seine Augen blitzten auf, „ist dann meine Sache."

Stefano näherte sich dem Zollposten in seinem alten klapprigen Fordwagen. Da stand auch schon der verhaßte amerikanische Zollinspektor.

„Nichts Steuerbares, Sennor?"

„Wirklich nicht, Inspektor."

„Wirklich, gar nichts? Auch in dem Korb ist nichts?" fragte der Inspektor mit höhnischer Stimme und griff nach einem gut verschnürten Korb, den Stefano im Wagen hatte.

„Um Gottes willen", schrie Stefano, „lassen Sie die Hand davon, Inspektor! Ich schwöre Ihnen, da habe ich eine ausgewachsene Hornviper drinnen, gehört für das Seruminstitut, ich habe es einem Freund versprochen, sie heute noch abzugeben."

„Ach, was Sie nicht sagen, eine Hornviper? Wie interessant!" höhnte der Finanzer. „Nicht vielleicht Seide oder ungeschliffene Rubine aus den Gruben drüben, was? Eine Hornviper! Machen Sie auf, ich möchte sie sehen."

„Das können Sie nicht verlangen", schrie Stefano und versuchte den Beamten vom Wagen wegzudrängen. „Sie liegt acht Tage und hat die Drüsen voll Gift. Ich schwöre es bei der Madonna! Sie sind wahnsinnig . . ."

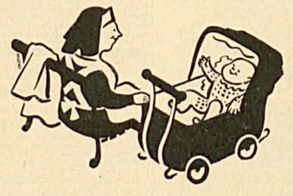
Vergeblich suchte er ihn zurückzuhalten. Der Beamte hatte schon mit höhnischem Lächeln den Korb aus dem Wagen gerissen, die Schnüre abgeschnitten und den Deckel gehoben. Drinnen lag ein Rohseidenpäckchen, wie es die Edelsteinhändler benützen. Ungeachtet der lauten Proteste band er den Sack auf, ein greller Farbstrich züngelte, und mit einem Wehlaut zog der Mann die Hand zurück; am Fingerballen zeigten sich zwei kleine Blutstropfen, und am Boden ringelte sich der glitzernde Leib der Giftschlange.

„Ich hab' es ja gesagt", jammerte Stefano und setzte seinen Stiefelabsatz auf den Kopf der Schlange. „Jetzt nur schnell ins Spital, Sennor, steigen Sie ein!" Aber der Wagen ging langsam, und der Weg war weit. Das Gift wirkte rasch.

„Wenn er überhaupt davonkommt", sagte der Arzt im weißen Kittel zu Stefano, „so bleibt er jedenfalls blind und gelähmt."

„Blind und gelähmt, sagen Sie, Sennor? Schrecklich, schrecklich!" meinte Stefano, seufzte hörbar und ging seiner Wege.

(R. Mathi)



Wissenschaft

Manche nannten den Professor einen „falschen Hund" — aber man höre, wie er sein Verfahren selber verteidigte:

„Ich bin nicht für diese vielen Pflichtfächer! Bildung ist etwas anderes als Ausbildung, Wissen ist noch lange nicht wissenschaftlich, den Geist der Universitas erobert man nicht durch Sitzfleisch, und selbst ein Student, der nur auf Berufsausbildung bedacht ist, sollte selber wissen, was er wissen sollte."

So sprach Professor Ottgottl-Kalkoncelli gewichtig, um dann mit einem getragenen „Daher . . ." in die leichtere Luft der praktischen Anwendung und Durchführung der Erkenntnis hinüberzuschweben.

„Daher", sprach er, „bin ich auch nicht für die strenge Kontrolle des Kollegbesuchs, und ich bin einverstanden, wenn die Herren Dozenten ihre Gummistempel auslegen, damit sich die Herren Studenten die Teilnahme eigenhändig bestätigen. Mein eigener Stempel liegt beim Pedell. Ich verstehe gar nicht, daß sich Kollege Eckler aufgeregt hat, als er beobachtete, wie ein Kursteilnehmer fünf Anmeldebücher bei sich trug und den Namensstempel gleich für vier Kommilitonen mitbenutzte . . ."

Ottgottl stieß wieder ins Geistige vor: „Diese Kontrollsucht ist übertrieben! Es muß sich nicht unbedingt jeder Biologe für Descartes begeistern, und kann er es nicht, so ist ihm auch mit der Durchschlafung vieler Übungsstunden wenig gedient. Ein Chemiestudent, der sich in meiner Vorlesung über physikalische Chemie langweilt, ist vielleicht kein großer Geist, vielleicht fehlt es ihm auch am glühenden Herzen für das Erkennen, aber darum kann er doch ein Chemiker mit Fingerspitzen und Nase und Spektralaugen werden . . ."

An dieser Stelle mochte man vielleicht einwerfen, daß Ottgottls „Allgemeine Chemie" als Pflichtvorlesung lief.

„Allerdings!," konnte er dann eifern, „und darin bin ich unerbittlich. Ich halte nicht darauf, daß man sie von vorn bis hinten mit anhört. Aber ich halte darauf, daß die Herren Kandidaten mindestens mit einem Nasenloch bei mir hereingerochen haben."

Aber er hatte seine Methode der Kontrolle: Im Examen stellte er eine Frage, auf die es ankam. Sie lautete: „Wie kommt man in den Hörsaal für physikalische Chemie?", und man konnte sie bei den baulichen Verhältnissen des Instituts wirklich nur aus eigener Erfahrung beantworten. Konnte man es aber, so hatte man in den Augen von Ottgottl-Kalkoncelli die nötige Reife — als Chemiker im Nebenfach natürlich.

Dirks Paulun

Einer nach dem andern . . .

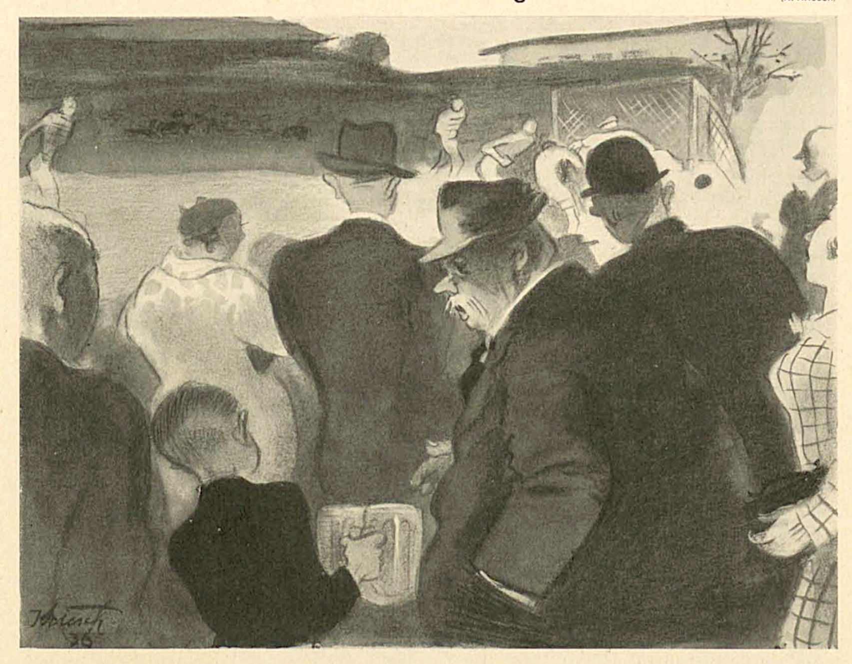
(E. Thöny)



„Vorwärts, José! Wir müssen hier fertig werden, damit wir endlich in Frankreich Ordnung schaffen können!"

Erleuchtung

(R. Kriesch)



„Ja, da schaug her, da kimmt a Bier — und i Depp wart' allerweil auf a Tor!"

Lieber Simplicissimus!

In einem Aufsatz „Erde und All aus dem Ur-Ei", den ein Hamburger Blatt bringt, heißt es:

> Der Entdecker des Blutkreislaufes und Begründer der Evolutionstheorie, der englische Physiologe William Harvey, hat den Satz geprägt: „omne animal ex voto" . . .

Wir suchen unser bißchen Latein zusammen und übersetzen: „Jedes Lebewesen entstammt einem Gelübde." Eine außerordentlich tiefsinnige Behauptung, die man eher einem Philosophen als einem Mediziner zutrauen sollte. Wüßten wir nur auch, wer denn eigentlich wem was geloben muß, damit ein Lebewesen entstehe. Handelt es sich um Eheversprechen? Muß etwa jede Mücke . . ? Gar nicht auszudenken. Sollte Herrn Harvey im tollen Wirbel des Blutkreislaufes ein plötzlicher Schwindel befallen haben? Ist die Psychologie des Physiologen in Unordnung geraten? Ach nein, der Unglückliche ward das Opfer eines ruchlosen Attenzitats: hätte nämlich der Herr Verfasser des Tageblatt-Aufsatzes nicht gerade in der Schule gefehlt, als in den lateinischen Vokabeln „votum, voti neutrum das Gelübde" und „ovum, ovi neutrum das Ei" dran war, so hätte er den guten alten William sicher richtig zitiert: „Omne animal ex ovo: Jedes Lebewesen stammt aus dem Ei." Harvey, dem der Engel vom Dienst in der Himmelskantine das Tageblatt überreichte, bestellte im ersten Schreck auf lateinisch anstatt des gewohnten „Rühreis" ein „gerührtes Gelübde", hat sich aber bereits von der Verwirrung erholt.

Maimorgen

Von Emanuel von Bodman

Noch schläft der Wald im Morgentau,
Die Blätter stehn versunken,
Als hätten sie das Himmelsblau
Zum erstenmal getrunken.

Das war einmal im Kinderland,
Daß meine Augen glühten,
Weil ich die erste Wiese fand
Gestirnt mit solchen Blüten.

Das Leben ist ein heißer Lauf;
Auch mir versank die Wiese . . .
Und immer wieder tut sich auf
Die Tür zum Paradiese.

Wahres Geschichtchen

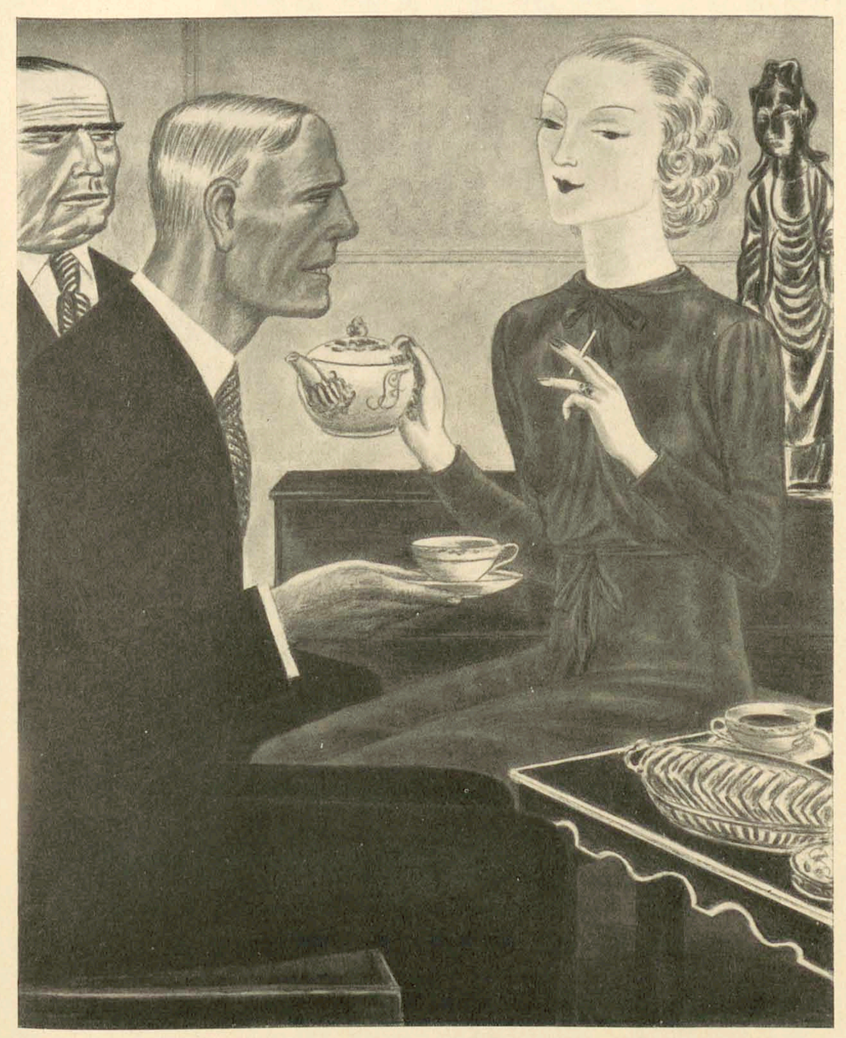
Ein biederer sächsischer Chauffeur gerät mit seinem schweren Lastwagen an der Westküste Holsteins von der Straße ab, und der Wagen ist in dem weichen Marschboden nicht mehr weiterzubringen. Einige in der Nähe beschäftigte Arbeiter weigern sich, zu helfen; sie kennen genau die Zähigkeit des Bodens und wissen, daß der schwere Wagen ohne Maschinenhilfe nicht flott zu kriegen ist. Leider versteht der Sachse die plattdeutsche Erklärung nicht und hört nur heraus, daß die Holsteiner nicht helfen wollen. Zu seinem Glück verstehen diese wiederum seine in reinstem Sächsisch gehaltene Schimpfkanonade über ihre Faulheit nicht, sonst wäre es wohl nicht ohne Tätlichkeiten abgegangen. Erst mit Hilfe eines Treckers konnte der Wagen auf die feste Straße gebracht werden.

Am gleichen Abend sitzt der Sachse mit mir im „Krug". Sein Blick fällt dabei auf den schöngerahmten, aus den Freiheitskämpfen der Dithmarscher herrührenden Wahlspruch: „Lever duad, als slov!" Als er die Übersetzung: „Lieber tot, als Sklave!" hört, meint er mit dem Brustton innerster Überzeugung: „Das hab 'ch heite schon gemerkt, daß 'nse hier nich gerne arbeeten!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • DA. 12193 I. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München • Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Teezoll und Rüstung

(E. Schilling)



„Please, noch eine Tasse Tee, Darling — es gilt, zu zeigen, daß uns für die Sicherheit Englands kein Opfer zu groß ist!“

Examina

Der Professor war äußerst entrüstet, daß der Nachbarssohn nachts zu seiner Stütze gekommen war, und zwar, wie diese reumütig zugab, auf dem Weg über den Zaun und mittels einer Gartenleiter. Der alte Herr stellte ihn, seinen früheren Schüler, deshalb bei nächster Gelegenheit. „Was haben Sie sich eigentlich gedacht“, schrie er erbost, „als Sie wie ein Dieb in mein Haus einstiegen und dabei rücksichtslos den ganzen Verputz ruinierten?“
„Der Zweck heiligt die Mittel“, entgegnete jener schlicht.

Nach den Wahlen

(Wilhelm Schulz)



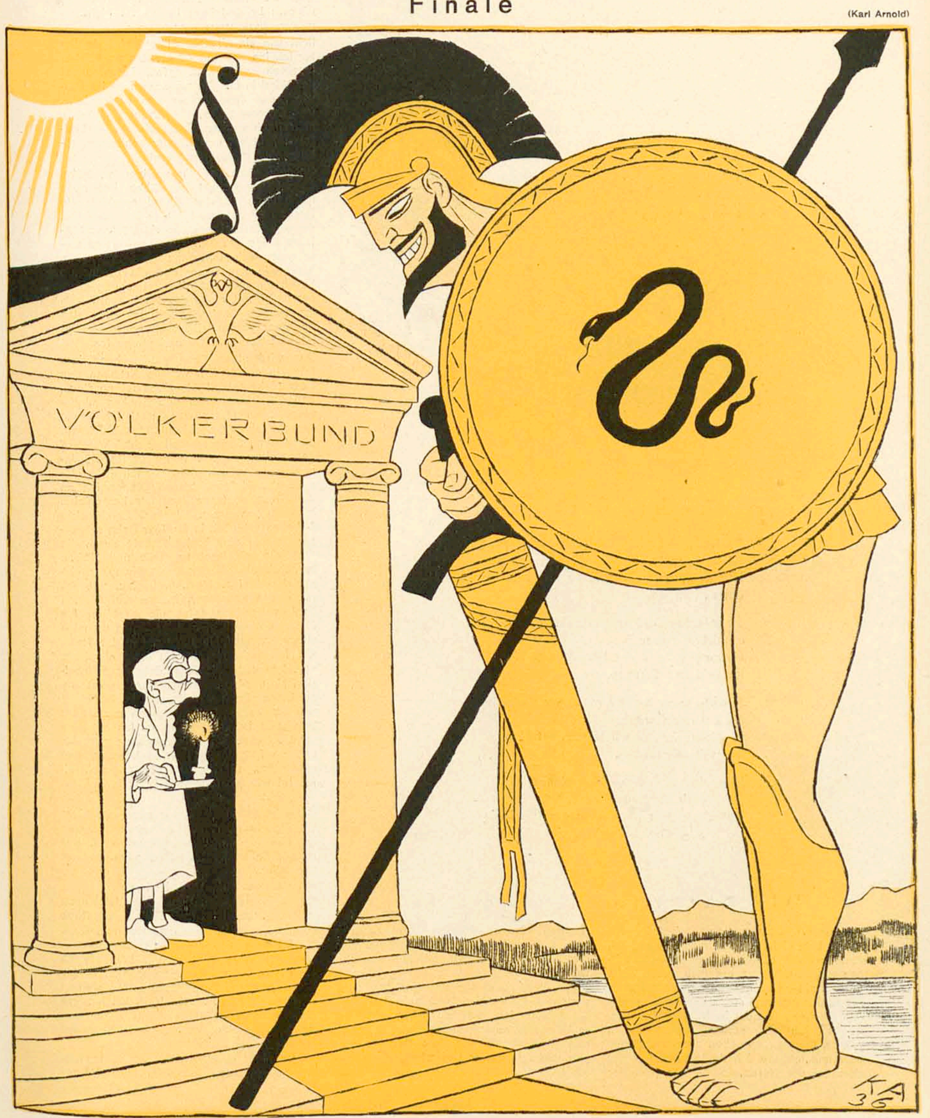
„Was für gesunde, rote Backen unsere liebe Marianne bekommen hat!" — „Ich weiß nicht . . . das sieht mir schon eher nach Kongestionen und einem drohenden Schlaganfall aus."

München, 24. Mai 1936 Preis 60 Pfennig 41. Jahrgang Nr. 9

SIMPLICISSIMUS

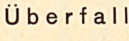
Finale

(Karl Arnold)



„Verzeihung, daß ich Sie im Schlafe störe, aber ich wollte nur melden, daß Sie sich in Sachen Abessinien keine Sorgen mehr zu machen brauchen; dieser Akt ist inzwischen anderweitig erledigt worden."

Überfall



(Alfred Kubin)



Rechtfertigung

Du treibst mit Fleiß und Inbrunst Physiognomik,
Rätsel zu raten.
Mir Faulpelz schafft mein bißchen Sinn für Komik
den nötigen Braten.

Er jagt das Wild mir blinzelnd in die Küche:
die lieben, kleinen,
die amüsanten innern Widersprüche
im Sein und Scheinen.

Herrjeh, wenn das die guten Leute wüßten,
die mit mir sprechen,
ich fürchte fast, sie würden sich entrüsten
und mit mir brechen.

Dies aber wäre keinesfalles richtig.
Fehlt mir's an Güte?
Nehm' ich mich selber etwa gar so wichtig?
— J . . . Gott behüte!

Ratatöskr

Die Laterne / Von Ludwig Beil

Nur unsere Stimmen sind lebendig. Wir haben kein Licht auf der Veranda gemacht. Fischer Folkerts hat mich noch heute mittag gewarnt, nachts auf dem nahen Watt nach Krabben zu fischen. Er ist abergläubisch, der Alte, und meint, der Teufel drehe mir die Kompaßnadel in falsche Richtung, so daß ich mich verirren und ertrinken müsse. Darüber sprechen wir im Dunkeln, Inge und ich, und ich deute nach Norden, dort sei der Nordstern, selbst wenn der Kompaß versage. Diesem Stern brauche man nur nachzugehen, dann könne man die Insel, auf der wir wohnen, nie verfehlen.

Inges Augen sind hell und groß auf mich gerichtet, ihr dunkles Haar sehe ich kaum. Sie bittet mich, nicht zu gehen, aber ich lache nur, dann hole ich mit viel Rumoren das Krabbennetz aus dem Geräteschuppen und den Eimer und zünde die Stalllaterne an. Warm sind die Lippen der Frau, warm wie im Fieber, und ich erschrecke ein wenig und ermahne sie, schlafen zu gehen. Aber wie ich mich auf dem Wege umsehe, hat sie in ihrer Angst doch Licht auf der Veranda angezündet. Alle Häuser des kleinen Inseldorfes stehen schwarz daneben, wie mit Ruß auf den grauen Karton der Landschaft aufgetragen. Gelb aber ist unser Licht. Das ist schön zu wissen: in deinem Hause ist Licht.

Das feuchte Watt schimmert im Sternenlicht wie ein einziger Silberschild. Je tiefer ich ins Feuchte gerate, um so stärker leuchten meine Fußtapfen. Leise saust der Wind in den Netzmaschen; es ist Ostwind, der das Wasser aus den Prielen und Gräben treibt. Die Ebbe wird heute sehr flach werden. Jetzt die ersten breiteren Pfützen, ihre Ränder schimmern silbergesäumt: Meerleuchten!

Schaum glüht um die spritzenden Füße, es ist wunderbar! Die Ebbe hat noch nicht ihren tiefsten Stand erreicht, die Baaken — das sind kleine Baumgerippe, die als Merkzeichen für die Küstenschifffahrt längs der Flutlinie verankert sind — schauen noch nicht ganz aus dem Wasser. Ich stelle den Eimer und die brennende Laterne genau auf die Grenze von Wasser und Sand, ziehe den Rock aus, hänge ihn an eine Baake, nehme das Netz, das an einer rechenartigen Stange befestigt ist, von der Schulter und pflüge los.

Das wird einen Fang geben, besonders jetzt in der Nacht, wo die Krabben das Netz nicht sehen! Die Ebbe ist so flach, daß die Strecke vor den Baaken mindestens zehn Meter wasserfrei ist. Rings rauscht leises Geschäume. Unheimlich, wie glühendes Sensenmetall schleichen auf der weiten Fläche lange breite Dünungen. Phantastisch glüht vor mir jede Masche des Netzes, dessen Stange ich an die Brust gestemmt vor mir herschiebe, in dem schwarzen Wasser. Erschreckte Schollen schießen in feuriger Bahn schnurgerade wie eine breite Rakete durch die Flut, die mir jetzt um Leib und Hüften leuchtet, als ob diese mit Phosphor eingerieben seien. Merkwürdig lau, wie Öl, ist das Wattwasser. In tausend kleinen Funken spritzen jetzt die Krabben ins Netz, meterweit glänzt der Grund um mich wider von dem Tiergetümmel in der Tiefe, die ich aufwühle. Im Nu ist mein Netz voll. Ich stehe mit dem Rücken zum Inseldorf hin und drehe mich um, meine Laterne zu holen. Doch ein Schrecken fährt mir wie ein heißer Schluck durch die Brust: das Licht ist nicht mehr da. Ich habe es wohl zu dicht an die Flutgrenze gestellt, und so hat das steigende Wasser, das unheimlich, tückisch wieder angeschwollen ist wie ein feuchtes Untier, das Licht verlöscht.

Entsetzt sehe ich weiter: auch das Licht von Inge ist nicht mehr zu sehen. Und was ist das für ein Waschküchendampf, der meinen Leib langsam zu umspülen beginnt wie Milch?

Um Gottes willen: Nebel!

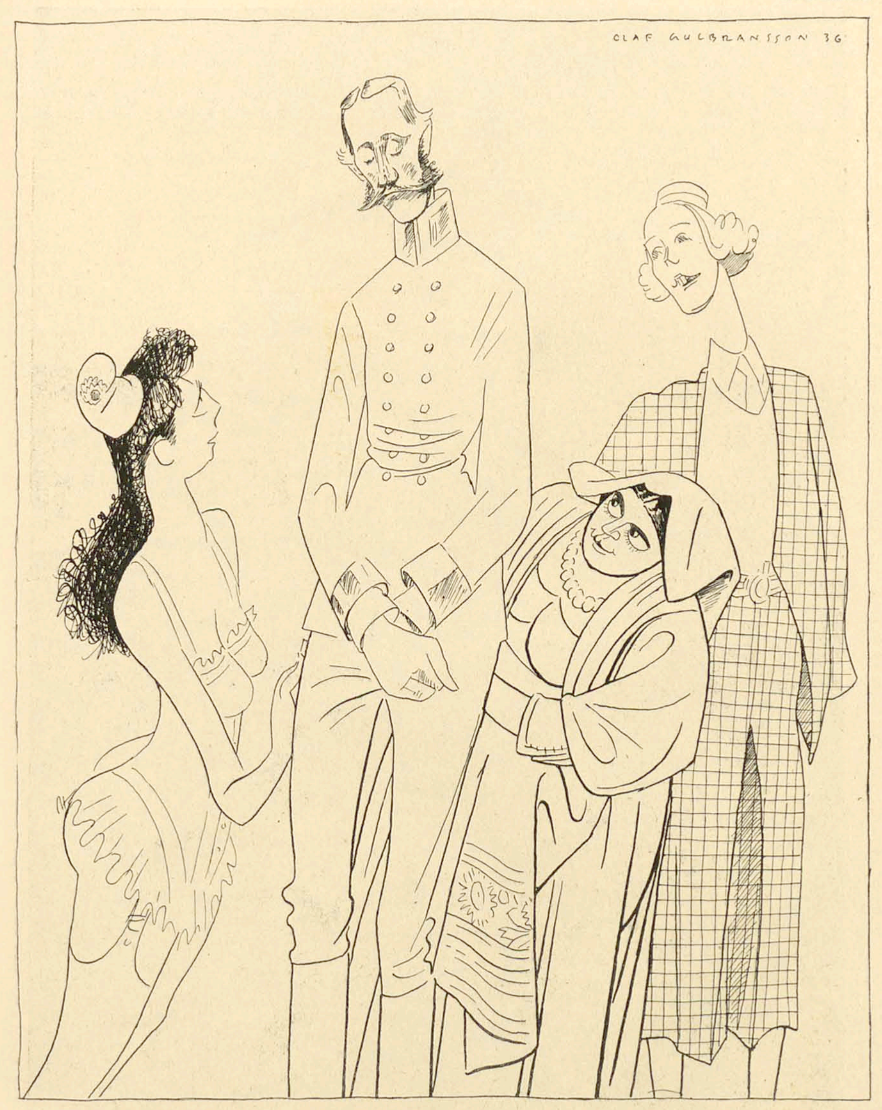
Nebel in der Nacht auf dem einsamen Watt . . . Wo hängt mein Rock? Mein Rock ist nicht wichtig, aber unter meinem Rock bin ich mehr daheim. Ich patsche geradeaus, das Wasser steigt mir bald bis an die Brust, ich schwebe schon halb in der aufkommenden Flut, meine Füße haben kaum noch einen festen Halt. Ich bin wie ein Tänzer ohne Schwerkraft unter den Sohlen, ich fühle nach meinem Halse: wo ist der Kompaß?!

Er ist nicht mehr da; die dünne Schnur, an der er hing, muß beim Fischen zer-

(Schluß auf Seite 101)

Österreich

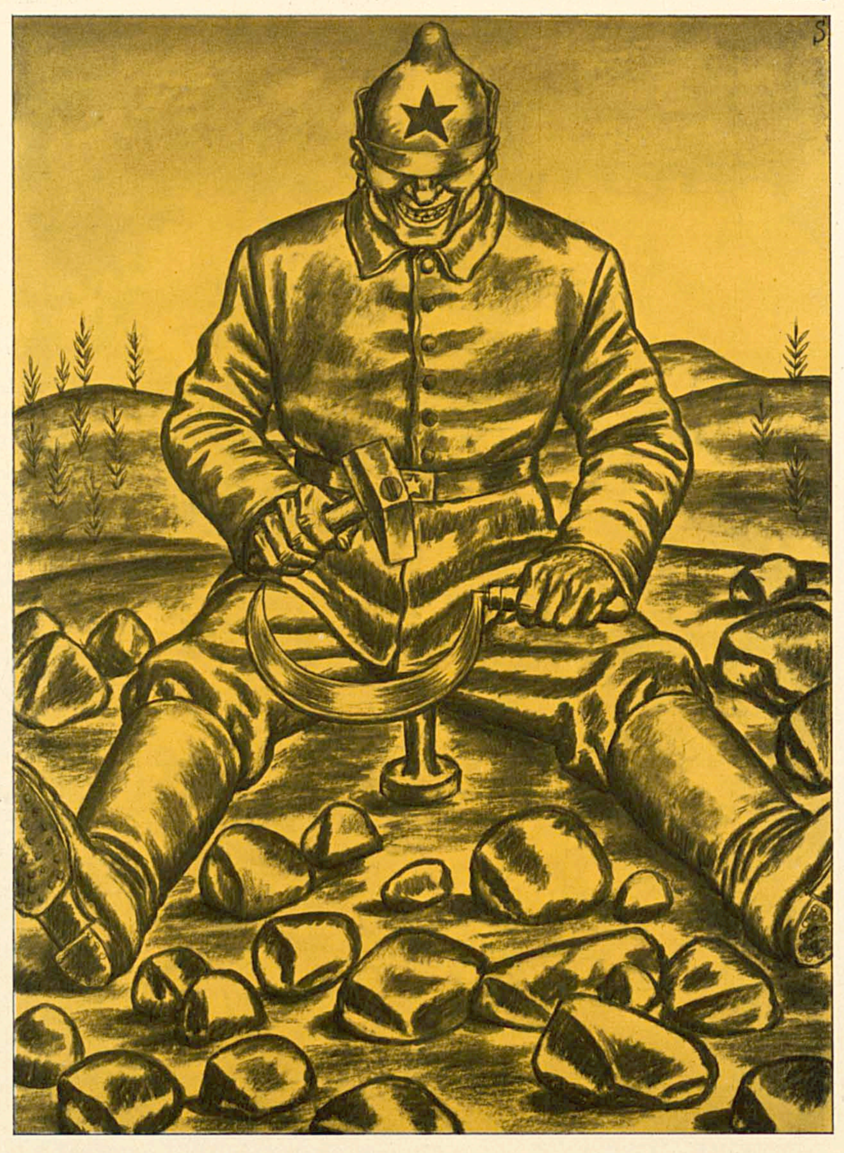
(Olaf Gulbransson)



„Also, beliabt bin i scho mehr, als mir liab is!“

Symbole

(E. Schilling)



Wo immer auch ein Friedenspflänzlein wächst – gleich schärft der Hammer die Sichel zum Mähen!

Die Laterne

(Schluß von Seite 98)

rissen sein, hat sich vielleicht beim Bükken am Netzstiel verfangen . . . Es ist mir, als ob in der feuchten Schwüle eine eisige Hand meinen Nacken umspanne, meine Blicke werden zu irrsinnigen Pfeilen, die den Nebel durchbohren wollen nach dem Nordstern.

Nichts. Milchige schleichende Nebelnacht, sinnlos und deshalb alle Sinne von mir nehmend.

Noch stehe ich mit dem Gesicht zur Insel, das weiß ich ganz gewiß. Ist dort nicht ein gelber Lichtschein, der den Nebel durchdringt, das Licht von unsrer Veranda? Nein: dort! Seltsame phosphoreszierende Hallen stehen da, dort am Rande der ungeheuren grauen Nebelhalle, deren Mittelpunkt ich bin: sie narren mich! Beim Vorwärtsgehen stoße ich mit der linken Schulter schmerzhaft an einen Pfahl. Ein alter Nagel daran reißt mir den halben Hemdsärmel ab. Ich kenne diesen Pfahl nicht, habe ihn am Tage nie gesehen. Ich versinke urplötzlich, stoße beim Schwimmen an etwas, das laut aufrasselt und mein Eimer ist, der hier unsichtbar herumtreibt.

Unheimlich, das Unheimlichste von allem, hier auf etwas zu stoßen, das mir gehört. Endlich habe ich wieder Grund unter den Füßen. Meine Stirn ist naß, ob von Schweiß oder Seewasser, weiß ich nicht.

Nach langem halb Waten, halb Schwimmen sehe ich etwas Weißes in der Luft. Ich greife danach: es ist jener Leinwandfetzen von meinem Hemd, der da oben noch an dem Nagel hängt: ich bin also im Kreise gegangen . . .

Ich fühle, wie jetzt mein Gesicht fiebrig glüht, und reibe es mit Seewasser ein. Dabei erblicke ich im Spiegel des tückisch seichten Wassers das Gesicht wieder, eine Maske aus Phosphor. Mir kommt die irrsinnige Idee, durch dauerndes Reiben eine schwache Lichtquelle aus meinem Gesicht zu machen, ich beginne zu schreien, zu brüllen, bald bin ich heiser davon, und mir beginnen die Kniee zu zittern. Irgendwo äfft mich ein Echo.

Steht hier ein Schiff, dessen Segel oder Bordwände den Hall meiner eigenen Stimme zurückwerfen, denn wie käme sonst ein Echo auf dieser leeren Nebel- und Wasserfläche zustande? Ist es eine Halluzination meines fiebrigen Hirns?

Ich rufe wieder, und das Echo kommt — es ist lauter, und es ist gar kein Echo — da drüben hat sich jemand heiser geschrieen wie ich! Das Meer hebt langsam seinen Wasserbauch hoch, während ich auf die Stimme zugehe, die Stimme, die vielleicht wie ein weißer Ballon im weißen Nebel hängt, im Nebel, der mich ins Wasser drückt, im Wasser, das beim Schwimmen wie mit ganz weichen Tüchern um meine versinkenden Waden spielt.

Das Seewasser spucke ich aus, diese teuflisch bittere Fleischbrühe, da kann ich wieder rufen, und auch das Echo kommt wieder. Es ist lauter als meine Stimme diesmal, also kann es doch kein Echo sein — jemand ruft meinen Namen — und eine der Nebelhallen vergrößert sich, und in ihr ist ein starker gelber Punkt — und das ist eine Laterne, und zwei Menschen stehen dabei. Sie öffnen den Mund, aber ich höre sie nicht rufen, ich vernehme nur noch das sanfte Glukkern im Ohr, dann kann ich auf einmal wundervoll schwimmen, mein Kopf mit dem nassen Haar ist wieder in der Luft, und ich höre meinen Namen rufen, ganz nahe, ganz nahe am Ohr.

Sie reißen mich hoch an den Armen, schleppen mich zu der Stallaterne, deren Licht so gelb ist, daß mich der Glanz des nassen Sandes, auf dem sie steht, in den Augen schmerzt . . .

Es ist Inge und der alte Fischer Folkerts. Sie verschränken die Arme kreuzweise, sie nehmen mich, den völlig Erschöpften, huckepack — und unter mir schaukelt die Laterne, die mir Kompaß und Rettung war.

Dienst am Kunden

(R. Kriesch)



„Z' mager, hot s' g'sagt, is ihr dös Bleaml! Ja, nacha soll s' halt glei a fleischfressende Pflanz'n kaffa, bal sie s' danähr'n ko!"

Kreatürliches

Drei Regenwürmer, naß geregnet,
sind unterwegs mir heut' begegnet,
als ich betrübt spazierenging
und sehr versteckte Grillen fing.

Das Mailaub tropfte schwer hernieder,
darüber schwamm ein Strauß von Flieder,
schlohweißer Flieder, knospenrein,
verschloss'nen Duftes, kühl und fein . . .

Kein Mensch war sonst in der Natur;
ich — und die Regenwürmer nur.

Den längsten sprach ich an: „O Wurm,
wohin in diesem Frühlingssturm?
Sag, Regenwurm, wo gehst du hin?
Mußt du die dunkle Straße ziehn,

und glaubst auch du, im andern Gras,
da ruft dich was?

Ich meinerseits such' hin und her
und finde immer weniger . . .“

Der Regenwurm — 's war eine Sie —
rief nur in Eile: „Bitte, wie?“ M. D.

Garrisch als Wohltäter

Ein bekannter amerikanischer Filmschauspieler — hier nennen wir ihn Garrisch — war berühmt wegen seiner Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft ärmeren Kollegen gegenüber. Er erntete nicht gerade immer Dank, aber er verlangte ihn auch nicht. Einmal passierte ihm aber doch etwas, was ihm über die Hutschnur ging.

Eines Tages kam ein Kollege zu ihm, der schon lange Zeit ohne Engagement war.

„Lieber Garrisch, du mußt mir helfen; ich habe alles versetzt, sogar meinen Frack. Nun habe ich morgen in einer Gesellschaftsszene eine kleine Rolle zu spielen und muß mir einen Frack ausleihen. Kannst du mir zehn Dollar leihen?“

Garrisch lieh ihm die zehn Dollar. Am Abend traf er den Kollegen in sehr gehobener Stimmung und fand sehr schnell heraus, daß die zehn Dollar in Cocktails und Whisky aufgegangen waren.

„Und was ist mit dem Frack, den du dir ausleihen wolltest?“

Der Kollege lächelte treuherzig.

„Weißt du, lieber Garrisch, ich habe mir gedacht, wir beide haben doch ungefähr dieselbe Figur, und diese Fracks, die man in den Geschäften ausleiht, sind ja doch nichts wert. Wenn du mir für die Szene deinen eignen Frack zur Verfügung stellen würdest —?“

Garrisch kanzelte den Bruder Leichtsinn tüchtig ab, aber er war zu gutmütig, um nicht auch diesen etwas schlechten Scherz zu verstehen. Der Kollege durfte sich am nächsten Morgen den Frack abholen.

„Nimm dich aber in acht damit, das Ding hat hundertzwanzig Dollar gekostet“, warnte Garrisch.“

Am nächsten Tag wartete Garrisch auf seinen Frack und am übernächsten auch. Am Abend fuhr er kurz entschlossen zu dem Kollegen. Wieder konstatierte Garrisch Cocktails und Whisky.

„Wo ist der Frack?“ herrschte er ihn an. Der Kollege sah ihn verglast an.

„Garrisch, du hast gelogen! Der Pfandverleiher sagte, das Ding wäre keine fünfzig Dollar wert, und hat mir nur zwanzig darauf gegeben.“

Wütend ließ sich Garrisch die Pfandmarke geben und löste seinen Frack aus, mit dem feierlichen Schwur, diesem undankbaren Halunken nie wieder etwas zu borgen.

Zwei Wochen später klingelt es bei Garrisch. Der Kollege steht wieder da. Sein Gesicht ist verzweifelt und seine Stimme dem Weinen nahe.

„Lieber Garrisch, ich habe seit zwei Tagen nichts mehr gegessen. Leih mir, bitte, noch zwanzig Dollar, ich schwöre dir —“

„Ganz ausgeschlossen, lieber Freund, von mir bekommst du nichts!“

„Garrisch, pump mir wenigstens zehn Dollar, ich will mich nur mal wieder tüchtig satt essen, nichts weiter.“

„Dazu braucht man keine zehn Dollar.“

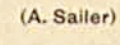
„Dann gib mir wenigstens fünf, — ich verspreche dir, keinen Alkohol dafür zu kaufen.“

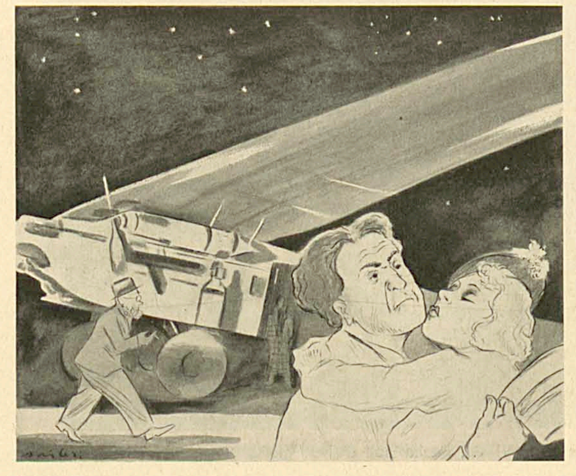
Garrisch läßt sich erweichen und gibt ihm fünf Dollar. Als er am Abend in ein recht vornehmes Lokal geht, um zu essen, sieht er seinen Freund dort bei einem riesigen Hummer sitzen und ihn mit Behagen verschlingen. Garrisch ärgert sich. Ausgerechnet in dieses Lokal muß der Kerl gehen, wo er das Doppelte zu bezahlen hat, und außerdem muß er sich Hummer bestellen, um seinen Hunger zu stillen! Er tritt an den Tisch.

„Hör mal, lieber Freund, ich gönne es dir ja von Herzen, daß du dich satt ißt; daß du aber bei deiner traurigen Finanzlage ausgerechnet Hummer auf geborgtes Geld hin bestellst, ist mir etwas rätselhaft.“

Der Kollege sieht ihn beinahe traurig an: „Wenn ich kein Geld habe, k a n n ich keinen Hummer essen, — wenn ich Geld habe, s o l l ich keinen Hummer essen. Wann soll ich da Hummer essen?“

Siegfried Schmidt


(A. Sailer)



Assoziation. „Du mußt mir die heilige Versicherung geben, daß du mir treu bleibst!“ — „A propos — Versicherung — wie hoch ist sie?“

Aus Schwaben

Oskar hatte ein bißchen über den Durst getrunken. Aber es war noch nicht schlimm. Trotzdem fühlte sich ein würdiger Herr, der regelmäßig die dunklen Gassen abstreift, um verlorne Seelen zu „retten“, bemüßigt, Oskar ins Gebet zu nehmen. Er redete fieberhaft auf Oskar ein; schilderte den Abscheu, den er empfinde, wenn er vom Alkohol Angesäuselte sehe; gab den unabänderlichen Willen kund, nicht zu ruhen und zu rasten, bis der letzte den Klauen des Alkohols entrissen sei. Oskar sah ihm milde ins hektisch gerötete Gesicht; dann sagte er fast gütig: „Dees ischt ja schö ond guet; aber glaube Se, daß Se dadurch d' Besoffeheit aus dr Welt schaffe?“

*

Wir besuchten neulich einen Bauern. Mein Begleiter konstatierte dabei mit leichtem Gruseln, daß aus erster und zweiter Ehe zusammen elf Kinder am Leben waren. „Donnerwetter“, rief er erstaunt, „das scheint mir doch eine fruchtbare Gegend zu sein!“

„Schtemmt!“ erwiderte der Bauer und streifte meinen etwas schmalbrüstigen Kollegen mit einem flüchtigen Blick. „Aber wenn oiner koi Kerle ischt, nützt de ganz Gegend nix.“

Hungerstreik im Gefängnis von Marsala

Von Ernst Gärtner

Abends spät klopfte es. Wir saßen an der Petroleumlampe und arbeiteten, erzählten. Es war drunten in Süditalien in einem Gebirgsstädtchen am Meer bei Mutter Anna. Mutter Anna — das muß ich noch sagen — hatte ein großes, liebevolles Herz für alles, was deutsch war. Sie war die Mutter von all uns Jungen, die da unten wanderten, suchten und auch sich verloren. Es klopfte also. Ich ging ans Tor, schob den Riegel zur Seite; im Mondlicht stand auf steiler Stiege Hannes, der Malersmann, hinter ihm zwei braune Gestalten. Ob sie wohl schlafen könnten? Ja, sie sollten nur hereinkommen! Aus Sizilien kamen die beiden. Heinrich, stellungsloser Kaufmann aus Frankfurt, und Schorsch, ebenso stellungsloser Mechaniker aus Mainz. Saubere, muntere Burschen. Bald waren sie am Erzählen, froh, Landsleute gefunden zu haben, die gern und ohne Groll zuhörten. So bekamen wir auch die Geschichte vom Gefängnis in Marsala zu hören.

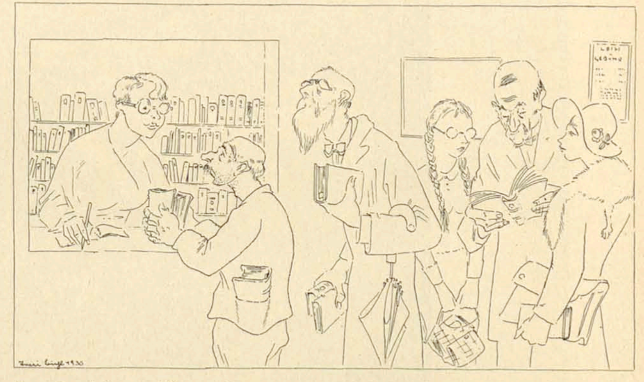
Ja, in Marsala war gut leben. Stand doch eine Weinfabrik neben der andern, und die Sizilianer waren freigebig mit dem edlen Trunk. So hatten auch unsere beiden getrunken, was ihnen geboten wurde. Jetzt galt es, Quartier machen. Bei einem Bauern fand sich ein Stall. Doch der Bauer meinte, der wäre für seinen Esel, auf dem sein Eheweib noch spät von dem Besuche bei Verwandten heimkehren werde. Dies störte die Burschen aber wenig. Der eine besetzte das Quartier, der andere lief schnell zum Padrone ins Haus, um Stroh zu holen, was er seltsamerweise auch bekam. Nun schliefen sie bald fest und tief. Da — Rütteln an der Tür. Lampenlicht, blitzende Säbel und Helme. Der Bauer hatte die Karabinieri geholt. Jetzt waren sie festgenommen wegen unerlaubten Eindringens in fremdes Besitztum, wie das so schön genannt wird. Und auf, auf ins Gefängnis! Unsere beiden hatten aber durchaus nicht die Absicht, dort einen Erholungsaufenthalt zu nehmen. Sie taten nun etwas, was in Sizilien noch nicht vorgekommen war. Sie streikten Hunger. Der ganze Polizeiapparat geriet in Aufregung. Sie kamen zum Kommandanten, zum Bürgermeister, zu allen hohen Behörden, wurden beschworen, angefleht, angeschnauzt, doch zu essen, sie müßten doch sonst sterben. „Bei der Mutter Gottes, so eßt doch!" Aber die Tedeschi aßen nicht. Ganz Marsala geriet in Aufregung. Man raufte sich die Haare, man beriet. Es half ja alles nichts. Schließlich gab es nur den einen Ausweg: sie wieder freizulassen. Und so zogen die beiden nach zwei Tagen Haft wieder ab. Wie es so geht in einem gastfreien Land, sie bekamen wieder Wein. Schließlich brauchten sie Brot dazu. Aber woher nehmen, wenn man kein Geld hat? Da fiel dem einen ein königlicher Gedanke ein. Sie hatten doch im Gefängnis noch zwei Rationen gut. Die mußte man holen. Und siehe da, gegen diese gerechten Ansprüche hatte die Polizei nichts einzuwenden. Die beiden bekamen ihr Brot zum Wein und loben die Gerechtigkeit Marsalas bis ans Ende der Zeiten.

Lieber Simplicissimus!

Wir sprachen neulich in einer Gesellschaft über Musikpflege. Ein Herr wandte sich ziemlich scharf gegen den öden Konzertbetrieb und empfahl temperamentvoll, daß die Hausmusik wieder zu Ehren komme. „Ganz meine Meinung", flötete da ein junger Backfisch, „zu was hat man denn Schallplatten?"

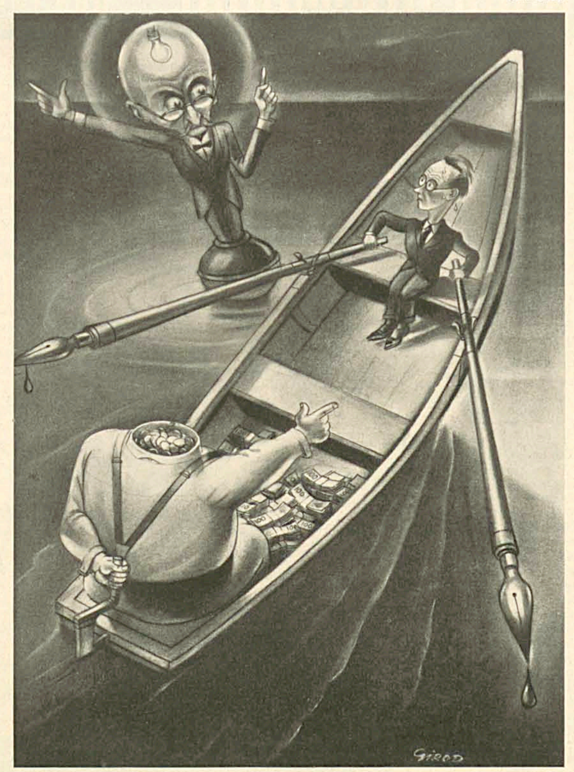
Ablenkung

(Toni Bichl)



„Ham Se nich wat Uffregendes für meine Olle? So wat braucht se nämlich, sonst fängt se an, sich über mir uffzuregen."

Dichter in Gewissensnöten (Ch. Girod)



Das Lachen / Von Edmund Hoehne

Es war ein ganz nüchternes Fazit, das Ferrenkofer wie mit dem Rechenschieber kühl und sachlich ermittelte und das er einem Geldgeber zu Lausanne, der ein großes Haus ererbt hatte, ohne einen Verwendungszweck dafür zu wissen, vorlegte.

Er referierte: „Die Schweiz ist von jeher der geeignete Boden für die Sammlung allstaatlicher Regungen. Amerika, England, Dänemark, Jugoslawien — kurz: die Welt sucht für ihre Söhne und Töchter Erziehungsinstitute von Niveau, Niveau in arithmetischer wie geistiger Bedeutung; beides nicht zu hoch, nicht zu tief. Bisher war die eine Bildungsstätte französisch, die andere englisch orientiert. Es gilt, diesen Richtungsdualismus zu beseitigen, ohne dabei einen farblosen pädagogischen Internationalismus zu propagieren. Nein, die verschiedenen Stämme, die der Globus trägt, sollen durchaus das Brot dieser Erde zu essen bekommen, das Werkzeug ihres realen Berufs in die Hand bekommen. Das ist das neueste Bedürfnis. Ihr Haus sei die Herberge."

„Eine Phrase", erwiderte der Bankier. „Was bedeutet das in der Praxis?"

„In der Praxis wenig. In der Zeitung eine neue Reklame an Stelle des:

Mlle Rougeâtre, Pension Orléans, on ne parle que français. Vue du monde.

oder

Miß Longchin, boardinghouse for boys, English conversation and education.

So lasen es längst schon alle Urgroßeltern."

„Ich verstehe", sagte der Finanzmann. „Aber mein Einfluß auf die Presse ist beschränkt. Nur ein kleines Blatt steht mir zur Verfügung. Annoncen sind teuer. Sie wollen Ihr Honorar —."

„Ich bin genügsam", beruhigte der neue Pestalozzi. „Ich will mich nicht verstellen, ich habe keinen Erwerb; Arbeit ward in der Schweiz knapp. Lassen Sie mich reisen, dritter Klasse oder mit dem Frachtdampfer; ich bin mit einem Feldbett und Bratkartoffeln zufrieden, liege ich nur nicht auf der Straße. Ich suche alle Lehrervereine, alle sozialen Klubs auf und halte dort Gratisvorträge über das neue Erziehungsideal."

„Ein kläglicher Anfang. So dringen Sie nicht zu den Eltern erwünschter Pensionäre vor."

„Doch. Es führen stets Quellbäche zu größeren Wassern. Ich muß als neue pädagogische Persönlichkeit gelten, schlicht, unaufdringlich und doch zäh, uneigennützig, weit gereist, allumfassend gebildet, ohne dabei Würdenergatterung und Brotakademismus zu treiben."

„Das stimmt — Sie haben keinerlei Examina abgelegt."

„Das kann mein Vorteil werden."

„Es kann —"

„Es gilt ein Wagnis. Alle Romantik schätzt den Autodidakten, den selfmademan. Mißlingt mein Plan, bin ich wenigstens ein im Ausland gewesener Angestellter für Ihr Büro."

„In Ordnung, sofern Sie auch meine Geschäftsadressen aufsuchen."

„Gerne. Ein guter, moderner Jugendlenker muß auch das Wirtschaftsleben kennen."

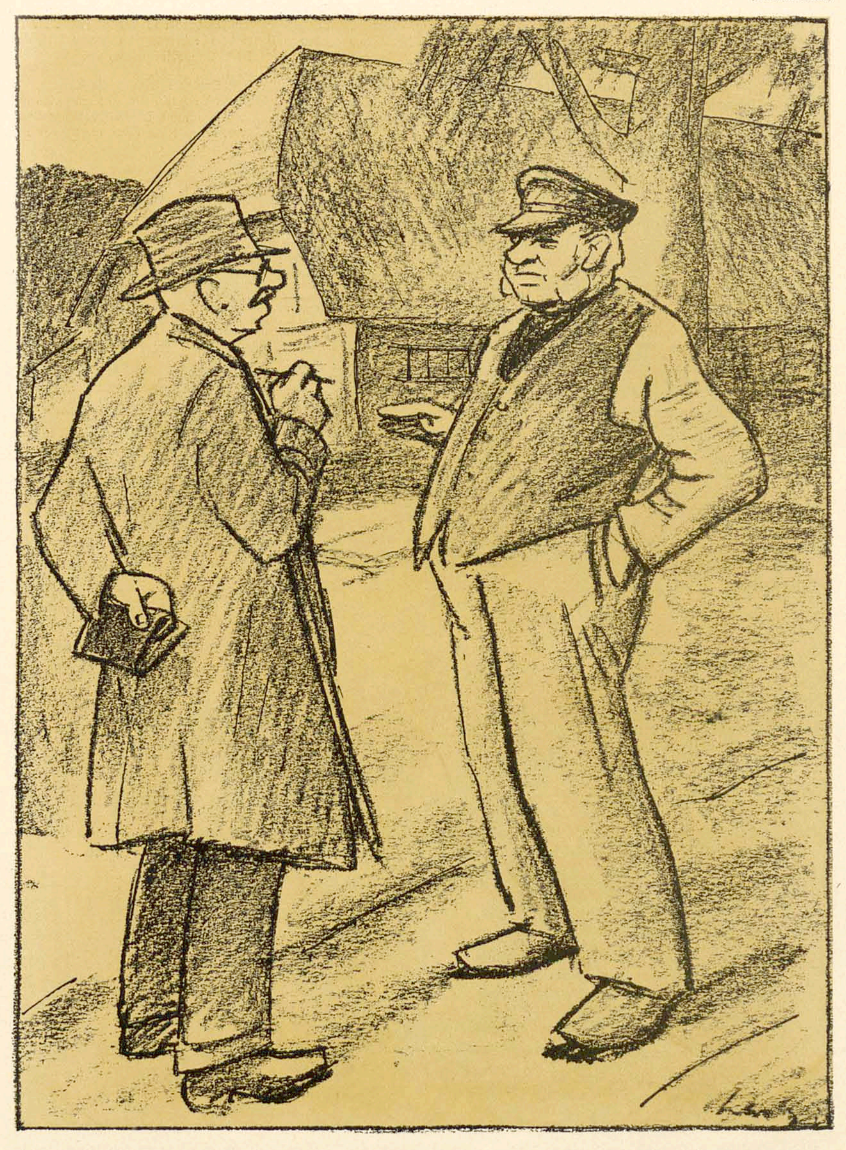
„Und ein guter Wirtschafter die Jugend. Reisen Sie in Gottes Namen los."

So tauchte denn Ferrenkofer in den Hauptstädten der Länder auf, energisch und doch gütig, ein idealistischer Sucher, stets gut frisiert, bescheiden und zugleich bedeutsam, vor allem aber Schweizer, Bote des Universalen. Er sagte in London: „Kopenhagen erwähnte —" und in Wien: „London bejahte —". Er kam den Dänen skandinavisch, den Amerikanern angelsächsisch, war für Söhne männlich, für

(Schluß auf Seite 106)

Ein harter Schädel

(Wilhelm Schulz)



„Lat mi ut mit dine Bank — min Ersportes bliwt im Strump und damit basta!" — „Und de ganzen Zinsen, de Se dabi verleert?" — „Döskopp! Daför leg' ick doch ümmer 'ne Klenigkeit extra bi Siet!"

Die gute alte Wochensuppe

Urgroßmutter wird jetzt neunzig Jahre,
Und sie hängt an manchem alten Brauch.
Ihre Ansicht ist die einzig wahre.
In der Wochenpflege auch.

So zum Beispiel ist ihr gänzlich schnuppe
Diese neue Nahrungswissenschaft.
Nur die gute alte Wochensuppe
Gebe jungen Müttern Kraft!

Sehr viel Wasser. Drin ein bißchen Semmel.
Butter, doch nur wenig. Oder Schmalz.
Ein paar Stückchen Zucker. Etwas Kümmel.
Eine Messerspitze Salz.

Als die einz'ge Stärkung und Erfrischung
Soll, so will's der Brauch, die junge Frau
Stündlich (auch des Nachts) von dieser Mischung
Einen Teller essen. Lau.

Und dies während zweier langer Wochen . . .
Die Hebamme aber lächelt still,
Und die Mädchen dürfen alles kochen,
Was die Mutter haben will.

Urgroßmutter möchte zügeln, retten,
Ehe es vorbei ist und zu spät . . .
Habe *sie* in fünfzehn Wochenbetten
Diese Suppe je verschmäht?

Alle Stunde bringt sie die Terrine,
Doch die Schüssel wird und wird nicht leer.
Und sie nimmt sie mit gekränkter Miene
Und begreift die Welt nicht mehr . . .

Joachim Lange

Das Lachen

(Schluß von Seite 104)

Töchter gefühlvoll. Mit einemmal galt er als praeceptor mundi; es fehlte wirklich einer und darum ward er es.

Das Institut kam zustande, elegant und teuer, zugleich derb und dörflich, wundert euch nicht. In Bälde führte eine Schweizer Bank für Ferrenkofer ein stattliches Konto. Jetzt hieß es nachträglich, all das Skandinavisch - Angelsächsisch - Gallisch - Universale in ein gerundetes System zu bringen.

Gut honorierte Doktoren stellten ein Buch zusammen — es fügte sich leidlich aneinander. Rousseau und Cecil Rhodes standen dabei Pate. Ferrenkofer legte die letzte Feile daran. Selbstverständlich gab es bei soviel Lesen und Schreiben auch mancherlei Anempfindungen, die er in naheliegender Selbsttäuschung für sein seelisches Eigentum hielt. Eigentlich umfaßte das Werk nur Gemeinplätze, geköpfte Aphorismen des Geistesadels. Ferrenkofer versandte Gutachten über seine Zöglinge, deren psychologisches Verständnis für ihre jungen Seelen sich durch die ungeschützte Haut der Eltern fraß. Die jungen Leute waren gern bei ihm, weil er sie anhielt, sich über die Schüler anderer Internate zu überheben.

Besichtigungskommissionen wurden zufriedengestellt. Die Eltern beruhigten sich über den amtlichen Stempel, den die Regierung auf die Zeugnisse drückte, und sagten, kamen ihnen Zweifel: „Nichts ist vollkommen."

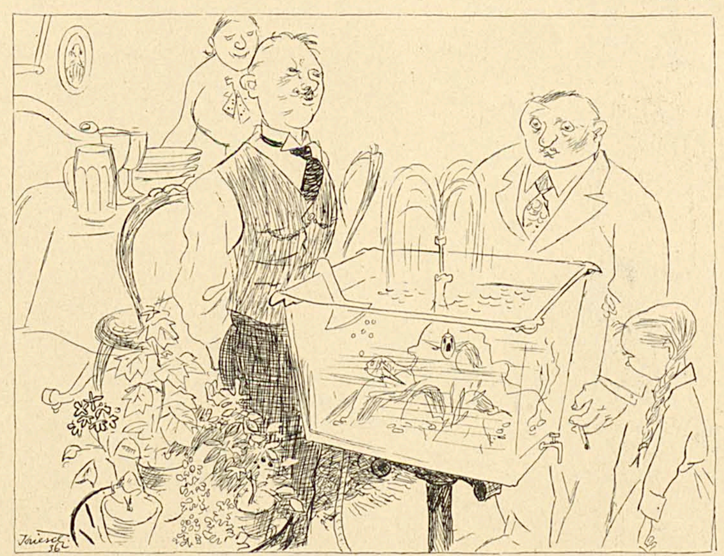
Da war es dieselbe Jugend, die sich empörte. Ein junger Norweger spürte instinktiv die Eiseskälte hinter der anfangs bestechenden Anteilnahme Ferrenkofers, die nichts war als ein Lockartikel der Firma für fabrikmäßige Seelenausbrütung. Sein Lachen entlarvte ihn. Es ist eine Musik im guten Lachen, die kein Hexenmeister der Welt nachahmen kann. Es gehört dazu — es klingt paradox — ein tiefes Gefühl für das Tragische. Nur der große Ernst kann herzlich lachen. Tollte die Schülerschaft über den Rasen, hörte sie das erzwungene Hinterdrein- und Drüberwegklappern vom Kehlkopfzucken ihres Mentors. Sie horchte auf: Dies Scheppern flog nicht auf Gottes Schwingen, sondern flatterte ängstlich und unsicher, so laut es tönen mochte. Kein Mitwandern, kein Mit-auf-Stroh-Schlafen, kein Suppenkesselschüren, kein kameradschaftlicher Händedruck überzeugte jetzt mehr.

„Lachen Sie ein einziges Mal richtig und wir folgen Ihnen durch Not und Tod", rief der junge Osloer. Ferrenkofer antwortete pathetisch —

Ein halbes Jahr später stand sein Betrieb leer. Man wandte sich dem eignen Volkstum zu.

Gastfreundschaft

(R. Kriesch)



„Altmodisch is halt so a Aquarium . . ." — „Aber praktisch! Wann früher a B'suach kommen is, hat mei Frau allweil an Kaffee kochen müass'n, und jetzt zoagt ma einfach die Fischerln her."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371 307 • DA. 12193 I. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Lieber Simplicissimus!

Es gibt schreckliche Menschen. An keinem lassen sie ein gutes Haar. So eine sechsfache Kränzchenschwester, die neulich bei unserm Arzt saß. „Haben Sie schon gehört, gnädige Frau", fragte er im Laufe des Besuchs, „daß bei den jungen N.s heute früh ein Junge angekommen ist?"
„Ah!"
„Ja, ein Siebenmonatskind!"
„Ein Siebenmonatskind?" Die Dame lächelte innig. „Nun, mein lieber Herr Doktor, das sagt man dann ja immer!"
„Gewiß . . . aber in diesem Fall: N.s sind nämlich schon zwei Jahre verheiratet."
„So", sagte die Dame, keineswegs vernichtet, „wissen Sie das so genau, Herr Doktor?"

*

Die jungen Burschen wurden von einem Polizeibeamten angetroffen, wie sie sich an einem halbgeöffneten Schaukasten zu schaffen machten. Einen Diebstahl vermutend, nahm er sie auf die Wache mit. Dort stellte es sich nach langem Hin und Her heraus, daß der Kasten schon vorher offen gewesen war und daß sie nur Neugier getrieben hatte, zu untersuchen, ob es sich bei den ausgestellten Waren um Attrappen handle. Man mußte sie also notgedrungen wieder entlassen. Wütend über die verursachte Schererei meinte der Beamte streng: „Verschwinden Se — und lassen Se sich nich wieder blicken, bis 'n richtiger Diebstahl in Frage kommt!"

*

Zehn Jahre war Benz Kassierer bei Deumig & Co., da faßte er sich ein Herz, ließ sich dem alten Deumig melden und erklärte: er sei nun soundso lange im Hause, und wie es denn mit einer kleinen Aufbesserung stünde?
„Zulage?" knurrte der Alte, schmerzlich berührt. „Dafür müßten Sie mir schon mindestens zwei gute Gründe angeben können . . ."
Benz atmete tief, dann sprach er mutig: „Zwillinge, Herr Deumig!"

*

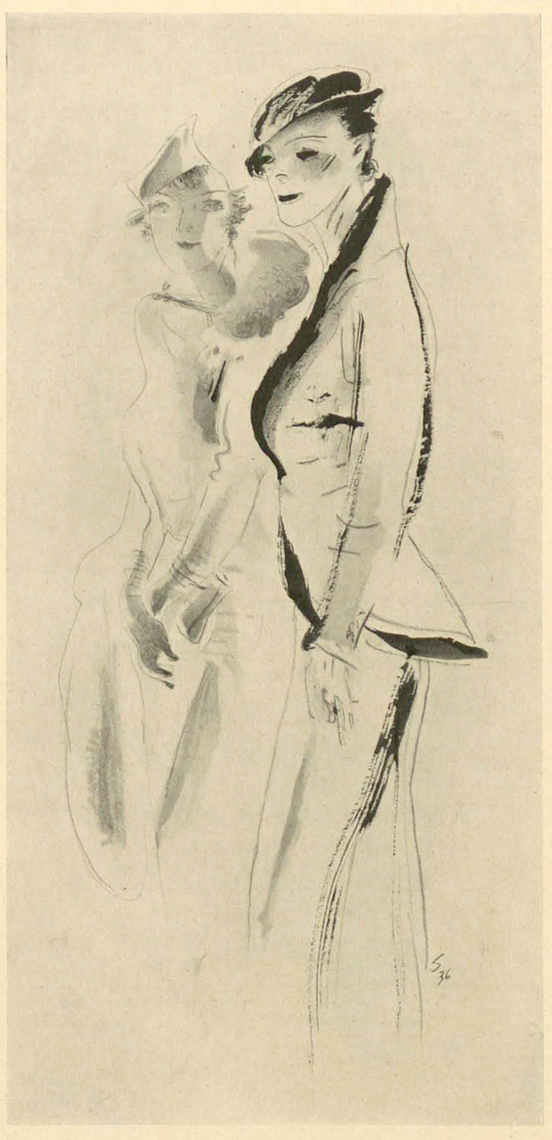
Ein Verwandter von mir verbreitete sich neulich über die Minderwertigen und verlangte Maßnahmen ihnen gegenüber, damit die Normalen durch sie in ihrer Entwicklung nicht gehemmt würden. Ich stimmte zu. „Und wen", fragte ich interessiert, „rechnest du zu den Normalen?"
„Leut' wie mi", antwortete er schlicht.

Schiller

Im Dresdner Staatlichen Schauspielhaus gab es vor Jahren einen Logenschließer, den man getrost als Geheimrat oder hochgräflichen Kammerdiener hätte auf die Bühne stellen können, so ehrwürdig sah er aus. Dabei war er aber mitteilsam und zutunlich, und so hatte ich als häufiger Theaterbesucher bald Freundschaft mit ihm geschlossen.
Nun wurden damals gerade die „Räuber" neueinstudiert herausgebracht, zum ersten Male ungekürzt, mit allen Kraßheiten, allem Schwung.
Als ich am Abend der ersten Aufführung erschien, um meinen Platz im dritten Rang einzunehmen, sagte mein Freund, der Logenschließer: „Na, Sie werdn schdaunen . . !"
„Wieso?" fragte ich.
„Ich habe mir heude vormiddach die Gennerahlbroobe angesähn . . ."
„Und hat's Ihnen gefallen?"
Da schüttelte er das Haupt und versetzte ehrlich bekümmert: „Das is ja ein massiefes Schdück! Un ich hab immer gedacht, Schiller is ä honedder Mann! Ä Glassigker . . .!"

Aufklärung

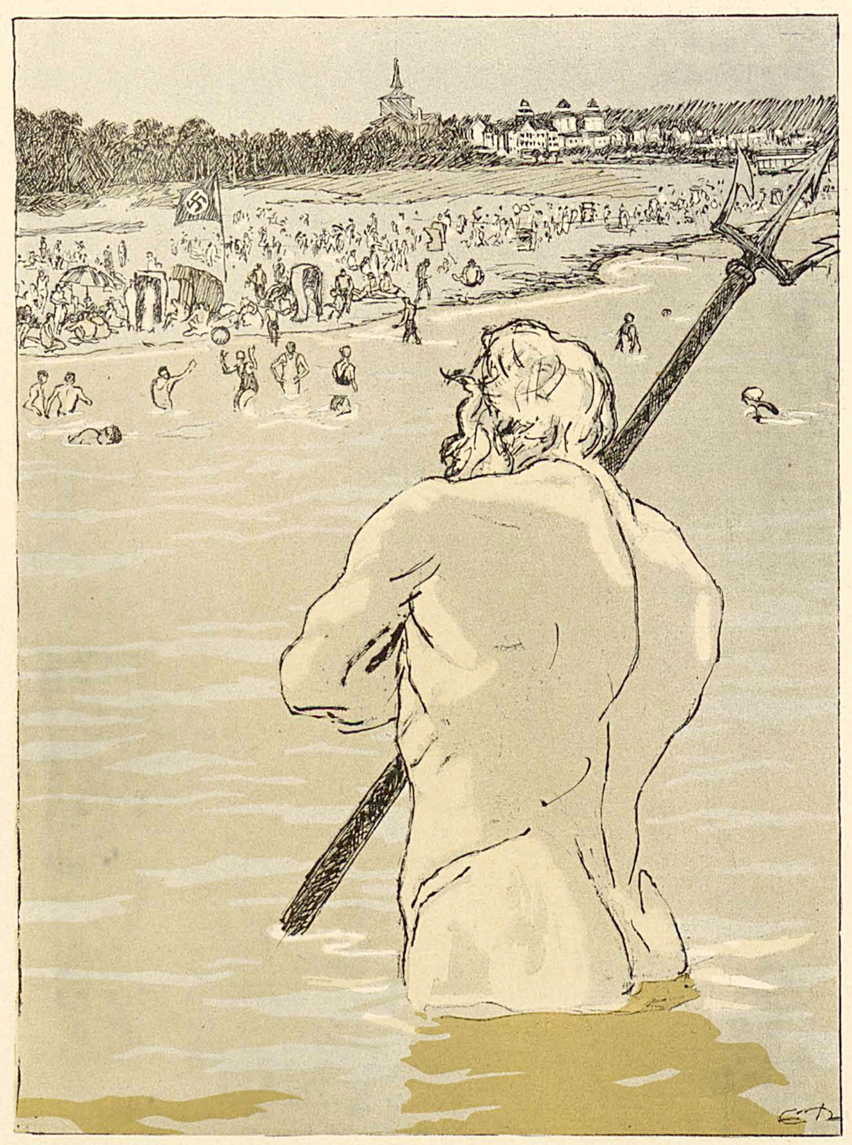
(Paul Scheurich)



„Wie ist denn das, Inge, wenn man einen Antrag bekommt?" — „Das weiß ich nicht; mein Mann wurde von mir geheiratet!"

K. d. F. auf Rügen

(E. Thöny)



„So wenn es überall an meinen Küsten zuginge, dann hätte die Welt bald ein anderes Gesicht!"

München, 31. Mai 1936 **Preis 60 Pfennig** 41. Jahrgang Nr. 10

SIMPLICISSIMUS

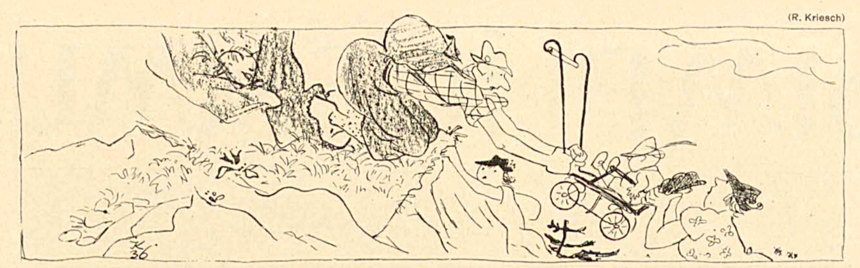
Pfingst-Blum-Orakel

(Wilhelm Schulz)



„Er liebt mich . . . von Herzen . . . mit Schmerzen . . .“

(R. Kriesch)



„Sixt as, i hob 's glei g'sagt: blei'm ma dahoam!"

Was tut die kleine Eule in Athen?

Von

Nikolaus Schwarzkopf

Um Pfingsten widerfuhr Hans Knoll, dem Geistigen, oft etwas Besonderes. Heuer kam eine Kiste aus Athen für ihn an. Ein wenig erregt, wie's seine Art schon lange nicht mehr war, griff er nach dem tönernen Frauenfüßlein, das auf dem Tisch stand, als könne, was heute vor sieben Jahren begonnen, sich nun fortsetzen und vollenden. Er stellte sich vor das Klassenbild seiner ehemaligen Schülerinnen, in deren Mitte Elsa stand, Elsa mit den schnippisch zugekniffenen Augen, Elsa, deren Fuß Hans an jenem Pfingstsamstag geknetet, Elsa, die Hans an jenem Samstag zum ersten- und einzigenmal geküßt hatte.

Er stand nach einer Viertelstunde im Zollamt vor einer Kiste, die von einer griechischen Weinhandlung abgeschickt worden war. Der Beamte brach die Kiste auf und schnupperte, als röche er Wein. In Holzwolle eingewickelt zeigte sich endlich ein Marmorbrocken, so groß wie zwei aufeinandergelegte Backsteine: ein Fuß, ein Frauenfuß, unterm Knöchel abgeschlagen; ein tanzender Fuß, der nur mit den Zehen die Erde berührte, feinster parischer Marmor. Niemand anders als Elsa konnte ihn geschickt haben! Es lag aber kein Brief bei, keine Karte. Hans Knoll starrte ziellos in den Lagerschuppen und sah zwischen Ballen und Fässern Elsa. Der Neckar floß da, zwischen den Hügeln breitete sich wie ein Teppich die Wiese hin, und aus dem Marmorbrocken wuchs Elsa empor. Sie bewegte sich gerade noch ein wenig: sie raffte das Oberkleid in vorsichtigem Griff zusammen, die feierlich vorgewölbte Hüfte warf mit verhaltenem Zucken die Falten zurecht, und in lieblicher Verlegenheit wandte Elsa das Angesicht nach dem Gipfel hinauf.

„Suchen Sie noch etwas?" fragte der Zollbeamte, und Hans Knoll schrak auf und ging.

Die griechische Tänzerin, die zu diesem Stein gehörte, lag wahrscheinlich verschüttet im heiligen Berg, aber Elsa lebte. Elsa lebte und dachte an Hans Knoll!

Hans mußte nüchtern bleiben und betrachtete deshalb den Stein, ob er seinen verwöhnten Ansprüchen genügte. Er genügte; es war ein ganz sauberes Werk, bis in die kleinste Fußzehe durchblutet, im Tanz erstarrt, überrascht und erstarrt. Eine Inschrift trug er auch, eine antike. Hans war so glücklich, sie entziffern zu können. Sie bedeutete: Schön, was? Der Künstler haschte nach dem Beifall der Menge, obgleich er's nicht nötig hatte! Oh, dachte Hans, die Liebe versteckt sich hinter assyrischen Scherben, hinter parischem Marmor, hinter Rosen aus dem Rheingau: was ihr gerade in den Weg kommt, das benutzt sie, wenn sie meint, sich verstecken zu müssen.

Er lief hinaus an den Rhein. Er entschloß sich, koste es, was es wolle, den Schritt ins feierliche Haus zu tun, wo Elsas Eltern wohnten. Einst hatte er sich von den goldenen Buchstaben abhalten lassen, die überm griechischen Portal prangten: In arte voluptas! Zu deutsch: In der Kunst ist das Vergnügen! Einst hatte Hans diese Buchstaben selbst im Traum gesehen, hatte im Traum seines lumpigen Lebens hohngelacht, hatte sich gesagt: wo Liebe ist, da kann selbst ein Rüpel barfuß umherlaufen und kann die an sich hübschen Übereinkünfte der Menschen untereinander verhöhnen; die Diener haben ihm zu gehorchen, und die Herrschaften ringsum haben ihn zu achten, weil die Prinzeß es so will.

Aufrecht eilte Hans aufs Portal zu, und indem er die breite Treppe hinanstieg, sagte er Stufe um Stufe für sich: „Was — tut — die — kleine — Eule — in — Athen?" Aber die Herrschaft war bis morgen verreist, und Hans Knoll wollte das Mädchen nicht fragen; so was gehört sich nicht.

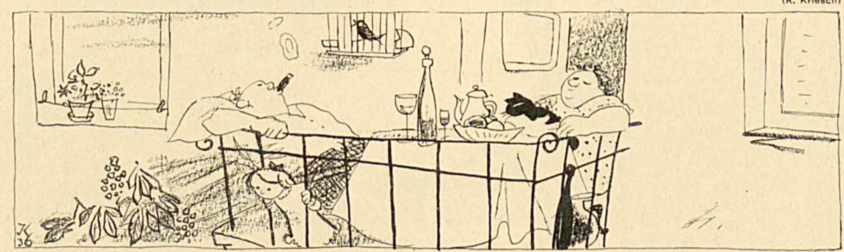
Er ging heim. Vom Dom schwangen schon die Pfingstglocken: vi-num, bo-num, vi-num, bo-num! In seinem Odenwald riefen sie jetzt: hoppel, boppel, hoppel, boppel! Der ganze Zwiespalt zwischen ihm und Elsa lag in diesem Geglöckel: Elsa — lebenslustig und genießerisch, er — finster, verbücherwurmt, verholzt, verstaubt! Er trat in seine Stube. Der liebe Gott, der's immer gut mit ihm meinte, deutete mit zwei Sonnenstrahlen auf die Wurzeln seines Leids: auf das tönerne Füßchen und auf die vielen, vielen Bücher ringsum. Hans stellte den Fuß neben das Füßchen und sagte: „Nun tanzt, ihr ungleichen Füße, so gut ihr könnt!" Er lachte einmal laut. Elsa war ein Teil von ihm. Elsa weilte in Griechenland; Elsa hatte für sich erreicht, was er für sich erhoffte! Das Leben gibt Winke, und heut' war Pfingsten! Und ein Glück kommt selten allein!

„Veronika!" rief er, und das Töchterchen des Hauswirts erschien. Hans warf, als das Kind eintrat, schon Bücher hinter die Tür, warf sie wild durcheinander und sprach: „Veronika, erst einmal ordnen, wem sie gehören, der Staatsbücherei, der Stadtbücherei, den Freunden . . . Halt, so nicht! Du schmeißest mir ja sogar Lukian weg und Plato! So nicht . . . nur die wissenschaftlichen Schmöker! Sieh, der Bücherhaufen wächst, Veronika! Nun stell' dich drauf und krähe!" — „Kikeriki!" machte Veronika, und Hans Knoll machte auch „Kikeriki!"

„Hier", sagte er, „auf dem Nachttisch, siehst du denn das nicht? Hier liegen sie noch dutzendweis beisammen, als schliefen sie. Aber sie verstellen sich, sie wittern die Sintflut. Hier unterm Sofa liegen sie wie alte Stiefel. Das sind diejenigen, die täglich meinen Schlaf störten: heraus damit! Hier im Bett stecken sie wie Wanzen, hier im Polster, Teufel auch! Da, in den Manteltaschen machen sie sich breit. Das sind die, die mir die Spaziergänge versaut haben. Wenn ich den lieben Gott anbeten wollte, haben sie an meine Seiten geklopft und haben gesagt: ‚Ich bin der Herr, dein Gott!' Geh, Veronika, hol den Kehrbesen, bring die Dreckschippe, kehr das Ungeziefer zusammen, spann den Staubsauger ein, den Schlosser hol, daß er mit dem Brecheisen mir die Stirn aufbreche, denn daselbst ist alles mit Papier überstopft und raucht und rußt." Veronika schleppte hin und her und fand gar zu ihrem größten Entzücken auf dem Nachttopf einen Band. „Ha!" rief Hans Knoll, „die Experimentalpsychologie von Brillmayer! Meinen lieben,

(Schluß auf Seite 113)

(R. Kriesch)



„Siehste, ick hab' et ja jesacht: fahr'n wa hinaus ins Jrüne!"

An der Himmelspforte

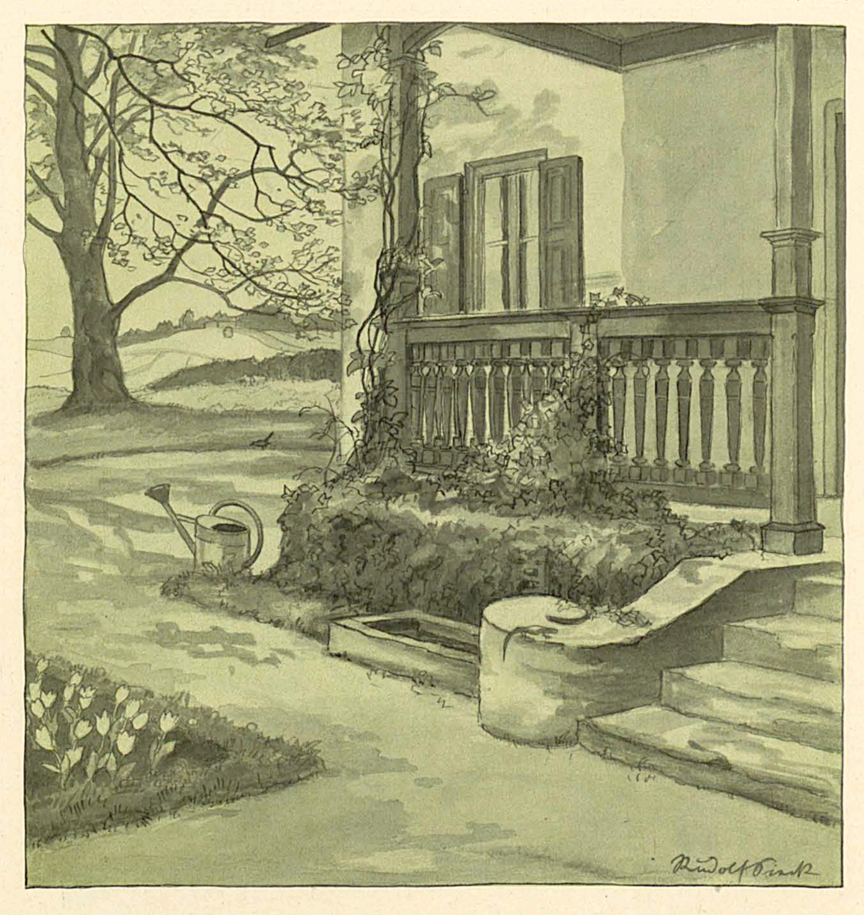
(Olaf Gulbransson)



„Gleichzeitig mit Ihnen trifft bei uns die Nachricht von dem neuen Imperium Romanum ein. Was sagen Sie nun dazu, Herr Spengler?“ — „Flagranter Konstruktionsfehler Ihrerseits!“

Garten hinterm Haus

(Rud. Sieck)



Die Straße lärmt am Haus vorbei.
Das zeigt ihr stumm den Rücken,
als ob es nicht „zu Hause“ sei,
und lauscht des Gartens Melodei
mit seligem Entzücken.

O Rasensamt, o Blumenglanz,
ihr Sträucher und ihr Bäume!
Ein neugeborner Schwalbenschwanz
übt seinen ersten Taumeltanz
durch die besonnten Räume.

Auf einer Treppe rotem Stein,
smaragdgrün, träumt die Echse.
Das Brünnlein plauscht für sich allein
und fängt die Spiegelbilder ein
hold schwankender Gewächse.

... Erregt der Lärm noch deinen Zorn?
Er läßt sich ja vermeiden.
Die Straße ist kein Freudenborn.
Es gibt ein Hinten und ein Vorn
— man muß sich nur entscheiden.

Dr. Owlglaß

Was tut die kleine Eule in Athen?

(Schluß von Seite 110)

alten Brillmayer! Ausgebrüllt, mein Lieber, ausgebrüllt!"

So laut waren Gelärm und Gelach, daß Veronikas Eltern hereinkamen, um zu sehen, was es da gebe.

„Hier wird nur ein wenig Pfingsten gemacht", sagte Hans, und packte den Arm voll Bücher und ging in die Küche, wo das Herdfeuer brannte. Die Flammen begannen an den Deckeln herumzuschnuppern, wollten nicht anbeißen, verkrochen sich vor dem Geist, schlüpften unter die Asche, irrlichterten umher. „Die Elemente hassen das Gebild des Menschengeistes", sagte Hans Knoll und stocherte mit einem Schürhaken in das zögernde Geflamm, bis die grünen Lichter mitten hineinsprangen in die geöffneten Blätter und die mit dicken Bleistiftbalken angestrichenen Seiten aufkräuselten, umhüllten und hexengleich mitnahmen in den Schornstein. Wie gespaltenes Holz setzten die Wirtsleute die Bände neben den Herd. Hans aber, nachdem er die Stube gesäubert sah, stellte sich breitspurig ans Fenster, winkte seinem Odenwald und war bereit, sich in pfingstliche Schönheit aufzulösen und hinüberzuschweben ins liebliche Bergland. „Einem bestimmten Gotte gleich", sagte er, „will ich deine Höhen und deine Täler berühren, daß ich bin und bleibe, was ich war, und daß ich werde, was ich bin: ein Liebhaber, ein Dichter! Dein Liebhaber und dein Dichter, Elsa!"

*

Von den dreiundzwanzig Mädchen, die auf dem Bilde Elsa umstanden, war nur noch eines in Mainz, Dora Mein. Obgleich sie wie Elsa aus gutem Hause stammte, war sie aus der Bahn geschleudert worden und saß nun tagsüber im Fenster einer kleinen Weinwirtschaft, um Kundschaft anzulocken. Von Dora hätte er vielleicht über Elsa was erfahren können. Er mußte jemand haben, um über Elsa zu sprechen: er ging hin. Dora brachte eine Flasche Wein. Sie kannte ihn nicht mehr, aber sie entsann sich seiner. „Wissen Sie", sagte sie, „wir nannten Sie den Stier von Salzburg, weil Sie so brüllten, aber heut ist Ihre Stimme abgebrüllt. Aber was Elsa betrifft, die Elsa hat sich vor kurzem verlobt, mit dem Sohn eines Korkfabrikanten Sonnenschein."

Dora brachte eine neue Flasche, entkorkte sie und stellte den Pfropfen auf den Flaschenhals. Kaum hatte Hans mit Dora angestoßen, ärgerte ihn der Pfropfen, und mit dem gezückten Mittelfinger knallte er ihn davon, daß er hoch in die Ecke flog. Dora lachte. „Ich weiß, was das zu bedeuten hat", sagte sie, „der Bräutigam lebt in Griechenland." Und Hans erwiderte: „Nun, wenn du das so genau weißt, dann will ich dir verraten, daß ich den Kork ins Mittelmeer schleudern werde. Da kann er auf den blauen Wellen tanzen, soviel er will."

„Aber wie gedenken Sie das zu tun?"

„Ganz einfach durch meine Leistung! Durch meine wissenschaftliche und meine künstlerische Leistung!"

„Das dürfte Ihnen schwerfallen."

„Wieso?"

„Wieso? Der Kork ist ein Haudegen, und Elsa ist eine verwöhnte Schönheit."

„Dies letztere fesselt mich mehr als das erste. Bring' eine neue Flasche! Glaub' mir, Dora, wenn ich Geld hätte, würde ich sogleich nach Athen fahren. Denke nicht, daß der Stier von Salzburg einem glatten Burschen gegenüber verzagen könnte! Ich liebe Elsa, ich habe den Beweis ihrer Liebe in der Hand . . . hier, sieh, das hat sie mir heute geschickt, heute!"

Dora stellte den neuen Kork auf den Flaschenhals, und Hans knallte ihn wieder davon. „Herrjeh", rief er, „ich will Elsa auf meinem Nacken entführen wie ein rechter Stier ... He, Dora, ich bin so ausgelassen, weil mein Leben wieder einen Sinn bekommen hat. Ich möchte nun auch dich einmal abküssen, Dora, he, Dora!"

„Erst müssen Sie einmal gebrüllt haben wie der Stier von Salzburg."

„Das kann geschehen, Dora", antwortete Hans, und aus der Sofaecke rief die dicke Wirtin: „Los, gebrüllt, wenn Sie der Stier von Salzburg sind!"

Hans Knoll stellte sich, reckte sich auf und schöpfte Atem. Und dann brüllte der Stier. Er stieß nach dem Eckbrett, wo Silberbecher standen, wahllos einen Schrei aus, aber der Schrei brach entzwei und zerbröckelte zwischen die Stühle herunter. Plötzlich müde, bezahlte Hans und ging.

*

Um elf Uhr des nächsten Tages schritt er wieder unter den goldenen Buchstaben empor und sprach für sich: „Was — tut — die — kleine — Eule — in — Athen?" Bald saß er auf einem roten Plüschsofa und spielte mit dem Messingring des Löwenkopfs. Frau Faber, Elsas Mutter, die Hans vom Sehen her kannte, erschien, und ihre elsenhaft großen Augen schwammen hinter unheimlich dicken Brillengläsern. Sie hörte freundlich zu. Sie sagte dann: „Gewiß haben Sie solche an sich schönen Dinge im Unterricht mit den Kindern besprochen, Herr Doktor?"

Hans sah seitab, sah ein Bild von Elsa hängen, erschrak vor den verfänglich offenen Augen, meinte aber sogleich, ein wenig Wehmut darin zu sehen, und schöpfte Hoffnung: Elsa könnte vielleicht in Griechenland bei ihrem Kork ein flügellahmes Vögelchen geworden sein, das sich nach dem Frieden eines liebenden Herzens sehnte. „Danke!" sagte er, „danke, gnädige Frau, aber ich bin nicht Doktor . . . noch nicht. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das Geheimnis verraten darf, das sich hinter dem Fuß verbirgt."

„Vielleicht kenne ich es schon, Herr Studienrat!"

„Nein, danke, ich bin auch nicht Studienrat, noch nicht, gnädige Frau, aber ich habe Elsa aufrichtig geliebt."

„Das ist schön, Herr Knoll; doch die Sache mit dem Fuß sollten Sie nicht zu ernst nehmen. Elsa macht gern solche Sondertänze. Sie ist . . . sie hat den Brocken vielleicht gekauft, um Ihnen eine Freude zu machen! Vielleicht hat sie auch gedacht: Herr Knoll entwickelt sich zu einem angesehenen Schriftsteller; Herr Knoll braucht, wie das bei derlei Leuten üblich ist, einen guten Wein im Keller; er wird sicher auch einmal etwas Schönes über unseren Wein schreiben: den Mann hältst du dir warm . . . nicht wahr, wie das Leben so ist . . ."

Hans ließ den Messingring knallen und sprach: „Der Wein ist eine Himmelsgabe, genau wie die Milch der Kühe, der homerischen und der anderen, wie die Gesänge Homers, wie der griechische Giebel, wie die ionische Säule. Ich liebe den Wein, ich liebe ihn so, daß ich ihn preisen kann, und es soll an nichts fehlen . . . Wissen Sie, das alles war damals so schön, so knabenhaft schön . . . an einem Pfingstsamstag war's, denken Sie, welch sinniges Zusammentreffen . . . natürlich von Elsa so beabsichtigt, natürlich!"

Frau Faber ließ die Augen fluten, und Hans Knoll erschrak.

„Sagen Sie's frischweg heraus!" bat er, „sie ist verlobt? Sie ist glücklich? Sie wird sich bald verheiraten? ... Oh! Es schwante mir, aber ich wollte es nicht glauben."

Er sah nach Elsas Bild. „Der Glückliche heißt Sonnenschein, hörte ich. Welch ein Name für Elsas Bräutigam! Aber grüßen Sie Elsa! Sagen Sie ihr meinen Dank für den Fuß, er ist aus parischem Marmor."

Frau Faber erhob sich. Sie griff nach einem Büchlein, das auf den goldenen Klassikern lag, und sprach: „Dies ist Elsas Gedenkbüchlein; wenn Sie ihr einen Vers einschreiben wollten, wäre das sehr schön von Ihnen!"

Hans Knoll schmunzelte. Er nahm die Feder und schrieb: Ich komme nach dem Sonnenschein . . .

Er lief heim. Er stieß die Küchentür auf und raffte, was noch der Verbrennung harrte, zusammen. „Veronika!" rief er, „bist du da? Hast du Zeit? Die Experimentalpsychologie von Brillmayer, ist die schon verbrannt?"

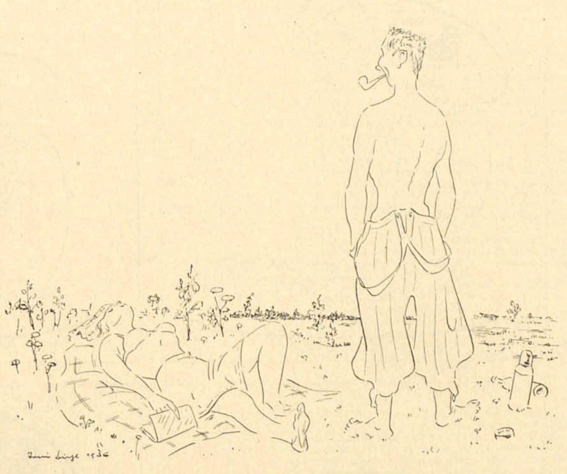
„Hier!" rief der Hausherr aus der Stube, „ich habe gerade darin gelesen!"

„Welch ein Glück, daß sie noch lebt!" sprach Hans Knoll, „sie ist meine pfingstliche Rettung! Wenigstens einstweilen noch. Wenn ringsum alles erkaltet, wenn die Wolken den Sonnenschein verjagen, dann ist's noch Zeit, mit dem lieben Schmöker einzuheizen!"

Dann stellte er die beiden Füße nebeneinander, als gehörten sie zusammen, den marmornen und den tönernen; es waren aber zwei linke.

Pfingstausflug

(Toni Bichl)



„Was tätst jetzt du sag'n, wann heut' plötzlich an anderer Geist über mi käm'?" — „Du untersteh' di, wo mir scho drei Jahr lang mitanand gehn!"

Kokain






Lieber Simplicissimus!

Kürzlich hörte ich zwei junge Leute im Nachbarhof miteinander streiten. „Das ist so blöd an dir", schrie der eine, „daß du immer besser sein willst als ich; dabei machst du doch dieselben dummen Streiche!"
„Das bestreit' ich gar net", entgegnete der andere, aber ich hab' wenigstens nachher Gewissensbisse."

*

Sie gingen miteinander durch die blühenden Auen: Kufinke, der schon geraume Zeit Witwer ist, und der alte Lutze, der jede Gelegenheit benützt, um der Betriebsamkeit seiner bedeutend jüngeren Ehegattin zu entfliehen. „Herrlich", orakelte Kufinke, „wie sich's allenthalben regt; freust du dich nicht auch?"
„Wie kann ich?", antwortete der alte Lutze kleinlaut. „Grad' wenn draußen alles ins Kraut schießt, schießt meine Frau immer die vorwurfsvollsten Blicke."

*

Der Pfarrer hatte angesichts der neuen Frühjahrskleider der weiblichen Kirchenbesucher auch einige Stellen aus dem Neuen Testament zitiert, in denen die Hoffart als verderblich gekennzeichnet war.
Auf dem Heimweg von der Kirche kam man darauf zu sprechen. Da schaute unser Röschen an ihrem geblümten Kleidchen herunter und meinte: „Sicher beziehe sich die angeführte Sprüch' net auf Sache aus Kunstseide; denn die hat's damals noch gar net 'gebe."

Richtigstellung

Das in unserer Nr. 4 (Seite 44) unter „Fundstück" gebrachte Urteil des Oberlandesgerichts Düsseldorf stand so, wie wir es wiedergaben, in einer Münchener Tageszeitung. In Wirklichkeit hat das Urteil folgenden Wortlaut: „Vom Kraftfahrer kann nicht verlangt werden, daß er bei Regenwetter ständig aussteigt und um die immer erneute Reinigung seines Kennzeichens bemüht ist."

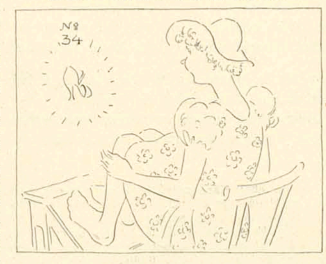
Redaktion des „Simplicissimus"

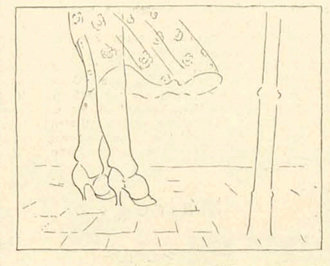
Graf Luckner und der Löwe / Von Hans Fahrwohl

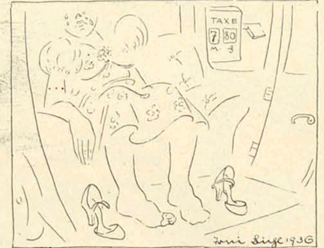
Als ich eines Tages in New York durch die Hafengegend schlenderte, gelangte ich in jene volkstümlichen Straßen, wo die Matrosenkneipen liegen. Aus einer hörte ich ein paar deutsche Worte fallen; ich trat neugierig ein, setzte mich zu den blauen Jungen an einen runden, gut gescheuerten Tisch und trank Whisky mit ihnen.
Sie erzählten lachend allerlei tolle Geschichten. Die tollste von allen war diese, die ich berichte. Ein verschmitzter Graubart gab sie zum besten.
„Kinder, ihr kennt den Grafen Luckner", sagte er — „welcher deutsche Seemann kennt ihn nicht? Er hat im Weltkrieg die verwegensten Dinge vollbracht, und die Feinde waren wie die Schießhunde hinter ihm her — immer umsonst, denn keiner konnte ihn erlegen oder auch nur greifen.
Einmal, es war lange nach dem Weltkrieg, hatte Luckner eine ernste Sache mit einem afrikanischen Löwen zu bestehen. Auch diesem gelang es nicht, ihn zu fassen. Das ist eine höchst sonderbare Geschichte.
Luckner fuhr auf seiner Jacht, die ihn schon in alle Teile der Welt gebracht hat, gemütlich an der Westküste Afrikas entlang. Er kam in eine Gegend, die ihm besonders gefiel. Riesige Palmen ragten am Ufer, bunte Vögel mit breiten Flügeln flogen von Baum zu Baum, und ein blendend weißer Sandstrand zog sich verlockend am Meere hin. Luckner ließ Anker werfen, er brachte die Schaluppe zu Wasser und fuhr allein hinüber. Er bummelte beschaulich auf dem Strand herum und sah den flatternden Vögeln zu, die Hände in den Hosentaschen, die Tabakspfeife im Mund.
Plötzlich geschah etwas Unerwartetes. Ein gewaltiges Brüllen erhob sich, ebbte ab und setzte noch einmal ein. Graf Luckner erschrak, denn er wußte, das war ein Löwe. Er blieb stehen. Er hatte keine Waffe bei sich — kein angenehmes Bewußtsein in solchem Augenblick, der Teufel weiß es. Während der Graf noch überlegte, was er machen sollte, sah er zu seinem Schrecken, wie sich ein Ende vor ihm die Zweige eines Tamarindenstrauches auseinanderbogen — und der Löwe trat ins Freie.
Es war ein gewaltiges Vieh mit wunderbarer Mähne.
Ein Bulle, dachte der Graf; hätte ich doch meine Flinte bei mir!
Dem Löwen war es lieb, daß der Graf keine Flinte bei sich hatte. Er riß das Maul auf, so daß sein ungeheurer, feuerroter Schlund sichtbar ward, brüllte noch einmal aus Leibeskräften, dann duckte er sich und schlich den Grafen an. Was tue ich? dachte der und stand starr wie eine Bildsäule. Eine völlig verzweifelte Lage, man muß es zugeben. Der Löwe kroch ein Stück heran, dann erhob er sich jäh zu einem wohlgezielten Sprung.
Der Graf nahm ihn an. Er hatte sich blitzschnell zwei Schritte nach vorn bewegt, dann duckte er sich tief. Das Löwenvieh war gerade im Begriff, über ihn wegzuspringen — da packte es der Graf mit Aufbietung seiner ganzen Kraft am Schwanz und wirbelte es wie toll um seinen Kopf herum, so daß dem Unglückstier Hören und Sehen verging! Der Graf ließ gar nicht ab, das vor Entsetzen Brüllende wie ein Bund Flicken um seinen Kopf herumzuwirbeln. Auf einmal gab es einen kurzen, schmatzenden Ton, und siehe: der Graf hielt nur noch den Schwanz des Wüstenkönigs in der Hand. Der Löwe selber sprang in langgestreckten Sätzen, wie vom Satan gejagt, dem nächsten Tamarindenstrauch zu, unter dem er, kläglich wimmernd, verschwand.
Da stand nun Graf Luckner, betrachtete den goldgelben Löwenschweif in seiner Hand und lachte aus vollem Halse. Er stieg in seine Schaluppe, steuerte zur Jacht zurück, und zum Abendessen ließ er aus dem Bauch des Schiffes eine Flasche guten deutschen Sekt heraufholen, die er mit besonderem Behagen trank.
Kinder, diese ebenso wahre wie merkwürdige Geschichte ist noch nicht zu Ende. Denn ungefähr zwei Jahre später kam Luckner mit seiner Jacht noch einmal in jene Gegend Afrikas, und als er wieder die ragenden Palmen und die bunten, flatternden Vögel mit den großen Flügeln sah, packte ihn die Sehnsucht, noch einmal auf dem weißen Strande zu lustwandeln, und er ließ die Schaluppe zu Wasser, genau wie damals. Genau wie damals rauchte er seine Pfeife und hielt die Hände in den Hosentaschen, während er behaglich über den Strand dahinbummelte. Aber nun geschah etwas, womit er nicht gerechnet hatte. Genau wie damals nämlich sah er zu seinem Entsetzen, wie sich vor ihm die Zweige eines Tamarindenstrauches auseinanderbogen — und ein Löwe trat ins Freie.
‚Satansvieh', murrte Luckner ärgerlich, ‚da bist du wieder!' Und er war es in der Tat. Er war schnell zu erkennen; statt des Schwanzes zeigte er einen Stummel, es war der alte Halunke von damals! Luckner war wieder ohne Waffen. Der Löwe duckte sich schon. Da flog dem Grafen noch rechtzeitig ein genialer Gedanke durchs Hirn: er reckte energisch den Arm in die Luft und wirbelte ihn mit aller Macht um seinen Kopf herum, womit er dem alten Feinde zeigen wollte, daß jene üble Geschichte damals in dieser Weise ausgetragen worden war . . .
Der Löwe begriff sofort. Die Erinnerung stieg wie ein Alpdruck in ihm auf — ja, jene schreckliche Gestalt da auf dem Strande war es, die ihn damals auf so höllische Art behandelt und ihm den Schwanz aus dem Leibe gerissen hatte. Grauen überfiel ihn. Er hätte in seiner Angst am liebsten den Schwanz zwischen die Beine gekniffen, aber das konnte er nicht, denn er hatte keinen mehr. Er erhob sich schweigend und trottete beschämt, mit furchtsam zurückgewendetem Kopf, heimwärts in den Busch.
Luckner triumphierte. Er blies eine besonders üppige und phantasievolle Wolke aus seiner Tabakspfeife in die afrikanische Luft, setzte sich gemütlich in die Schaluppe und fuhr wieder an Bord. Und wieder ließ er einen guten deutschen Sekt aus dem Bauche des Schiffes heraufholen, aber diesmal nicht nur eine Flasche, sondern eine richtige Batterie, denn er lud die ganze Besatzung des Schiffes ein. Alle rissen Mund und Nase auf, als er sein großartiges Erlebnis berichtete, während man mit leichtem Winde neuen Abenteuern entgegenfuhr."
So erzählt man sich lachend in New York, in der Nähe des Hafens, in jenen Kneipen, wo die deutschen Matrosen sitzen und Whisky trinken.

* * *

Das Ende vom Lied







Toni Linge 1936

Zuviel des Guten

Die mit einer scharfen Zunge begabte Bohlbäuerin war plötzlich an einer Lungenentzündung gestorben. Der Pfarrer kam, um den hinterbliebenen Gatten, so gut es ging, zu trösten. Der hörte eine Weile die gut gemeinten Trostworte an; als ihm aber die himmlische Verklärung seiner im irdischen Leben so resoluten besseren Hälfte in gar zu rosigen Farben geschildert wurde, meinte er trokken: „Daß s' jetzt im Himmel is, will i ja no glaub'n — aber a Engel werd aus der nia!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 •

DA. 12193 I. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Ziel

Wenn wir vom Tage gar nichts mehr erborgen,
nicht Schein noch Maske oder Anderssein,
wenn wir uns nur durch uns allein besorgen
und keinen Rausch mehr brauchen, keinen Wein —

dann lernen wir das Letzte, dieses Ganze,
das Kindsein aus der tiefsten Einsamkeit,
und sind mit allem: Ding und Tier und Pflanze
im Ringe wachsender Gemeinsamkeit.

Wenn wir so schlicht wie sie, die Gott noch haben,
geworden sind, dann finden wir vielleicht
im tiefsten Kern, jenseits von Gunst und Gaben,
zu Ihm den Weg, der keinem Wege gleicht.

Magdalene Benfer

Die Freunde

Von

Edmund Hoehne

Graf Anton Auersperg war katholisch, aber nicht römisch. Er ehrte den edlen Priester und haßte den lauernden Pfaffen. Darum rieten ihm eines Tages seine Freunde, Österreich für einige Zeit zu verlassen: er ging nach Italien. 1832 traf er in Rom ein und dichtete weiter.

In einer Weinkneipe fand er einen lang vermißten, gleichgesinnten Freund. Sofort waren sie wieder vertraut, als wären sie nie getrennt gewesen. Sie tranken eine strohumhüllte Flasche Chianti nach der andern leer, aßen Käsesuppe, Brot und Ölfisch. Sie lauschten den Gitarren der Wandersänger und sprachen von der Heimat und vom Metternich. Und im holden Rausch von Sehnsucht, Freundschaft und Wein, in der leichtbeschwingten Selbstverständlichkeit alles Daseins fragten sie einander nicht, wo sie wohnten.

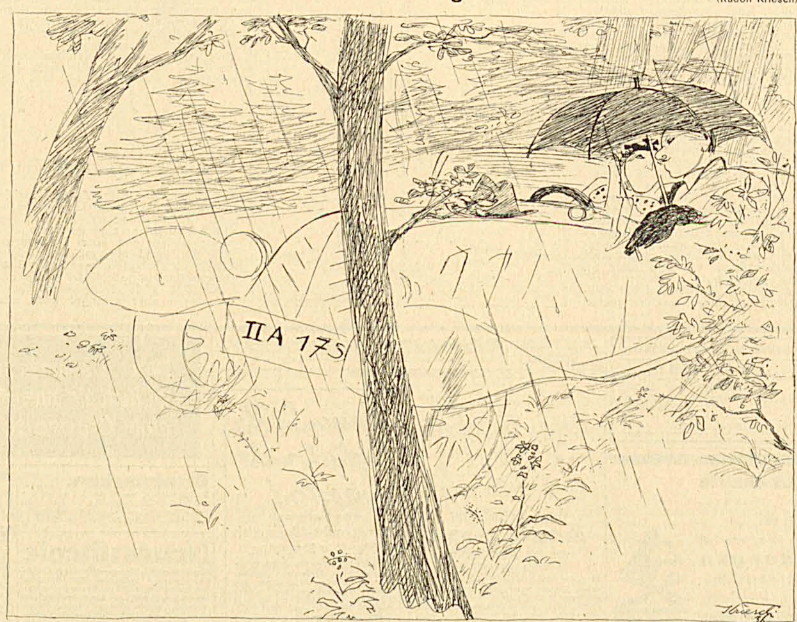
Tagelang suchten sie einander. Zwar saß der hier Ansässige oft in der gleichen Osteria, aber der Zugereiste fand sie nicht wieder. Dann riß beide ein Ozean von strömenden Menschen mit auf den Platz vor San Paolo ante fuori, wo ein politischer Kardinal predigte. Kopf stand an Kopf — wer will hier einen versprengten Gefährten finden? In all den Hirnen war nur Lauschen und kein Denken, nur Sehnsucht ohne Klarheit, Gehorsam ohne Ernst. Dem Poeten und dem Maler, die hier voneinander nicht wußten, zwischen denen ein Meer von Zusammenlaufern und Wortetrinkern wogte, wurde ganz beklommen unter all den Vielen.

Da setzte der Schlußritus ein. Man vernahm die Segenspendung und die Verfluchung. Dann kniete alles Volk mit einemmal nieder; unzählige Häupter beugten sich.

Nur zwei blieben aufrecht stehn. Als des einen wie des andern über all die Rücken unter ihnen schweifende Blick verwundert einen gleichfalls Stehenden ersah, fanden sie sich wieder, der Graf und der Künstler.

Mairegen

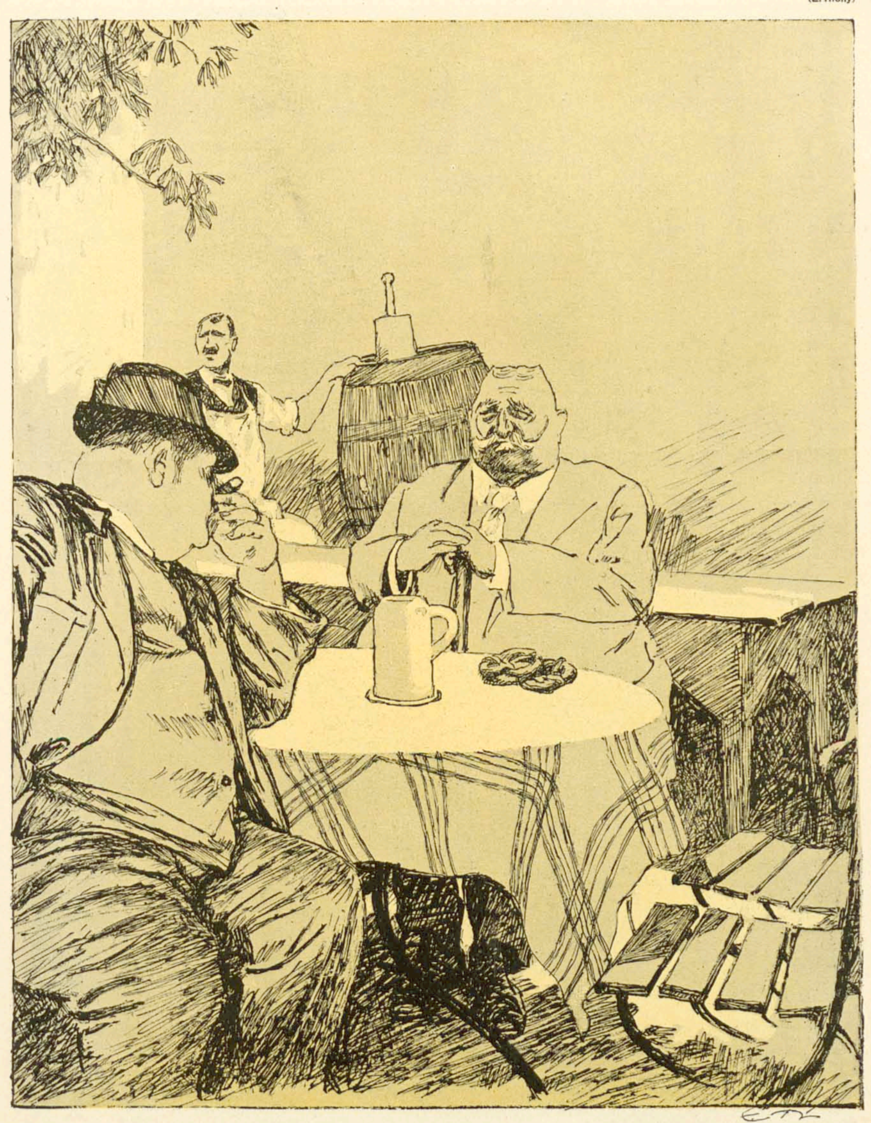
(Rudolf Kriesch)



„Ist es nicht wunderbar? Man sieht geradezu, wie alles wächst!" — „Ja, dein Bärtchen ist auch schon etwas länger!"

Politik im Wirtsgarten

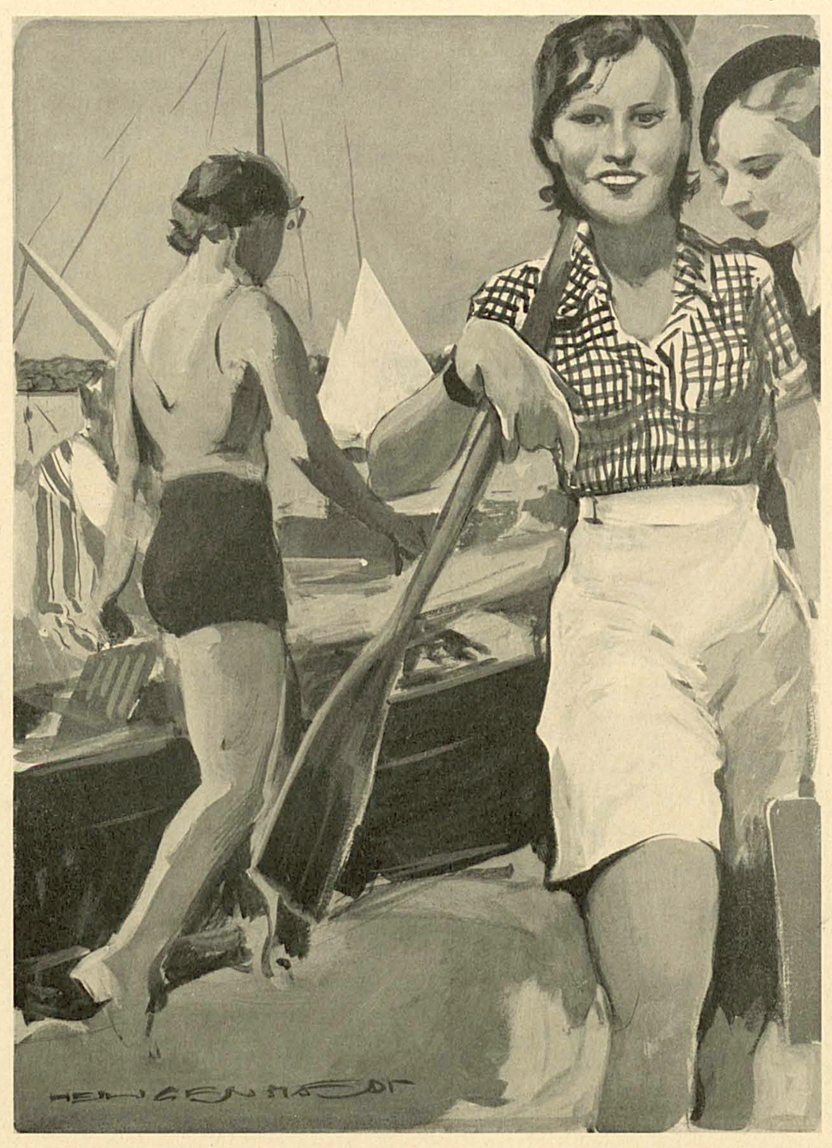
(E. Thöny)



„Da Negus von Abessinien hot ja a Villa in Lausanne!" — „Armer Mo! Zu alledem aa no d' Hausbesitzersorgen . . ."

Der neue Kurs

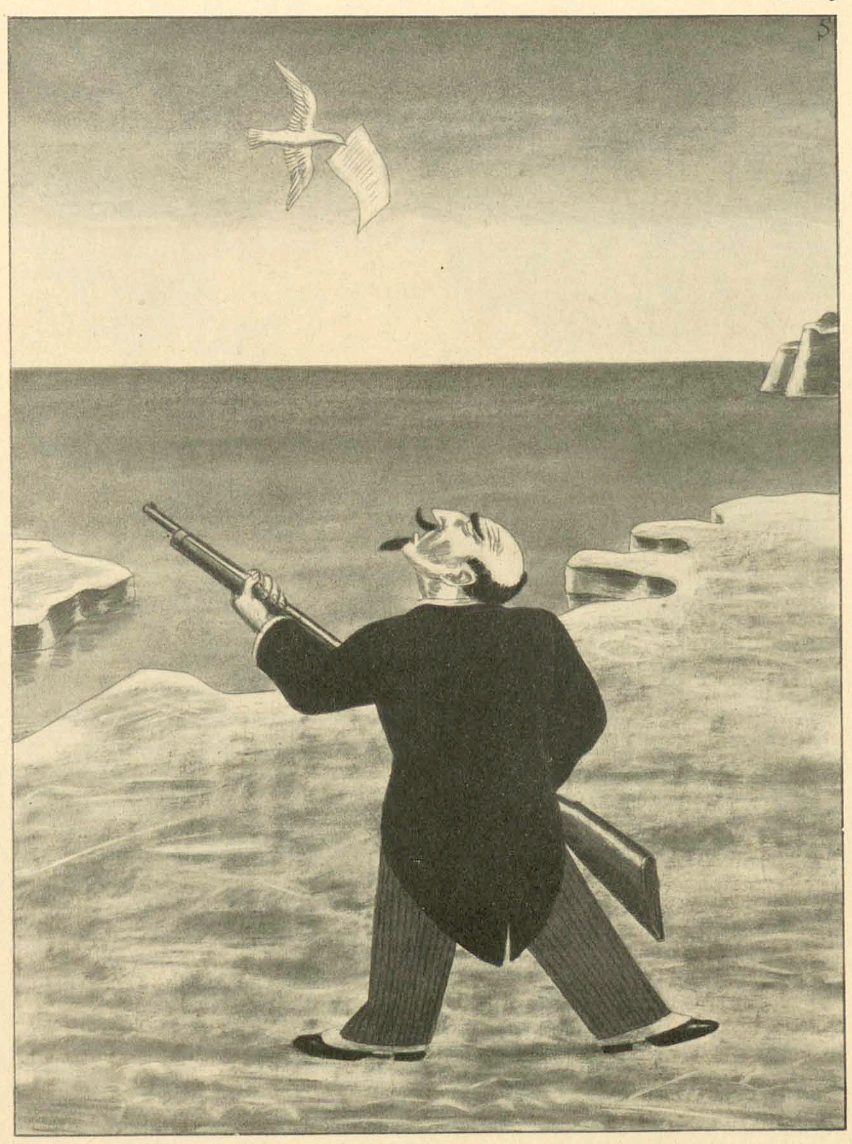
(Kurt Heiligenstaedt)



„Siehst du, Elli, nicht einmal, um aufs Wasser hinauszukommen braucht man einen Mann!" — „Na ja, aber um in einem gewissen Hafen zu landen, schon!"

Monsieur Chauvinist in Ekstase

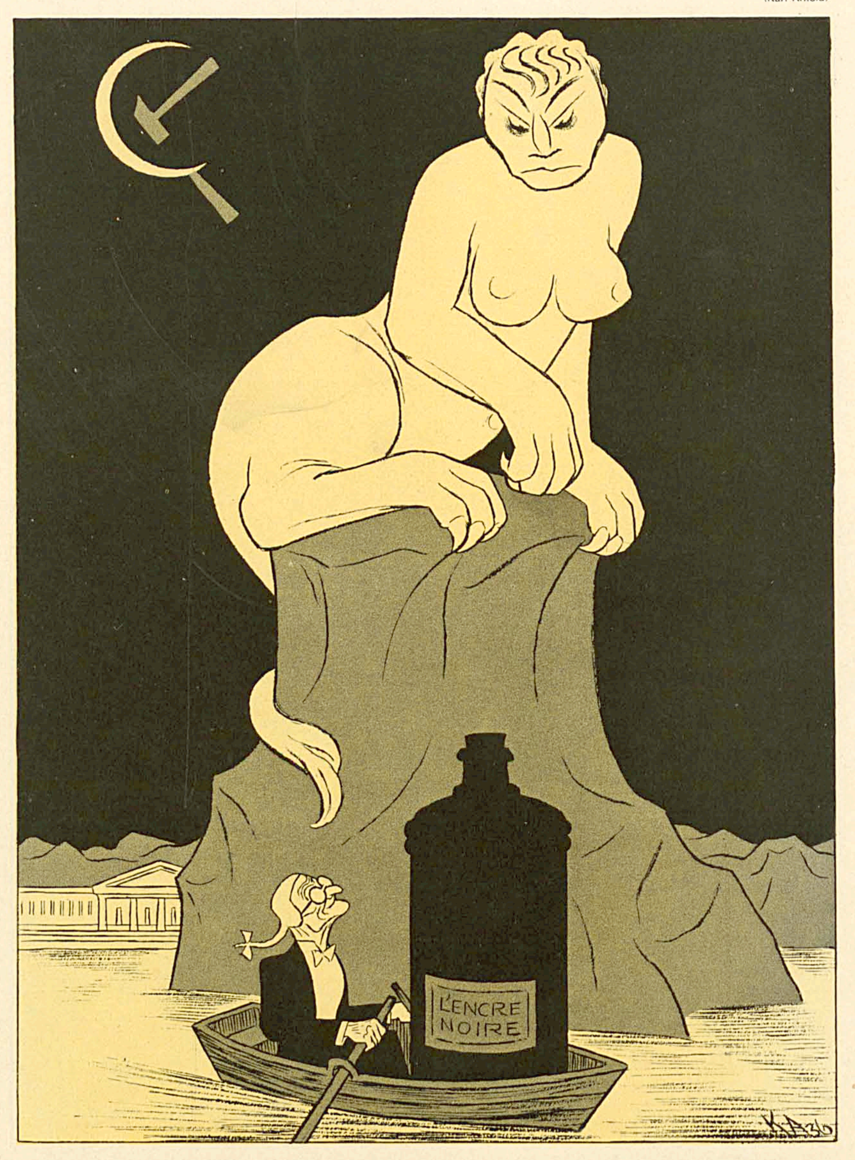
(E. Schilling)



„Dieses Biest hat schon wieder einen Fragebogen im Schnabel! Das führt ja doch nur zum Frieden!“

Ödipus von Genf

(Karl Arnold)



„. . . und wie denkt er sich die Zukunft Europas?" — „Die wird vertagt!"

Stuttgart, 7. Juni 1936 | **Preis 60 Pfennig** | 41. Jahrgang Nr. 11

SIMPLICISSIMUS

Russisches Theater in Frankreich

(Karl Arnold)



„Lassen wir vor Beginn unseres eigentlichen Programmes erst mal die Sozialdemokraten tanzen!"

Vögel in Flammen

Von

Hans Breiteneichner

Ossip ging voran. Er hatte den scheuen, leicht spielenden Schritt eines jungen Mädchens und war trotzdem ein guter Hirte. Über dreihundert Schafe hatte er zu bewachen: Tag und Nacht. Die Bauern konnten nicht klagen. Als Ossip die Stelle des alten, nun toten Miska übernommen hatte, waren sie seinem Auszug mit unruhig zagenden Blicken gefolgt. Sie dachten wohl, so jung wie Ossip noch war, gehöre er hinaus aufs Meer in das Boot seines Vaters zum Fischfang. Dies hatte mir Ossip schon am ersten Tag gesagt.
Er trug leichte Sandalen aus einem grünlich matten Weidengeflecht. Seine Füße waren nackt, sehr sehnig und von einer warmen, bronzenen Bräune. Die schmale Spur seiner kurzen Schritte im weichen Flugsand löschte der Wind wieder aus, noch bevor ich sie erreichen konnte. Seltsam! Während ich den Strand entlang ihm folgte, hatte ich plötzlich den Wunsch, einmal voll mit meinem Fuße in seiner frischen Spur zu stehen, als sei diese Spur etwas Lebendiges und Ossip und ich würden auf diese Weise eng miteinander verbunden. Seit fünf Tagen schon zog ich mit ihm und seiner Herde. Als ich auf die Insel gekommen war, hatte ich gleich erkannt, daß Ossip ganz allein mir viel mehr sagen konnte als alle Bauern und Fischer.
Am frühen Morgen hatte es großen Sturm gegeben. So wild war er, mit viel lautem Brüllen, Donnern und feurigem Rasen, als sei das Meer krank gewesen vor Erregung über die vorhergegangenen vielen sonnenträgen Tage und habe einmal zeigen wollen, daß es immer noch mächtig war — das starke wilde Meer! Ossip und ich, wir waren weit hinten geduckt am Boden zwischen den Schafen gelegen. Als wir am späten Nachmittag zur Küste aufbrachen, hielten die Schafe, liegend, ihre Beine matt ausgestreckt, während ihre Körper vor Schwäche und Angst immer noch zitterten. Wir konnten ruhig fortgehen, ohne fürchten zu müssen, daß auch nur ein einziges von ihnen hätte ausreißen können.
Wir gingen schon über eine volle Stunde der Küste entlang; einmal hin und wieder zurück. Nicht länger war diese Strecke als jeweils gut tausend Meter. Als wir unseren Marsch begannen, stürzten die Brecher auf über die schmalen Klippen wie wilde Hunde und umgischteten zornig mit bösen Zungen unsere Füße. Das Meer lag vor uns noch äußerst unruhig; wir wußten, es grollte weiter, und Ossip sagte, nach so einem Sturm vergingen immer viele Stunden, bis das Meer seinen Zorn vergesse. Aber der Wind war vor Mittag umgesprungen und rührte mit noch feuchten, aber schon wieder lauen Händen in der Luft seinen Wolkenbrei; wir hätten wetten können, bis zum Abend würde der Himmel wieder klar sein. Langsam rückten wir in dieser Stunde im Auf und Ab unseren Weg dem Lande zu, und als diese Stunde vorbei war, war die Küste weit hinter uns nur noch ein schmaler Strich. „Genug!" sagte Ossip. In seinem weißen Sacke, den er, wie eine Frau einen Sonnenschirm, unter dem linken Arm trug, waren zehn tote Vögel.
Wir gingen wieder zur Herde zurück; wir schritten jetzt nebeneinander. Wir erwarteten die Nacht. Es wurde Tag. Über den westlichen Horizont kam Aufklaren, dann ging die Sonne auf. Sie zeigte sich groß und leuchtend wie in einem Freudenrausch. Trunken und blutrot — sie schwamm in ihrem eigenen Blut — zog sie der Horizont rasch an sich. Die Sonne stürzte. Der Tag war wieder zu Ende, er hatte nur wenige Minuten gewährt, und doch war es für uns, die wir diesen gewaltigen Umbruch der Zeiten am Himmel miterlebten, als sei ein volles sonniges Jahr mit Bedacht über die Erde gezogen.



(J Kreis)

Vor unseren Augen lag Flimmern, immer noch, ganz dicht unter der harten Schale der Stirne zerrte es weiter. So gingen wir mit hängenden Armen und plötzlich schläfrig geworden unser letztes Stück Weg bis zur Herde zu Ende.
Dann wurden wir wieder wach. Der ganze Himmel war grün und hart wie das Fleisch eines unreifen Pfirsichs. Die Schafe, als wir zu ihnen kamen, blökten uns freudig erlöst entgegen. Auch ihnen war der Sieg der Sonne nicht entgangen, sie standen kraftvoll aufrecht und hatten angefangen gierig zu weiden, als gelte es, das Verlorene des Tages noch vor dem Einbruch der vollen Nacht aufzuholen.
Während des ganzen Weges waren wir stumm, Ossip und ich. Und jetzt, vielleicht brachte uns das Rauschen des feuchten Grases an den blanken Schafszähnen die Erinnerung, überfiel uns plötzlich der starke pochende Hunger; wir dachten daran, daß wir seit dem frühen Morgen nichts mehr gegessen hatten.
Vom Essen soll jetzt weiter die Rede sein, hauptsächlich vom Essen; also hört zu!
Ich erinnere mich. Wochen später war es, auf derselben Insel, ein Bauer hatte mich zu Mittag geladen, er wollte mir Besonderes vorsetzen, einen „Leckerbissen", wie er sagte, und es war, als triefe ihm Fett über die Lippen bei diesen Worten. Gebratene Vögel brachte er auf den Tisch. Es waren die feisten Sturmvögel, groß wie eine Lerche, schwarz-weiß; sie können etwas Wunderbares, diese Sturmvögel, was keine andere Kreatur jemals fertig gebracht hat: sie laufen, ohne einen einzigen Flügelschlag, sie rennen weite Strekken wie flinke lustige Spielbälle auf dem Wasser über das Meer. Und diese Vögel, bei ihrem göttlichen Spiel heimtückisch vom sicheren Boot aus überrascht und erlegt, den dünnen Hals mit einem rohen Handgriff umgedreht, dann nackt geröstet, waren dem Menschen ein Leckerbissen. „Oh", erklärte mir der Bauer, „wir liefern sie gut bezahlt auch an Land, diese Vögel, noch nicht sehr lange; aber seit wir den Strom bezahlen für das Licht der Nacht, seit unsere Boote mit Motorkraft rasch und weit hinausfahren aufs Meer, gilt es selbst die kleinsten Dinge zu beachten, die ihr Geld wohl wert sind." Ich hatte genug. Herr Bauer, es würgte mich vor deinen Vögeln! Ich dachte an dieselben Sturmvögel, aber ich dachte dabei an Ossip, an jenen späten Nachmittag, als er am Strande die im großen Sturm an den harten Felsen der Insel verunglückten armen Vögel behutsam auflas und sie traurig in seinem weißen Sacke barg. Ich muß gestehen, daß das, was dann weiter mit diesen toten Vögeln geschehen ist, mir zur vorvergangenen Zeit noch merkwürdig und ein wenig gefühllos gehandelt vorkam, aber nachdem ich die andere Seite erlebt hatte, verstand ich klar, warum Ossip von den Bauern und Fischern einer neuen Zeit, so jung er noch war, abseits und rückwärts gegangen ist auf den Platz des alten, einsamen und nach-

Antike Statue

Der Jüngling sieht die Welt nicht mehr.
Was er geliebt, ist abgetan,
Und seine Hände halten schwer
Den runden Reif, in hohem Wahn.

Hob er ihn morgens aus dem Tau,
Als scheu der frühe Nebel wich?
Hob er ihn aus der Mittagsau?
Geschmiedet weiß er ihn für sich.

Er drückt ans Gold den schmalen Mund
Und sucht nach einem guten Rat.
Die Götter werfen solchen Fund
Nicht jedem Menschen auf den Pfad.

Er hebt den Reif und zaudert noch,
Fühlt sich in der Erwählten Schar,
Fühlt nicht das selbstverhängte Joch,
Und drückt die Krone sich ins Haar.

Hans Brües

denklichen Hirten. Und dafür, was in jener Nacht mit den toten Vögeln geschah, will ich Ossip heute noch loben und ihm lange gut sein.
Vom Essen sollte die Rede sein; ihr wißt es nun.
Der Himmel wurde schmutzig grün. Dann tiefblau und matt wie die Schatten unter den Augen von Menschen. Die frühe Nacht schwebte wie ein müder Vogel über das Land. So langsam flog dieser Vogel, daß er schließlich vergaß, seine breiten Flügel noch einmal zu heben. Sie blieben liegen auf der Erde, verdeckten uns und die Schafe. Da war es dunkel.
Wir hatten Hunger. Also brachte Ossip Käse, gedörrten Fisch, Salz und Brot. Aber nur ich allein aß. Ossip setzte sich auf den Boden nieder, zündete eine verbeulte Windlaterne an, deren Licht ihn wie Öl in einem großen runden Becken träge umfloß und bis zu seiner Schulter reichte. Er tastete nach dem weißen Sack, legte rasch die zehn toten Sturmvögel eng nebeneinander vor sich hin, so, daß ihre kleinen, eingeschlagenen Köpfe ihm zugewandt waren. Ihre Äuglein waren matt geschlossen, die dünnen Beinchen eng an den Bauch verkrallt. Nur noch Ossips Hände sah ich, schmale und doch starke Hände, wie sie fast spielend geschmeidig ihre Aufgabe erfüllten. Es war, als streichle Ossip jedes einzelne Tier zum Abschied noch einmal, und als er damit zu Ende war, hatten alle zehn Vögel ihre leicht gebogenen, spitzen harten Schnäbel, wie zu einem letzten Schrei, schwarz und weit offen. Sodann drehte Ossip zwischen den Händen Fäden roher Schafswolle; es wurden zehn gut fingerlange, weiche, dünne Schnüre daraus. Ich wollte Ossip fragen, was er Seltsames vorhabe; da schickte er mich fort. Ich solle mich um die Schafe kümmern!
Gut eine Viertelstunde stapfte ich im Dunkeln umher, dann wollte ich nicht mehr. Ich wußte genau, Ossips Worte waren nur ein Vorwand gewesen. Also zurück zu Ossip!
Und dann:
Zehn starke Gerten steckten im Boden, bildeten einen Kreis. An der Spitze jeder einzelnen Gerte stand ein Sturmvogel, den weit aufgerissenen Schnabel nach oben gereckt. Und aus jedem dieser zehn Schnäbel stieg steil eine schmale, strohgelbe Flamme auf. Es waren zehn lebendig brennende Zungen, die leise bebend und wie in Angst zum Himmel aufzitterten. Es waren zehn Zungen, die zugleich leise sangen, tief hineinsangen in diese schwere Nacht.
Und viel später erst habe ich erfahren, wie Ossip dieses kleine Wunder der brennenden Vögel vollbrachte, während er mich fortgeschickt hatte. Nach einem uralten Brauch seiner Väter auf dieser Insel hatte er gehandelt: den weichen Docht hatte er durch die dünnen Hälse in den prallen Leib eingeführt, und so nährten die Vögel mit dem Fett ihres Körpers die Flamme.
Im Kreise aber der flammenden Vögel, auf dem Boden ausgestreckt, das Gesicht mild und gläubig wie das Gesicht eines frommen, reinen Kindes, dem Himmel zugewandt, lag Ossip. Er beachtete nicht mein Kommen, und ich wagte nicht, ihn anzusprechen.
Nur wenig Sterne waren am Himmel; so war er flach und Ossip nahe wie eine mächtige Hand, die schützend ihm ein Dach bot. Über die Grasstoppeln auf der Erde spielte ein Wind, warm und kosend, wie zwei Liebende ihre Gesichter mit den Lippen ertasten. Das unruhige leise und doch tiefe Keuchen der Schafe, die sich schwer in den Schlaf suchten, weit im Hintergrund, war wie die schmale Erinnerung an einen längst vergangenen, gewaltigen Sturm.
Allein die Vögel waren Licht in dieser Nacht, in dieser seltsamen, in tausend Sehnsüchten lautlos schreienden Nacht, da Ossip die toten Sturmvögel wie Opferflammen zum Himmel aufsandte — die Vögel dem Himmel zurückgab.

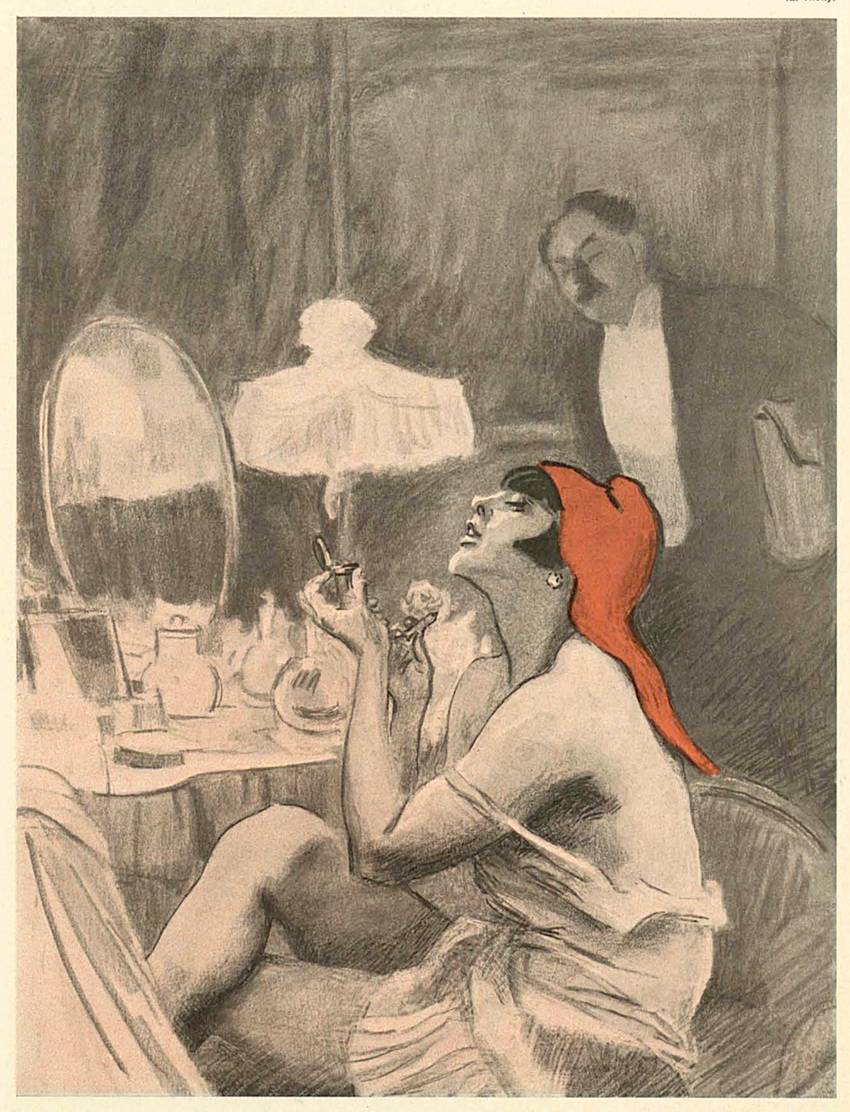
Das koptische Land

(R. Kriesch)

„Jetzt schickt da Vatikan seine Missionar' glei' per Flugzeug nach Abessinien." — „Na kummt ma ja dahinta, warum die an Kriag valor'n hab'n — an falsch'n Glaub'n hab'n s' ghabt!"

Mariannes ewiger Personalwechsel

(E. Thöny)



„Haben wir noch die neue Regierung oder haben wir schon wieder eine andere?“ — „Nein, Madame, die andere Regierung wird erst neu gebildet.“

Der hessische Goldgräber / Von Anton Schnack

Er gehört zu alten Stichen und zu alten Sprüchen,
Er gehört zum großen Worte Gold,
Er gehört zu Tropenregen, Stechereien, Flüchen,
Nicht mehr zu den blauen Bauernküchen:
Er hat in die zweiflerische Welt gewollt.

Eine Meerballade, eigensinnig, bitter,
Schmerzlich deutsch, fernverronnen, fort.
Aus dem braunen Wetterauer Schnitter
Wurde ein Weltfahrer durch Gewitter.
Dunkelheit liegt um ihn, Sage, fremdes Wort.

Hart und schön sind seine Reisespuren.
Ihr Beginn sind Pflug und Lindenbaum,
Ihr Beginn sind Buchenwald, Kornfluren,
Hundert Tage sie durch Meere fuhren:
In der unentdeckten Welt war noch für Männer Raum.

Auf dem alten Briefe steht des Schiffes Namen:
„Francis Hardy“ — Hafen Liverpool.
Zauberisch ist so ein greller Rahmen,
Hängt voll Wind und Sünde, Lärm und Damen,
Riecht nach Wasser, Schnaps und Wirtshausstuhl.

Durch Australien ziehn die Spuren weiter,
Ziehn durch Flußrinnsale, Busch und Sand,
Ueber seine Spuren kommen schwarze Reiter,
Blut tropft auf die dornzerriss'nen Kleider,
Hinter seinen Spuren raucht ein Steppenbrand.

Und sie löschen aus im gelben Wüsteninnern,
Gehn nicht weiter, kamen nie zurück:
Um sie schwebte lange lüsternes Erinnern,
Märchenschein von großen Goldgewinnern,
Um sie glänzen Reichtum, Pracht und Glück.

Eiliger Wunsch A 36

Von Anton Sailer

„Hausdame, reif. Alt., v. alleinst. Herrn ges. Angenehme Tätigk., jed. einige Kenntn. im Haush., insbes. Zubereitung v. Süß- oder Mehlspeisen unbed. erw. Zuschr. u. Eiliger Wunsch A 36.“

Immer wieder überlas die verwitwete Frau Ludmilla obiges Inserat. Sie kannte das Leben und somit auch den Sinn solch „harmloser“ Anzeigen! Eine geschäftige Intelligenz und das unerschütterliche Bewußtsein, außerordentlich begehrenswert zu sein, hatte sie auch bereits mehrere „Chiffre-Abenteuer“ erleben lassen. Was Wunder, daß sie, von keinerlei Hemmungen bedrückt, zur Feder griff? Hier lag der versteckte Wunsch zu offenbar! Unter dem Bemühen, originell, ermunternd und dennoch zurückhaltend zu sein, entstand also folgender Brief:

„Mein Herr! Wozu immer dieses Versteckenspielen? Eine Hausdame, deren ‚angenehme Tätigkeit‘ in abendlicher Zärtlichkeit bestehen wird? Glauben Sie, ich wüßte das nicht? — Aber! Man weiß ja, wohin das führt! Die Süßspeisen, haha! Der süße Nachtisch! Ein verheißungsvoller Wunsch! Und ‚eilig‘ dazu — wie interessant! Mein Herr! Ich bin weder schön wie Aurora, noch geistreich wie Penelope; ich bin eine anständige Frau! Eine Hausfrau sogar — wenn ich will. Noch einmal, schämen Sie sich nicht, in derartiger Weise angeln zu wollen? PS. Seien Sie wenigstens ehrlich, so wie ich es bin! Ludmilla.“

Auf dieses Kuriosum (mit Adresse und Telephonnummer versehen) erhielt sie anderntags einen Anruf. Eine ruhige Männerstimme forderte sie höflich auf, nachmittags in der Villa Soundso vorzusprechen. Ludmilla erblaßte; eine Straße im vornehmsten Viertel und der Name eines Großindustriellen wurden genannt!

Pünktlich kam sie an. Die Unterredung begann damit, daß ihr der mächtige Mann darlegte, daß er wirklich und nur eine seriöse Hausdame suche, und daß von den Süß- oder Mehlspeisen vor allem ein Idealgebilde von Apfelstrudel in Frage käme. Da er bald Geburtstag habe, und ihm als Kind zum Fest vor allem diese Leibspeise aufgetischt wurde, da seine Köchinnen aber bisher aus Eigensinn oder Unverstand den Apfelstrudel nie so machten wie seine verstorbene Mutter — nun, so hätte er diesmal die Erfüllung seines Geburtstagswunsches eben durch die Zeitung gesucht.

Ludmilla hörte fassungslos zu und wollte dauernd, und zwar in taktvollster Weise, dem Gespräch eine wärmere Wendung geben. Aber der Narr fing immer wieder von alten Frauen und alten Rezepten an, so daß sie schließlich voll Empörung ausrief: „Ich lege keinen Wert darauf, in Ihrem Heim als Attrappe aufgestellt zu werden!“ Und, einmal wütend, schlug sie dem Wirtschaftsführer einen derartigen Krach, wie ihn eventuell dessen nächste Untergebene ihm zu machen wohl einmal geträumt hatten, wie er ihn selbst aber noch nie erleben durfte. Ludmilla schwelgte geradezu, sie kannte sich selbst nicht mehr, und zur richtigen Besinnung kam sie erst wieder, als sie sich von energischen Dienerhänden auf die Straße gesetzt fühlte.

Völlig benommen stand sie noch vor dem Tor, da kam ein junges bildhübsches, blondes Mädchen an und klingelte. „Sind Sie die Hausmeisterin?“ sprach sie die erhitzte Ludmilla an, „ich komme nämlich wegen der Stelle, wissen Sie. Ich habe doppeltes Alter angegeben; so alte Herren haben ja zu unsereinem kein Zutrauen . . .“

Das Mädchen wurde eingelassen. Ein unbestimmtes Gefühl zwang Ludmilla, zu bleiben. Das Mädchen kam nach einer Stunde noch nicht heraus! Ludmilla schlich in den Garten, spähte zu den Fenstern. Aus einem ertönte Lärm; mit zwei Sprüngen war sie dort, blickte hinein — und sah das blonde Mädchen Teig auswalken. „Was machen Sie denn da?“ frug sie böse. Das Mädchen sah kurz auf: „Apfelstrudel!“ Ludmilla wandte sich verächtlich zum Gehen. „Na“, knirschte sie vernehmlich vor sich hin, „ich habe es ihm wenigstens ordentlich gegeben! Ich habe die Ehre des gesamten weiblichen Geschlechtes gerächt!“ — — — „Nun, nun“, klang es plötzlich hinter ihr, und als sie sich umwendete, stand der Industrielle da. „Ich meine“, sagte er keck, „die junge Dame da drinnen ist eben dabei, die Ehre des gesamten weiblichen Geschlechts wiederherzustellen!“

(R. Mathi)

M.

Lieber Simplicissimus!

Mein Freund hatte sich durch seine erste wissenschaftliche Arbeit einen Namen gemacht, und man gab in Fachkreisen allgemein der Überzeugung Ausdruck, daß noch Bedeutendes von ihm zu erwarten sei. Sein Frauchen strahlte deshalb vor Stolz und war eifersüchtig darauf aus, den nach dem Abendessen sich in sein Arbeitszimmer zurückziehenden Gatten vor Störungen zu bewahren. Wir hatten infolgedessen kein Glück, als wir einmal die jungen Leute für abends in unseren Garten einladen wollten. „Es geht wirklich net“, meinte sie, „wir essen zwar schon um sieben Uhr, aber nachher ist mein Mann gewöhnlich noch zwei oder drei Stund' bedeutend.“

*

Auf einem Gut wird für den Personenwagen ein neuer Chauffeur eingestellt. Er kommt aus dem benachbarten Dorf. „Wie heißen Sie denn mit Vornamen?“ fragt die gnädige Frau. — „Balthasar.“ — „Ach, welch ein häßlicher, langer Name, den kann ich ja gar nicht aussprechen!“ — „No, des brauchen Sie auch net“, antwortete der Mann. „Wann Se fahren wollen, stecken Se einfach die zwee Finger ins Mul und pfeifen: Hu—u—i—i—ifff!“

*

Nachdem sie etwa sechs Monate verheiratet war, kam Erna eines Tages zur Mutter und weinte herzzerbrechend. „Er liebt mich nicht mehr!“ schluchzte sie wild. Die Mutter wollte wissen, wie sie darauf käme. „Ach“, meinte Erna, „er fängt bereits an, mich zu beurteilen . . .“

Eine Frau geht nachts allein durch den Park

Eine Frau geht nachts allein durch den Park.
Was soll man in diesem Fall von ihr denken?
Fühlt sie sich schwach oder fühlt sie sich stark?
Träumt sie vom Nehmen oder träumt sie vom Schenken?

Geht sie nur so durch die nächtliche Kühle?
Oder ist sie vom Frühling entzündet?
Hat sie kein Geld oder hat sie Gefühle?
Oder ist der Spaziergang ganz unbegründet?

Wandelt sie Schlaf? Ist sie durchgebrannt?
Geht sie vielleicht — wer weiß — über Leichen?
Trägt sie ein Schicksal in ihrer Hand?
Fragezeichen um Fragezeichen . . .

Einsam geht sie, setzt Bein vor Bein.
Sind ihr die Fragezeichen nicht wichtig?
Mir wird sie stets problematisch sein,
denn *sie* geht allein und *ich* geh' allein —
Ist das denn richtig?

Fritz A. Mende

Das Wunder vom kleinen Auto

Von Ernst Hoferichter

Jeden Morgen, wenn ich aufwache, denke ich an meinen laubfroschgrünen Wagen.
Er federt wie eine frischaufgefüllte Matratze, und sein leises Surren erinnert mich an Fleischfliegen, die an den Schaufestern der Bäckerläden auf und ab brummen.
Jeden Tag gebe ich meinem kleinen Auto einen anderen Liebesnamen, und in Gedanken habe ich es schon oft in Ziegenmilch und Champagner gebadet.
Es hat nur zwei Sitze: für mich und — sie. Und wenn der junge Tag rosarot aus dem Osten schlüpft, steigen wir ein.
Unser Wagen fährt so schnell und so langsam, wie wir wollen. Aus dem Kühler klingt ein Morgenlied, und in uns jubeln Hallelujagefühle. Die Straße schneidet die Welt vor uns her in zwei Stücke auf, und zur Linken und zur Rechten liegt je eine halbe Portion Landschaft, die erschaut sein will. Gärten und Felder, Wiesen und Wälder!
An jeder Kurve wollen wir einen Brocken Erde aufs neue umarmen. Und die Seele, die eigene Seligkeit möchten wir aus uns hinausschreien!
Aber unser Auto wird nicht romantisch. Es ist selbst die Blaue Blume — und vergißt nur seinen Lackaufstrich.
Es fährt und führt und verführt uns, das ist alles.
Täler und Hügel senken und heben sich. Es ist das Atmen der Heimat, hinter der mit offenen Augen der liebe Gott schläft . . .
Und jetzt naht ein Dorf!
Aus dem ersten Gehöft läuft uns eine Geruchsmischung von Kräutergarten, Kuhstall und Bremsenöl entgegen.
Eine Entenprozession schnattert in weißen Kleidern quer über die Dorfstraße dem Pfarrhaus zu.
Aus den Fenstern wachsen Geranien. Hinter einem Fliederstrauch steigt eine Wolke aus Pfeifenqualm. Der Raucher selber bleibt wie ein Stern geringer Größe verborgen.
Es ist Sonntagnachmittag.
Und ein Fetzen Paradies ist Bild geworden.
Der Wagen hält von selbst vor der Tafernwirtschaft „Zum wilden Mann". Wir streicheln die Pneumatiks wie die Mähne eines Zauberpferdes, das über Länder und Meere trägt — das uns aus Asphalt, Mietskaserne und Tapetenwänden an diese Gasthoftüre verfrachtet hat.
An die hölzerne Stirne sind die Monogramme der Heiligen Drei Könige geschrieben: „C + M + B".
Um die Kegelbahn summen Wespen. Drinnen schreien die Burschen und spielen das Sonntagsbier aus. Das Rollen der Kugel donnert dazwischen hinein.
Wir sitzen im Schatten einer Kastanie. Zwei Menschen, ein kleines Auto — und rund herum ein Dorf im Sonntag. Mehr Welt und Erde hält kein Mensch aus. Und ins Vaterunser möchte ich noch die Bitte hineinbeten: „Herr — und vergelte uns nicht die Freude — — — Amen."
Der Wagen wartet geduldig — wie auf eine Frage, die alle Antwort in sich trägt. Er würde auch bis zur Auferstehung ausharren und mit uns vor die Türen des Letzten Gerichtes fahren.
Wir sausen durch die Nacht mit zwanzig Kilometer Geschwindigkeit. Das kleine Auto schlägt die Augen auf.
„Bitte, fahr' nicht so rasend . . !"
Und ich bremse noch zehn Kilometer ab.
Und doch geschieht ein Unglück. Ich unterschätze das scharfe Eck einer Ackerstraße und komme mit dem rechten Vorderrad über den Zipfel eines Weizenfeldes. Bei dieser Gelegenheit überfahre ich eine ganze Familie Mohnblumen.
Fünf Blüten sind tot.
Und wir stecken die Opfer an die Schutzscheibe, auf daß der Nachtwind ihre Samen in die Erde zurückwehe. Nächstes Jahr wollen wir die Kinder grüßen.
Nächsten Sonntag reisen wir in die Berge. An Hängen, Halden, Wänden und Gipfeln vorbei.
Unser kleiner Wagen erfüllt, was wir ersehnen.
Oder willst du nach Rom, über den Rubikon, auf den Marktplatz von Athen, nach Madrid oder — — —?
Dein, mein, unser Auto kennt keine Entfernung und keine Grenzen. Ich weiß nicht, wie viele Menschen solch ein wunderbares Gefährt ihr eigen nennen. Aber ich möchte es allen wünschen, die Sehnen und Süchte aus sich herausfahren wollen.
Noch nie habe ich eine Panne erleben müssen. Daß ich fünf Mohnblümlein totgefahren habe — war nur mein Einfall.
Unser kleines Auto braucht weder Benzin noch Öl. Tankstellen und Reparaturwerkstätten kenne ich vom Wegschauen. Jeden Tag ist es fabrikneu. Und sein Anschaffungspreis wurde aus einer Not geboren. In Reichsmark ausgedrückt kostete es keinen Pfennig.
Aber diese Vorzüge beruhen auf einem einzigen Nachteil. Unser liebes Auto hat nämlich den einen Fehler: es existiert — nicht. Es fährt bis heute nur durch unsere Träume, und unsere Träume reisen mit ihm.
Nächsten Sonntag also — geht es in die Berge . . !

Lieber Simplicissimus!

In unserer Stadt bestand lange Jahre ein Verein zur Bekämpfung der Unsittlichkeit. In einer seiner Sitzungen wurde eines Tages ernsthaft der Antrag eingebracht, die wächsernen Damenbüsten in Friseurgeschäften und Modehäusern sollten verschwinden, da sie geeignet seien, bei heranwachsenden Jugendlichen die verderbliche Sinnlichkeit zu schüren. Der Antrag fand lebhafte Unterstützung; aber der alte Professor K. widersprach. „Wenn ich an meine Jugend denke", führte er unter anderem aus, „so muß ich schon sagen, daß damals der bescheidenste weibliche Busen einen stärkeren Eindruck auf mich gemacht hat, als alle Wachsbüsten der ganzen Stadt zusammen."

*

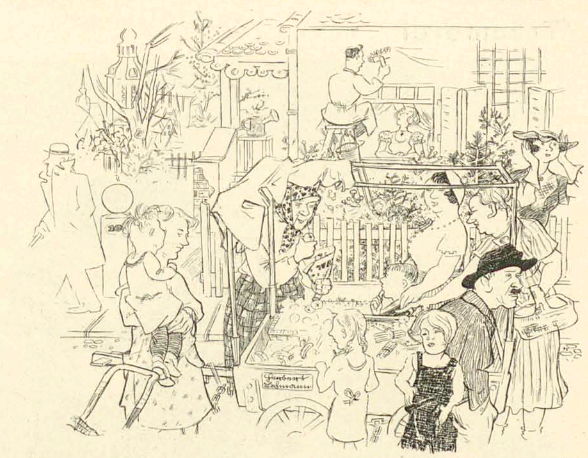
Ich bin zur Sommerfrische ins Gebirge gefahren. In einem einfachen Bauernhaus mietete ich ein Zimmer.
Jeden Sonntagmorgen stand ein feiner Kuchen auf dem Frühstückstisch. Einmal fragte ich anerkennend: „Sagt mal, Bäuerin, wie bringt Ihr denn das Muster auf dem Kuchen so schön fertig? Ihr habt wohl ein eigenes Instrument dazu?" — „I wo, dös macht ma mit 'm Kamm", antwortete die biedere Bauersfrau.

*

Als man nach der großen Pause die Plätze wieder einnahm, spürte man eine Welle der Begeisterung durch die Reihen gehen. „Brillant", „fabelhaft", „ganz exquisit", das waren so die Stichworte. Ganz in der Nähe hörte man sogar enthusiastisch ausrufen: „Endlich einer, der etwas los hat!"
„Du", flüsterte daraufhin Malchen, „das Stück wird sicher ein ganz großer Erfolg! Hörst du nicht, wie sie den Dichter loben?"
„Sie meinen den neuen Theater-Restaurateur", erwiderte ich milde.

Profitlich

(Herbert Lehmann)



„Sehng S', koa Mensch verlangt mehr a Pfund, alle sag'n s' scho ‚a halbes Kilo'!" — „Ja, dös klingt aber aa nach mehra!"

Kindermund

Gäbeles hatten bis jetzt zwei Mädchen und zwei Buben; kürzlich kam nun ein dritter Bub an. Als man das dem neunjährigen Hans mitteilte, tat er einen Freudenschrei, stürmte zu seinem Vater und rief: „Vadder, jetzt hen endlich mir Männer die Oberhand do dren!"

Träumerei

(O. Nückel)



Ja, die Arbeit / Von Fritz Sänger

Peter warf mit einem Male den Hammer weg, mitten im Vormittag. Dann sah er scheu um sich, ob ihn niemand beobachte, und blitzschnell steckte er einen sogenannten Schaber in die Tasche. Gleich darauf ging er zur Werkstattüre hinaus.
„Peter! He, Peter!" rief ein Kamerad ihm nach. Peter aber hörte und sah nichts als den schmalen Weg vor sich, wußte nichts als den glühenden Schmerz in seinem Innern, der ihn zu dem, was er eben getan hatte und weiter tun wollte, trieb.
Nur einmal griff er an die Spitze des Schabers. So fest und kräftig tat er das, daß ihm der Stich recht weh durch die Hand zuckte. Es war ein Werkzeug aus dreikantigem Stahl, mit dem ganz haarfeine Späne aus einem Lager genommen wurden.
Eigentlich wollte er keine haarfeinen Späne damit wegschaben. O nein, er wollte — natürlich wollte er — selbstverständlich wollte er — — — aber was eigentlich?
Er rannte quer durch die Heimgärten. Dort, an einem Weiher, stand sein kleines Haus, das er sich mit Hilfe von Kameraden den ganzen Sommer hindurch selbst gebaut hatte. So etwas hat man innig lieb. Niemand, der's nicht erlebt hat, weiß, wie lieb man so ein Giebeldach, solche kleinen Fenster, solchen grünen Gartenzaun haben kann, aber noch viel lieber hatte er dieses eine Mädchen, das da drinnen die Hausfrau werden sollte und jetzt schon dort arbeitete, manchmal im Garten, manchmal im Haus.
Sie konnte es, die Kathrin, oh, da fehlte es gar nicht, sie konnte noch mehr.
Sehr gut kochen konnte sie, und das Essen würzte sie sehr gern mit „guten Reden", die immer auf einen Endton hinausliefen, der war: „Du, Peter, solltest mehr verdienen. Ja, wenn du so viel verdienen würdest wie der Hans Gampel oder der Willi Rester, ja dann könnten wir, dann könnten wir — — — jaaaa!"
Das war jetzt alles einerlei, jetzt trieb etwas ganz anderes den jungen Menschen an sein Haus. Er schlich hinter Brombeerstauden und Weidenbüschen, er spähte wie ein Dieb nach den Fenstern und horchte wie ein Iltis auf jedes kleinste Geräusch.
Richtig! Er war da, der Vetter der Kathrin! Ein lustiger Vetter war das, ein hübscher junger Mensch, ein geschickter Menschenkenner, das heißt Frauenkenner; wo er auftauchte, reckten sie die Hälse; wo er ging, senkten sie die Augen — sehr lustig, daß es solche nette junge Männer gibt, es gibt viel zu lachen um solche Männer herum. Auch Peter hatte lange mitgelacht, bis er auf einmal merkte, fürchtete, vermutete, daß auch die Kathrin . . .
Peter griff nach dem Schaber in der Tasche und schlich an sein eigenes Besitztum heran.
Er horchte, und mit einem Male wußte er es ganz bestimmt!
Er brauchte sich nicht lange zu besinnen. Da hinein durchs eingeschlagene Fenster . . . und wie man zustoßen mußte, das wußte er.
Er faßte das friedliche Werkzeug beim Griff, es lag fest in der braven Arbeitshand — schmiegte sich an und funkelte mit der frisch geschliffenen Spitze. Und wie er das so hielt, da fühlte er sich mit einem Male an seinem Arbeitsplatz. Richtig, ja, die Arbeit! Ach ja, die mußte dann wohl ein anderer fertig machen . . . Blitzschnell gingen hundert Gedanken durch seinen Kopf. Wenn er das tat, dann — würde er wohl nie mehr Arbeiten fertig machen können, und . . .

(Schluß auf Seite 130)

Das Ammonshorn

Ich sei verkalkt, beliebst du zu bemerken.
Nanu?
Genügt es schon, dein Selbstgefühl zu stärken,
wenn ich ein bißchen älter bin als du?

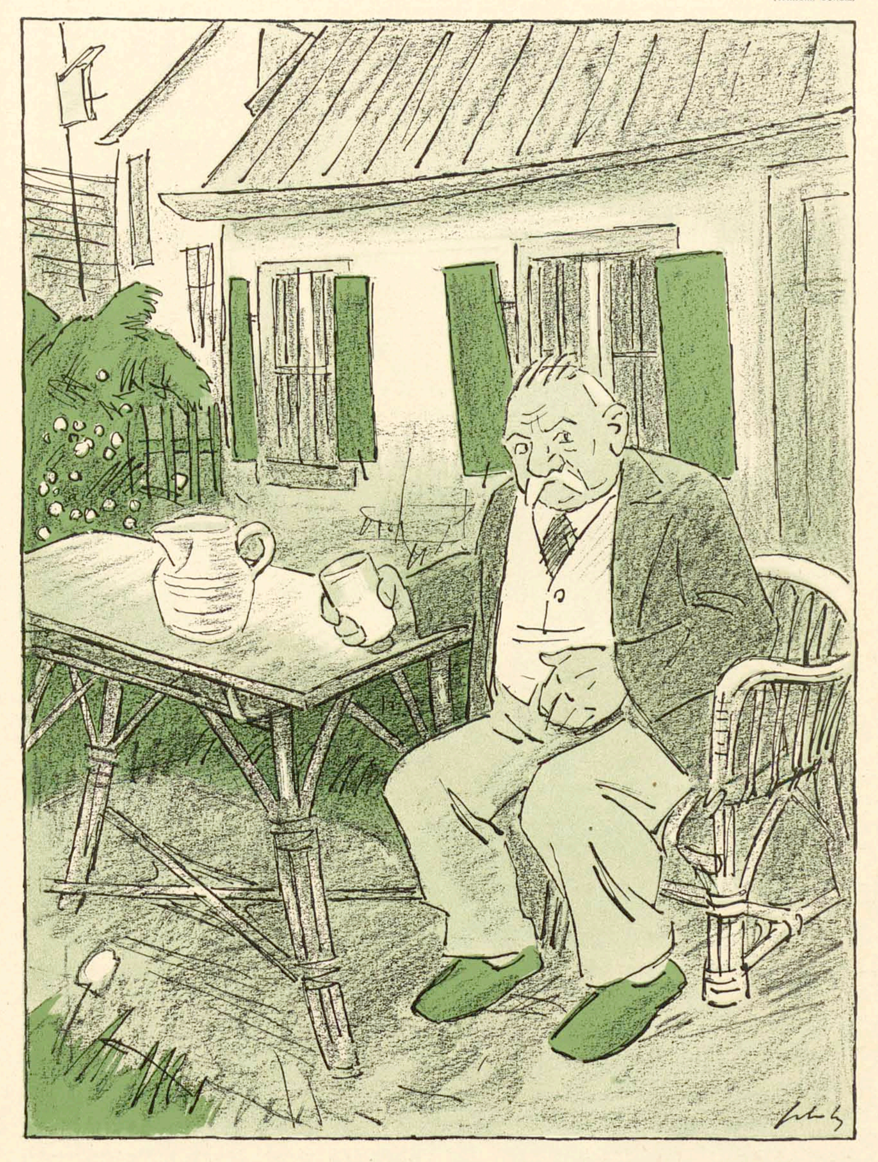
Hast du noch nie Fossilien im Jura
studiert?
Dies Ammonshorn beweist dir in figura,
wie grad der Kalk vortrefflich konserviert.

Dein zartes Schneckenhaus in allen Ehren,
Herr Kritikus!
Jedoch ein Fußtritt kann es stracks zerstören,
was mein verkalktes nicht befürchten muß.

Ratatöskr

Die Milchkur

(Wilhelm Schulz)



„Jetzt begreif' i's, warum daß dö kloana Kinda scho in der Fruah allweil so schrei'n!"

Ja, die Arbeit

(Schluß von Seite 128)

Er sah auf, an sein Haus hin. Da mußten im nächsten Jahr die Pfirsiche blühen. Das würde er dann auch nicht mehr sehen . . . er warf den Kopf in den Nacken und sah zu dem blauen Sommerhimmel hinauf. Mit einem Male lachte er. Bitter und hart lachte er. Er erschrak selbst über sein Lachen, aber dann wurde er ernst und still, und ging ganz leise, wie er gekommen, den Weg zurück nach der Werkstatt, wo er im Hof abgefangen wurde. Er solle ins Büro kommen, der Herr wolle mit ihm reden.

„Jetzt kommt's!“ dachte er erschreckt.

Es kam aber etwas ganz anderes. Er hatte gemeint, daß man ihm gehörig die Leviten lesen würde, weil er von der Arbeit weggelaufen war. Nein, man teilte ihm mit, daß man ihm die Aufstellung der neuen Presse in Frankfurt übertragen wolle, daß er in Zukunft immer zu solchen Arbeiten verwendet werden solle, daß sein Lohn darum entsprechend höher sein werde, und daß er sich selber drei Hilfsarbeiter, die er benötige, aussuchen könne. Bis zur Abreise in vier Tagen wolle man ihm frei geben bei voller Bezahlung, damit er sich auf die neue Arbeit vorbereiten könne.

Still hörte er das alles an. Das war ja so viel mehr, als er es sich je selber zu wünschen gewagt hatte, daß er nur staunen konnte. Ernst und still ging er an seinen Schraubstock zurück, packte seine Kleider zusammen und ging nach seinem kleinen Haus. Es war Mittag geworden inzwischen.

Er hatte den Schaber in die Werkzeugschublade getan an seinen Platz, und seine Gedanken waren jetzt bei der neuen Presse, die er in Frankfurt aufstellen wollte. Aber hier mußte er Gleichmut lügen. Lügen lag ihm gar nicht, aber er merkte nach der ersten Begrüßung, die von seiten der Kathrin sehr freundlich, sogar extra freundlich war, daß sie es recht gut konnte, das Lügen, und dann durfte er es auch können, und so log er denn weiter.

„Warum bringst du deine Arbeitskleider, Peter?“ fragte sie.

„Sie haben mir gekündigt.“

Die Freundlichkeit im Gesicht der Kathrin verwandelte sich langsam, aber vollständig, und schließlich warf sie ihm grob ins Gesicht: „Dann ist doch alles nichts, was wollen wir dann noch? Siehst du, das hab' ich immer gedacht!“

„Ich nicht“, antwortete er in voller Ruhe und Sachlichkeit, drehte sich um und ging zur Türe hinaus in den Garten.

Dort schritt er ganz langsam den Weg hinab zu dem Weiher. Am Wasser blieb er stehen und sah hinein. Auf einmal meinte er, daß es Zeit wäre, zum Haus zurückzukehren. Es war leer. Auf dem Tische lag ein Zettel mit den lapidaren Worten: „Ich mach' nicht mehr mit!“

„Ich auch nicht!“, schrieb er darunter, nahm das Papier und heftete es mit einem Reißnagel außen an die Türe. Er wußte, daß sie wiederkommen und es lesen würde.

Dann schloß er die Türe ab, von innen, und ging in das kleine Zimmer, wo ein paar Bücher auf dem Schrank standen, und begann, sich den Plan zurechtzulegen, nach dem er seine Arbeit einteilen wollte.

Der Sperling

Grau drückt der Himmel.
Die Sonne,
der goldene Schimmel
des Sommers,
ist hinter die Wolken verjagt.

Es regnet.
Wo nur mehr der Rabe
dem Raben begegnet,
wird es bald Nacht.

In der Dachrinne doch,
siehe, hüpft
noch ein Sperling.
Kleine Hoffnung,
die das Herz mir lüpft.

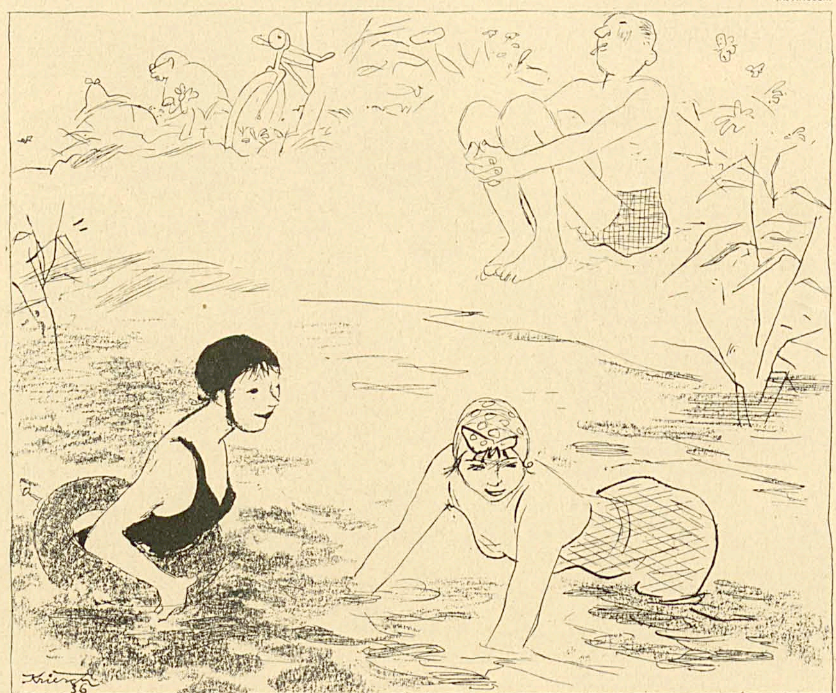
Was kümmert ihn Regen,
was Wolke und Wind,
solang seine Flügel
lebendig sind.

Immer wieder,
mit flatterndem Schlag,
grüßt er den kommenden
neuen Tag.

Gottfried Kölwel

Ein besserer Herr

(R. Kriesch)



„Der Franzl geht wohl heuer übahaupts net ins Wasser?“ – „Naa, der hat jetzt a Zimmer mit Bad!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • DA. 12193 I. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Der Unterschied

(Kurt Heiligenstaedt)



„Schön langsam wird die Mode wieder wie zu Ihren Zeiten; ist es nicht schon fast dasselbe?“ — „Nee, Frollein, nee, zu meiner Zeit war mehr drunter!“

Lieber Simplicissimus!

Gottlieb saß die Hälfte seines Lebens in der nahen Wirtschaft „Zum Adler“ und sog gut temperierten Gerstensaft in sich hinein. Daß er überhaupt ab und zu im Hause seiner Beschäftigung nachging, war lediglich der emsig auf seine Nüchternheit bedachten Frau zu verdanken. Als sie eines Tages auf dem Sterbebett lag, kreisten ihre Gedanken allzu hartnäckig um diesseitige Dinge. „Liebe Frau“, mahnte drum der Pastor, „denken Sie daran, bald werden Sie im Himmel sein!“ — „Ja“, seufzte sie schwer, „und mein Mann im ‚Adler‘.“

Höflichkeit

„Er liebt mich“, lispelte Mariechen, „er hat mich gestern abend in den Arm genommen.“

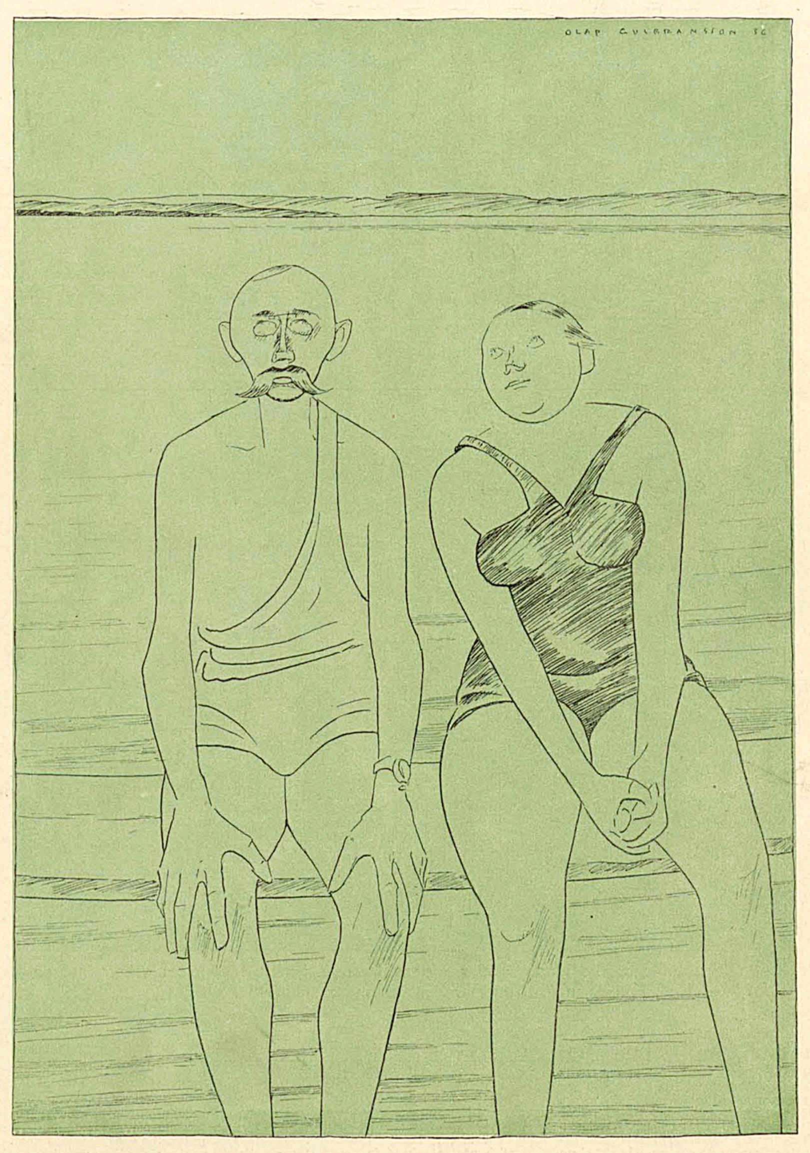
„Dös besagt net viel“, entgegnete das etwas erfahrenere Luischen, „sobald die Kerle mit ei'm allein send, halte se sich zu solche Sache für verpflichtet.“

Eva

„Bin ich dir denn wirklich gut genug?“ forschte er, als sie den ersten Kuß getauscht hatten. Sie schüttelte den Kopf. „Nein“, sagte sie offen und hatte ein reizend-nachsichtiges Lächeln dazu, „das gerade nicht. Aber zu gut für jede Andere . . .“

Der Nüchterne

(Olaf Gulbransson)



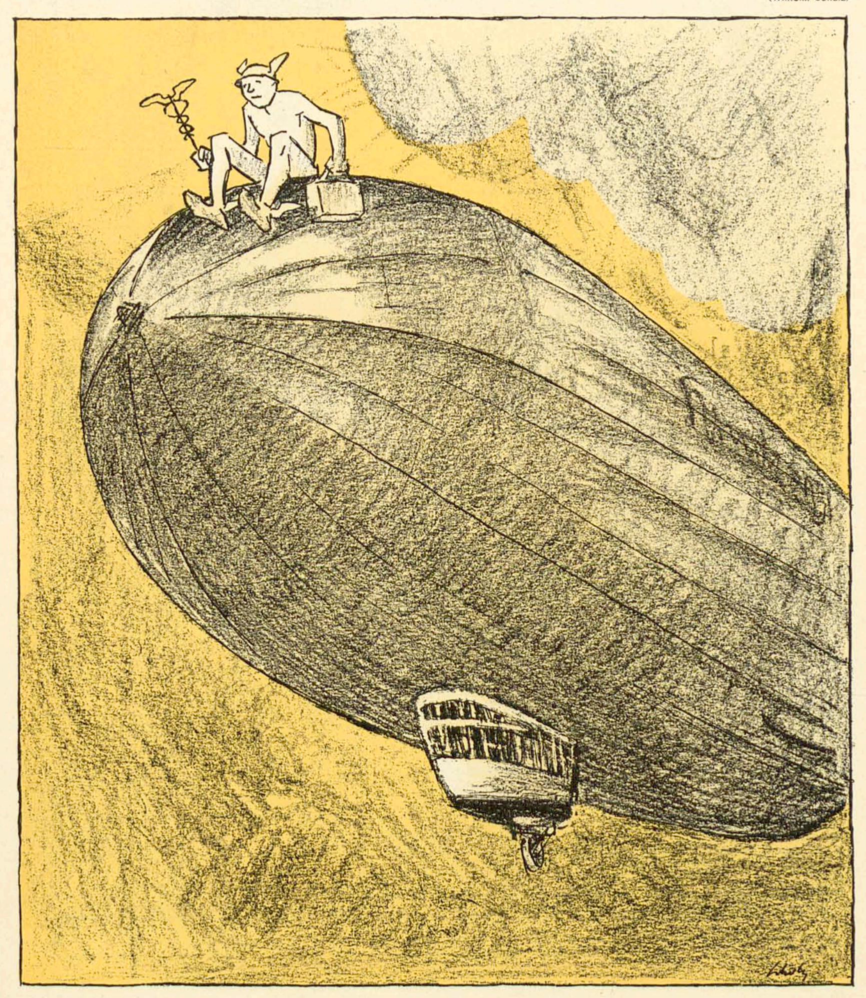
„Nicht wahr, Liebster, das Glück kommt oft über Nacht?“ — „Ja — am Tage hätte ich nämlich auch keine Zeit dazu!“

München, 14. Juni 1936 Preis 60 Pfennig 41. Jahrgang Nr. 12

SIMPLICISSIMUS

Armer Merkur!

(Wilhelm Schulz)



„Auf diese Weise kommt man wenigstens wieder einmal zum Fliegen! Vielleicht darf ich eines Tages auch noch meinen Musterkoffer mitnehmen . . .“

Zweierlei Gespann

(E. Thöny)





Stammbaum und Lebenslauf des Herrn Edmund Karnauke

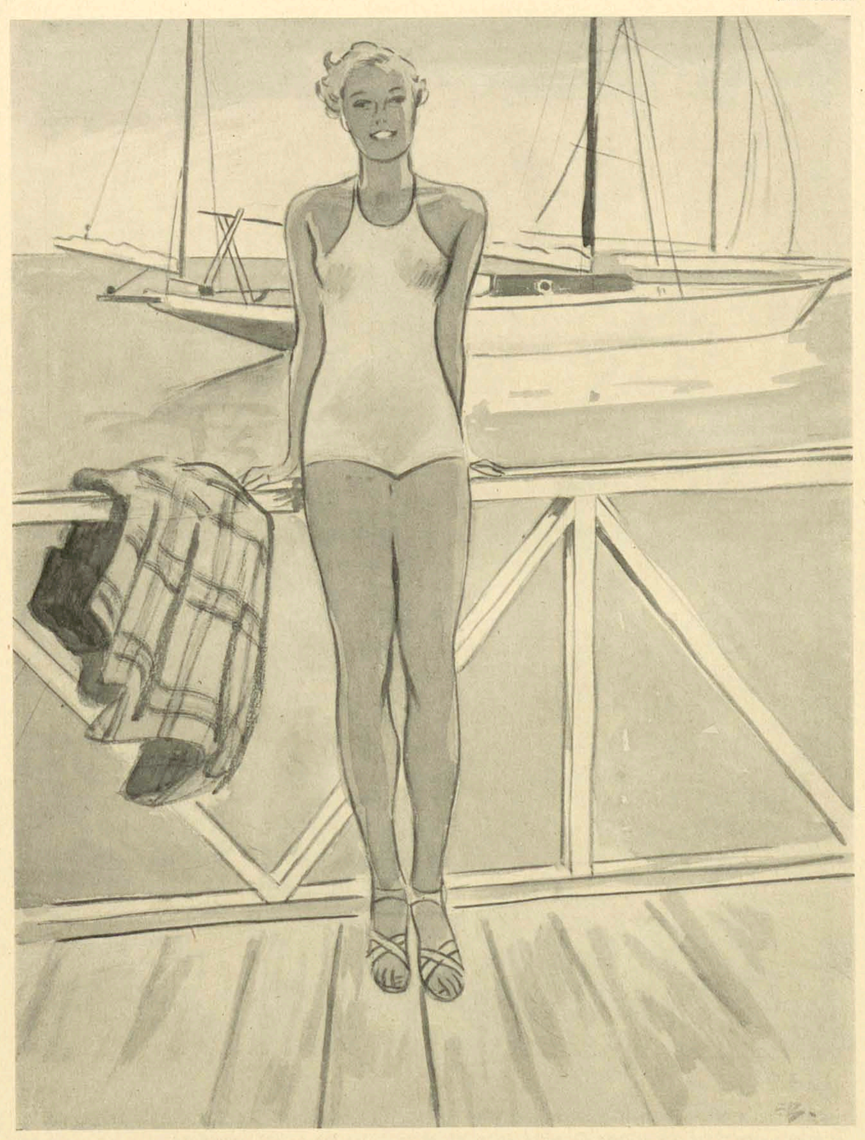
mitgeteilt von Hans Alfred Kihn

Ich bin am 2. August 1901 in der ebenso herrlichen wie unvergleichlichen damaligen Kaiserstadt Berlin geboren, und lebe ich als Sohn eines Universitätsprofessors und Geheimen Obermedizinalrats dortselbst. Mein Vater gilt heute als einer der ersten Frauenärzte der Reichshauptstadt, und erfreut derselbe sich allgemeiner Beliebtheit in der vornehmen Gesellschaft. Mein Großvater war Königl. Justizamtmann in preußischen Diensten, seine Gattin entstammte als Tochter eines bekannten Generalsuperintendenten einem altehrwürdig-theologischen Hause.
Von meiner Mutter her bin ich fürstlichen Geblütes, war sie doch eine Tochter Sr. Hoheit des Erbprinzen Karl Anton v. Düsingen-Katzenellenbogen auf Hohenziesack. Persönlich habe ich meinen erlauchten Großvater zwar nicht mehr kennen gelernt, doch soll selbiger dem erhaltenen Familienbild zufolge ein stattlicher und ritterlicher Kavalier gewesen sein, durch den ich meine Abstammung bis ins elfte Jahrhundert zurückzuführen vermag und auch mit dem Hause Anjou und den Stuarts verwandt bin. Über die Mutter meiner Mutter und ihre Ahnen vermochte ich noch nichts Urkundliches zu ergründen, doch ist selbige eine schöne feurige Frau südlichen Temperamentes gewesen, die der Erbprinz als Primadonna der Hofoper kennen und schätzen lernte. Als ihr einziges Kind von ihm hat meine Mutter am 4. September 1876 das Licht der Welt erblickt und wurde auf die Namen Emilie Marie Friederike Luise getauft. Dies alles ist aus den in meinem Besitz befindlichen Familienpapieren nachweisbar, wie ich auch sonst in diesem Tatsachenbericht mich absoluter Wahrhaftigkeit befleißigen werde.
Daß meine Großmutter dem Personal der Schloßküche angehört haben solle, ist ebenso eine böswillige Erfindung meines späteren Vormundes wie die ins Reich der Fabel zu verweisende Behauptung, daß ihr späterer Gatte dem Erbprinzen als Pferdewärter gedient haben sollte. Da ihre Vermählung mit dem Erbprinzen seitens der Familie des Letzteren als untunlich betrachtet worden wäre, zog sie es vor, einem Herrn Karnauke die Hand zum Bunde zu reichen. Dies war ein Beamter des fürstlichen Marstalls, der eine große Erfahrung in Reit- und Rennsportangelegenheiten besaß. Meine Mutter, daheim familiär Emmi genannt, erhielt daraufhin leider den Zunamen ihres Pflegevaters Karnauke, der sich alsdann als geachteter Ökonom etablierte und zehn Morgen trefflichen Obst- und Gemüselandes sein eigen nannte.
Schon früh zeigten sich in ihr die kunstsinnigen und leicht extravaganten Neigungen ihres hohen Erzeugers. Der Schule kaum entwachsen, verabschiedete sie sich von ihrem Pflegevater, dessen beschränkter Horizont für ihr heiteres Naturell nicht in Frage kam, und ging nach Berlin, um sich der höheren Kunst zu widmen. Sie nahm bei ersten Lehrmeistern Gesang- und Tanzunterricht, um ihren Herzenswunsch, zur Bühne zu gehen, zu erfüllen, was ihr auch gelang. In vielen Städten des Vaterlandes, ich nenne nur Schneidemühl, Tirschtiegel und Altwasser, hat sie als Mitglied des Chorsänger- und Ballettverbandes rauschende Triumphe gefeiert, bis kollegiale Intriguen sie zum Austritt aus dem Verbande nötigten. Um ihre Sprachkenntnisse zu erweitern, war sie dann eine Zeitlang in Berlin in dienender Stellung im Gastwirtsgewerbe tätig. In dieser Epoche machte sie die Bekanntschaft meines vortrefflichen Vaters.
Es war ein freundlich ausgestattetes Restaurant im Hochschulviertel, in dem die erste zarte Annäherung stattfand, ein Lokal übrigens, in dem nur erstklassige Herrenwelt verkehrte und meine Mutter sich bei Gästen und Kolleginnen allgemeiner Beliebtheit erfreute. Mein Vater, damals ein feuriger junger Medizinstudent, wurde schon beim ersten Besuch von ihrer ansprechenden Erscheinung im Nu umfangen und faßte alsbald eine tiefe und nachhaltige Neigung zu derselben. Er wurde ein gerngesehener Gast an ihrer Wirkungsstätte, und oft noch mag ihm die rosige Ampel, die in den Abendstunden das trauliche Gäßchen am Stettiner Bahnhof schimmernd erhellte, den Weg zu der Dame seines Herzens gewiesen haben. — Aus dieser Verbindung bin ich hervorgegangen.
Meine Eltern scheinen selbiges Ergebnis zunächst als ein wenig begrüßenswertes empfunden zu haben. Meinen Vater habe ich damals nur selten und flüchtig gesehen, nicht ohne daß seine treuen Augen hinter den funkelnden Brillengläsern mit ernstem und forschendem Ausdruck auf mir geruht hätten. Dagegen machte ich in früher Kindheit die Bekanntschaft zahlreicher freundlicher Oheime von mir, die mir Bonbons und Spielsachen mitbrachten. Im Übrigen befolgte meine Mutter bei mir das gesunde Erziehungsprinzip, mich in weitgehender Freiheit und Ungebundenheit aufwachsen zu lassen. Als Pflegetochter einer gewichtigen Autorität in allen Fragen der Rennstall- und Reitpferdbehandlung trat sie in gesellschaftliche Beziehungen zu vielen prominenten Anhängern dieses edlen Sports und war an den Berliner Trabrennbahnen eine auffallende Erscheinung.
Als der Weltkrieg die wehrfähige Mannschaft zu den Waffen rief, war es mir leider nicht vergönnt, daran teilzunehmen — zierte ich doch damals noch die Bänke der 134. Berliner Gemeindeschule! Erst als der Krieg nach überraschend kurzer Zeit zu Ende gegangen war, habe ich das wehrfähige Alter erreicht. Und jetzt begann für mich die große Zeit!
Da mich ein poesieloser Vormund zur Erlernung des Frisörgewerbes bestimmt hatte, war ich zunächst genötigt, die Beziehungen zu meinem Lehrherrn zu lösen. Da selbiger mir des öftern mit schlichten Worten zu verstehen gegeben hatte, daß er erfreut sein werde, mich aus seinem bescheidenen Betrieb in ein mir angemesseneres Milieu verschwinden zu sehen, war der beiderseitige Trennungsschmerz kein großer. Die Anleihe, die ich vor meiner Verabschiedung aus seiner Ladenkasse zu erheben genötigt war, habe ich ihm vier Jahre später bei wesentlich günstigerem Dollarstand auf Heller und Papiermark zurückerstattet.
Sogleich ließ ich mir gegen Anzahlung einen erstklassigen Anzug anmessen, verschaffte mir auf Kredit eine standesgemäße Equipierung an Oberhemden, Schuhen, Kravatten und diskreten Schmuckgegenständen und erreichte damit in Kürze Zutritt zu den öffentlichen Veranstaltungen der ersten Gesellschaftskreise. Aufgewachsen in einem Milieu, das von Theaterluft und Rennstall-Atmosphäre pikant geschwängert war, vermochte ich mich den neuen Verhältnissen aufs Glücklichste anzupassen. Der geneigte Leser möge es mir erlassen, all die festlichen Nächte voll Glanz und Fülle, Champagner, Trüffeln und Frauenliebe zu schildern, die ich in den herrlichen Jahren der Inflation genießen durfte. Unbegreiflich blieb mir in dem exklusiven Trubel nur das Eine, wie so viele reich gewesene Familien und offenbar verkalkte Großkaufleute in solcher Zeit zu schimpfenden Bettlern herabsinken konnten. Brauchte man doch nur an der Börse die leicht erlernbaren Limit- und Bestensgeschäfte nachzumachen, die man weltgewandte und sachverständige Jünglinge vormachen sah!
Leider ging die herrliche Zeit des Papiersegens viel zu früh zu Ende, obwohl das Zahlensystem doch noch ganz andere Größen als die mit Mühe erreichten Trilionenziffern ermöglicht hätte. Die Markstabilisierung war für mich und meine Freundinnen ein harter Schlag. Man lasse mich den Mantel christlicher Liebe über die nachfolgende schreckliche Epoche breiten, in der ich genötigt war, mir als Eintänzer, Zettelverteiler, Staubsauger-Vorführer, Vertreter in Gummiartikeln, Toilettenwärter und Schofför mein Brot sauer verdienen zu müssen — letzteres, weil der Führerschein für meine Inflations-Limousine den einzigen Befähigungsnachweis darstellte, den ich mir erworben hatte!
Mit meiner Familie war ich nicht mehr in Fühlung geblieben, da meine Mutter leider eine unstandesgemäße Heirat eingegangen war. Mein Stiefvater war ein älterer beschränkter Kleinbürger, der sich in sehr

(Fortsetzung auf Seite 137)

Realpolitik

(Ed. Baudrexel)



„Wenn ich so weitermache, hat der Trainer gesagt, dann werde ich noch eine Olympia-Hoffnung. Jetzt möcht' ich bloß wissen, ob er noch ledig ist."

Churchill der Hetzer

(E. Thöny)



„Neue Informationen über Deutschland gefällig, Mister Churchill?" — „Danke, Mister Lopez, ich schöpfe nicht aus trüben Quellen. Was ich sage, habe ich selbst erfunden."

Im Heimgarten

(R. Kriesch)



„Grad' zahl'n laßt mi heut', grad' zahl'n! Geh, Alois, i bin do in Urlaub und net du!" — „Ja, eben drum — a jede Illusion muaß ma zahl'n."

Stammbaum und Lebenslauf des Herrn Edmund Karnauke

(Fortsetzung von S. 134)

unziemlicher Weise in meine Berufsangelegenheiten einzumischen suchte. Mein eigentlicher Vater, dessen Vornamen ich trage und dessen Zunamen ich vorläufig diskret verschweige, war inzwischen einer unserer beliebtesten Frauenärzte geworden, dessen vornehme Ausdrucksweise in Verbindung mit einem langen gepflegten Vollbart ihm Zutritt zu unseren ersten Familien verschaffte. Trotzdem schienen die pekuniären Zuwendungen, die ich in der Folgezeit von ihm erbat, ihm ernste Mißstimmung zu bereiten. Nach seiner Vermählung mit der Tochter eines unserer angesehensten Schwachstrom-Industriellen bat er mich, von weiteren Besuchen bei ihm Abstand zu nehmen. Seitdem stehen wir nur noch schriftlich in Konnex miteinander.

Zu meiner Rettung wurde uns die Inflation bald von anderen Staaten nachgemacht, nachdem die Ausländer bei uns auf den Geschmack gekommen waren. Dies ermöglichte mir nach einer abermaligen geschickten Umstellung noch eine jahrelange geachtete bürgerliche Existenz, und darf ich mich wohl rühmen, die Hauptstädte der verschiedensten Länder Europas kennen gelernt und ihre Zahlungsmittel gegeneinander ausgetauscht zu haben. Meine Bescheidenheit verbietet mir, auf meine Studienreisen in valutaschwachen Ländern näher einzugehen, haben doch die berufensten Kenner des internationalen Devisenverkehrs mir ihre Anerkennung nicht versagt und mir bestätigt, dabei mit einer Geschicklichkeit operiert zu haben, die selbst die hervorragendsten Finanzaristokraten unserer damaligen deutschen Republik mit achtungsvollem Staunen erfüllt haben soll. Was die Frauen anbelangt, die mir diesen Aufstieg vom Eintänzer in der Kakadudiele zum Kosmopoliten großen Stils ermöglicht haben, so kann ich von mir mit Recht behaupten, daß ich keine materiellen Opfer ohne reichliche Gegenleistung angenommen habe!

Die Wirtschaftskrise mit ihren betrüblichen Einschränkungen des freien Devisenhandels bereitete mir schwere Sorgen. Nach Berlin zurückgekehrt, gelang es mir leider nicht, von meinen Vätern die Mittel zur Fortführung eines standesgemäßen Lebens zu erhalten, und da auch der Konkurrenzkampf um die wenigen noch zahlungsfähigen Frauen sich immer schärfer gestaltete, zog ich es vor, mich in einer feudalen Pension als Dr. Karnauke einzumieten. Dies steigerte meine Erfolge bei den Damen zusehends, und waren diese doch wohl auch verdient: wenn man schon einen Geheimen Obermedizinalrat zum Vater hat, der von einem nichts mehr wissen will, wird man sich doch zum Teufel wenigstens „Herr Doktor" titulieren lassen dürfen! Leider stieß ich bald auf engherzige bürokratische Vorurteile, die mir mein akade-

(Schluß auf Seite 140)

Die weisen Alten

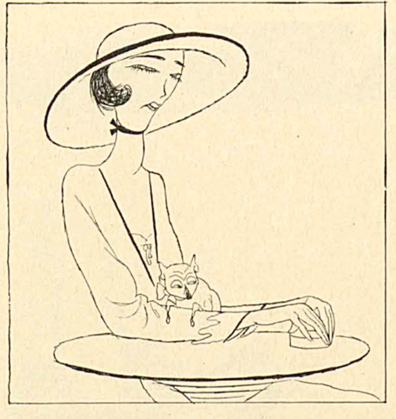
Unter Bäumen saßen sie und tranken,
Und sie sprachen — und sie schwiegen viel.
Silberschwingig schweiften die Gedanken . . .
Unter Bäumen saßen sie und tranken,
Und sie fühlten sich an aller Ziele Ziel.

Flötete ein Vogel im Gezweige,
War es wie ein Ruf zu frohem Sinn;
Leerten sie den Becher bis zur Neige,
Flötete ein Vogel im Gezweige,
Nahmen sie es neu als Segen und Gewinn.

Schritt ein Mädchen ihrem Tisch vorüber,
Kam's nur wie ein Lächeln in ihr Blut;
Schwoll ihr Herz nicht mehr von Wünschen über . . .
Schritt ein Mädchen ihrem Tisch vorüber,
Waren ihm sie wie der ganzen Erde gut.

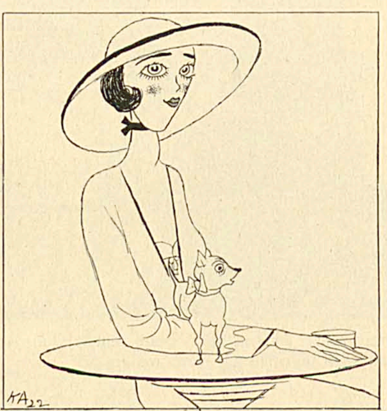
Hermann Sendelbach

Kokain









Acht Jahre alt

Ein würdevolles Kopfnicken zur Vorsteherin — dann nahm die schlanke, gerade Gestalt ihre struppige Tochter bei der Hand und wanderte hinter dem Kofferkarren her durch den Wald.

„Gefallen dir die neuen Schuhe?" fragte sie, und das Kind nickte.

„Sei schön artig, mein Wildfang!" sagte die Mutter und ließ die Kinderhand los, um den Hut zurechtzurücken. „Lern brav! Schreib mir jede Woche, wie es dir geht! Vergiß nicht, dir die Ohren zu waschen! Verdirb dir nicht den Magen!"

Die Tochter schielte ein wenig nach oben und reinigte sich heimlich die Nägel.

„Halte dich doch ein bißchen gerade!" ermahnte die Mutter, „auch, wenn ich nun wieder weg bin!" — Und als das Kind das Taschentuch zog und umständlich damit an der Nase zu tun hatte: „Du hast wohl wieder einen Schnupfen? Du weißt doch, wie dich das herunterbringt! Du mußt dich sehr vorsehen. Du bist nun acht Jahre alt geworden und mußt allmählich lernen, auf eigenen Füßen zu stehen! Eure Vorsteherin kann nicht auf alles achten!"

Das Kind ging ernst und schweigend nebenher.

„In vier Wochen sind Ferien", fuhr die Dame sanfter fort, „da darfst du nicht auf der Nase liegen, sonst kannst du nicht nach Hause, nach Potsdam kommen!" Sie strich mit langer Hand über den unordentlichen Kopf des Kindes. „Ich habe auch eine Überraschung für dich!"

Jetzt schlug das Kind erstaunt die Augen auf, senkte den Kopf aber gleich wieder und schaute auf die hohen, wildledernen Stiefel hinab, die ihm die Mutter zum Geburtstag mitgebracht hatte.

„Wenn du in den Ferien kommst, hast du wieder einen Vater!" sagte die Mutter, „wir feiern dann Hochzeit! — Sieh also zu, daß du recht gesund und ordentlich bei uns ankommst! Vor allem hüte dich vor Erkältungen! Nicht barfuß laufen in dieser Jahreszeit! Hörst du?"

Das Kind nickte. Es hörte!

„So, und nun kehre um und geh nach — und mach' deine Schularbeiten! In diesem Aufzug kannst du nicht mit zum Bahnhof kommen!"

Dreimal drehte sich die Mutter noch um und winkte mit den Fingern — dann war das Kind weggelaufen. Es saß auf einem Baumstumpf und ...

„Wenn du dich verheiratest . . .", murmelte es und streifte die Schuhe und Strümpfe herunter, „dann laufe ich barfuß!"

Und es kam auf nackten Sohlen von diesem Weg zurück — — — auf eigenen Füßen! Dirks Paulun

Bilanz des Herzens

Von Fritz A. Mende

Ich saß allein —
Am selben Tisch wie oft mit dir
und spürte dies: allein zu sein . . .
Nichts fehlte mir.
Nur du —
Kapelle war die alte da,
spielte wie stets: bum—bum—ta—ta,
egal dieselben Sachen.
Mit dir ertrug man's grade noch.
Doch jetzt: was soll ich machen?
In meinem Weltbild ist ein Loch,
durch das ein Glück ins Dunkle kroch.
Auf Wiedersehn! Ich bin noch ganz.
Die Seele macht Bilanz.
Unterbilanz.
(Bin ich noch ganz?)

Sah mich allein nach Hause gehn,
wo du gewohnt hast, blieb ich stehn.
In deinem Zimmer brannte Licht.
Hinter Gardinen leiser Glanz . . .
Du warst es nicht.
(Unterbilanz — Unterbilanz.)

Weg mit dem Seelen-Kassa-Buch!
Was hilft's, sich hinterher zu grämen?
Ein Kuß, ein Zug, ein Taschentuch . . .
(Der Bahnhof soll sich schämen!)

(Toni Bichl)



Günstige Gelegenheit

„Jetzt so was Nett's! Sixt, Jakob, an Aff'n möcht' i gleich in der Wohnung ham." — „Ja, wennst moanst, dann bring i heut' nacht oan hoam?"

Tee mit Milch

Frühjahr 1910 kamen wir von der Hochzeitsreise. Zum erstenmal saßen wir zusammen im Garten und tranken Tee. Schwarzen Tee.
Ich kann ohne schwarzen Tee nicht leben. Ich trinke ihn leidenschaftlich gern. Ohne Milch! Alma flötete jedoch damals so unwiderstehlich: „Aber Schatz, mit Milch ist er doch viel besser!" und goß eine unverantwortlich große Menge Milch zu. Und ich Tor ließ es geschehen! Ich trank an jenem Tag zum erstenmal in meinem Leben Tee mit Milch!
Ich hätte es nicht tun sollen. Es war eine große Dummheit. Denn von da ab begann mein Leidensweg. Tag für Tag kam jener Satz, den ich erst mit süßsaurem Lächeln hinnahm, dann resigniert, in mein Schicksal ergeben, über mich ergehen ließ. Es kamen Zeiten, da ich mich gegen das scheinbar Unabwendliche aufbäumte und vorwurfsvolle Blicke schleuderte; es kamen Tage, an denen es in mir wie von fern aufziehenden Gewittern grollte; doch Alma blieb bei ihrer Gewohnheit. Ich zitterte, wenn sie nach dem Milchkännchen griff; ich wagte zuweilen heftige Einwände; aber alles vergebens. Monate für Monate, Jahre um Jahre flossen so dahin. Oswald wurde uns geboren, bekam die Masern und später Pusteln; ich trank Tee mit Milch. Friedchen wurde eines Tages der Sonnenschein unseres Hauses; ein goldiges Geschöpf! So goldig wie schwarzer Tee ohne Milch! Aber Alma griff immer noch nach dem Kännchen. Auch als Oswald schon längst bei den Fliegern war und Friedchen bereits an ihrer Aussteuer nähte!
Das ging so bis vor wenigen Wochen. Da, eines Nachmittags, ich traute meinen Augen kaum, stand die Schale vor mir mit ihrem goldgelben, duftenden Inhalt. Und Alma griff nicht nach dem Kännchen! Sie goß keine Milch zu! Sie ließ mir meinen Tee so, wie er mir durch Jahrzehnte sehnsüchtig vorgeschwebt hatte.
Eine überquellende Freude stieg da plötzlich in mir hoch; innige Dankbarkeit erfüllte mein sonst mit schwarzen Gedanken geplagtes Herz. So war mein beharrlicher, stiller Protest doch nicht ohne Wirkung geblieben, mein manchmal wild ausbrechender Schrei doch nicht vergebens gewesen.
Ich war Tränen nahe. Denn ich hatte Alma ja so viel abzubitten; so viel heimlichen, unschönen Groll, so viel Ungerechtigkeiten, in die ich mich in meiner Ungeduld hineingesteigert hatte!
Ich war maßlos verwirrt. Rührte nervös in meinem Tee. Alma bemerkte es. Sah mich fragend an und erschrak plötzlich. Beschwörend griff sie nach meiner Hand und bat: „Schatz, sei nicht böse! Ich kann wirklich nichts dafür, daß das Mädchen heute mit der Milch ausgeblieben ist!"
Gebrochen schlich ich hinaus.

hm

Lieber Simplicissimus!

Nach dem Training in den Städt. Schwimmhallen trat Fräulein G. beim Verlassen des Bassins ungeschickt daneben und verknackste sich den Fuß. Ein paar Tage darauf war dann in der Lokalpresse zu lesen: „Wie wir hören, ist Fräulein G. infolge eines unglücklichen Fehltritts nicht mehr in der Lage, an den Ausscheidungskämpfen für die diesjährige Schwimmkonkurrenz teilzunehmen."

*

Auf einer Wanderung in Bayern kam ich an einem Schild vorbei mit folgender Bekanntmachung:

Dieser Weg ist kein Weg,
und wer ihn dennoch benutzt
zahlt 3 Reichsmark und fließt
in die Gemeindekasse.

Der Gemeindevorsteher.

Stammbaum und Lebenslauf des Herrn Edmund Karnauke (Schluß von Seite 137)

misches Fortkommen unnötig erschwerten. Allein ich ließ den Mut nicht sinken und schuf mir mit frischer Zuversicht eine neue Existenzgrundlage. Ein Freund, dem ich in Moabit meine Familienverhältnisse offenbart hatte, gab mir den trefflichen Rat, mit ihm gemeinsam eine Erholungsreise durch eine Reihe freundlicher Provinzstädte des Vaterlandes zu unternehmen. In diesen sollte ich unter dem Namen meines Großvaters mütterlicher Linie auftreten, während er als mein Adjutant Freiherr von Burgheim-Hattenhausen mich zu akkompagnieren gedachte.

So trat denn der gleichnamige Enkel Seiner Hoheit des Erbprinzen Karl Anton von Düsingen-Katzenellenbogen auf Hohenziesack, mit fürstlichen Lederkoffern und Familienpapieren wohl versehen und von seinem getreuen Herold begleitet, eine äußerst profitable Bildungsreise an. Es war ein Triumphzug ohnegleichen, ich war jeden Abend eingeladen und wurde überall interviewt, illuminiert und stürmisch gefeiert. Mein Adjutant hatte jedesmal vorher diskret durchblicken lassen, daß ich zu Allerhöchsten Herrschaften des verflossenen Reiches in privaten Beziehungen stünde, die Familienpapiere und die Genealogie meines Hauses bis zu den Stuarts und Anjous hinauf taten ein Übriges, und bald umgab uns ein Stab von Exzellenzen und Würdenträgern, Generälen und Generaldirektoren; berufene Vertreter des Handels und der Pädagogik, Zierden der Kunst und Industrie fanden sich ein und buhlten um meine Gunst. Die Frauen lagen mir reihenweise zu Füßen und waren beglückt, von mir emporgehoben zu werden, wobei mir eine dank meiner väterlichen Ahnenreihe von Frauenärzten und Theologen erworbene salbungsvolle Beredsamkeit sehr zustatten kam.

Leider nahm meine profitable Bildungsreise ein stilles, aber unrühmliches Ende. In einem idyllischen Städtchen nahe der Schweizer Grenze verließ mich plötzlich unabgemeldet mein Begleiter, nicht ohne unsere gesamten Barmittel vorsichtshalber mitgenommen zu haben. Zu spät erfuhr ich, daß die Nachkommen des Erbprinzen meine Ansprüche auf ihren Namen anzufechten gewillt waren. So war es mir leider diesmal nicht möglich, die argwöhnisch gemachte Hoteldirektion zu vertrösten und bei Gelegenheit unauffällig abzureisen, wie wir es sonst in solchen Fällen zu tun pflegten. Denn auch meine Koffer hatte der Hallunke mitgehen heißen! Ach, in der Tat, die heutige Jugend ist schlecht und verdorben, und kann man heutzutage in Berlin keinem Menschen trauen, denn nur zu oft verbergen sich hinter der Maske des Biedermanns Tücke und Hinterlist.

So habe ich nach dieser bitteren Lehre meinen Ausführungen vorläufig nichts mehr hinzuzufügen. Rücksichten auf die Öffentlichkeit haben mich veranlaßt, einige Jahre in beschaulicher Zurückgezogenheit zu verleben und meine künftige Laufbahn in der Stille zu überdenken. Doch bin ich überzeugt, nach meiner Rehabilitierung von neuem in der bürgerlichen Gesellschaft Fuß zu fassen, und hoffe ich, daß dereinst eine Zierde derselben aus mir werden möge.

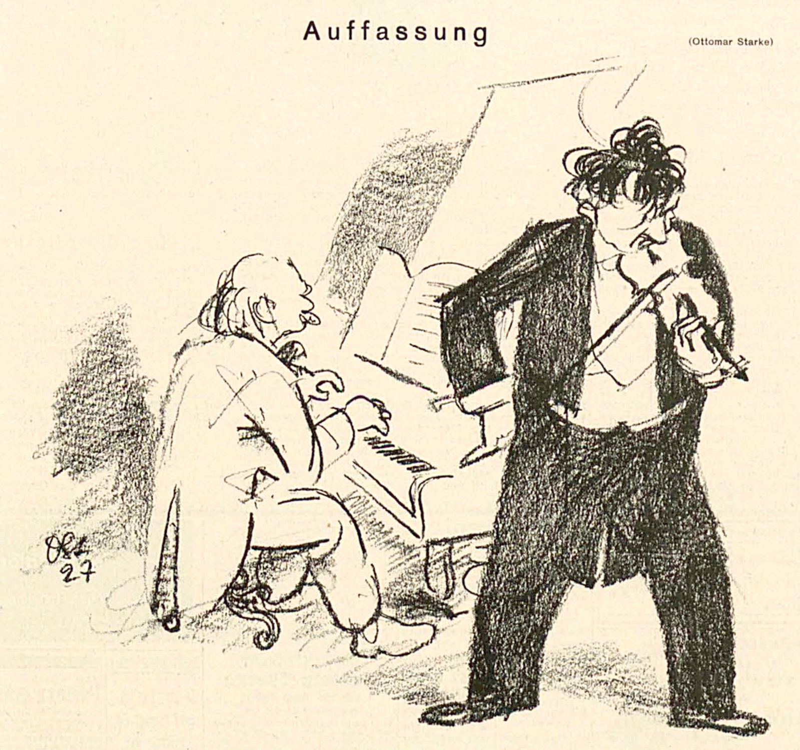
Lieber Simplicissimus!

Der alte X. ist ziemlich eifriges Mitglied einer Gemeinschaft und trägt ein betont frömmelndes Wesen zur Schau. Neulich ist ihm die Scheuer mitsamt dem angebauten Stadel abgebrannt. Er trug's mit einer Gelassenheit, die verklärt war durch einen von innen herausbrechenden stillen Glanz, so daß sich einige über die seelische Kraft wunderten, mit der er das Unglück trug.

„Ja, ja", sagte da sein Nachbar, der ebenfalls der gleichen Sekte angehört, „einen Menschen mit Gottvertrauen kann eben nichts erschüttern — außerdem ist er ja sehr günstig versichert."

Auffassung

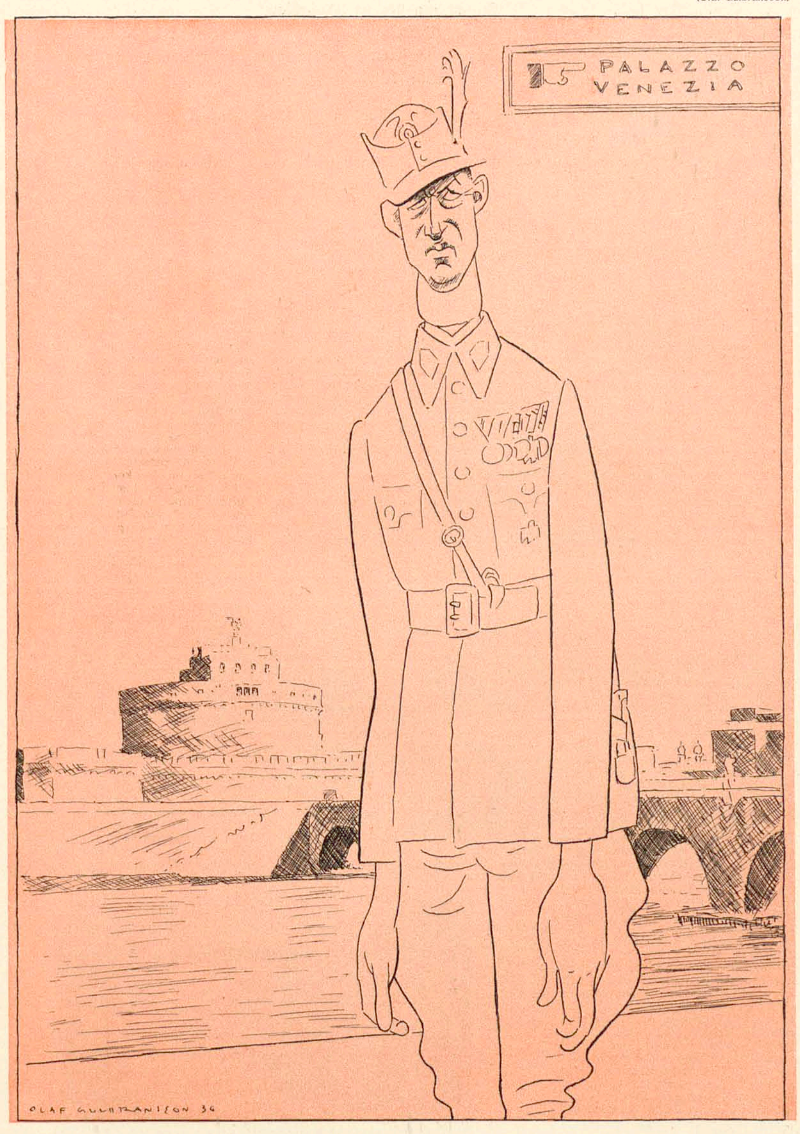
(Ottomar Starke)



„Mehr Leidenschaft, Fernando! Dämonischer!" — „Nee, mein Lieber — wenn du Würstchen mit Kraut gegessen hättest, würdest du die Sache ooch freundlicher ansehen."

Starhemberg zwischen Vatikan und Palazzo Venezia

(Olaf Gulbransson)



„Hol' ich mir nun zuerst die Instruktionen oder den Segen?"

Segellied

Wenn alle Tage golden sind,
Wiege, Welle, wiege,
Dann segeln zwei Segel in einem Wind,
Wehe, wehe, Wind.

Sie spiegeln sich im Wasserblau,
Wiege, Welle, wiege,
Das eine weiß und das andre grau.
Wehe, wehe, Wind.

Sie kennen sich, sie trennen sich,
Wiege, Welle, wiege,
Verliebte Seelen wie du und ich.
Wehe, wehe, Wind.

Da kam ein Sturm, und was geschah?
Wiege, Welle, wiege.
Das weiße Segel war nicht mehr da.
Wehe, wehe, Wind.

Nun ist das graue ganz allein.
Wiege, Welle, wiege.
Wann wird es nicht mehr alleine sein?
Wehe, wehe, Wind.

Hans Leip

Der Notruf

Von

Heinz Weis

Die vier erwachsenen Söhne von Melchior Trank hatten sich in der Stube ihres Vaters versammelt und schwiegen verlegen. Sie wechselten zuweilen die Stühle, traten ans Fenster, sahen scheu die Straße hinab und bebten in der Erwartung, daß ihr Vater Melchior um die Ecke biegen und sein Haus betreten könne.

Der Wirt „Zur Post“ hatte es übernommen, dem alten Melchior zu erzählen, was die Spatzen von den Dächern pfiffen: daß nämlich Melchiors einzige Tochter, das letztgeborene Kind seiner Ehe, die noch unverehelicht beim Vater lebte, einer Niederkunft entgegenginge.

Es war nachmittags halb drei, und der Wirt, falls der Mut ihm nicht entfallen war, mußte Melchior nun die Mitteilung gemacht haben. Die vier Söhne, von denen drei außerhalb des väterlichen Hauses verheiratet waren, hatten sich zu diesem Zeitpunkt verabredet und waren zusammengekommen, um sich schützend vor die Schwester zu stellen. Nun saßen sie betreten auf den Stühlen umher und warteten.

Neben dem länglichen, gußeisernen Ofen, auf der Truhe, in die die Milch zum Säuern und Dickwerden gestellt wurde, saß Friderike und weinte in ein Tuch.

„Wir dürfen kein Wort widerreden, wenn er tobt“, sagte der älteste der Söhne, ein Hüne von Mann. „Ihr habt euch immer so zu stellen, daß er Rike nicht erwischen kann. Falls er mit dem Leibriemen schlägt, haltet die Fäuste dagegen, — falls er jedoch mit einem Eisen ankommt, müssen wir es ihm abnehmen. Franz und ich werden es ihm abnehmen.“

Im Stalle, der unter ihnen im Erdgeschoß des großen alemannischen Hauses lag, brüllte eine Kuh. „Es ist die Bläß“, sagte der Jüngste, „ihre Zeit ist aus, man muß nach ihr sehen.“ Er erhob sich, öffnete die Stubentür und — erbleichte. Seine Hand fiel leblos von der Klinke, die Türe schlitterte mit Krächzen auf, in ihrem Rahmen erschien Melchior Trank.

Auf der Schwelle blieb er stehen, die Türe schlug ans Sofa an.

„Hund!“, hauchte er, tonlos vor Zorn, den Jüngsten an. Und als er die anderen sah, die sich erhoben hatten und ihm nun im Wege standen, schweigend, jedoch entschlossen, einen Totschlag zu verhindern, — da verfärbte sich Melchior Trank. Blau schoß das Blut ihm zu Gesicht, die Knöchel seiner geballten Fäuste wurden weiß. Mit der Rechten griff er in die Tasche. „Also ist es wahr“, sagte Melchior, erwischte mit der Unterlippe ein Stück seines Schnurrbartes und zog ihn in den Mund. Die Uhr schlug, das Mädchen auf der Truhe weinte.

Melchior zog sein Messer aus der Tasche.

Es war ein feststellbares Messer mit schwarzem Heft. Er öffnete die schmalgewetzte Klinge, mit einem leisen Knacken stellte sie sich fest.

„Ich gehe jetzt“, sagte Melchior, „auf den Speicher“, und er hielt inne, „— und häng' mich auf! — Und wer mich abschneidet, bevor ich kalt bin, dem bohre ich das Messer in den Ranzen.“

Er griff mit dem linken Arm rückwärts und zog die Speichertüre auf. Sein breitschultriger Körper schien die schmale Treppe verstopfen zu wollen, Mechior mußte sich etwas verwinden, als er durch die Speichertüre trat. Die beiden Türen blieben offen stehen, niemand sprach ein Wort.

Melchior Trank betrat den Heuboden. Als er den Fuß von der vorletzten Stufe auf die Dielen schob, streifte er mit dem Hut die „Würzbuschel“, die an einem Sparren steckte. Zwei blutrote Blüten brachen ab, der Hut glitt ihm vom Kopf und rollte die Treppe hinunter. An einem Balken hingen Erntestricke. Es war ein buntes Bündel mürber Stricke, untauglich, eines Mannes Last zu tragen. Melchior ließ sie durch die Hände gleiten; da entdeckte er unter ihnen einen langen, festen, hänfenen Strick, an dem er zuweilen die Rinder und die Kühe zum Fasel geführt hatte.

Eine kleine Schlinge war vom Seiler schon hineingedreht. Jetzt stülpte Melchior das andere Ende des Strickes hindurch. Durch mehrere Glasziegel brach trübes Licht. Der Mann, der mit gerecktem Halse nun zum Gebälk aufsah, den günstigsten Platz zu finden, warf keinen Schatten mehr. Und während er hin und her ging, zu suchen, wohin er sich am besten hinge, gaben seine Schritte keinen Laut. Nach einer kleinen Weile blieb er stehen und nahm die Suche mit dem Kopfe auf, den er weit in den Nacken legte. Es roch betäubend nach Rapskuchen und Kamille.

„Ich nehme die Leiter“, sagte endlich das Gespenst des Melchior Trank und ging auf die Leiter zu, die von der Tenne und dem Futtergang herauf bis in den Dachstuhl reichte.

Als er, den Strick in der Linken, vom Speicherboden hinaus auf die Leiter trat, um hinaufzusteigen ins oberste Gebälk — da brüllte unter ihm im Stalle eine Kuh.

Es war ein kurzes, abgerissenes Brüllen, das heraufdrang, ein Bellen beinahe, ein Notruf, ein verzweifeltes Signal.

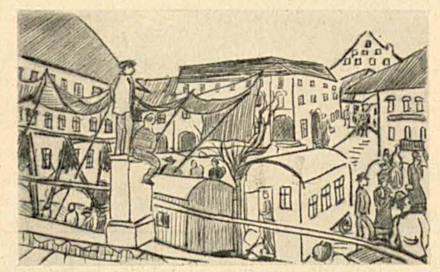
Melchior hielt im Steigen inne. Ihre Zeit ist aus, dachte Melchior. Da brüllte die Kuh zum anderen Mal. Melchior ließ die Sprossen los und klammerte sich mit beiden Armen um die Leiterholme. Seine übermenschlichen Kräfte versagten sich ihm plötzlich, er ließ seinen Kopf vornüber auf eine Sprosse sinken. Er fühlte sein Gesicht blaß werden, er fror, er mußte sich mit aller Willenskraft festhalten, um nicht auf die Tenne hinunterzustürzen. Und während seine Kniee zitterten, so daß er sich nur mit Mühe bewegen konnte, begann Melchior mit äußerster Vorsicht Sprosse um Sprosse auf die Tenne hinabzusteigen.

Als er durch den Futtergang in den Stall trat, warf das geängstigte Tier den Kopf herum. Seine Augen waren kugelig aus den Höhlen getreten, es starrte gequält.

Melchior sah, daß die Fruchtblase schon gesprungen war. Aus dem Mutterleibe des Tieres ragten die nassen Vorderhufe des Kalbes. Melchior nahm den Strick, den er noch immer in den Händen hielt, und band mit je einem Ende die Vorderfüße des Kälbchens fest. Jetzt hätte er seine Söhne rufen müssen. Er aber ging in die kleine Werkstatt nebenan, holte ein Stemmeisen, legte den Strick darum, stellte es in eine Ritze des Steinfußbodens und fing vorsichtig an, das Kalb aus dem Mutterleib zu ziehen. Zuweilen hielt er inne und half behutsam mit den Händen nach.

Als er endlich nach der Tenne ging, ein Bund Stroh zu holen, um das Kalb darauf zu legen, stiegen seine Söhne über die Leiter herab, über die er selber vor einer halben Stunde gekommen war.

„Macht der Kuh ein Saufen“, fuhr Melchior sie an; dann schüttete er das Stroh auf, legte das zappelnde Wesen vor die Füße seiner Mutter und trat dann zum Brunnen, um sich die Hände, und mit den gereinigten Händen wiederum das Gesicht zu kühlen.



(P. Wimmer)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12193 I. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Verspätete Romantik

(E. Thöny)



„Mir scheint, Azorl, die neue Zeit ist unserem Unternehmen nicht mehr günstig!"

Kleine Bemerkungen

Manche Leute bringen es fertig, an ein ewiges Leben zu glauben und gleichzeitig auf ein Lesekränzchen abonniert zu sein.

*

Wenn die leibliche Nahrung so schlecht verdaut würde wie die geistige, wäre die Menschheit längst an Entkräftung eingegangen.

*

Die Tugenden mancher Leute sind oft nur aus dem Wunsch zu erklären, ein Alibi zu besitzen.

*

Lieber Simplicissimus!

Die Frau Konsul konstatierte im Schauspielhaus, daß die Heldin des Stücks in einer Liebesszene „ganz groß" gewesen sei. „Sie macht das so täuschend", meinte sie, „daß ihr Mann zu Hause sicher oft im Zweifel ist, ob sie echte Gefühle äußert oder bloß Theater spielt."
„Um solche Zweifel zu kriegen, braucht man nicht der Mann einer Schauspielerin zu sein", brummte der Konsul.

*

Wir haben einen großen Hund, einen Bernhardiner. Durch sein Bellen zeigt er jedesmal an, daß an der Haustüre geklingelt wurde.
Eines Nachmittags sitzt unser vierjähriger Bub im Flur und spielt, während der Hund schläft. Es läutet; aber Sultan hört es nicht. Da steht das Kind leise auf, steckt den Kopf durch die Tür des Wohnzimmers und macht: „Wau! Wau!"
Davon erwachte der Hund und hob den Kopf. Doch unser Bub sagte zu ihm: „Schlaf nur weiter, Sultanchen; ich hab' schon gebellt."

Eheliches

Sie: „Ich weiß wirklich nicht, von wem unsere Else die spitze Zunge geerbt hat! — Von mir sicher nicht!"
Er: „Nein, du hast ja deine noch!"

Völkerbundsdoktor und Bolschewismus

(Karl Arnold)



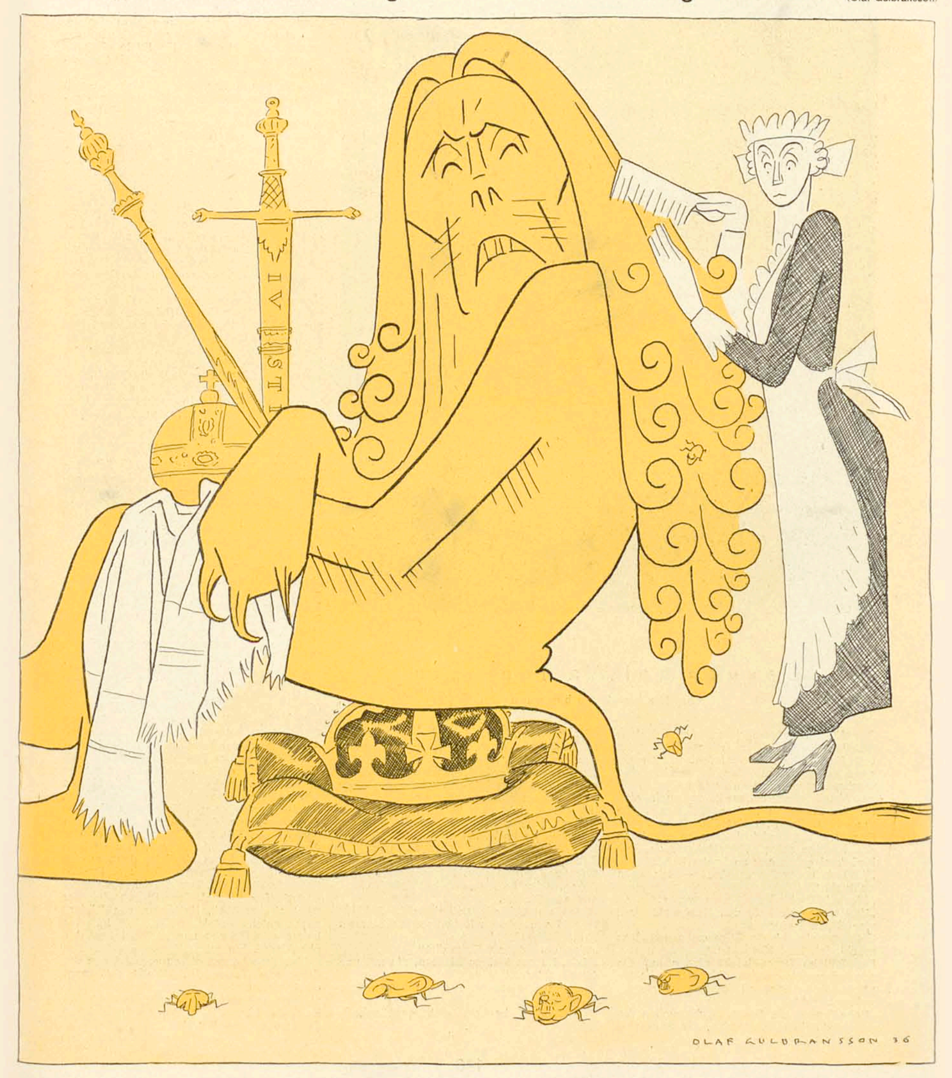
„Nur keine Angst, liebe Frau Europa! Ich habe hier ein probates Gegenmittel.“

München, 21. Juni 1936 **Preis 60 Pfennig** 41. Jahrgang Nr. 13

SIMPLICISSIMUS

Versicherungsschwindel in England

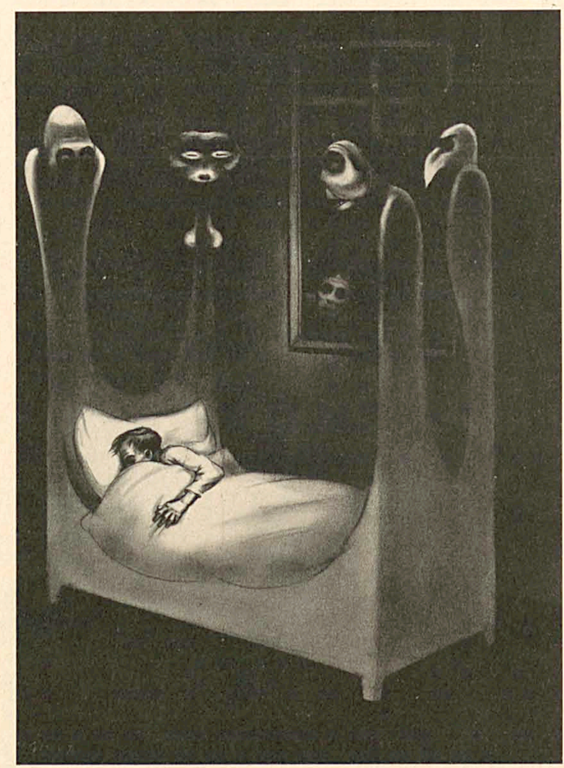
(Olaf Gulbransson)



„Mir scheint, auch ein vornehmer Löwe hat Ungeziefer!“

Das Gewissen

(Ch. Girod)



„Rapäh! Wo du mir bloß so 'ne kleine Schachtel mitgebracht hast! Bis Görlitz ist die leer."
In Görlitz ist die Schachtel wirklich leer.

*

Fahrplanmäßig sind sie dann in Friedland. Fritz liest aus dem Prospekt vor: „Friedland in Böhmen, 290 Meter über dem Meer, 6500 Einwohner, am Zusammenfluß der Rägnitz in die Wittig, der Hauptort des gleichnamigen Bezirkes, welcher im Westen von Sachsen . . ."
„Laß die Geographie aus dem Spiele, Fritzchen! Das führt zu nichts. Außerdem ist ‚Zusammenfluß der Rägnitz in die Wittig' Deutsch mit Gummikragen. Mein Sprachgefühl räuspert sich dagegen."
Und sie gehen durch das Städtchen, durch enge, kleine Gäßchen mit niedrigen Häusern darin, sie stellen fest, daß Gasthaus auf tschechisch „hostinec" heißt, und freuen sich über diese Erweiterung ihrer Weltanschauung, sie fragen auf dem Markt eine alte Frau, wo der Markt sei, und die Frau antwortet ihnen beleidigt, so etwas sei ihr auch noch nicht vorgekommen, sie seien wohl vom Lande? Sie machen einen Rundgang um die Stadt und finden alles wunderschön. Aber bleiben wollen sie hier nicht. Es fehlen ihnen die Berge.
„Isergebirge, nich, das kann das hier wohl noch nicht sein. Jedenfalls hab' ich mir das etwas alpiger vorgestellt. Das hier ist richtig für wenn wir mal alt sind und langsam gehen müssen. Für jetzt ist das zu flach." Sie nehmen Pläne und Karten zur Hand und kriegen heraus, daß sie noch ein Stückchen weiter nach Osten fahren müssen. Dort sind Berge: Nußstein, Mittagssteine, Schöne Marie und Vogelsangkoppen. Und über allen die Tafelfichte und der hohe Iserkamm. Nach Haindorf werden sie also heute noch fahren. Aber der Zug geht erst in vier Stunden . . .

*

„Weißt du", sagt Fridettchen, „ich bin sonst wirklich nicht auf alte Burgen gestimmt. Aber was wollen wir hier vier Stunden machen? Uns Liebe erklären? Bist du nich der Mann zu. Wollen wir Wallenstein besuchen? Fritzchen, wollen wir das tun? Er wird sich freuen, der Gute."
Also auf zur Burg!
„Wenn dich nun der Führer fragt", meint sinnend Fridettchen, „in welchem Akt Wallenstein gestorben ist, weißt du das auch? Bestimmt? Blamier' uns nicht."
Nach langem Warten beginnt die Führung. Und nun geht es treppauf, treppab, durch Zimmerfluchten und Gänge, an Wallensteinbildern vorbei und an den Ahnengalerien derer von Clam und Gallas und Rädern; sie werden schwindlig von all der Bildung. In der Rüstkammer: „Und hier sehen Sie das Beil, mit dem Katharina von Rädern, die edle Stifterin der Kirche zu Neustadt an der Tafelfichte, zwölf Bürger von Friedland im Burghof hinrichten ließ, die gegen ihr Brauereigesetz verstoßen hatten." Sieh mal an! Rundgang durch das Obergeschoß. Eine Tür führt in einen Turm, der war einst ohne Treppen und ohne Zwischenböden. Man führte liebe Gäste durch diese Tür, man ließ sie, wie es der Anstand gebietet, vorausgehen, die Gäste gingen drei Stufen abwärts, dann gingen sie nicht mehr. Dann fielen sie. Dreißig Meter in die Tiefe. Das Geld hatte nur zu drei Stufen gelangt. Traurig zog sich der Gastgeber zurück. Katharina von Rädern liebte solche Spiele. Wallenstein hat das Innere des Turmes zuschütten lassen bis obenhinauf. Ein guter Herr!
Fridettchen kommt etwas verstört aus der Burg ans Tageslicht. „Weißt du", sagt sie kopfschüttelnd, „wegen Mord- und Totschlaggeschichten fahr' ich nicht die weite Reise bis hierher": (und mit Ausdruck) „pfui Pudel über das Weib!"

(Schluß auf Seite 149)

Besuch bei Wallenstein

Von Hans Lachmann

Der Urlaub hat begonnen. Am Görlitzer Bahnhof haben sie sich getroffen, Fritz und Fridettchen. In Wahrheit heißen sie ganz anders. Aber das tut nichts. Sie wechseln ihre Namen ab und zu.
Im Abteil sitzt außer ihnen noch eine ältliche Dame in herber Kleidung. „Märchen in Uniform", meint Fridettchen.
Der Zug setzt sich in Bewegung. Nach drei Minuten schreit Fridettchen auf: „Sieh bloß 'mal gradeaus: sechzehn Rehe!"
„Wo? Ach dort! Wart 'mal — ich sehe achtzehn."
„Plemm! Wo bloß zwölfe da waren!"
„Und woher hast du den Restposten von vier Stück bezogen?"
Sie tippt sich an die Stirn und sagt: „Das macht, ich hab' Köpfchen!"
Die ältliche Dame blickt streng auf die sonderbaren Menschen. Fridettchen beantwortet ihren Blick mit einem erwartungsvollen Lächeln.
„Rehe?" sagt die Dame, „Rehe wollen Sie gesehen haben? Hier, mitten in Berlin?"
„Sie meint Pferde, gnädige Frau", beruhigt Fritz. „Sie redet nur so eine wunderliche Fauna."
„Nicht doch Pferde!" widerspricht Fridettchen. „Hunde meinte ich, Hunde mit Federn. Pudels also, meine Dame."
Die Dame zieht sich beleidigt hinter ihre Zeitung zurück.
So fängt es an . . .
In Kottbus steigt ein braves, ebenfalls ältliches Ehepaar zu. Es beginnt sogleich, Fritz und Fridettchen interessiert zu beäugen. Fritz holt eine Schachtel Pralinen aus dem Koffer.
„Hast du die mir mitgebracht, Onkel?" fragt Fridettchen mit honigsüßer Stimme.
„Eigentlich nicht."
„Wem denn sonst? Etwa dir?"
„Nein. Netten kleinen Kindern, die mit uns fahren würden."
„Na, dann biete man den Herrschaften gleich an!"
„Fridettchen, benimm dich gesellschaftlich!"

Mütter / Von Anton Schnack

Sie haben für mich geweint und gewacht,
Und sie würden es noch einmal tun.
Sie haben mir immer schon zugelacht
Aus alten Spiegeln und Wäschetruh'n:
Hinter mir ist nicht Nacht.

Hinter mir leuchten die Mütter hell,
Die Väter waren nicht immer im Haus,
Sie liebten die Fische des Wasserblaus,
Sie ritten im Walde und schrieen grell
Und saßen bei Wirten in Saus und Braus.

Aber die Mütter, bewahrend und gut,
Waren beim Kind im stillen Gemach,
Sie wachten über das drängende Blut,
Damit aus Mut nicht würde Wut
Und Zorn und Mörderschmach.

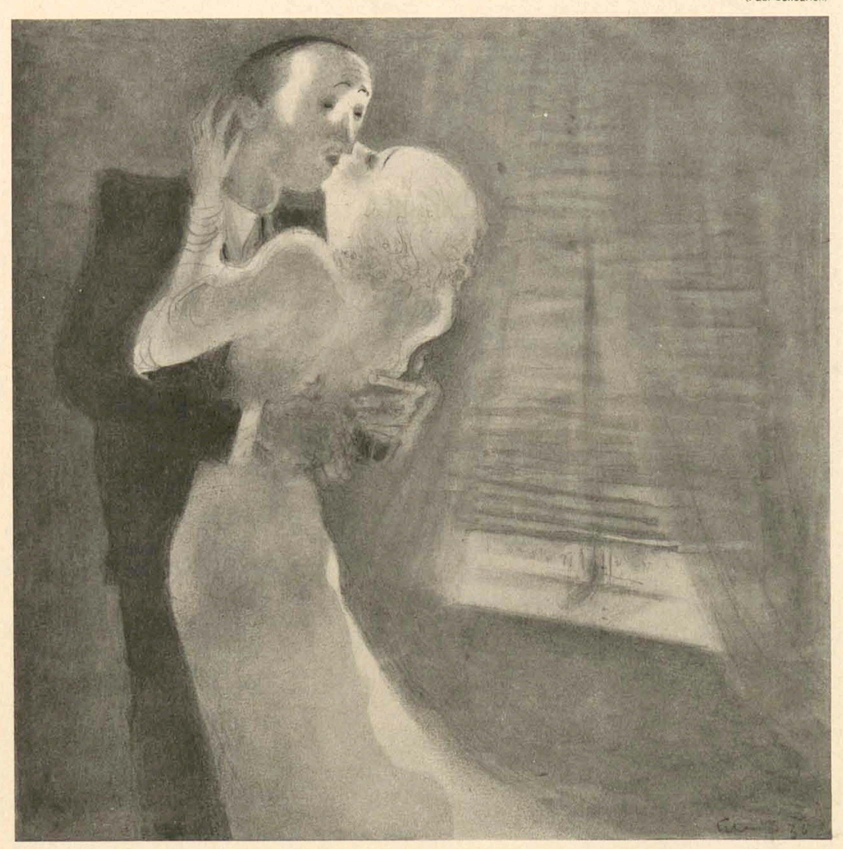
Mutter ist soviel wie gemahlenes Korn,
Mutter heißt Milch, Träne und Schmerz,
Vater ruft aus Weltfahrt, Holzschlag und Jägerhorn,
Die Mütter durchsticht blutend der Lebensdorn,
Der Väter Herz ist Erz.

Vater ertrinkt in Brandung und Nacht,
Mutter ist soviel wie geschnittenes Brot,
Vater ist Schwert, Gewalt und Schlacht,
Mutter ist Blume, aus Demut gemacht;
Mutter besiegt den Tod . . .

Sie halten manchmal die Treppe besetzt
An Abenden, deren Dunkelheit regnet;
Die Stufen sind naß und tropfenbenetzt:
Ein Müttterjahrtausend mir zärtlich begegnet,
Lächelt, betet und segnet.

Rehabilitation

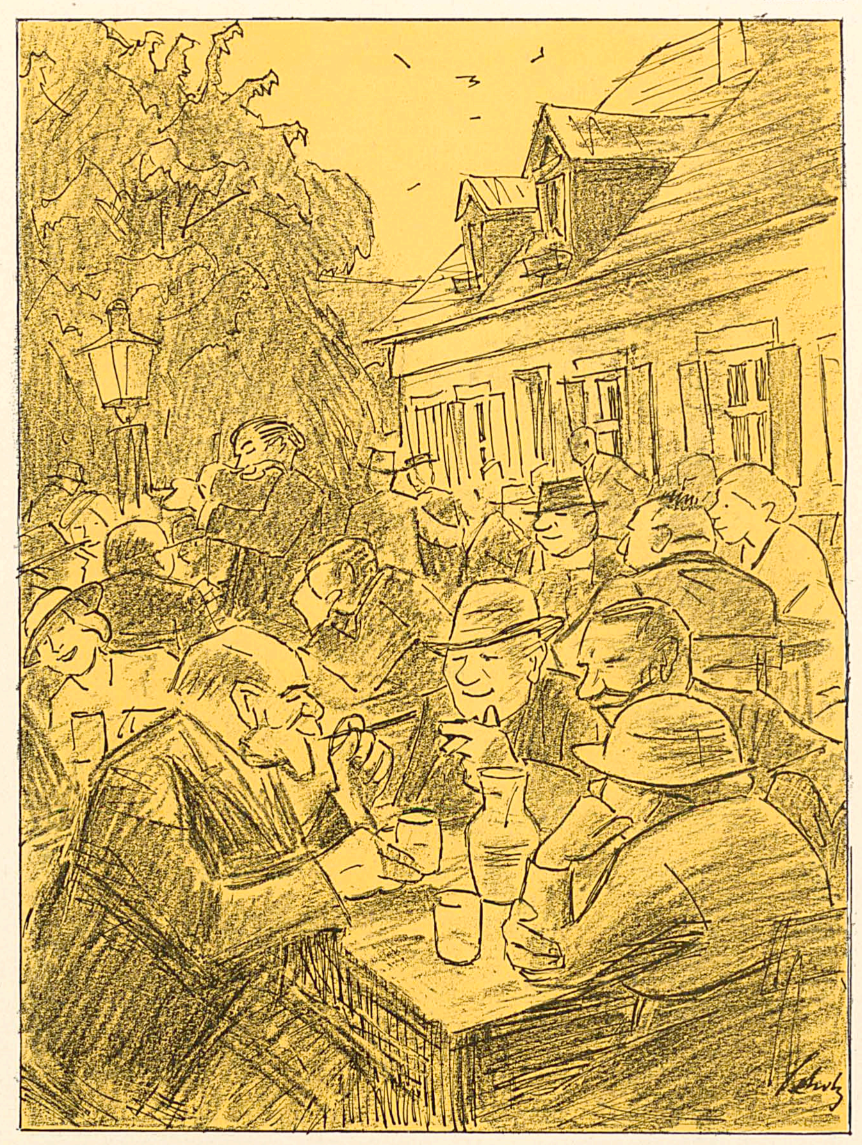
(Paul Scheurich)



„Warum sagst du immer, ich soll leise sein? Unseren gestrigen Krach haben die Nachbarn ja auch gehört!"

Österreich

(Wilhelm Schulz)



„Ob's alsdann besser wird, wann mir an Kaiser kriag'n?" — „Auf jeden Fall is' a Arbeitsbeschaffung. Der Otto von Habsburg ko aa nöt sei Leb'n lang stellungslos bleib'n!"

Saison

(R. Kriesch)



„Die Zimmer sollen teuerer sein als letztes Jahr? Es ist doch gar nichts gerichtet worden!" — „No, es schaugt scho saub'rer her — der Kuahstall is frisch g'weißt!"

Besuch bei Wallenstein

(Schluß von Seite 146)

Sie winken noch einmal Wallenstein zu, dann fahren sie weiter . . .

*

In einer reichlichen halben Stunde haben sie ihr Ziel erreicht. Das Bimmelbähnchen hält. Sie klettern aus dem Wagen, ein kleines bißchen lendenlahm. Kein Mensch ist zu sehen.

Im Bahnhöfchen erkundigen sie sich nach einem Hotel. „Das erste am Platze" wird ihnen empfohlen. Die Koffer dürfen sie einstweilen bei der netten Frau des Bahnhofsvorstandes lassen. „Der Gerhard holt s' nachher schon ab." „Gerhard?" Ja, Gerhard ist der Ober des „Ersten am Platze".

Es ist dunkel. Man sieht die Umrisse der Berge wie schwere Wolken gegen den Himmel stehen. Groß ragt in die Nacht der Schatten der Kirche. Fischer von Erlach hat sie gebaut. Neben der Kirche das alte Franziskanerkloster. Ein Mönch begegnet ihnen. Der macht auf Fridettchen einen tiefen Eindruck. „Ob der Clam-Gallas heißt?"

„Warum soll der nicht Pietsch heißen?"

„Hach, Pietsch! Clam-Gallas ist ein so schöner Name, ich möchte Clam-Gallas heißen, Mönch sein und ein Reh haben!"

„Ein Reh?"

„Zum Nachts-durch-die-Wälder-Reiten, wenn Mondschein ist!"

Sie kommen in das Hotel. Im Gastzimmer spielt „Gerhard" Billard. Mit sich allein. Sie sind die einzigen Gäste im ganzen Ort. Die Saison ist vorbei. Um so besser!

*

Spät abends. Fridettchen, todmüde, fragt: „Und wie spät . . . haben wir's . . . denn nun glücklich, wie?"

„Sieben Minuten über zwölf."

Stille.

Nach einer Weile murmelt sie, schon halb im Schlafe, und die Worte klingen ganz leise durch das Dunkel: „Hinnerk . . . ü b e r zwölf . . . sagst du? Überminuten sind schlimme Fälle, dazu soll man's eigentlich . . . gar nicht . . . erst . . . kommen las . . .

Und ist eingeschlafen.

Acht Tage haben sie vor sich, acht lange Tage.

Acht kurze Tage!

Lieber Simplicissimus!

1889 war's, im Infanteriekasernenhof zu N. Wir Rekruten übten Beinespreizen. Auf das Kommando: „Rechtes Bein spreizt!" schnellte mein rechter Nebenmann das l i n k e Bein vor. Sofort rief der aufsichtführende Unteroffizier W.: „Welches Riesenrindvieh hebt denn da beide Beine zugleich in die Höhe?"

*

Meine Schwester, in ihrem fünften Jahrzehnt lebend, ist zu Besuch gekommen. Im Laufe der Unterhaltung klagt sie über ihren Gesundheitszustand und sagt zum Schluß: „Der ganze Körpermotor funktioniert eben nimmer!"

Da blickt mein dreizehnjähriger Junge von seinem neuen Kampfflieger auf und sagt: „Gelt, Tante, in deinen Motor sollte man halt auch neue Zündkerzen einsetzen können!"

*

Ein Fremder spaziert in München in der Barerstraße und hält einen Vorübergehenden, den er richtig als „Einheimischen" taxiert, an. „Verzeihen Sie", sagt er, auf die Alte Pinakothek zeigend, „können Sie mir sagen, was das für ein Gebäude ist?" — „Sovui i mit 'n bloß'n Aug' siech", antwortet der Münchner, „is dös d' Hausnummer siemnazwanzge vo da Barerstraß'."

Am Boden des Lebens / Von Michail Soschtschenko

„Der Beruf des Stehlens verliert bei uns in Rußland zunehmend an Interesse. Das Publikum entschließt sich nicht mehr so rasch dazu wie früher. Einesteils haben sich viele moralisch umgestellt, andernteils hat auch unser Polizeiwesen in letzter Zeit eine Höhe erreicht wie nie zuvor. Wenn ihr erlaubt, möchte ich euch gern einmal sozusagen auf den Boden des Lebens hinabführen und euch an einem Beispiel zeigen, wie es dort jetzt aussieht. Ihr seht daraus von selbst, wo es heute bei uns fehlt.

Ein gewisser Leningrader Bürger namens Sergej Konstantinowitsch Fokin ergab sich eines Abends dem Suff. Er hatte etwas Geld verdient, ging damit in die nächste Bar, setzte sich an ein kleines rundes Tischchen im Schatten einer Topfpalme und ließ sich da, wie man sagt, so langsam vollaufen. Dies beobachteten zwei dunkle Individuen, Vertreter der sogenannten Unterwelt. Sie bemerkten, daß der Bürger an dem Tischchen nicht mehr im Vollbesitz seiner kontrollierenden Sinne war. Sie sagten sich: er ist recht anständig angezogen, gut genährt, und was er trinkt, ist auch nicht schlecht. Die Herzen der beiden Kumpane begannen rascher zu schlagen. Ihre niedrigen Instinkte erwachten. Sie beschlossen, an dem biederen, vom Wege abgeirrten Bürger ihr dunkles Handwerk auszuüben.

Sie setzten sich zu ihm an das Tischchen und sagten ihm einige Schmeicheleien. Er zerfloß in Rührung und Seligkeit. Als er aufstand, um zu gehen, stützten sie ihn unter beiden Armen, begleiteten ihn auf die Straße, führten ihn in einen dunklen Winkel, versetzten ihm einen kräftigen Hieb aufs Dach und zogen ihn aus bis zum letzten Faden. Sie nahmen ihm den Mantel ab und den Anzug, sie zogen ihm die Halbschuhe von den Füßen und genierten sich nicht einmal, ihm sein schönes Zephirhemd über den Kopf zu ziehen. Nur die Unterhosen und die Socken ließen sie ihm, in Anbetracht der Minderwertigkeit der Ware. In einem völlig unmöglichen Aufzug ließen sie den ehrengeachteten Bürger Sergej Fokin, der erst kürzlich in der Zeitung ‚eine Leuchte des Bauwesens' genannt worden war, in dem Mauerwinkel stehen.

Den Heimweg des Ausgeplünderten kann ich euch leider nicht beschreiben. Ich war nicht dabei, und ein Gang durch die Straßen in solcher Aufmachung entzieht sich der künstlerischen Darstellung ohnehin. Allerdings pflegt das, was der literarischen Gestaltung die größten Hindernisse bietet, in der Wirklichkeit sich dauernd ohne weiteres zu ereignen. Ich denke mir jedenfalls, unser ehrenwerter Mitbürger verrollte sich etwas ernüchtert nach Hause, so gut es ging. Wo es möglich war, lief er, wobei er die Unterhose mit einer Hand hochzog, dann wieder schlich er sich streckenweise, in den Schatten der Häuser gedrückt, still dahin. Seine Stimmung war ziemlich niedergedrückt. Man muß sich das bloß vorstellen: der Himmel wird langsam hell, die Vögel machen ‚tschirik-tschirik', und da läuft auf der Straße so ein halbnacktes Elend. Man kann sich auch leicht ausmalen, wie sich der Pförtner, prustend vor Lachen, rasch in seiner Loge verdrückte. Völlig dagegen entzieht sich der Beschreibung der Moment des Betretens der Wohnung und des Erscheinens vor der Familie. Das muß weniger schön gewesen sein.

Jedenfalls — so oder anders — unser lieber Mitbürger gelangte nach Hause und verkroch sich in seinem Zimmer, indem er das Geheimnis seines nächtlichen Erlebnisses in unverbrüchliches Schweigen hüllte.

Nun geschah folgendes. Die beiden Diebe wurden noch in der gleichen Nacht von Kriminalern aufgegriffen. Man fragte sie, wo sie die Sachen gestohlen hätten. Sie konnten nichts Näheres angeben, als daß sie dieselben, wie sie sagten, einem ‚Menschen' abgenommen hatten, in der und der Gasse. Man ging in die Gasse. Der Mensch war fort.

Die Kriminaler sagten: ‚Ein merkwürdiger Fall. Die Sachen sind da. Die Diebe sind da. Alles wäre in Ordnung, nur der Bestohlene fehlt. Folglich stehen uns die größten Schwierigkeiten noch bevor: man muß ihn suchen. Und nach der Beschaffenheit der Sachen zu schließen, wird der Bestohlene vermutlich alles tun, um seine Spur zu verwischen.'

Drei Tage wurde die ganze Stadt abgesucht. Man setzte Belohnungen aus, fahndete nach Zeugen, niemand meldete sich. Aber die Polizei ließ nicht locker, und am vierten Tag gelang es ihr tatsächlich, den Bestohlenen zu stellen. Man ermittelte ihn nämlich durch einen Postanweisungsabschnitt, der sich in der gestohlenen Hose fand. Und obwohl der Bestohlene hartnäckig leugnete und beteuerte, weder geschlagen noch beraubt worden zu sein, kam die Wahrheit dennoch an den Tag. Er wurde mit den beiden Dieben konfrontiert, und diese erkannten in ihm auf den ersten Blick das Opfer ihres Überfalls.

Das Opfer sagte mit niedergeschlagenen Augen: ‚Ich muß leider gestehen, ich bin es. Bitte, lassen Sie es um Gottes willen nicht bekannt werden!'

Die Kriminaler lächelten und sagten zu dem Opfer: ‚Sie können gehen.'

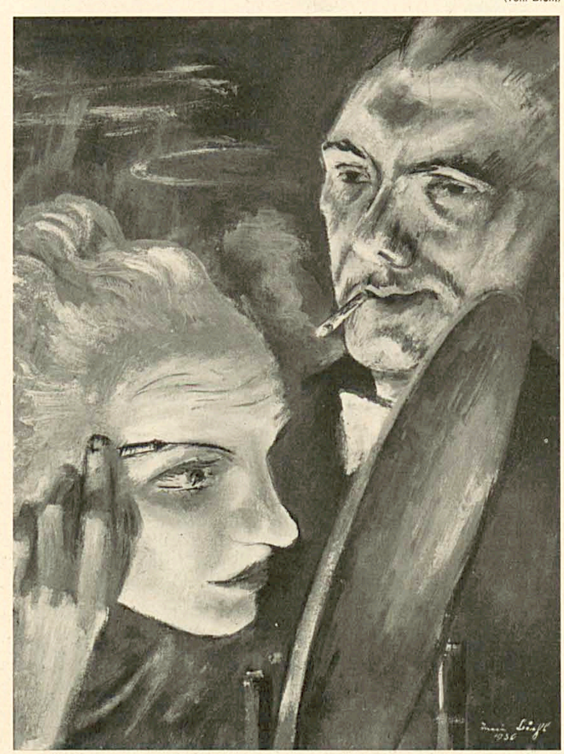
Die Diebe, die den Vorgang nicht ohne Erstaunen verfolgt hatten, flüsterten zusammen über die schlechten Zeiten ihres Berufs.

Und in der Tat: erstens ist das Taschenkrabbeln meist nicht mehr rentabel, zweitens aber, was das Schlimmste ist: man erwischt den Bestohlenen." (Deutsch von Rolf Grashey)

* * *

Der Moralist

(Toni Bichl)



„So ein gescheites Mädel wie du sollte sich eigentlich nicht schminken." — „Pah, da müßt' ich schön dumm sein!"

Namen

In Berlin gab es in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts einen bekannten Kritiker Hyan, der die Wortwitze liebte. Auf einer Abendgesellschaft bemerkte er Theodor Fontane, der sich eben verheiratet hatte. Hyan ging auf ihn zu, und Fontane stellte ihm seine junge Frau vor.

„Freut mich sehr", sagte der Kritiker, der gut aufgelegt war, „also der Fontane — die Fontäne."

Nach einer Weile trat Hyan nochmals an das jungvermählte Paar heran und brachte seine Frau mit, die er vorstellte.

„Freut mich sehr", bemerkte Fontane, „also der Hyan — die Hyäne."

Moos / Von Siegfried von Vegesack

Hast du schon jemals Moos gesehen?
Nicht bloß so im Vorübergehen,
so nebenbei von obenher
so ungefähr —
nein, dicht vor Augen, hingekniet,
wie man sich eine Schrift besieht?
O Wunderschrift! O Zauberzeichen!
Da wächst ein Urwald ohnegleichen
Und wuchert wild und wunderbar
im Tannendunkel Jahr für Jahr,
mit krausen Fransen, spitzen Hütchen,
mit silbernen Trompetentütchen,
mit wirren Zweigen, krummen Stöckchen,
mit Sammethärchen, Blütenglöckchen.
Und wächst so klein und ungesehen —
ein Hümpel Moos.
Und riesengroß
die Bäume stehen . . .

Doch manchmal kommt es wohl auch vor,
daß sich ein Reh hierher verlor,
sich unter diese Zweige bückt,
ins Moos die spitzen Füße drückt,
und daß ein Has', vom Fuchs gehetzt,
das Moos mit seinem Blute netzt.
Und schnaufend kriecht vielleicht hier auch
ein sammetweicher Igelbauch,
indes der Ameis' Karawanen
sich unentwegt durchs Dickicht bahnen.
Ein Wiesel pfeift — ein Sprung und Stoß —
und kalt und groß
gleitet die Schlange durch das Moos.

Wer weiß, was alles hier geschieht,
was nur das Moos im Dunklen sieht:
Gier, Liebesbrunst und Meuchelmord —
kein Wort
verrät das Moos.
Und riesengroß
die Bäume stehen . . .

Hast du schon jemals Moos gesehen?

Der letzte Mann von Phönixstadt

Von Fritz Knöller

(J. Hegenbarth)



Hoch in den Rocky Mountains liegt eine große Stadt. Britisch Kolumbien und die Vereinigten Staaten nähern sich hier auf einsamen Straßen, und die Stadt liegt in Kolumbien.
Vor vielen Jahren hatte man hier Gold entdeckt. Das lag in Kupfer und Sand gebettet. Und die Abenteurer nahmen ihre Hacke, liefen in die Rocky Mountains und errichteten eine Stadt, die sie Phönixstadt nannten. Eine Kirche, eine Bar und ein Tingeltangel waren auch dabei.
Viel Gold fand man nicht. Phönixstadt wurde allmählich verlassen. Bären und Wölfe wagten sich schon in die Straßen hinein, als ein Mann nach Phönixstadt kam, der königliche Weisung brachte: Krieg sei ausgebrochen und das Kupfer schnellstens aus dem Berg zu holen.
Bald stieg Kupfer auf die Höhe des Silberkurses. Die Einwohner schwollen auf hunderttausend. Mitten in den Hochglanz drahtete man Frieden. Das Geschäft war aus. Die Abenteurer nahmen ihre Hacke und ritten weg auf andere Felder, viele auch heim, wo sie ihre Taten bei Whisky servierten.
Nur einer blieb, Goldwäscher John, der beim ersten Spatenstich dabei gewesen war. Was ihn hielt, war unbekannt. Man liebt eine Stadt schwerlich, wo man nur notdürftig zu Hause ist, den Schießprügel in der Hand gegen Menschen und Tiere, um schließlich zu verenden oder sich mit einem Klumpen Gold davonzuschlagen. Sehr schneidig geht der Wind auf dieser gottverdammten Höhe bis auf die paar Wochen, wo einen die Hitze dengelt. Phönixstadt liegt 4000 Meter hoch, in den Norden hinein, weiter als die großen Seen.
Der alte John versah sein Geschäft fernerhin. Um fünf stand er auf, klebte einen Priem hinter die Zähne, trank eine schwarze Brühe und kaute Zwieback dazu. Dann zertrat er das Feuer, hängte die Knarre über den Buckel, nahm einen Stecken in die Faust und verrammelte die Tür mit einer Eisenstange. John kannte die Stellen genau, wo sich das Sieben noch lohnte. Kupfer hatte er nie gebohrt, er war Goldwäscher geblieben.
Gegen elf Uhr räumte John zusammen, lief in die alte Bar, schlug den Prügel auf den Tisch: „Holla, Bob, einen Kümmel!", dann trabte er hinter den Schenktisch, pflanzte sich auf wie der schmierige Bob: „Einfach oder doppelt?" — „Doppelt, Schwein!" John besorgte sich einen Doppelten, stülpte noch zwei Kognaks nach, je nach der Kälte, und zwei bis drei Whiskys, je nach der Kälte. Auf den Straßen verwichste er die Hunde, wuchtete den Wildschweinen vor den Schädel, auch die Wölfe lernten ihn achten. Es war wirklich kein Vergnügen, umprasselt von Regen und Sand durch die Straßen von Phönixstadt zu ziehen, wo sich die Baracken lendenlahm neigten und die Fensterläden im Winde trompeteten.
John stapfte nach der Kirche, um zu läuten. Jetzt wußte Phönixstadt, daß es Mittag war, auch die Tiere, die gottverdammten, die ihre Schnauzen immer tiefer in die Straßen steckten, und der Wald, der sich nicht aufhalten ließ und Quartier bezog, und der Wind auf den Felsen, der sich noch weniger hindern ließ und wegfegte, was ihm beliebte.
Alles konnte John nicht aufhalten, aber seine Hütte, seine Kirche, seine Bar und sein Kino flickte er immer wieder mit Holz und Moos. Einmal wird der Tag kommen, wo man in Phönixstadt — John wußte es — die Tiere samt dem Wald aus den Straßen hauen wird; den Wind freilich und den Sand kann man nicht an die Rocky Mountains schmieden.
Nach dem Mittagsmahl zog John wieder auf, schwemmte und siebte, siebte und schwemmte und lauschte mitunter, ob da wirklich Stimmen waren oder ob bloß der Wind vom Felsen maulte. Um sieben Uhr machte er Feierabend, wusch sich, bürstete die Glatze aufs Geratewohl, hängte sich einen Schlips vor mit vergilbten Blümchen. John hielt was auf sich; denn einmal wird Phönixstadt — John wußte Bescheid.
Im Kino stand der Streifen immer noch da, wo ein Herr in Lackschuhen vor einem Mädel kniete. John strich ein Hölzchen an, konnte alles sehen, klein zwar, aber das genügte. So eine müßte man haben hier heroben in den Rocky Mountains, dachte er.
John sackte auf seine Matratze, die dünn war und schmierig wie eine Pfanne, und wo die Felle einen großen Dienst taten und die Knarre auch, die man bei sich hatte zur rechten Hand. Patronen freilich waren rar, aber die konnte er tauschen bei Trappern gegen Gold. John schlief und war halb wach dabei, und der Wind schlief und war halb wach dabei.
Sonntags fettete John die Glatze ein und nahm den Weg zur Kirche. Ein Hase glotzte vielleicht, wenn er den Riegel vom hölzernen Tore schob und ins Kirchenschiff trabte, wo Spatzen nisteten. Vor der Kanzel, die ein Baumklotz stützte, lüftete John die Mütze: „Herr Pfarrer, darf ich ersuchen?" John stapfte die Treppe hinauf. „Liebe Gemeinde, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes —." John war kein Redner.
Mittags, wenn der Himmel blau und sauber war, krabbelte John auf einen Felsen, den er „Goodbye" hieß. Da konnte er die Straße abwärts sehn, die Stümpfe der Telegraphenstangen entlang. Von dort würden sie kommen, und einer hier „good bye!" schreien.
Frühling war, der eilige Frühling der Rocky Mountains. Bald würde die Sonne rot und hart werden wie die Felsen und das Kupfer, das im Bauch der Rocky Mountains lag. Sonntag war und der Himmel blau und glänzend. Die Hand über den Augen, konnte man sehr tief in die Berge sehn, nach den Kuppen, die fern und traurig und nicht allzu hoch die Ebene durchsetzten.
Als John auf der Matratze lag, war die Luft noch weich draußen, und ein Vogel pfiff. In dieser Nacht, wo die Tiere verwundert auf die Plätze kamen, leistete sich der alte Jonny einen Traum: Ein Wolf kam gelaufen, in den Zähnen eine Rolle, die er mit den Pfoten aufriß. Wie ein kluger Mensch las er königliches Geheiß: Krieg sei ausgebrochen und das Kupfer schnellstens aus dem Berg zu holen.
Auf den Felsen kroch der John, wenn der Wind auch volle Backen nahm. Und sie kamen zwischen Wald und Telegraphenstümpfen, hundert, tausend und weit mehr, und der Sand war schwarz von ihnen.
„Good bye!" schrie John. „Good bye!" brüllten sie, und jetzt schrie auch der Wind „good bye!" Die Tausend würden Latten nehmen und den Tieren vor die Schnauze dreschen und den Wald aus den Straßen hauen, die Axt würde die Stämme spalten, und Häuser würden erstehn, die Kirche würde läuten, drei Glocken, hart aus Kupfer; die Bar würde Schnäpse und Mädels verschenken, und das Bild, wo der Herr in Lackschuhen und Bügelfalten kniete, würde in Bewegung geraten und der Schultheiß aus der obersten Luke des Rathauses die Fahne herausstecken!
Bergab, bergab! John mußte gleich unten sein, alle sehn, Bob, Tim und den Pfarrer. Noch einen verdammten Satz — Jonny ward es finster vor den Augen, und er brüllte. Ob's die Wölfe in den Rocky Mountains hörten?

*

John lag steif auf der Matratze, aber die Felle taten ihm keinen Dienst mehr. John faulte wie die hölzernen Baracken von Phönixstadt, und der Wind ging fernerhin. Vor der Türe standen Wölfe. John wies seine Knochen, frei von Haut, und die Felsen ihre Rippen, frei von Sand. Und Sonne, Regen, Schnee besetzten Phönixstadt, und der Wald, der sich nicht aus den Straßen hauen ließ, und die Tiere, denen man nicht vor die Schnauze dreschen konnte . . .

Auf gut bayrisch

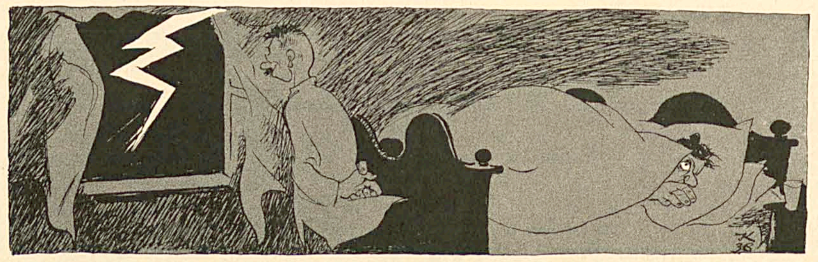
(E. Thöny)



„Sagen Sie, warum ist denn der Gaul so lange nicht gelaufen?“ — „Ja, der hot ja aso an Rotz g'habt — an solchenen ham Sie no nia g'habt, Herr Baron!“

Stoßseufzer

(R. Kriesch)



„So a Autorität wia die Naturgewalten hat halt der stärkst' Mo' net!"

Nachtfahrt im Tiergarten

Der Kutscher thront
Am Bock und grinst.
In flimmergrünen Höhen
Schwankt um den Mond
Ein Traumgespinst,
Nachtelfen, Nebelfeen.
Der Wagen schleicht
Am Waldessaum
Dahin auf schmalen Wegen.
Die Zweige nicken
Wie im Traum
Aus grünen Waldgehegen.
Ihr Köpfchen lehnt
Die kleine Frau
Schlummernd an meine Brust.
Auf einmal weckt
Das Glück sie auf —
Schlaftrunken, halbbewußt
Schaut mit zerzausten Haaren
Sie zu mir auf, verwirrt, beglückt,
Und hat mir alle meine Zigarren
Kaputt gedrückt.

Hans Alfred Kihn

Parabeln

China

Nach seinem Tode erschien der Affe vor dem Herrn des Feuers und bat, ihm Menschengestalt zu geben. Seine Bitte wurde unter der Bedingung bewilligt, daß er sich einzeln alle Haare ausrupfen lasse. Der Affe war einverstanden. Aber schon als ihm die ersten drei Haare ausgerissen wurden, schrie er laut vor Schmerz und bat, mit der Prozedur aufzuhören.
„Törichter", rief da der Herr des Feuers, „du willst Mensch werden, und kannst noch nicht einmal ein paar lumpige Haare lassen?"

Japan

„Wie Gott will!" sagte ein Mann. Aber das hatte gar keinen Sinn, denn er hatte seine Frau noch nicht gefragt.

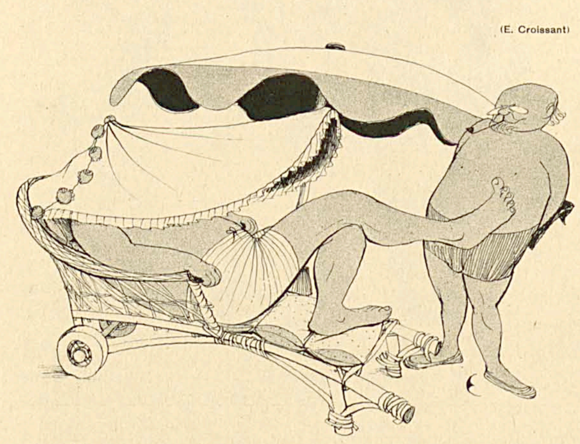
Marokko

Die kleine Djeble fiel eines Tages in den Brunnen und weinte jämmerlich. Ihr Vater kam hinzu, beugte sich über den Brunnen und versprach, so schnell wie möglich Hilfe zu holen.
„Ich laufe so schnell ich kann, Djeble: daß du mir aber brav so lange unten bleibst!"

Türkei

Ein frommer Muselmann starb. Er kam in den Himmel. Dort führte ihn ein Engel herum und zeigte ihm alles. Zuletzt öffnete er einen Raum, in dem auf langen Tischen unzählige menschliche Ohren und Zungen lagen.
„Was soll das bedeuten?" fragte der Muselmann.
„Dies sind", erklärte der Engel, „die Ohren der Leute, die auf Erden eifrig die Moscheen besuchten, aber nie nach Allahs Worten handelten. Ihre Ohren kamen ins Paradies, sie selbst in die Hölle. Ebenso erging es denen, die fromm redeten, aber nie Allahs Gebot befolgten. So sind auch nur ihre Zungen in den Himmel gekommen."

(E. Croissant)



Komplexe. „Tröste dich, mein Lieber, wir sind immer noch im besten Mannesalter!" — „Ach ja — nur sind wir leider über das beste Frauenalter längst hinaus."

Kreislauf der Zeit

In einer süddeutschen Kleinstadt war es in früheren Zeiten Sitte, daß um zwölf Uhr mittags auf dem Bahnhof ein Beamter mit einem Signalhorn laut tutete. Das war das Zeichen, daß es genau zwölf sei. Die Bewohner stellten danach ihre Uhren und hatten so immer Bahnhofszeit.
Ein Fremder, der diese praktische Gewohnheit zum erstenmal beobachtete, fragte einmal den Signalmann am Bahnhof: „Wonach richten Sie sich denn, um immer die genaue Zeit zu haben?"
„Oh, nach meiner Taschenuhr. Ich stelle sie jeden Morgen bei dem Uhrmacher auf dem Markt ein. Er hat genaue Zeit!"
Der Fremde ging am nächsten Tag zu dem Uhrmacher auf dem Markt, wo er kurz vor zwölf ankam. Er wollte eine Kleinigkeit kaufen.
„Warten Sie, bitte, einen Augenblick", entschuldigte sich der Uhrmacher, „gleich wird es vom Bahnhof zu Mittag tuten, da muß ich auf meiner Uhr die genaue Zeit einstellen!"

Wahres Geschichtchen

Der Fischer Fiete hat im Sommer Fremde in seinem Haus einquartiert. So einer von der Sorte, die alles bestaunen wollen, fuhr einmal mit ihm auf den See hinaus. Der Fischer warf das Netz aus und zog es wieder ein: silbern zappelten ein paar Fische darin. Da meinte der Gast: „Wie kommt das eigentlich, daß die Fische das Netz so sicher im Dunkeln finden?"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12193 I. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Kundendienst

(Kurt Heiligenstaedt)



„Sie bemühen sich sehr, kleines Fräulein! Ich bewundere Ihre Geduld.“ — „Ja, wir haben aber auch eigene Abendkurse für richtige Behandlung von Damen, die nicht wissen, was sie wollen.“

Frankreichs Kommunisten

(Karl Arnold)

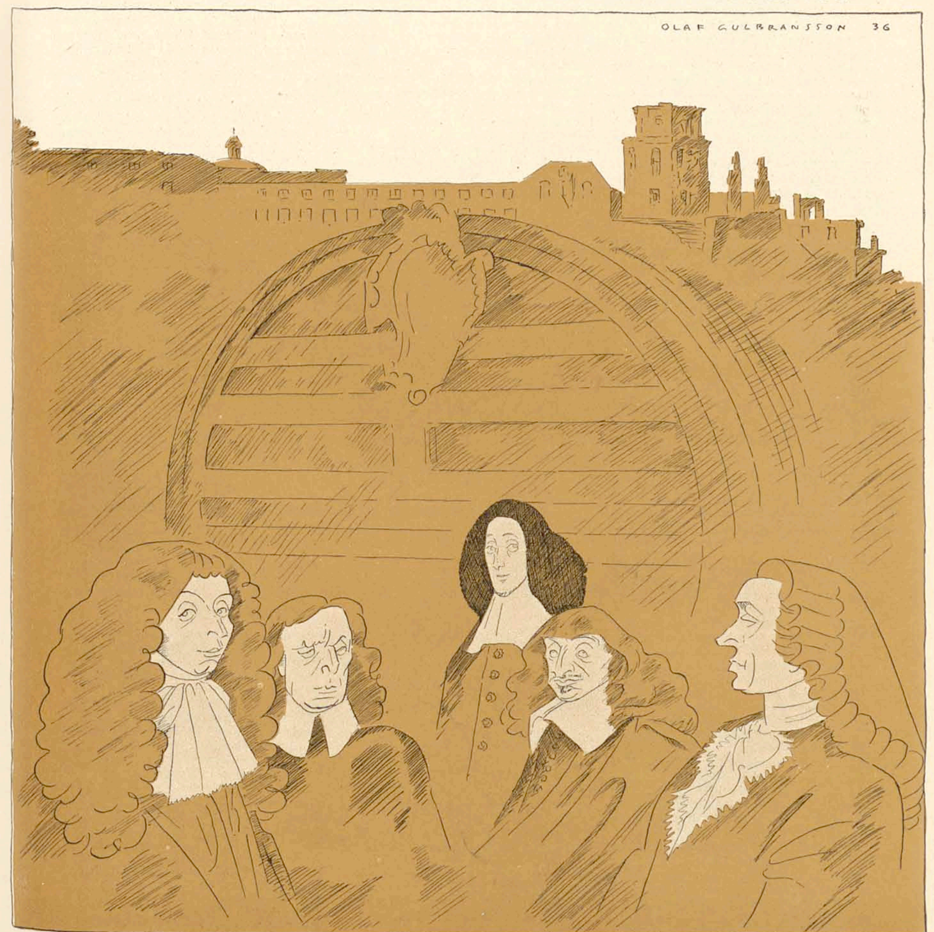


„Schluß mit dem Streik! Rußland will uns endlich bei der Arbeit sehen!"

München, 1. Juli 1936 Preis 60 Pfennig 41. Jahrgang Nr. 14

SIMPLICISSIMUS

ZUM HEIDELBERGER UNIVERSITÄTS-JUBILÄUM



GROSSMÄCHTIG IST DAS FASS IM SCHLOSS ZU HEIDELBERG
UND EIN PERKÈO DOCH, WILL SAGEN: NUR EIN ZWERG,
WENN MAN'S DEM ANDERN FASS VERGLEICHT, DAS DORTEN THRONET,
DRIN SEIT FÜNFHUNDERTFÜNFZIG JAHR' DIE WEISHEIT WOHNET.

SO VIELE TAUSEND AUCH SEITDEM DARAUS GETRUNKEN:
DES WEINES SPIEGEL IST NICHT UM EIN' ZOLL GESUNKEN,
DES WEINES WÜRZGEHALT BESTEHT VOR JEDEM FORUM.
EIN VIVAT DRUM DEM FASS IN SAEC'LA SAECULORUM!

RATATÖSKR

Meine Sektion

Von Dr. Owglaß

Glandula pinealis? . . . Was ist das nur gleich? . . . *Pinus:* Fichte, Föhre . . .? . . . Kannitverstan! Unglaublich, wie einem in der Praxis die anatomischen Fakta und Namen, die man nicht Tag für Tag braucht, durch die Lappen gehen! Schlagen wir in Gottes Namen beim alten Hyrtl nach . . .
Ah, jetzt wird's Tag: Zirbel . . . Zirbeldrüse . . . wodrin die cartesianische Seele haust . . . Soso . . .
Aber was steckt denn hier zwischen den verstaubten Blättern des anatomischen Lehrbuchs von anno dazumal? Ein vergilbter Papierfetzen, drauf ist mit raschen Strichen ein ausgestrecktes nacktes Kinderkörperchen gezeichnet, und in der Ecke steht:
7. Juli 1895 — Laternchen, Laternchen...
Ich drücke die Augen zu . . . Wie war das bloß? Wie war's doch?

*

An einem schwülen Nachmittag wohnte ich im pathologischen Institut einer Sektion bei.
Es war ein kleines Mädchen, das die gelehrten Herren mit viel Schmiß und Kaltblütigkeit zerlegten. Und ich wunderte mich im stillen, wie das zarte Kind bei all der Barbarei sein liebliches Lächeln beibehielt und die anmutige Haltung des blondlockigen Köpfchens.
Dicht unter mir im Zuschauer-Amphitheater unterhielten sich zwei Studiosen über das Geschehnis und notierten eifrig die Gewichtszahlen von Herz und Lungen in ihre Kolleghefte.
Der eine war ein hochbetagtes Semester, hart vor dem Examen, und sein blasses, gedunsenes Gesicht zierte nächst einer goldenen Brille ein brandroter Schnurrbart; der andere, Jüngere, anscheinend kein Mediziner, zeichnete sich durch nichts weiter als eine neugierig schnüffelnde Stülpnase aus; dazu rauchte er eine stark gebeizte und widerlich qualmende Zigarre und zog, seinen durch nichts zu erschütternden Gleichmut an den Tag zu legen, einen schiefen, verächtlichen Mund.
„Jetzt kommt das Gehirn dran!" raunte der Rotbärtige seinem Nachbarn zu. Der nickte wiederholt mit dem Kopf, schneuzte sich die Nase und beugte sich weit vor, wie sich's für einen freien Geist geziemt, der jederzeit bei Nennung des Wortes „Gehirn" die Ohren spitzt gleich einem Hund, wenn sein Herr „Wurst" sagt, aber um das Thema „Seele" mit erhabenem Sarkasmus herumzugehen pflegt.
Drunten machte indes der Praktikant seinen Hautschnitt vom einen wachsbleichen Öhrchen zum andern und griff dann mutig zur Säge. Und müde summten die erläuternden Worte des Prosektors durch den heißen Raum.
Ich hatte die Nacht zuvor so gut wie nicht geschlafen, weil ich bei einer schwierigen Geburt hatte assistieren müssen. Um mich jetzt wach zu erhalten, hatte ich das dürftige Körperchen auf dem Sektionstisch zu skizzieren begonnen; aber bald taten mir die Augen weh, und ich wurde unaufmerksam.
Nochmals versuchte ich eine Sammlung meiner geistigen Streitkräfte, indem ich angestrengt eine Fliege beobachtete, die dem Kind übers Bein kroch . . . Alles umsonst.
Da schaute ich auf zum gegenüberliegenden Fenster, sah, wie ein Kastanienbaum draußen die dichtbelaubte Krone wohlgemut in den tiefblauen Himmel hineinwölbte, und malte mir seinen kühlen Schatten aus, zumal auch verklingend das ferne Plätschern eines Brunnens mir ins Ohr drang.
Doch riß mich das alles nicht heraus aus dem eigentümlichen Gefühl einer — ich kann's nicht anders bezeichnen — sich rasch steigernden Gefühllosigkeit. So etwa denk' ich mir den Seelenzustand in der Euthanasie.
Mir war, als ruhe ich lang ausgestreckt auf grasigem Grund, die glänzende, wolkenlose Himmelskuppel über mir und um mich her tiefe, brütende Stille.
Plötzlich gab es mir einen Ruck, der Himmel erblaßte, verworrenes Murmeln erhob sich, und eine feuchte Kühle rieselte mir über den Leib . . .
Tod und Teufel — das war ja ein Wasserstrahl . . . noch einer . . . und wieder einer . . . Und ich lag, ohne Herrschaft über meine Glieder, ohne Macht über meine Stimme, mit einem unbeschreiblich beklemmenden Angstgefühl — auf dem Sektionstisch.
Die unendliche Angst wich indes rasch erst einer heftigen Scham über meine Lage und Nacktheit, dann aber einer großen Ruhe und fast freudigen Spannung, was sich nun wohl mit mir begeben würde.
Und gleich hörte ich wieder die fettige, flüsternde Stimme des Rotbärtigen: „Jetzt kommt das Gehirn dran!"
Aha, sagt' ich mir, steigt man dir also hinter deine Schliche? Wenn nur die Säge scharf ist, daß es nicht gar zu weh tut!
Aber der hagere, ziegenbärtige Prosektor im weißen Talare griff die Sache ganz anders an. Er schien meinen Schädel als eine Art Schatulle oder Zuckerdose mit aufklappbarem Deckel zu nehmen, fingerte ungeduldig dran herum, fand endlich eine Kerbe, drückte, schob, und — *eppur si muove!* — ein schmaler Spalt tat sich verheißungsvoll auf.
Im selben Augenblick fuhr ich — das heißt das Bißchen, was übrig bleibt, wenn man vom sogenannten Individuum sämtliche auf ihm lastenden Hypotheken der exakten Wissenschaft in Abzug bringt — wie der Dampf durchs geöffnete Ventil nach oben und verharrte hier in einer Schwebelage, die mir unsägliches Wohlbehagen verursachte, während ich gleichzeitig nach unten schielte, was die da wohl mit meiner Körperlichkeit anfangen würden.
. . . Das also war mein Gehirn! O heiliger Ramon y Cajal!
Ein gallertiges Gebilde, schwärzlich durchsprenkelt, einem Klumpen Froschlaich nicht unähnlich, lag da auf dem Tisch, aber nicht leblos, wie man hätte erwarten sollen, sondern in steter glitschiger Bewegung, allwärts Fühlhörner und Tentakel ausstreckend und wieder einziehend.
Mit einem Schlag gerann die ganze Herrlichkeit zu einer untadeligen festen Kugel, die eigenmächtig, aus sich selbst heraus, über die Platte rollte und sicherlich auf den Fußboden geplumpst wäre, hätten nicht Prosektor und Praktikant mit höchst drolligen Hasch-Hasch-Bewegungen sich ihrer bemächtigt und sie in eine große Schüssel mit Wasser gesetzt.
Statt nun aber nach dem Messer zu greifen, zog der ernsthafte Leiter des merkwürdigen Unternehmens einen kleinen Schlüssel aus der Westentasche und steckte den mit der harmlosesten Miene der Welt in ein entsprechendes Schlüssellöchlein, das sich im Kugelmantel zeigte.
„Die Zirbeldrüse!" flüsterte es drunten.
Mir wurde immer heiterer zu Mute: Der bildet sich wohl ein, mir nichts dir nichts mit seinem Schablonenschlüssel meinen Geheimschrank aufzukriegen und das zappelnde Tausendfüßchen Psyche am Schwanz zu erwischen? Wir sind in höheren Regionen, Herr Nachbar!
Fehlgeschossen. Der Prosektor drehte und drehte: ich vernahm ein Geräusch wie beim Aufziehen einer Uhr, und plötzlich begann die allererbaulichste Musik zu ertönen, die ich je gehört hatte. Dazu vollführte die klingende Kugel überaus zierliche Bewegungen in ihrem Bassin, vorwärts, rückwärts, tauchte unter, hüpfte wie ein Gummiball auf der Wasserfläche und fing ganz sachte an, sich von innen heraus zu erleuchten, während alles rundum in nächtlichem Dunkel versank.
Und wie der volle Mond hinter schwarzen Wäldern heraufsteigt, so hob sich nun langsam die Kugel, lichter und lichter werdend, und schwebte mir entgegen. In ihrem Innern aber — immer deutlicher sah ich's — kauerte das nackte Blondchen und streckte die Arme nach mir aus.
Das Blondchen? Nein — das waren doch braune Locken, das waren ja deine Locken, das war dein Mund, dein Lächeln . . . du warst es!
Wie konnte es auch anders sein? „Du", jubelte es in mir, „nur du füllst mich ja ganz aus! . . . So ist es, wahrlich, so ist es!"
Und schon schlüpftest du behend wie ein Schlänglein aus der leuchtenden Hülle, die alsbald mohnrot aufglühte, schwangst sie gleich einem Papierlaternchen überm Kopf, stülptest sie dir als Pudelmütze auf die Locken und . . .
„Pardon, Herr Kollega!" brummte eine Stimme hart an meinem Ohr.
Aber der Herr Kollega, mein Banknachbar, der sich drücken wollte, war mir bereits

Alter Park

Altes bröckelndes Gemäuer,
Moos und Zwergfarn in den Ritzen.
Durch die schwarzen Eiben blitzen
Grell zerflockte Sonnenfeuer.

Hitze kocht im Land und glutet:
Hier im moosigen Verstecke
Duftet herb die Buchsbaumhecke,
Feucht von Nelkenrot durchblutet.

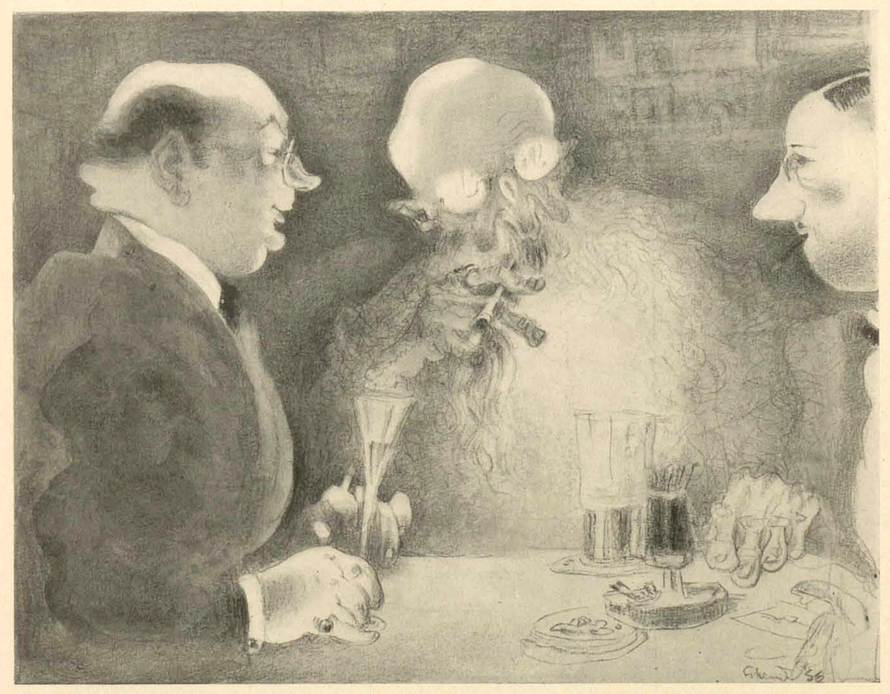
Schwarzes nasses Erdreich lagert
Unter Kräutern geil und mastig,
Oben wirrt sich dünn und hastig
Astwerk alt und abgemagert.

Hinter eingerosteten Riegeln
Schlafen flüsternd Lied und Sage,
Wacht das Tor, daß niemand wage
Sein Geheimnis zu entsiegeln.

Hermann Hesse

Die Berühmtheit

(Paul Scheurich)



„Ist es nicht ein erhebendes Gefühl für Sie, Herr Geheimrat, daß Ihnen Ihre Schüler eine derart umfangreiche Huldigungsschrift widmen?" — „Freilich, Herr Kollega — aber es wird Monate dauern, bis ich das alles widerlegt habe!"

zuvorkommend auf die Zehen getreten, während ich mir noch verwirrt die Augen ausrieb. Wie ein Automat erhob auch ich mich, tappte ihm nach und kletterte hinter ihm her die schmale Wendeltreppe hinunter und hinaus in die blendende Grelle des Mittsommerspätnachmittags.

Ferien vom Ich

In glühender Mittagssonne strebt der Herr Studienrat Mittelmann den steilen Gipfel des Hochsteinkopfs hinan. Den schattenspendenden Tannenwald hat er bereits durchschritten, nun steigt er die vielen, vielen Stufen empor, die ihn noch von der letzten Höhe trennen.
Der Rucksack drückt. Das Herz hämmert wild. Der Schweiß läuft in Strömen. Der Atem geht schwer. Aber zwischen den keuchenden Atemzügen hört man den Herrn Studienrat halblaut zählen: siebenundsiebzig . . . achtundsiebzig . . . neunundsiebzig . . .
Endlich ist er oben.
„Dreihundertfünfzehn Stufen!" japst er mit versagender Stimme. „Im Reiseführer steht dreihundertvierzehn. Aber ich sage es ja immer: die Angaben im Führer sind unzuverlässig!"

Das Buddelschiff

Sieh, Marie, das schenk' ich dir,
dieses Buddelschiff,
und es sei zu deiner Zier
und ein Inbegriff.

Ach, der gute Rumverschnitt,
dessen letzter Dunst
sich verdichtete hiermit
zu des Seemanns Kunst!

In das klare Hafenglas
fuhr es sauber ein;
möchte man doch selber baß
so im Buddel sein.

So von Stürmen unbewegt
aus dem Fenster sehn,
unverstaubt, gut aufgelegt
immer bei dir stehn . . .

Manche Flasche wird geleert,
Whisky, Rum und Gin
und wird lieblos ausgekehrt,
niemand weiß wohin.

Manche leben lang im Meer
flaschenpostgeglaubt,
manche sterben rasch und hehr
auf des Feindes Haupt.

Manche füllen sich mit Mus,
das die Hausfraun brau'n,
andere mit Rizinus,
um es zu verdau'n.

Manche birgt im Kinderland
Milch und Gänsewein,
manche spendet den Franzbrannt
für das Zipperlein.

Manche säumen halsversenkt
blank ein Beet ums Haus,
manche dienen abgesprengt
einem Blumenstrauß.

Doch der Flaschen schönster Traum
— mit dem rechten Kniff
eingefügt dem gläsern Raum —
bleibt das Buddelschiff.

Zum Gedenken bringt es mit
der, der dich verehrt.
Bißchen Holz und bißchen Kitt
und kein großer Wert.

Doch zur Nacht, da hebt es sich
über Tisch und Spind
wie Schneewittchen königlich
als der Meere Kind.

Hans Leip

Eine gewisse Revolverpresse

(E. Thöny)



„Dieses italienisch-abessinische Problem ist derart unangenehm, daß nur ein neuer Lügenfeldzug gegen Deutschland Ablenkung schaffen kann!"

(A. Sailer)



Umweg / Von Klara Maria Frey

Ein Mann fühlte Unmut über die Menschen. In quälender Erkenntnis sah er, wie sie nicht mehr eins in sich waren und nicht mehr in einem mit aller Kreatur in den Werken der Schöpfung lebten. Für den Geist gingen sie auf Schulen, für ihre Seele in die Gotteshäuser, und für den Leib übten sie sich in den Künsten der Bewegung und der Gewandtheit. Und noch mehr der Verirrungen und Verschiebungen betrachteten sie als richtig. Der Mann besaß noch nicht die leise Kraft des Lächelns über die Umwege der Menschen. Deshalb schloß er sich ab und lebte sich selber. Sein Leben teilten ein Weib, ein Freund und ein Knecht.

*

Der Knecht schaffte die Grobarbeit — das Weib wärmte ihm Herz und Leib, aus der Freundschaft wuchsen ihm Befeuerungen in den Kreisstrom seiner Gedanken. So glaubte der Mann sich glücklich im Fernesein von den Menschen, und er glaubte sich glücklich in der Gesichertheit, die ihm Liebe, Freundschaft und Werkelhilfe gewährten.

Eines Nachts machte er eine Wanderung durch den föhnigen Wald, wie er manchmal tat, wenn die Lust ihn trieb, auf das Bewegte und Werdende zu lauschen. In der Tasche trug er heute zudem einen seltenen, zauberhaften Fund, eine Eichel mit zwei Keimen. Aus den Büchern hatte er erfahren, eine solche Eichel müsse man zur Geisterstunde spalten, die Teile in die Ohren stecken, dann werde man wundersam scharf hören.

Zur angegebenen Zeit spaltete der Mann die Eichel mit seinem Sackmesser und steckte in jedes Ohr eine der Hälften. Kaum hatte er dies getan, als er wie ein Klotz hinfiel und bewußtlos liegen blieb. Ein Brausen, von Pfeifen und Zischen durchmengt, umhüllte ihn alsbald und machte ihn kornhaft klein. Geschwänzte Kobolde, schlangenartig sich windende Dämone, erschreckende Köpfe ohne Leiber und fast körperlose Gebilde, die nur Maulöffnungen waren, bedrängten und umtobten ihn. Sie preßten furchtbare Schreie in sein Ohr und zischten ihm unflätige Sätze zu. Vor der letzten Zermalmung und Betäubung erwachte der Mann und fand sich im Gestrüpp liegend. Warme Regentropfen trösteten sein Gesicht; der Wald ward wieder vertraut, die Glieder bewegten sich nach Wunsch. So erhob er sich und tappte nach Hause. Von dem Gehörten bohrten die Wahrheiten, die er über Freund und Knecht und Frau erfahren hatte, schmerzhaft in seinem Gehirn.

Am nächsten Tag verhörte er zuerst den Knecht. Jaulend und verkrümmt gestand der Bursche, daß er sich an seines Herrn Gut schwer vergriffen habe. Dann befragte der Mann mit Herrscherstimme sein Weib. Erblassen und Erröten in dem klaren Frauengesicht sagten ihm genug und bestätigten ihm, daß seine Angetraute ehebrecherisch mit ihres Mannes Freund gelebt hatte.

Nun sollte auch noch der Freund, der zur gewohnten Stunde erwartet wurde, unter das Richtschwert der Wahrheit kommen. Jedoch er erschien überhaupt nicht und nie mehr! Die Frau hatte ihm aus der Speicherluke Zeichen gewinkt, sie seien entdeckt, und er solle verschwinden.

Der Mann jagte den Knecht aus dem Hause und trieb sein Weib in die Fremde.

*

Nun wärmte ihm nichts mehr Herz und Leib; die Grobarbeit blieb ungeschafft, die Gedanken versprühten zu einsamen, verlöschenden Funken. Der Mann floh wie ein Gehetzter in die laute Stadt zu den Menschen. Oft befiel ihn ein seltsames, neugeborenes Staunen, daß manche Menschenantlitze noch leuchten konnten. Nach einem Jahr hatte der Heimgekehrte einen neuen Freund, ein neues Weib und einen andern Knecht. Der Mann lachte wieder — und konnte sogar lächeln.

Der Apfel fällt nicht weit . . .

(O. Herrmann)

„Aber Vati, was hast du für schöne Erinnerungen an deine jeweilige Filia hospitalis! Warum gönnst du mir den Filius hospitalis nicht?"

Teufel Lekpom

Die Sprechstunde in der „Ärztlichen Beratungsstelle" hat begonnen. Feldscher Konowaloff zieht sich den schwärzlich weißen „Doktorkittel" über, steckt das bärtige Gesicht mit den funkelnden Brillengläsern in die Türspalte des Empfangsraumes und ruft mit Stentorstimme: „He, ihr da, Bürger! Wessen Reihe? Der Nächste!"

Auf einem Bänkchen in der Nähe der Tür sitzen zwei Personen, ein rotbärtiger Bauer und ein altes Mütterchen im roten Kopftuch. Der Bauer steht von der Bank auf, geht auf Zehenspitzen in das Doktorzimmer und blickt scheu auf den mit verschiedenen Medikamenten und medizinischen Gläsern gefüllten Schrank.

„Nun sprich, was fehlt dir?" fragt strengen Blickes der Feldscher.

„Es brennt inwendig wie Feuer, Genosse Feldscher — — — und dann — — —"

„Nicht Feldscher, sondern Lekpom (Arztgehilfe)", verbessert ärgerlich Konowaloff. „Früher waren wir Feldscher, jetzt sind wir Arztgehilfen. Wie oft soll man euch das noch sagen? Aber gegen eure Dummheit ist kein Kraut gewachsen . . ."

„Ja, unsere Dummheit . . .", stottert erschreckt der Bauer, „doch — die Krankheit . . . Die Schmerzen sind inwendig — — — und abends tut das Kreuz sehr weh . . . Meine erste Frau, die Aksinja, war gesund und kräftig und starb; aber die zweite ist ganz schwächlich . . ."

„Was gehen mich deine Familienverhältnisse an", unterbricht ihn der Feldscher streng. „Hast du schon früher um Hilfe gebeten?"

„Um Unterstützung?" fragt verwundert der Patient. „Ich habe noch keine Zeit dazu gehabt. Ich müßte mich dann an die Kommission wenden, den Sekretär . . . Hätte viel Laufereien . . . Im Hause geht alles zugrunde . . . Ich kann nicht alles allein machen, und die Bäuerin liegt und kann sich nicht rühren . . ."

„Ach, Freund, du verstehst mich nicht. Ich meinte natürlich ärztliche Hilfe."

„Ach so", erwidert lebhaft der Patient. „Ja, die Matrijewna ist mehrere Male dagewesen, die Krankheit zu besprechen, aber es half alles nichts . . ."

„Ja, so seid ihr", der Feldscher runzelt hoheitsvoll die Stirn — „anstatt daß ihr um ärztliche Hilfe bittet, zieht es euch zu den dunklen Gewalten des Dorfes — — —"

„Ja, wir sind dumm und unwissend, Genosse Feld . . . Kompom . . .", seufzt der Bauer schwer auf, „aber was sollte ich tun . . . Die Wirtschaft geht zugrunde . . ."

„Höre auf zu jammern", unterbricht ihn unwirsch der Feldscher, „ich habe schon gehört . . ."

„Ja, Genosse Kompom, ich . . ."

„Lekpom", verbessert der Feldscher schreiend. „Zieh dich aus."

„Ja aber — — — wie denn — — —?" fragt erschreckt der Bauer.

„Ganz einfach, zieh den Pelz und das Hemd aus. Mach schnell."

Ängstlich zieht der Bauer den Kopf ein, als erwarte er Schläge. Mit zitternden Händen entblößt er den Oberkörper und fragt dann schüchtern: „Die Hosen auch?"

Wütend ergreift der Feldscher das Hörrohr, setzt es auf die entblößte Brust des Patienten, fühlt seinen Puls und murmelt: „Wie ich mir dachte — es hängt mit dem Magen zusammen — — — kann aber auch Malaria sein. Eins von beiden ist es bestimmt."

Er wirft das Instrument auf den Tisch, kramt einige Zeit im Schrank und gibt dem Patienten dann einige Pulver und ein Fläschchen.

„Hier", sagt er, „die Pulver nimmst du morgens und abends ein und die Medizin trinkst du auf einmal aus. Jetzt kannst du gehen."

Der Bauer zieht sich hastig an, steckt die Medizin in die Tasche und verläßt fast laufend das Zimmer. „Oh, Oh", murmelt er, sich erschöpft mit dem Ärmel des Pelzes den Schweiß von der Stirn wischend.

„Nun, welche Krankheit hat er gefunden?" fragt interessiert das alte Mütterchen.

„Ach was, Krankheit", spricht der Bauer, mit der Hand durch die Luft fahrend. „Ich bin ja gar nicht

krank. Aber meine Frau, die Bäuerin, liegt schon den zweiten Monat und kann sich nicht rühren. Herbringen kann ich sie auch nicht . . . Ich wollte es ihm erklären, aber er ließ mich ja nicht zu Worte kommen — — — dieser Teufel von Feldscher . . . Und verhöhnt hat er mich auch . . . Das Hemde ließ er mich ausziehen . . . Gut noch, daß er mir Medizin gegeben hat; vielleicht, daß diese der Bäuerin helfen wird . . ."

Der Bauer stülpt sich die Mütze auf den Kopf und geht eilends aus dem Zimmer. Ängstlich blickt das Mütterchen auf die Tür des Doktorzimmers, dann folgt sie ihm schnell. „Ach nein", murmelt sie vor sich hin, „ich gehe lieber nach Hause. Er ist ja ein Teufel, der Feldscher. Besser, ich gehe abends zur Matrijewna, die bespricht mir schon die Krankheit . . ."

J. v. H.

* * *

Das Resultat

Mein Freund, der Mathematiker, hält sich für einen glänzenden Pädagogen. Sein Erziehungsobjekt ist sein einziger Bub, der sich zur Zeit zum Schrecken der Mutter aufs Lügen verlegt hat. Sie meint, man dürfe dem Kinde nicht mehr die kleinste Lüge durchgehen lassen, und auch ich setze mich als alter Hausfreund dafür ein, den kleinen Kerl ein paarmal gründlich zu bestrafen; dann würde er sich das Lügen bald abgewöhnen.

„Falsch, ganz falsch!", sagt mein Freund, „damit nähme man ja dem Kinde alle Sicherheit!" Sicherheit müsse ein Mann notwendig haben — was mache schon das bißchen Lügen! Ja, man brauche es geradezu im Leben.

Nun, dachte ich, er wird es ja wissen . . .

Neulich kam ich wieder auf Besuch — da gab's niedergeschlagene Mienen! Der Liebling hatte ein Fünfmarkstück „weggenommen"; gab es sogar auch zu; ja, er habe es „weggetan", aber da und da wieder hingelegt. Ich rate dem Freund, er solle doch den Schlingel nochmal ganz vertraulich fragen. Vielleicht gestehe er seine Tat reumütig ein, wenn er dem Kinde recht fest in die Augen schaue. „Ja, was glaubst du denn", sagt mein Freund verzweifelt, „dazu ist mein Junge schon viel zu sicher!"

Kleine Tragik

(Ottomar Starke)



„Mein altes Herz sehnt sich nach 'ner kompakten Liebe, aber mein Jeld reicht bloß noch für eene Molle."

Kino in Köpenick

„Pfui Deibel, Frollein", wandte sich in einem Köpenicker Kino ein Besucher an die unbekannte Nachbarin, „det riecht ja hier so nach Keese?!"

„Na, denken Sie vielleicht, Herr", erwiderte prompt die Angeredete, „ick wer' mir Ihretwejen Veilchenseefe uff de Stulle lejen?"

Nahendes Gewitter im Gebirg

Rot blitzt es auf im Wetterloch,
Hell hängt der Mond im Bergesjoch.

Um Wolken spielt ein Zwitterlicht,
Und Baum und Fels zeigt ein Gesicht.

Der Krüppeleiche grüner Strauch
Steht aufgewühlt im Lüftehauch,

Hat plötzlich Gemsenleib und lauscht;
Sein grünes Blätterbärtchen rauscht.

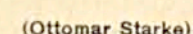
Gespenstig huscht vorbei und fragt
Nach dem verlaufenen Kalb die Magd.

Dumpf brüllt die Mutterkuh im Stall,
Und Stürme brechen los im All.

Georg Schwarz

Das Echo / Von Edmund Hoehne

Im Herzen Deutschlands, in einsamer Waldhöhe, lebte ein siebenfaches Echo, das auf hallenden Flügeln zwischen Talhängen und Klippen kreiste, bis es verging. Das vorige Jahrhundert, das noch mehr Sinn für Äolsharfen und Windromantik hatte, entsandte viele Reisende ins Dorfversteck am Fuße des Bakenbergs; sie stiegen hinauf zur Schutzhütte auf seinem Gipfel, saßen bei Brot, Käse und Landwein, schauten über den dichten, grün schimmernden Waldpelz des ungeheuren Bären Germanien, der ruhig atmend seinen tiefen Daseinsrausch ausschlief, kletterten über die Felsen und lärmten das Echo hervor. Siebenmal spielten Ost und West es sich zu wie einen leichten Federball, ehe es lautlos zu Boden sank. Eine klingende Windrose wies in Weite und Allheit, und ein mannigfaches Summen der Gäste auf deutsch, englisch, französisch, holländisch, dänisch entsprach dieser Weltträumerei über der Idisenschlucht. Die Bauern nahmen die Nebengroschen der Wirterei mit und lebten unbekümmert weiter im Bannring unbelauschter Sitte, die sie wie Luft atmeten und darum nicht lobten. Erst die Enkel betrieben gewerbsmäßigen Stimmungshandel und wurden Echohüter im Hauptberuf.
Mit einemmal versagte der Widerhall jede Antwort auf die Zurufe; die Wolkenmilchkuh ließ sich nicht mehr melken. Das ganze Nest, das von den Fremden gelebt hatte, verarmte. Die Gasthöfe standen leer, die Mädchen fanden keinen Hausdienst mehr, die Holzschnitzer blieben mit ihren bunten Figuren allein. Man rief einen Gelehrten von der nächsten Universität, doch sagte er: „Ich weiß keinen Rat. Irgendwo ist der allererste Anprall zerstört, darum fehlen auch alle weiteren Tonrückwürfe. Vielleicht ist ein Felsen abgebröckelt oder eine Baumgruppe verwüstet, vielleicht ist es ein winziger Stein, ein einziger Ast, der nun fehlt — wer will das wissen? Die Statik dieser singenden Kuppel des Pan entzieht sich menschlicher Berechnung."
Immer wieder bliesen die hoffenden Hirten auf ihren Hörnern, oder hungrige Köhler brannten Böller ab — das endlose Luftmeer verschlang jeden Laut; die reiche Wildmusik, die holde Stimme der Ferne, ertrank in den Wellen einer stummen See voll Tannenatem.
Man versuchte zwar eine Zeitlang die dumme Täuschung eines falschen Echos, indem man sieben Mannsposten verteilte, die den Zuruf weitergeben mußten, doch klang das gar zu falsch und ungeschickt: der letzte Ruf der Gegend war durch einen plumpen Schwindel verscherzt. Die Siedlung lag wieder allein zwischen Buchenbrötelei und Eichentrotz und lauschte enttäuscht dem eignen Murmeln aus dem Idisenbach in enger Klamm. Einer schalt den andern schuldig, der Holzfäller den Steinbruchmann, der Jäger den Freiheuer; dieser hatte voreilig gerodet, jener unbedacht gesprengt. Der Drost mußte Soldaten einquartieren, um wüste Raufereien zu verhindern. Nun stichelten sie nur noch insgeheim und speisten wieder Gäste, doch ohne Bezahlung, aus eignem Topf. Man schaffte dumpf vor sich hin, und die Urenkel lächelten ungläubig, wenn der Ahn von den bunten Echojahren voller Butter und Most erzählte.
Da wanderte von Süden her eine Schülerschar von Söhnen vieler Nationen über das Gebirge, um ins Rheintal zu dringen und nach Köln zu fahren. Es war Frühling, aber ein verspätetes Schneetreiben hüllte sie in dichte Irrschleier; sie verfehlten den Weg und folgten auf eigner Pfadspur sich selber, bis sie erschöpft niedersanken. Drei schleppten sich weiter, fanden Bakendorf und holten Hilfe. Das ganze Völklein vom rüstigen Greis bis zum Schafbuben beteiligte sich am mühseligen Suchen. Das war kein Umwerben von Verdienstbringern mehr, sondern echte Lebenskameradschaft zwischen Unbekannten. Erst nach einer Woche fand man die letzten Vermißten; starr und kalt lagen sie hoch oben auf einem Grat am Rande der Schlucht, von dem aus sie Umschau über den fürchterlichen Winterforst hatten halten wollen. Man trug sie zum Friedhof, und der Bildhauer meißelte eine Granittafel, darauf stand: „Hier fanden zwei schönheitsuchende Brüder aus der Fremde den Tod." Die mauerte man ein in ein Mal aus Streublöcken, die rings um die Fundstätte lagen, hart über der morschen Wolfswand, weit sichtbar allen Nachbarn. Da lag noch aus alter Zeit eine verwitterte Bank zwischen den Trümmern eines hölzernen Aussichtsturms, in die in mancherlei Sprachen Namen eingeritzt waren, auch in der der Verblichenen. So stand ihr Gedenkstein zwischen der Vergangenheit des Ortes und der Zukunft der Gefährten und ihrer Retter, die sich jede Belohnung verbaten.
— Als der Sommer mit leuchtender Gewalt über die Berge fiel, sang der Hirte auf dem verlassenen Gipfel ein altes Volkslied. Der Heimatpflegeschulmeister hörte es nicht; kein rechnender Schulze hatte es angeraten, kein Gast hatte es bestellt; er sang nur vor sich hin aus unbewußter Lust am Leben und am Vatergau. Plötzlich brach er ab und lauschte ergriffen — — — Über dem Tal schwebte wie ein junger Phönix mit sieben Wunderkehlen das sagenhafte Echo der Vorfahren. Die schlichte Grabpyramide der guten Glaubenstat hatte die Lücke im Schallbereich geschlossen.





(Ottomar Starke)

*

Lieber Simplicissimus!

Vor einem halben Jahre habe ich mein bescheidenes Eigenheim vor der Stadt bezogen. Gestern bekam ich den Besuch eines Vertreters jenes wichtigen Unternehmens, das die unvermeidlichen Rückstände unseres Erdenlebens nicht gerade sehr diskret, aber gewissenhaft abholt und wieder einfügt in den Kreislauf der Natur.
„Alle zwei Jahre kommen wir einmal", versprach der Vertreter. Das ist nicht zu häufig, dachte ich. Aber er wird es schon wissen; er hat ja Erfahrung und kennt die Lebenshaltung des kleinen Mannes und weiß, was sich der so leisten kann. „Das kostet dann 4,50 Mark", stellte er fest. Und — im Hinblick auf meinen kleinen Garten —: „Wenn Sie 's aber behalten wollen zum Düngen, macht es 5 Mark im Jahr."
Ich rechne schnell nach. Das sind ja 10 Mark für zwei Jahre, also 5,50 Mark mehr dafür, daß ich dieses löbliche Institut gar nicht bemühe!
Noch immer bin ich nicht hinter das Geheimnis dieser Rechnung gekommen.

Das neueste Völkerbunds-Dilemma

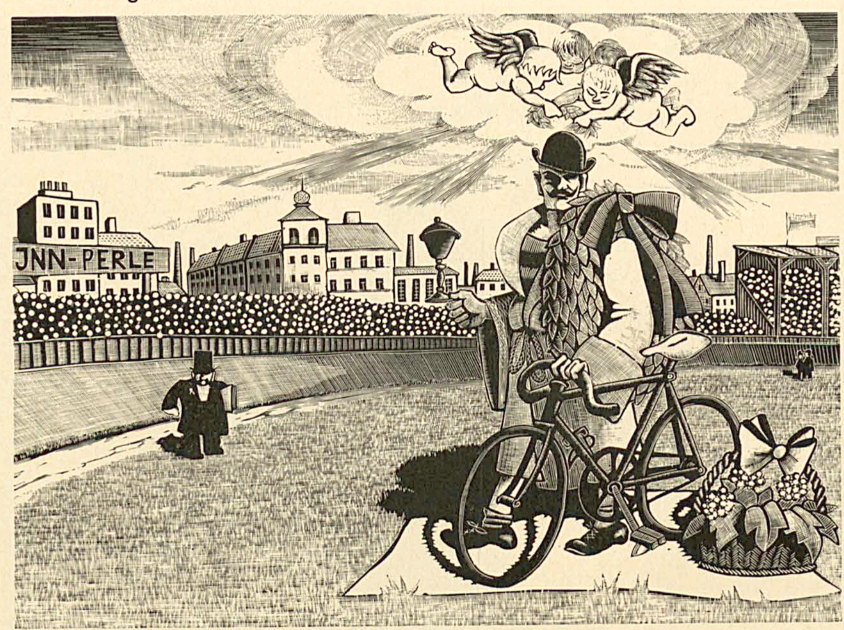
(R. Kriesch)



„Ich würde mich ja gerne reformieren lassen, wenn ich nicht so Angst hätte vor dem Streit der Reformatoren untereinander!"

Der Sieger

(O. Nückel)



Frau Fießner

Von Hans Alfred Kihn

Die Meere spei'n Ertrunkne Hauf' um Hauf',
Aus Gräberstädten wehn die Seelen alle
Von Myriaden Toten himmelauf,
Nun von des Weltgerichts Posaunenschalle.

Aus ihrer Grüfte finsterem Verbleib,
Aus Wüstensand und Schlamm und Eis gerufen
Des Welten-Untergangs, mit neuem Leib
Bekleidet, nahn sie bang der Allmacht Stufen.

Es schweben Englein singend hoch im Schein.
Auf Wolkenstühlen thronen Himmelsväter.
Da —: in der Völker feierstummen Reihn
Bricht plötzlich los ein keifendes Gezeter!

Frau Fießner macht's, die auferstanden ist.
Sie hat vor vielen hunderttausend Jahren
In Klein-Polzin als Frau Geheimkanzlist
Geklatscht, getratscht — und war ins Grab gefahren.

Vielhunderttausend Jahre war sie stumm!
O schnödes Schicksal! Gräßliches Gebrechen!
Nun schließt sich um die arme Seel' herum
Ein neuer Leib — nun kann sie wieder sprechen!

Die Wolken teilt der Engel Tubaschall,
In Ehrfurcht schweigen rings die Millionen.
Doch schriller kreischt Frau Fießners Redeschwall:
Sie holt ihn nach, den Stadtklatsch vor Äonen!

Daß Krulls Mariechen wieder schwanger sei,
Wo doch ihr Mann nur fünfzehnhundert Mark hat,
Da sei's genug doch mit der Göhren drei,
Und daß die Schulzen auf dem Leib nur Quark hat,

Dabei schon werktags trägt den neuen Hut,
Und daß die Kalkulatorsch gar, man höre!
Drei Stücke Zucker in den Kaffee tut,
Wild schreit's die Fießnern durch die Himmels-Chöre!

Und daß die Nöldechen, die alte Kuh,
Heiraten will — — — o uferloses Babbeln!
Der liebe Gott hält sich die Ohren zu,
Er kommt nicht zum Gericht durch all das Sabbeln.

Der Himmel grollt, ihr zürnt die Seelenwelt,
Bis ihr der tapferste der Himmelsstreiter,
Erzengel Michael, das Maul zuhält.
— — — Die Fießnern priestert mit den Händen weiter!

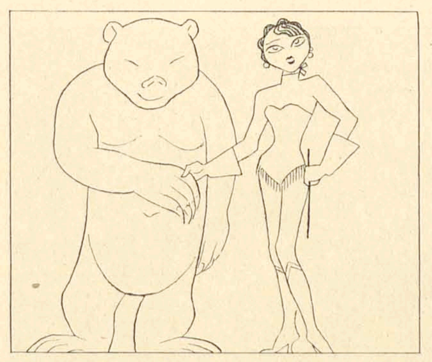
Die Allmacht stürzt sie in der Hölle Graus,
Sie soll den Weltenrichter nicht mehr stören.
Die Hölle speit sie zischend wieder aus:
Der Teufel kann das wüste Weib nicht hören!

Nun schwebt im All Frau Fießner ohne Ruh
Und muß das ewige Nichts mit Klatsch erfüllen.
Sie keift und heult — und niemand hört ihr zu!
Im Grenzenlosen stirbt ihr Schrein und Brüllen.

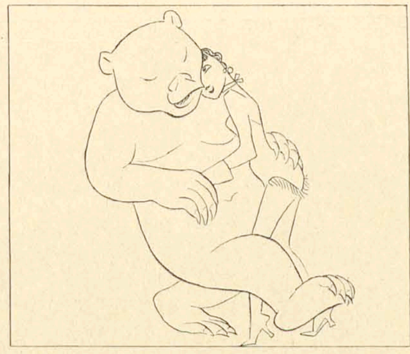
Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 12193 I. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Mariannes russischer Tanz

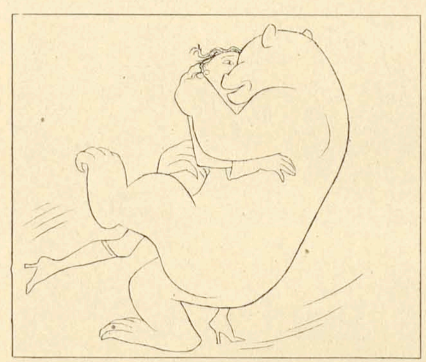
(Karl Arnold)



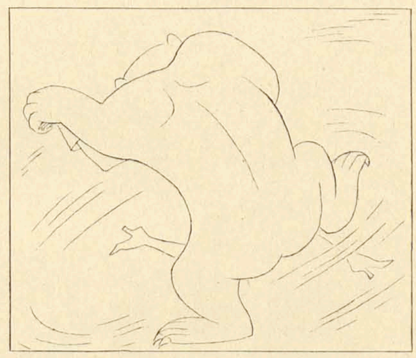
„Mesdames, Messieurs! Hier Sie sehen mon petit ami Russe! Wollen macken eine kleine dance."



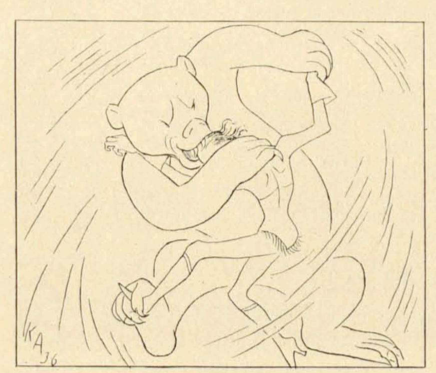
„Allons enfants de la patrie — — — hi — — — he — — —"



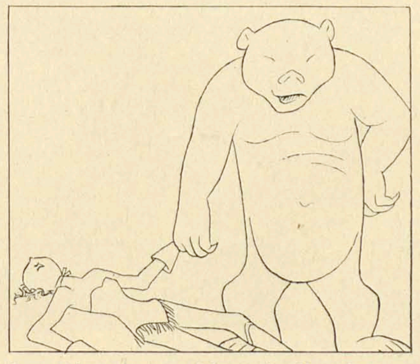
„Nicht so snell, mon ami — — —



Du mich macken swindlick — — —



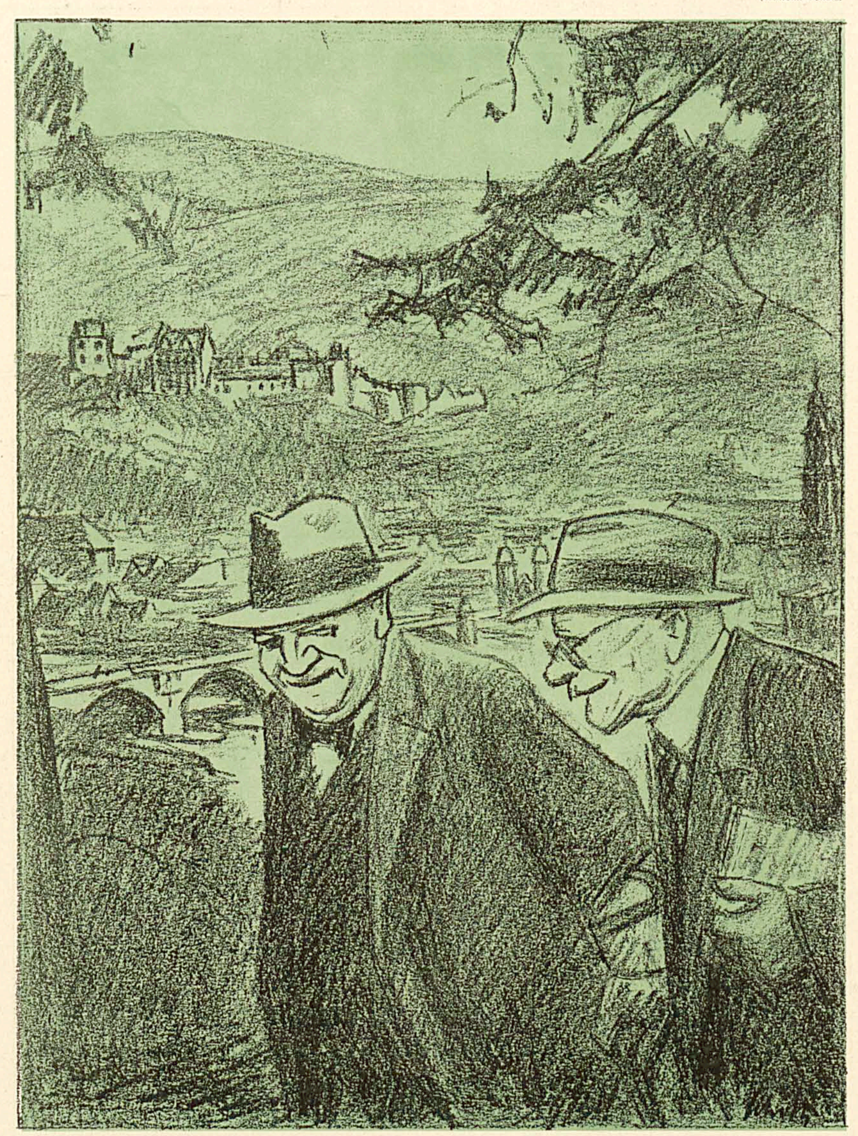
arrête — arrête — genuck!!"



„Bourgeois! Hirr Sie sehen Schwesterchen Mariann'! Ist sich vom Tanz ganz kaputt!"

Alt-Heidelberg-Erinnerungen

(Wilhelm Schulz)



„Jaja . . . hier hab' ich so manches liebe Mal . . ." — „Du auch? Meine hieß Aennchen . . ."

München, 5. Juli 1935 Preis 60 Pfennig 41. Jahrgang Nr. 15

SIMPLICISSIMUS

Pakt-Diktator Litwinow

(E. Thöny)



„Streiken, meine Herren, darf nur der französische Genosse. Sie aber müssen Ihre Maschinerie endlich in Tätigkeit setzen!"

Der Mann ohne Vaterland

Als einer Deutschland! rief, da stand ein anderer auf,
hieb voll Zorn auf den Tisch und sagte: „Ich pfeife drauf.
Schöner als alle Heimat ist dieser atlantische Strand.
Bleibt mir vom Halse mit eurem ewigen Reden von Heimat und Vaterland!“
Wie er hinausging, war rings paradiesische Nacht.
Nah klang das Glitzern der Wellen. Von Palmen bewacht
standen weiße Gebäude die Straße entlang.
Aus der Stadt am Gestade stieg goldenes Licht und blauer Gesang.

Aber was war das? Von ferne nahte am Himmel ein Streif
silbernen Lichtes, herangetragen von einem dunkelen Traumvogel Greif:
bis die Erscheinung ein riesiges Luftschiff wurde, das langsam das Dunkel durchzog
und mit erleuchteten Fenstern zur Küste herüberbog.

Leise summend kam es heran, und über das schweigende Land
ward ein Lied aus Deutschland von oben heruntergesandt,
deutlich hörbar zur Nacht, ein Lied, nicht umschwirrt von dem Glühn
süßer Gitarren – ein Lied, von Trompeten geblasen, hell, sauber und kühn.

An einer Palme blieb da der nächtliche Wanderer stehn.
Berge des Hegaus konnte er vor sich sehn,
Vater, der seinen Weinberg emporschritt, und Mutter, die mit ihm ging,
und er selbst war der Knabe, der beiden im Arme hing.

Plötzlich hob sich was Silbernes unten im Süden empor,
glitt hintern Twiel, kam mit der Spitze wieder hervor,
schwebte am Horizont hin, unbekannt, traumschön und fern,
wendete, schwebte dem See zu und senkte sich unter den Abendstern . . .

Da aber brüllten unten im Hafen begeisterte Schiffe los.
Glocken wurden laut, Fenster öffneten sich, Palmen reckten sich groß.
Breiter Lichtstrahl fuhr nieder und fand ihn, wie er da stand,
Tränen im Auge . . . der Mann ohne Vaterland.

Karl Martin Schiller

bushidō

Von

Katarina Botsky

Es wurde Abend. (Der Abend ist lange her — über dreihundert Jahre.) Die hohe Burg der Toyotomi in Ōsaka, auf weitem Feld, schien langsam in den grüngrauen Frühlingshimmel hineinzuwachsen. Ihre sieben Etagen mit sieben geschweiften Holzdächern türmten sich, herausfordernd, zum Himmel empor über ihrem hohen Steinfundament. In einer der Etagen war Licht. Dort ging die Zeremonie des Teetrinkens vor sich beim sanften Leuchten weißer Lampions. Hideyori Toyotomi und seine Mutter hockten auf zarten Reisstrohmatten und hielten winzige Täßchen in den Händen. Ihnen gegenüber im Halbkreis, ebenso, ein paar vornehme Samurai und Ōno Harunaga, der Befehlshaber der Burg. Eine kreideweiß gepuderte Dienerin besorgte stumm das Teezeremoniell. Die bunten Seidengewänder der Teetrinkenden leuchteten wie farbiges Wasser auf den Reisstrohmatten. Wie rotes und blaues, gelbes und grünes Wasser mit vielfarbigen Ungeheuern. Nach dem Teetrinken sprach man von Tokugawa Jeyasu, dem Shōgun, dem mächtigsten Manne Japans. Aber man sprach nicht davon, daß er danach trachtete, die Toyotomis zu verderben, nachdem es ihm gelungen war, Hideyoris Vater in einem Kampf zu besiegen und zu töten.
Hideyori ließ die Mutter reden, weil sie es besser verstand als er. Auch ziemte es nicht einem jungen bushi, das hieß, einem jungen Ritter, in Gegenwart älterer Ritter das Wort zu ergreifen. Nicht ohne Koketterie hielt er seine frommen Samtaugen gesenkt, wobei er mit stillem Genuß ein Gedicht auf „die gelben Schmetterlinge“ machte. Die Fenster aus Papier waren zurückgeschoben. Der Mond drängte sich groß und golden durch die grüngrauen Wolken. Lautlos bestrahlte er die geschweiften Dächer der Burg, die so kraus waren und so bunt. Hideyori schlug träumerisch die Augen auf zu dem schönen Mond. Da kreischte eine Horde Uhus auf den Dächern los. Der kleine bushi fuhr leicht zusammen . . . Ōno Harunaga räusperte sich ganz dünn, nur ganz dünn; aber das war schon Unwillen genug. Er sah den errötenden Träumer durchdringend an.
Und er sprach zu Hideyori, als sie das Teezimmer verließen: „Ihr werdet diese Nacht unter dem Galgen schlafen.“ Harunaga hielt es für seine Pflicht, seinen nervösen und allzu schwärmerischen jungen Herrn im Stil der Zeit abzuhärten.
Es wurde Nacht. Alles Gold war vom Mond geflossen, und nun saß er so geisterhaft blaß am Himmel. Glich er nicht einem weißen Metallauge, das spukhaft auf den Galgen starrte und auf die rote Stadtmauer mit den vielen hölzernen Käfigen?! Hideyori fand es. Ganz seltsame Vögel hockten hinter den hölzernen Gitterstäben der Käfige. Es waren verblichene Menschengesichter: lauter Köpfe von hingerichteten Übeltätern. Fast schienen sie im Mondschein wie Buddha zu lächeln über Hideyoris Entsetzen. Am Galgen hing ein dünner grauer Bettler, dessen nackte Füße sich im Winde bewegten. bushidō, der ritterliche Ehrenkodex, verlangte nun zweifellos von Hideyori, daß er sein kleines hölzernes Kopfkissen gerade auf der Stelle niederlegte, über der die rauhen Füße des Bettlers schwebten. Man handelte stets dem Ehrenkodex gemäß, wenn man immer das tat, was man nicht gerade gern tat und was dem eignen Verlangen widersprach. Das hatte der neunzehnjährige kleine Ritter schon herausgefunden. Die Zähne zusammenbeißend, tat er, was er nicht gerade gern tat: er bettete sein zartes, halb kahl rasiertes Dichterhaupt auf das Klötzchen an vorschriftsmäßiger Stelle. Schon wollte er vor Grauen die Augen schließen und das Gedicht an die gelben Schmetterlinge zu fördern versuchen, als ihm noch rechtzeitig einfiel, daß der bushidō eine angenehme Ablenkung wohl kaum gestattete. Zweifellos war es seine Pflicht, die Augen offen zu halten und so, Aug in Aug mit allen Schrekken, abzuwarten, bis sie ihm von selbst zufielen.
Eine dunkle Wolke ließ sich mit weichem Sausen auf den Galgen nieder; Raben waren es. Mit schief gehaltenen Köpfen nahmen sie auf dem Gerüst Platz und krächzten schrill und böse. Hideyori ergriff einen Stein und schleuderte ihn empor. Die Raben lüfteten probeweise die Schwingen. Erst nach dem zweiten Stein schwammen sie schimpfend nach links davon, zu den Käfigen an der roten Stadtmauer.
Dort ging ein riesenhafter Priester. Oder war es ein Kobold, der die Gestalt eines Priesters angenommen hatte, um verspätete Stadtbewohner — wie es so oft vorkam — ins Verderben zu locken? Hideyori murmelte zitternd einen frommen Spruch, um allen Spuk von sich fernzuhalten.
Die übergroße Gestalt des Priesters glitt schemenhaft dicht an den Käfigen vorbei. Plötzlich schossen graue Hände aus seinem Mantel heraus, wanden sich um die hölzernen Stäbe eines Käfigs, knickten sie lautlos und zerrten hastig den schauerlichen Inhalt heraus. Hideyori bemerkte, daß der Priester keinen Kopf hatte und daß seine Hände sehr tief am Körper hingen. Es war sicherlich ein Kobold. Den Raub im Arm, schwankte die Gestalt in das nahe Gehölz. Klagende Töne brachte der Nachtwind von dort mit sich.
„Hi—de—yo—ri!“ ertönte jetzt eine dumpfe Stimme im Gehölz. „Steht auf und kehrt heim! Jeyasu ist im Anzug!“
Der Liegende flog empor. Er mußte durchs Gehölz, wenn er zur Burg zurück wollte, und im Gehölz war jener Koboldpriester. Vielleicht war er es sogar, der gerufen hatte, um ihn an sich zu locken und zu verderben.
„Hi—de—yo—ri!“ wiederholte die dumpfe Stimme noch dringlicher, „kehrt heim! Eure Mutter wartet auf Euch!“
Was tun? Zweifellos war es jetzt seine Ritterpflicht, der Gefahr nicht achtend, sich in das Gehölz zu stürzen, um seine Tapferkeit zu beweisen, ob jene Stimme nun die Wahrheit sprach oder nicht. Leicht war es nicht, ein Ritter zu sein. Schnaufend und mit zackigen Sprüngen, wie jemand, der darauf gefaßt ist, auf etwas Furchtbares zu stoßen, rannte der Gerufene in die Tannenfinsternis hinein. Der bushidō schwang die Geißel hinter ihm.
Die schwarzen Tannen hielten ihre starren Äste feindlich gegen den Mond, um kein Licht auf den Weg zu lassen. Nur dort, wo er endete, setzte ein langer, traurig blauer Mondstrahl sich auf eine graue Brücke. Bunt aufleuchtend, glitt ein hoher Rumpf ohne Kopf über die Brücke. Ein großer Hund schien Hideyori in der Finsternis entgegen zu kommen. Schon prallten sie aufeinander. Lange harte Arme packten den jungen Ritter, und eine vor Schreck gläsern klingende Stimme stammelte: „Seid Ihr Hideyori? Dann kehrt heim. Jeyasu ist im Anzug.“ Es war der Rufer, ein junger Krieger, den man ausgeschickt hatte, um Hideyori zu holen.
„Sahst du den Priester ohne Kopf?“ flüsterte der kleine bushi, sich mit seinem Fächer Luft und Kühlung zufächelnd. Der Soldat verneinte es. Aber im Finstern wäre etwas Rätselhaftes, Großes an ihm vorbeigehuscht, das bitterlich geweint hätte. Fürchtend, daß es ein irrendes Nachtwesen sein könne, habe er nicht gewagt, es anzureden.
Sie traten zusammen den Heimweg an, ohne auf etwas Böses zu stoßen. Vor dem Gehölz gähnte ein graues Feld. „Neigt Euch einmal zur Erde“, sagte der Soldat zu Hideyori, „dann könnt Ihr schon das Trappeln ihrer Pferde hören.“
Sie bückten sich beide über die frühlingsduftende Erde und lauschten. Von Osten summte ein einsames Tönen her. Ungeheuerhaft sah Hideyori, der Dichter, den Feind durch den Wind daherkommen. Seine Phantasie sah übergroße Männer in funkelnden Rüstungen auf übergroßen Pferden. Die Samurai schwangen bunte Fächer in den Händen, mit denen sie dem Heer die Richtung wiesen. Des Dichters Phantasie hörte das wilde Schwirren der Fächer und das böse Klirren der Schwerter an

(Schluß auf Seite 173)

Sankt Franziskus

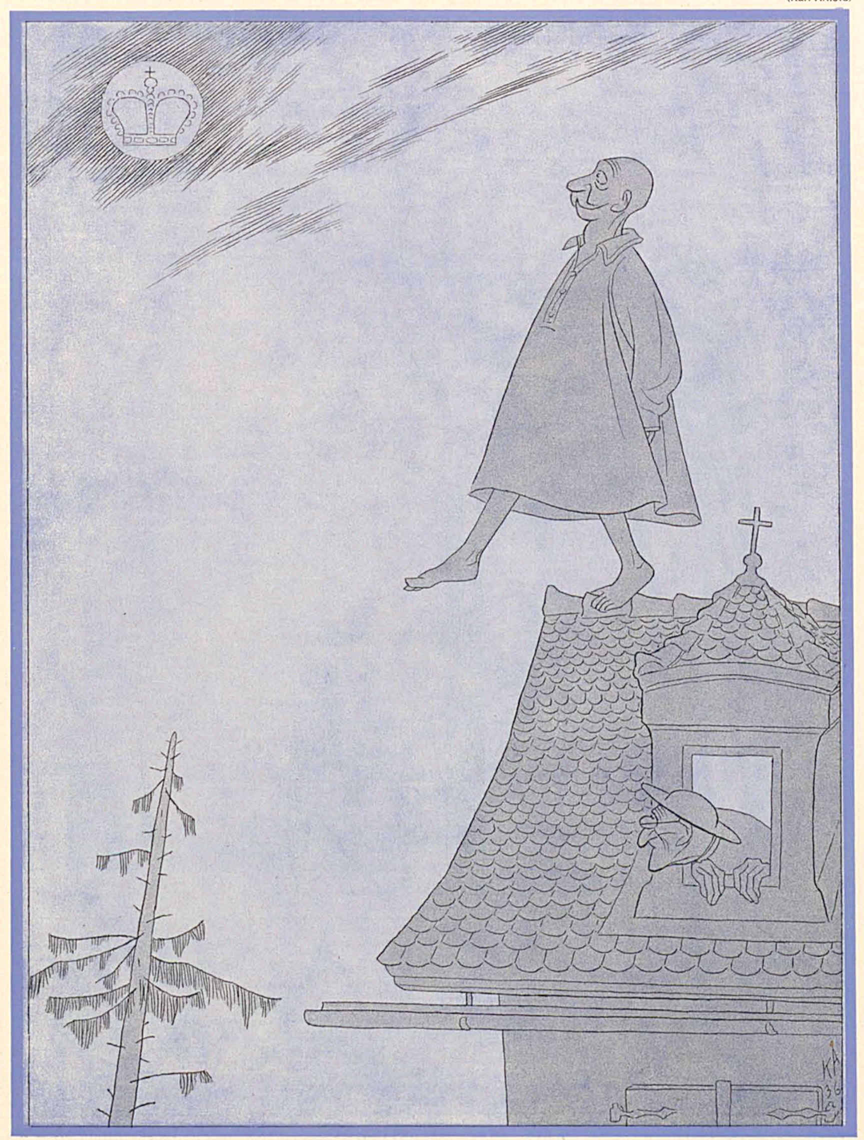
(Olaf Gulbransson)



„Wäre es nicht nützlicher, o heiliger Mann, wenn du, statt uns Kaltblütern zu predigen, deinen hitzblütigen Jüngern etwas schärfer auf die Finger sehen würdest?"

Österreich auf dem Weg zur Restauration

(Karl Arnold)



„Hoffentlich red't mein' Mondsüchtigen koans an — er kunnt sonst leicht an Föhltritt tun.“

bushidō

(Schluß von Seite 170)

ihren eisernen Ketten. Er sah riesige Pfeile und Bogen zum Himmel aufragen. Er sah das Tigergesicht Tokugawa Jeyasus, gelb und finster, unter einer goldenen Haube. Wie dicht unter dem Himmel sah er es näher und näher und immer näher schweben . . .

In der Burg empfing sie Lärm und Waffenklirren und der blutige Schein von Fackeln. Ōno Harunaga traf in aller Eile die Vorbereitungen zur Verteidigung der Burg. Mit einer tiefen Verneigung überreichte er Hideyori das frisch geschliffene Schwert seines Vaters: eine breite Todessichel. Langsam ging die Sonne auf. Innerlich schaudernd hob der kleine Ritter das Schwert ins Licht. Auf tausend Pferderücken wogte der Feind heran über die weiche Frühlingserde.

Bald sausten die Pfeile durch die Luft, bald ertönten die rauhen Schreie derer, die zum letztenmal schrien, bald krochen rote Blutschlänglein über funkelnde Rüstungen und schreiend aufbäumende Pferde. Tokugawa Jeyasu hielt seinen Fächer wie ein Beil über der Schulter, und sein harter, dunkler Mund schleuderte kurze Befehle. Jungenhaft starrte Hideyori aus der Burg zu ihm herüber, gehorsam das Schwert in der Hand. Bestürzt suchte er in sich nach dem wilden Rachedrang, den ein Sohn dem Mörder seines Vaters gegenüber zu empfinden hat.

Nun schien die Sonne in voller Pracht auf den alten Kamelienbaum vor der Burg; sie stieg höher und höher. Aber ihr nach stiegen rauchige Wolken, die den Himmel düster verhängten: ein Gewitter war im Anzug, und bald brach es los. Vom Hagel geblendet zog sich der Feind ein wenig zurück. Doch als die Raben unter dem Regenbogen angeflogen kamen, um die Toten zu suchen, brach der Kampf aufs neue los. Das ging so bis zum Abend.

Die Nacht war wolkig und windig. Lange, blutrote Gespenster huschten durch die Gänge der Burg, wenn ein Luftzug die brennenden Fackeln traf. Die Besatzung schlief erschöpft neben ihren Waffen. Plötzlich ein dumpfes Dröhnen! Der Wächter auf dem Wartturm hatte Übles entdeckt. Polternd jagten die finstern Weltuntergangsklänge des Gongs die müden Schläfer empor. Mit verwirrten Augen, sich stoßend und sich anschreiend, taumelten die Krieger wie Betrunkene durcheinander. Was war denn los? „Sie legen Feuer an die Burg!“ gellte es da durch den Aufruhr.

Ein Ausfall wurde gemacht. Es folgte ein blutiges Ringen Mann gegen Mann. Hideyori rief wiederholt nach Harunaga. Aber der kam nicht. Er konnte nicht kommen; er hatte einen Dolch in der Kehle. Der Feind war in der Mehrzahl, und das Feuer half ihm noch. Den Kämpfenden vor der Burg schnitt es den Rückweg ab und denen in ihrem Inneren den Ausweg. Ein Rufer Jeyasus forderte Hideyori und seine Mutter auf, die Burg zu verlassen und sich zu ergeben. Dann sollte ihnen kein Leid geschehen. Der Neunzehnjährige stürzte zu seiner Mutter hin und sah sie an, die Augen voll Lebensgier. Auch sie sah ihn an, die Hände in den langen Seidenärmeln vergraben. „Du bist ein bushi“, sprach sie zwischen den Zähnen. „Und du weißt, was das heißt. Ein bushi ergibt sich nicht. Auch dürfen ihn die Flammen nicht lebendig erreichen.“ Abgewandten Gesichts schob sie ihm etwas Kaltes in die Hand. Abgewandten Gesichts standen sie einander im Rauch gegenüber. Wie gestern früh erhob sich die Sonne, ganz wie gestern: aber kein goldener Schmetterling flirrte über den Stahl in des kleinen Ritters Hand. „Es ist Zeit“, sagte die Mutter, ihren zuckenden Mund mit dem Ärmel bedeckend.

Die letzten Getreuen standen um sie herum, und so durfte Hideyori seine Mutter nicht einmal zum Abschied umarmen. Der bushidō gestattete dem Ritter keine Vertraulichkeiten vor anderer Augen. Sie verneigten sich nur tief voreinander. Ihre blauschwarzen Köpfe berührten fast den Boden, um die Tränen zu verbergen. Taumelnd gingen sie auseinander. Der Mutter folgten die Frauen, Hideyori die Männer.

Der kleine Ritter betrat das nächste Gemach und kauerte sich dort auf der Matte nieder; hinter ihm nahmen die Krieger Platz, die Diener im Vorraum. Leer starrte er auf das kalte blanke Ding in seiner Hand. Ihm fiel ein Ausspruch Buddhas ein: „Alle Wesen träumen nur in dieser fließenden Welt des Unglücks.“ Ihm war, er träumte nur. Über seinem Kopf an der Decke hing eine rosige Maske: ein reizendes Mädchengesicht mit zwei schwarzen kreisrunden Flecken an der Stirn. Es war das Gesicht der O-Tafuku, der Göttin des Glücks. Sie lächelte ihm zu — auch jetzt. Die Lotosblumen in den Vasen standen da, als wäre alles wie sonst. Und der Rauch, der durch alle Ritzen heraufdrang, konnte auch Weihrauch sein aus den Opferschalen vor den Bildern der Götter. Vor dem zurückgeschobenen Fenster nickte zum letztenmal der alte Kamelienbaum. Seine großen weißen Knospen schwollen in der Hitze an, und hier und dort tat sich eine langsam auf. Ein schauerliches Knistern erfüllte wie ein ewiges Koboldkichern das Ohr. Es war „Zeit“, die Mutter hatte recht.

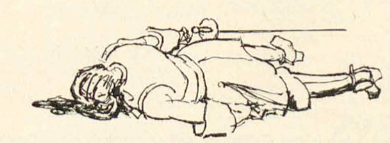
In einem düstern Saal, der sein Licht nur durch die weiße Papierwand einer Galerie empfing, kniete sie auf der Erde, die Frauen hinter sich. Die Gebete waren gesprochen. Nur das Knistern sprach noch. Bis zum Gürtel waren die Frauen schlohweiß, denn sie hatten die Oberkleider abgelegt. Die langen wallenden Ärmel ihrer Hemden flossen leuchtend an ihnen herab und über den Boden. Alle saßen sie todesbereit da, die Augen aus der Dunkelheit auf die rote Scheibe gerichtet, mit der die aufgehende Sonne die weiße Papierwand schmückte. Unter irrem Flüstern drückten sie sich die Spitze kleiner Dolche in die Kehle — bis ihre hochfrisierten Köpfe, haltlos, über den leuchtenden Hemden zu schaukeln begannen. Hideyoris Mutter hatte das schwere Werk als erste vollbracht.

Hideyori zögerte noch immer. Den Kopf tief zur Erde gesenkt, betete er sehr lange. Doch ohne daß er darum zu beten gewagt hätte, flehte doch sein ganzes Wesen um eines vor allem, um das: im nächsten Leben nicht wieder ein Ritter zu sein. Wie der bushidō es vorschrieb, ohne mit der Wimper zu zucken, vollführte er alsdann das Harakiri, und alle Männer hinter ihm folgten seinem Beispiel. Keine Klage wurde laut. Die rosige Maske an der Decke bewegte sich sanft im Luftzug, im Rauch; reizend und ruhig sah sie dem Todeswerk zu. Ihren Kirschenaugen graute es nicht vor den Blutspiegeln auf der Strohmatte. Der Kamelienbaum ging jetzt in Flammen auf. Diese Riesenfackel leuchtete den Sterbenden beim letzten Blick auf das Leben. Dem bushidō getreu und in großem Glanz gingen sie den harten Weg zum Meido.

(E. Thöny)







Blumenkohl

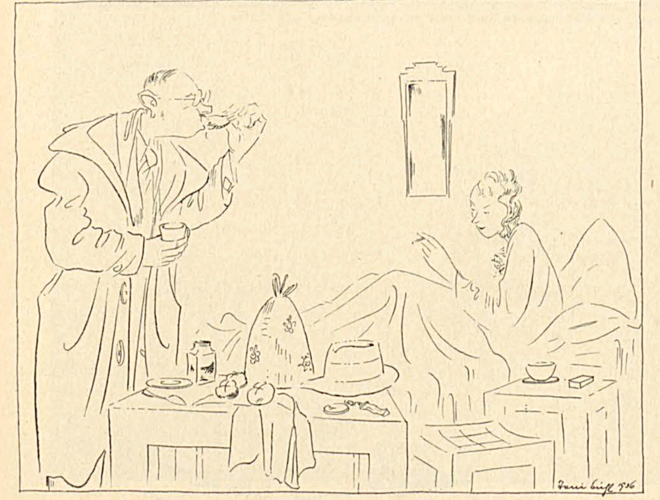
Von German Gerhold

„Fünfundvierzig Pfennig", sagte der Händler, von der Waage aufsehend.
Adamson trat einen Schritt zurück und sah ernst von dem Blumenkohl in der Hand des Mannes zu dessen Gesicht auf. Es drückte lediglich Gleichgültigkeit aus. Adamson schlug den Blick nieder, weil er sich für diesen Mann schämte, der ihn so unverfroren betrügen wollte.
„Na? Was is, Herr Nachbar?" rief der Mann, während seine Augen sich bereits vorübergehenden Hausfrauen zuwandten.
Adamson wich heftig einen weiteren Schritt zurück. Heiß stieg es in seinem Innern auf, und mit einem bittern Lächeln nickte er vor sich hin. So also ging es in der Welt zu, die sich während jener Tagesstunden abspielte, die er bislang in der grauen Eintönigkeit des Justizbüros verbracht hatte. So wurden einem also die wenigen Pfennige abgenommen, die man im Dienst für das allgemeine Wohl als kargen Lohn erhielt. Pensioniert mußte man erst werden, um diese Erfahrung zu machen.
Unschlüssig, wie man eine wirksame Abwehr organisieren könnte, nahm er das Marktnetz von der einen in die andere Hand. Man hätte sich längst damit näher befassen sollen, dachte er. Wäre ich doch früher daran gegangen, mich nach einem eigenen Gärtchen umzutun, mich mit Samenkatalogen und Gartenbüchern zu beschäftigen!
Seit gestern wußte er es nämlich: Fünfhundert Korn des allerbesten Samens vom allererstklassigsten Blumenkohl Marke „Großer Maharadschah" kosteten in der berühmtesten Samenhandlung der Welt — eine Mark und vierzig Pfennig.
Fünfhundert Blumenkohlköpfe —! Er und seine Frau hätten also ein Jahr und viereinhalb Monate lang täglich ihr Leibgericht Blumenkohl essen können, für — eine Mark vierzig Pfennig! Und wenn man nur hundert Köpfe selber essen würde, — konnte man nicht mit den übrigen vierhundert ein Schwein oder Scharen von Kaninchen mästen —? Dann hätte man das Fleisch noch umsonst dazu gehabt!
So also sah es in der Welt aus, welche man vierzig Jahre lang vertrauensselig seiner Frau allein überlassen hatte, ohne auch nur einmal durchgreifend nachzuprüfen. Sollten auch jedes Jahr nur hundert Mark auf diese Art verschwendet worden sein, so wären es viertausend gewesen!
Einen Riesengarten hätte man dafür kaufen können!
Grundbesitzer für ewige Zeiten wäre man geworden! Die fernsten Urenkel noch hätten Nutzen daraus ziehen können. Statt dessen mästete man diese Betrüger damit.
Eben trat der Händler von seinem Stand zurück und nahm von einem Auto weitere Körbe herunter.
Adamson nickte heftig. Ein Auto hatte der Mann —! Natürlich hätte der ein Auto! Kunststück — von meinen viertausend Mark! Ich kann ja hier mit meinem Marktnetz zu Fuß herumlaufen!
In überquellender Bitterkeit zerbiß er seinen Schnurrbart. So stand man nun da. Grau und verblichen, im abgetragenen Lodenmantel, mit einem Einkaufsnetz; betrogen um die Früchte eines arbeitsreichen Lebens.
Andere aber hatten ihr Leben in Licht und Sonne verbracht, fuhren Auto, kauften um anderthalb Mark Samen und lösten zweihundertfünfundzwanzig damit!
Irgendeine ganz große Tat dämmerte vor ihm auf. Geniale Schriftsätze, welche die Justizwelt aufhorchen machten, — ein Prozeß mit Enthüllungen, die über Europas Grenzen hinaus Aufsehen erregen würden . . .
Sein Blick fiel auf einen älteren Mann, der, wie er, wenig erfreut den Blumenkohl zu betrachten schien.
„Ist dieser Preis nicht ein Skandal?" meinte Adamson.
Der andere nickte grimmig. „Eine Schande, eine wahre Schande. Ab und zu wundert's mich immer wieder mal, daß überhaupt noch einer herkommt und so was anbietet."
Etwas ungewiß sah Adamson auf. „Wie meinen Sie das?"
„Na, wenn man bedenkt, was sich alles daran satt frißt —! Da fressen die Erdflöhe, Raupen, Schnecken und Läuse von oben, Drahtwürmer, Engerlinge, Erdraupen, Asseln, Tausendfüßler, Käfer und was weiß ich, von unten. An allen Zäunen lauern Hühner, Gänse und Enten, ein Versehen, und alles ist verwüstet. Jeden Tag kann ein Frost kommen, und alles ist ruiniert. Regnet's viel, dann fängt das Zeug zu faulen an, und brennt dauernd die Sonne, dann wird erst recht nichts draus. Hat man's aber glücklich doch bald ein Jahr lang großgepäppelt, — dann schießt das Zeug, macht keine Blumen oder sonst eine Dummheit. Es ist immer wieder ein Wunder, daß schließlich doch was auf dem Markt ist. Da sehen's die Leute dann mit krausen Nasen an, und schließlich nimmt man das meiste halbverwelkt wieder mit heim. Was man erlöst, langt kaum für Abgaben und Steuern. Aber ob Sie's glauben oder nicht, Herr Nachbar: Es gibt tatsächlich Leute, denen alles noch viel zu teuer ist."
Adamson nickte verwirrt. Die Uhr am Rathaus schlug mahnend halb zwölf. Eilends kaufte er Blumenkohl und trollte sich heim.

* * *

Die Mondäne

(Toni Bichl)



„Empörend, daß ich mir das Frühstück selber machen muß. Das wenn ich vorher gewußt hätte!" — „Aber Paulchen, sei doch zufrieden, mittags essen wir ja sowieso im Restaurant!"

Geheimnis des Erfolgs

„Und Ihre raffinierten Kunstpausen im Vortrag, wie kommen Sie darauf?"
„Im Vertrauen gesagt: es fällt mir sehr oft nichts ein."

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:
Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl . . . Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:
Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. . . . Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:
Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelenken Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:
Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson)
broschiert RM —.80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Robinson mit Rührei

Als ich die Stadt verließ vor wenig Wochen,
träumt' ich von einem Haus am Waldesrand —
Nun wohn' ich drin — und muß mir selber kochen.
Bis Rührei reicht ja grad' mein Kochverstand.

Was war die Stadt doch für ein Häuser-Haufen!
Da, wo ich jetzt bin, sind die Häuser rar.
Und gar ein Wirtshaus! Ach, da kann man laufen . . .
Wie lang ich schon in keinem Wirtshaus war!

Und wie die Menschen hier vereinzelt leben!
Hier lebe ich — und noch die Witwe Schmidt.
Im Dorfe soll es junge Mädchen geben . . .
Das Dorf ist weit. Es zählt deshalb nicht mit.

Jedoch die Witwe Schmidt, die kann man zählen!
Ich wohn' im einen, sie im andern Haus.
Des Morgens seh ich sie den Körper stählen.
Sie turnt im Garten. Das sieht neckisch aus!

Sie wohnt nicht nur im Sommer hier, nein, immer.
Doch meinte sie, zum Fürchten sei kein Grund.
Was steckt doch Mut in diesem Frauenzimmer:
sie hält sich weder Schoß- noch Kettenhund.

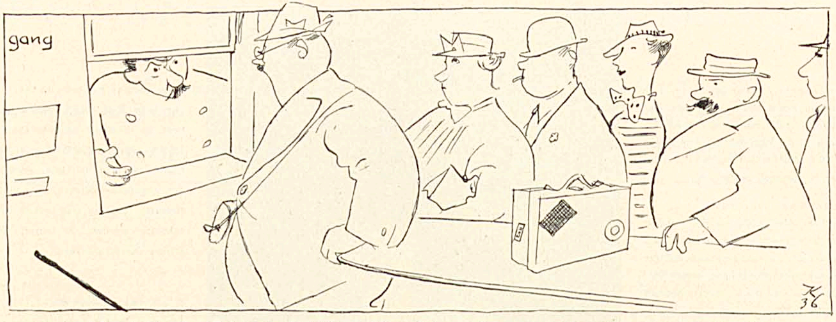
Für achtunddreißig Jahre wirkt sie munter.
Die Hundelosigkeit wird Absicht sein.
Ich nehme an, die Gute hofft mitunter . . .
Doch, ach, es brach noch niemand bei ihr ein.

Noch wohn' ich zwischen Himmel, Gras und Bäumen.
Bald ist es Schluß. Was dann kommt, weiß ich schon.
Dann werd' ich von dem Haus am Waldrand träumen
und von der Zeit als Rührei-Robinson!

Fritz A. Mende

Eile mit Weile

(R. Kriesch)



„Ich möchte eine Fahrkarte, bitte!" — „Wohin?" — „Ja, wozu würden Sie mir denn raten?"

Exzellenz und die Hühner / Von Wolfgang Wetterstein

Exzellenz packte eigenhändig ihre Koffer. Sonst pflegte die alte Dame dies nur bei drohenden Gewittern zu tun. Daran war Frau Leisegang gewöhnt. Aber diesmal mußte ein anderer Grund vorliegen. Es sah zwar nach Regen aus, doch an ein Gewitter war nicht zu denken.

(A. Sailer)



„Als sportlicher Beobachter saje ick: total vakorkst — aber schad't nischt, als Mann muß ick saj'n: blendende Fijur!"

„Es sind die Hühner, verlassen Sie sich darauf, Frau Leisegang", sagte Luise, das Hausmädchen, beim Geschirrabwaschen.

Frau Leisegang zuckte mit den Achseln. Sie hatte vor einiger Zeit allerdings Hühner angeschafft, und Exzellenz war entsetzt darüber. Nun, sie würde sich daran gewöhnen müssen.

Hühner gackern. Besonders, wenn sie ein Ei gelegt haben. Es gehört zu ihrer Tätigkeit. Exzellenz lehnte die Eier auch nicht ab, aber sie hatte Luise mild angedeutet, daß sie das Gackern der Hühner und das Krähen des Hahnes störe. Sie sei alt und wünsche in der Sommerfrische Ruhe. Das fiel Luise nun ein.

„Es sind ganz bestimmt die Hühner, Frau Leisegang!" wiederholte sie.

Frau Leisegang wurde nachdenklich und begann zu rechnen. Exzellenz wohnte bei ihr in voller Pension und wollte den Sommer über bleiben. Sollte es sich da nicht lohnen, den ganzen Hühnerhof einzuwecken?

Der Lärm, den die alte Dame verursachte, bekam eine dramatische Note. Hier drängte irgend etwas zur Entscheidung.

Plötzlich krähte draußen der Hahn wie toll.

Oben wurde alles still. Dann klingelte es.

Luise rannte die Treppe hinauf und kam nach einer Weile aufgeregt zurück.

„Exzellenz geht zur Polizei!" berichtete sie emport. „Hühner dürften in einem Kurort nicht gehalten werden."

„Aber frische Eier sollen immer da sein!" lachte Frau Leisegang erbittert.

Dann horchten beide auf.

Schritte kamen die Treppe herab, die Haustür wurde geöffnet und wieder geschlossen. Exzellenz begab sich zur Polizei. Man sah sie über den Hof trippeln. Die Hühner stoben in ihrer unergründlichen Dummheit aufgackernd vor ihr auseinander. Der Hahn krähte idiotisch hinter ihr drein.

Frau Leisegang überlegte, ob sie die Hühner nicht doch lieber opfern solle, aber sie konnte zu keinem Entschluß kommen.

Es begann zu regnen. Es regnete stärker. Die Hühner verstummten und standen in sich gekehrt an der Hausmauer. Der Hahn ließ den Schwanz hängen. Es goß.

„Exzellenz wird schön naß werden", sagte Frau Leisegang besorgt. „Sie hat nicht einmal ihren Schirm mitgenommen."

„Geschieht ihr recht, wenn sie naß wird!" äußerte Luise feindselig.

Es sintflutete.

„Nimm doch mal eben meinen Schirm, Luise", sagte Frau Leisegang, „und sieh nach, wo Exzellenz . . ."

„Nein!" widersetzte sich Luise schroff.

Frau Leisegang stemmte die Fäuste in die Hüften . . .

Es hupte, und das Polizeiauto fegte auf den Hof. Die Pfützen zerstäubten, und die Hühner wollten vor Entsetzen irrsinnig werden.

Exzellenz stieg aus. Ein Polizeibeamter hielt einen Regenschirm über sie und geleitete sie zur Haustür. Man hörte tief empfundene Worte des Dankes und die männliche Stimme des Beamten.

„Alles in Ordnung mit den Hühnern, Exzellenz", sagte er und empfahl sich.

Es klopfte zart an die Küchentür. Exzellenz trat ein und ließ sich erschöpft auf einem Stuhl nieder.

„Ach, meine liebe Frau Leisegang", begann die alte Dame, „ich habe Ihnen ja ein so schreckliches Unrecht zugefügt."

„Wieso denn, Exzellenz?"

„Man hat mich auf der Polizei aufgeklärt. Hühner dürfen auch in einem Kurort gehalten werden. Es ist nicht verboten."

„Gewiß nicht, Exzellenz", sagte Frau Leisegang bescheiden.

Luise stocherte im Herd.

„Also, liebe Frau Leisegang, seien Sie mir nicht böse, wenn ich Sie wegen der Hühner gekränkt haben sollte. Und nun noch eine ganz kleine, bescheidene Bitte."

„Das wäre, Exzellenz?"

„Könnten Sie nicht dafür sorgen, daß die Hühner, und besonders der Hahn, sich wenigstens früh morgens bis acht Uhr und mittags von zwölf bis drei Uhr ruhig verhielten, und am Sonntag vielleicht ein wenig länger?"

Die Mittelmeerfrage

(Wilhelm Schulz)



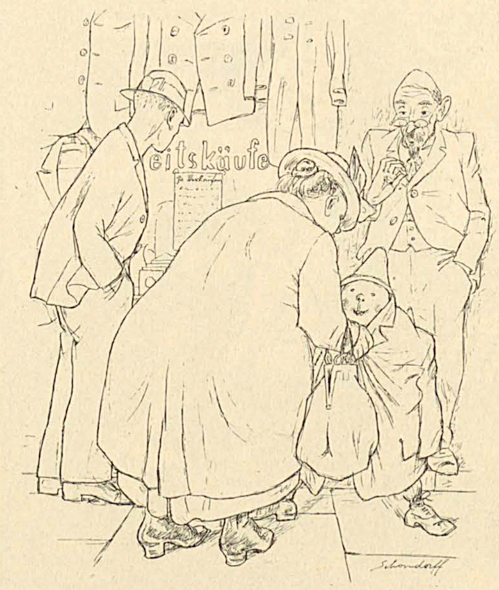
„Meine Damen und Herren! Was aus uns Meergöttern wird, kann man noch nicht sagen — die Grundstückbesitzer hier sind unter sich selber noch nicht einig."

Der Strohwitwer / Von Alfred Baresel

In diesem Sommer mußte Eleonore allein verreisen; er hatte eine größere Arbeit auf dem Schreibtisch liegen, die keinen Aufschub duldete.
Der Abschied am Abendzug war herzlich, aber ohne besondere gefühlshafte Regungen. Er war in Gedanken bei seiner Arbeit. Die Einsamkeit in den nächsten Wochen würde ihr förderlich sein. Wenn sie beendet war, konnte man vielleicht daran denken, Eleonore nachzureisen.
Er ging eilig durch die Straßen, durchschritt fast hastig die leere Wohnung, setzte sich sofort an den Schreibtisch. Die Fenster standen weit offen, die laue Abendluft kam herein. Er drehte die kleine Lampe an und dehnte sich behaglich im Sessel. Die Ruhe in der leeren Wohnung tat wohl. Er begann zu schreiben.
Nach wenigen Sätzen legte er die Feder enttäuscht wieder hin. Die Ruhe der Umgebung wollte sich ihm nicht mitteilen. Die Gedanken kamen nicht recht in Fluß. Er vermochte sich nicht zu sammeln.
Merkwürdig — was war denn anders als sonst? Wenn Eleonore daheim war, saß sie ganz hinten in der Ecke des Zimmers, mit einem Buch, mit einer Näharbeit beschäftigt. Sie sprachen nie miteinander, wenn er arbeitete . . .
Er versuchte es von neuem; aber es wurde nichts. Unruhig rückte er mit dem Stuhl hin und her. Irgend etwas fehlte.
Er fuhr mit dem Stuhl herum und betrachtete nachdenklich den leeren Sessel hinten am Nähtisch. Es muß wohl so sein, daß die Nähe einer geliebten Frau etwas Beruhigendes hat — auch wenn man gar nicht mit ihr spricht. Wie angenehm war es sonst, sie dort in der Ecke zu wissen.
Man dachte freilich nie daran — nein, wenn er arbeitete, vergaß er die Umwelt völlig. Aber eine unbewußte, uninteressierte Freude über ihre Anwesenheit war wohl doch dabei, ein Gefühl der Geborgenheit. Es waren Gefühlsströme im Zimmer, die jetzt fehlten.
Sie wollten ihren Kreislauf antreten, diese unsichtbaren Ströme, von ihm zu ihr und zurück — aber sie mußten auf halbem Wege umkehren. Sie suchten sich neue Wege . . .
Über seinem Schreibtisch hing Eleonores Bild. Er betrachtete es lange, aber es beruhigte ihn nicht. Der Karton des Photographen konnte nichts Seelisches ausstrahlen.
Im Gegenteil — das Bild beunruhigte ihn. Es gab nichts wieder als ihre Schönheit, ihre fraulichen Reize. Diese Reize, ohne das Seelische des Blicks, ohne den pulsenden Atem der Brust, gehörten nicht eindeutig zu Eleonore. Sie konnten zu jeder anderen schönen Frau gehören . . .
Von der Straße her klang Mädchenlachen herauf. Es war weich und wohlklingend. Es gaukelte ihm eine neue Geborgenheit vor . . . Er schloß unwillig das Fenster.
Nach einer Weile öffnete er es wieder, denn die Luft im Zimmer war drückend. Man sollte einen Abendspaziergang machen; es wurde ja doch nichts mit der Arbeit heute.
Nein, das erschien ihm zu abenteuerlich, an diesem ersten Abend, da er allein war, als Strohwitwer. Er dachte an die dummen Witze, die früher regelmäßig, wenn die Strohwitwerzeit begann, in anspruchslosen Zeitschriften aufgetaucht waren.
Er saß wieder am Schreibtisch und betrachtete Eleonores Bild. Sie war so schön, daß der Gedanke an andere Frauen überflüssig war. Damals, als die Aufnahme gemacht wurde, trug sie die langen Ohrringe noch nicht, die ihr freilich so gut standen. Aber warum trug sie sie eigentlich? Sie war in letzter Zeit koketter geworden . . . „Für wen machst du dich jetzt immer so schön?" hatte er sie einmal im Scherz gefragt. „Für dich!" hatte sie lachend geantwortet.
Ob sie die Ohrringe, die ihr so gut standen, wohl mitgenommen hatte in die Sommerfrische?
Auf seiner Stirn stellten sich ein paar Falten ein. Er sah auf die Uhr. Jetzt war Eleonore wohl schon in dem kleinen Kurort angelangt. Vielleicht saß sie auf der Terrasse des Kurhauses und aß zu Abend, an einem kleinen Tisch mit buntem Lämpchen. Alle Herren sahen aufmerksam hinüber zu der neuangekommenen schönen Frau mit den schönen langen Ohrringen . . .
Gott ja, man mußte sich das schon einmal gönnen, für ein paar Wochen im Jahr sein eigener Mensch zu sein. An den Blicken fremder Leute zu merken, daß man noch wirkte, daß man noch jung war. Das bedeutete ein gut Teil der Erholung, der seelischen Erfrischung.
Die fehlte ihm, sollte ihm in diesem Jahre wohl nicht beschieden sein. Er mußte daheim bleiben. Aber vielleicht hatten die dummen Strohwitwerwitze gar nicht so unrecht? Ganz hinten in solch abgeschmackten Dingen liegen doch oft ewige Weisheiten . . . Es konnte ja harmlos sein — aber man müßte jetzt, da man allein war, einmal irgend etwas tun, was man sonst nicht tat. Etwa in den Biergarten gehen, den Lore nicht mochte: so daß man ein solches Männervergnügen sonst immer entbehren mußte. Schließlich, ja — es gab in der Stadt auch Gartenterrassen mit kleinen Tischen und bunten Lämpchen; da sie nun einmal den Biergarten nicht leiden konnte . . .
Er nahm Mantel und Hut und verließ die Wohnung. — — —
Nach zehn Minuten war er wieder da. Saß am Schreibtisch und arbeitete mit Lust und Frische, vergnügt lächelnd, immerzu lächelnd. Neben ihm lag eine Schachtel Zigaretten, die er, als Ausbeute seines abendlichen Spaziergangs, am Automaten der nächsten Straßenecke gezogen hatte. Und dann lag noch ein anderes Schächtelchen neben ihm: Eleonore hatte es ihm heute beim Abschied, wohlverpackt, in die Tasche des Sommermantels gesteckt. Er hatte gar nicht mehr daran gedacht. Erst vorhin auf der Straße hatte er es in der Tasche gefühlt und neugierig geöffnet. Die langen Ohrringe lagen darin.

Der Individualist

(Paul Schondorff)



„Die Jacke ist 'n bißchen zu groß, aber was glauben Sie, wie rasch der Junge 'reinwächst!" — „Ja, bal er mag, scho! Sie hab'n ja koa Ahnung net, wia eig'nsinnig der sei' ko!"

Clou der Rheinreise

Jeder Deutsche einmal an den Rhein, zu den rheinischen Mädchen und zum rheinischen Wein —: wer könnte auf die Dauer diesen Lockungen widerstehen? Auch Herr Pielicke aus Berlin konnte es nicht.
Er vertraute sich einem Sonderzug der Reichsbahn an, dampfte westwärts und graste vierzehn Tage lang zu Wasser und zu Lande den Rhein und seine Ufer ab, seine Berge und Burgen, seine stolzen Städte und seine verträumten Dörfer.
Nun ist er nach Berlin zurückgekehrt und steht seinen Bekannten, die ihn ausfragen, Rede und Antwort.
„Ist der Kölner Dom wirklich so imposant, wie es immer heißt?"
„O ja!" sagt Pielicke.
„Haben Sie die Burgen alle gesehen?"
„Alle!" sagt Pielicke.
„Und die Weinberge? Und das Deutsche Eck? Und den Mäuseturm bei Bingen? Und das Niederwalddenkmal? Und das Siebengebirge?"
„Alles!" sagt Pielicke.
„Und was war das Allerschönste auf der ganzen Rheinreise?"
„Das Allerschönste?" Pielicke denkt einen Augenblick nach, dann sagt er strahlend: „Det Allaschönste, Kinda, det war in Koblenz. Da war nach der Mosel zu 'ne kleene Nebenjasse. Un in der Nebenjasse war 'ne janz kleene Kneipe. Un da jab et echte Bealina Weiße!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371 307 •

DA. 12193 I. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • **Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.**

Kurzweil

(Paul Scheurich)



„Reizend, die Männer sind genau so – nur das Schnürchen dürfen sie nicht merken!“.

Die neue Verfassung der Sowjets

(R. Kriesch)



„Köpfe hinein, Gesindel! Ihr stört den Eindruck unserer neuen demokratischen Fassade!"

München, 12. Juli 1936 Preis 60 Pfennig 41. Jahrgang Nr. 16

SIMPLICISSIMUS

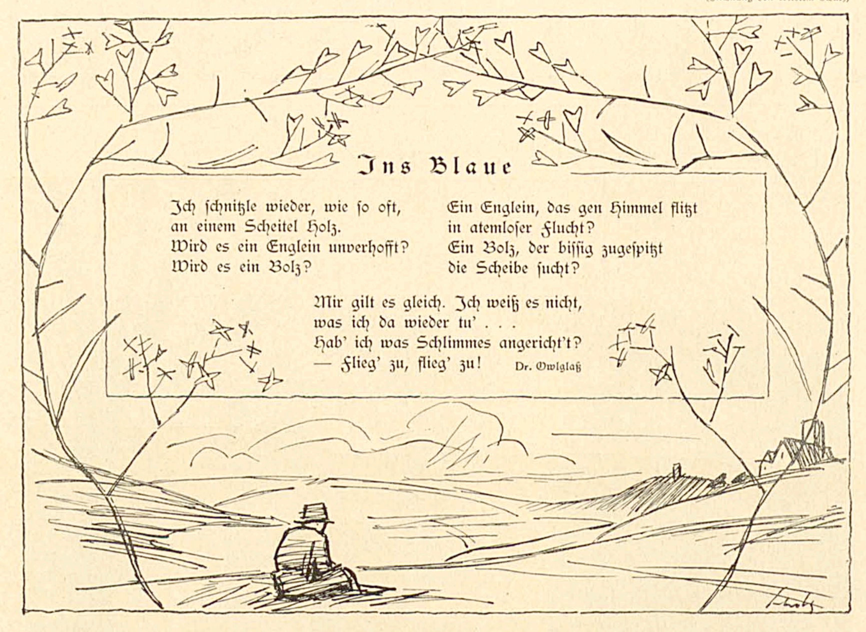
Marianne, die Netzflickerin

(Olaf Gulbransson)



„Ich werde das Genfer Paragraphennetz schon wieder zusammenflicken — — — wenn das Zeug nur nicht so morsch wäre!"

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



Ins Blaue

Ich schnitzle wieder, wie so oft,
an einem Scheitel Holz.
Wird es ein Englein unverhofft?
Wird es ein Bolz?

Ein Englein, das gen Himmel flitzt
in atemloser Flucht?
Ein Bolz, der bissig zugespitzt
die Scheibe sucht?

Mir gilt es gleich. Ich weiß es nicht,
was ich da wieder tu' . . .
Hab' ich was Schlimmes angericht't?
— Flieg' zu, flieg' zu!

Dr. Owlglaß

Als ich den Nobelpreis erhielt / Von Heinz Weis

Ich war in größter Verlegenheit. Denn die drei einzigen Worte Schwedisch, die ich beherrschte: „takk for maten" (zu deutsch: Dank für das Mittagessen), waren norwegischer Herkunft, und nun peinigte mich die Frage: wird König Gustav von Schweden, wenn ich in der nächsten Minute vor ihn gerufen werde, um den Nobelpreis in Empfang zu nehmen, mich überhaupt verstehen, wenn ich ihm auf norwegisch antworte: „takk for maten" . . ? Wird er sich vor allen Dingen damit zufrieden geben, wenn ich — anstatt der Rede, die jeder Preisträger vor den Majestäten zu halten hat — freundlich und nach allen Seiten mich verbeugend sagen werde: „takk for maten" . . ?
Ich griff nach der linken Rocktasche, in der die Preisträger ihr Manuskript zu tragen pflegen, und fand dort — ein Karamelbonbon. Ich wickelte es aus, steckte es augenblicklich in den Mund und erhoffte nun ein Sprachenwunder: vielleicht — wenn ich den Mund jetzt öffne — kommt Schwedisch heraus! Vielleicht — ich griff nochmals in die Tasche — vielleicht, daß sich noch ein zweites fände, das mir noch die erhabenen Gedanken schenkte, die ich auf schwedisch äußern könnte! Für das schlichte Pathos — falls man zu Majestäten spricht — wollte ich dann — man darf nicht alles vom Wunder erwarten — selber stehn. Ich griff also nochmals in die Tasche, aber statt des Bonbons fand ich mein heftig klopfendes, von Angst und Zweifel gepeinigtes Herz darinnen vor — — — mein Gott — — — nun auch noch dies Malheur — — —! Meine Hand fühlte es zappeln, und mein Ohr hörte es schlagen — immer aufdringlicher schlagen, sozusagen poltern; der ganze, hellhörige Raum war von dem Klopfen meines Herzens angefüllt.
Mein Blick fiel geradeaus auf eine Tafel. „Achtung!" las ich. „Achtung!" „Hochakustischer Senderaum! Man bittet, das Niesen zu unterlassen, da die Rundfunkhörer sonst erschrecken!" — Da riß ich, wild pochte mein Herz, das seidene Schnupftuch, das mir meine Freundin Eva einst geschenkt, aus der Tasche, stürzte nach dem Mikrophon und stopfte es ihm ins Ohr. „Verfluchte Kiste!", knirschte ich.
„Mylord", sagte in diesem Augenblick eine Stimme hinter mir, „Majestät wünscht Ihr Referat entgegenzunehmen." Die Ergebenheit dieser Stimme gab mir das Selbstbewußtsein wieder. Es wird hoffentlich kein Irrtum sein, dachte ich, und wird schon seinen Grund haben, daß ich den Nobelpreis erhalte. Es ist immerhin anzunehmen, daß S. M. der König sich meinetwegen vergewisserte . . .
Ich trat in einen düsteren Saal, der ganz leer war. Eine erregende Musik drang aus einer Krypta herauf. Die Toten musizieren, dachte ich. Leise, aber unruhig huschten hohe Geigentöne durch den Saal. Es sind ihre unerledigten Wünsche, das, was bei ihrem Tode offen blieb . . . Das spielen sie jetzt . . . Aber alsbald vertieften und verdunkelten sich die Geigentöne, ein Cello begann mir sehnsüchtig ins Herz zu schneiden, und ich mußte dabei an meine Freundin Eva denken, an ihre dunkle Stimme, ihren Liebreiz und ihre Anmut, ihre sanfte Haut, ihr schwarzes Haar . . . Die Melodie verlor sich im Schwirren gezupfter Saiten: ein eherner Rhythmus riß mich mit. „Ich bin bereit", sagte ich, mich zum Diener wendend, „mein Leben für eine große Sache zu lassen."
„Einen Moment, Mylord!" antwortete der Diener.
In diesem Augenblick öffneten sich die drei Türen des Hintergrunds, und der Saal füllte sich mit Prinzen von Geblüt. Nach ihnen traten hohe Würdenträger und Offiziere in Galauniform ein und besetzten die übriggebliebenen Plätze. Als alle versammelt waren, verstummte die Musik. Es öffnete sich eine riesige Pforte, die Anwesenden erhoben sich, und König Gustav trat ein, eine wunderschöne Frau an seiner Seite. Sie war um ein weniges kleiner als der König, trug ein schwarzes Kleid mit weißem Rüschenkragen; ihr Haar war genau in der Mitte gescheitelt und fiel halblang und schwarz herab . . . Es kann nicht sein, flüsterte ich, als ich sie erkannte, — es ist unmöglich, es geht nicht mit rechten Dingen zu, es ist Teufelsspuk, sagte ich zu mir, als ich in der schönen Frau am Arme des Königs meine Freundin Eva erkannte. Ihre Augen waren wie immer blau. Sie ging versunken in sehr ferne und anmutige Gedanken und Zeiten, und ihr schöner Körper schien mitversunken. Zuweilen neigte sie sich im Gehen zum König hinüber und sprach mit ihm. Sie war so unbefangen, als ob sie allein im Saale sei.
Einige Schritte von mir entfernt blieb sie am Arm des Königs stehen, deutete auf mich und klatschte in die Hände. „Camille", rief sie, „nein, wie ich mich freue!" Im Saale herrschte Totenstille. Die Prinzen und Würdenträger hielten den Atem an. „Wie

ich mich freue! Du bist überrascht, Camille, mich hier zu treffen?" Und mit einem Schatten von Resignation in der Stimme: „Ach Gott! Daß man es immer erst erklären muß, wenn man und warum man jemandem wohl will und ihn auszeichnet!" Und zu den Prinzen gewendet: „Was staunt ihr denn! Verteilen wir den Nobelpreis zum erstenmal? Ihr habt euch uninteressiert zu zeigen und etwas gelangweilt! Darin beweist sich Tradition. —
Und nun zu dir, Camille!
Du bekommst nämlich den Nobelpreis — deiner schönen Augen wegen. Du bekommst ihn, weil ich mich bei dir glücklich fühlte. Du bekommst ihn als Lohn für deine Küsse. Die Liebe nämlich ist die entscheidende Wissenschaft! Hic jacet lepus in pipere! Und der Nobelpreis ist die Auszeichnung für vorbildliche Leistung in dieser vernachlässigten Disziplin.
Warum nur, fragte ich neulich König Gustav in der entscheidenden Sitzung, warum gibt es stets Preise, wenn einer schneller als der andre lief? Oder wenn einer große Gedanken niederschrieb? Warum nicht für hervorragende Leistungen in einer Wissenschaft, auf der das Glück der Frauen beruht? Machen Sie einen Versuch, Majestät, das Los der Frauen zu fördern, indem Sie meinen Freund Camille öffentlich auszeichnen!
Ich drang damit durch" — König Gustav nickte freundlich —, „und zum Zeichen, wie hoch die Herzen der Frauen im Kurse stehen, verleihe ich dir, Camille, nun vor den Augen der ganzen Welt diese goldene Münze."
Mit diesen Worten hob sie anmutig den Rock, so daß ihr rechtes Knie sichtbar wurde (die Prinzen schlugen die Augen nieder, und die Würdenträger konnten sowieso nichts sehen, weil sie ganz hinten saßen), und zog eine wunderbar schöne goldene Münze aus dem Strumpf. Die Münze strahlte, und nicht nur, weil sie von eitlem Golde war, und nicht nur, weil sie vom König kam, und nicht nur, weil Eva sie verlieh . . . Diese Münze machte den Rest aus, der notwendig ist, damit einer freudig „ja" sage, wie immer ihm auch mitgespielt wird.

(Schluß auf Seite 185)

Der Stockfisch

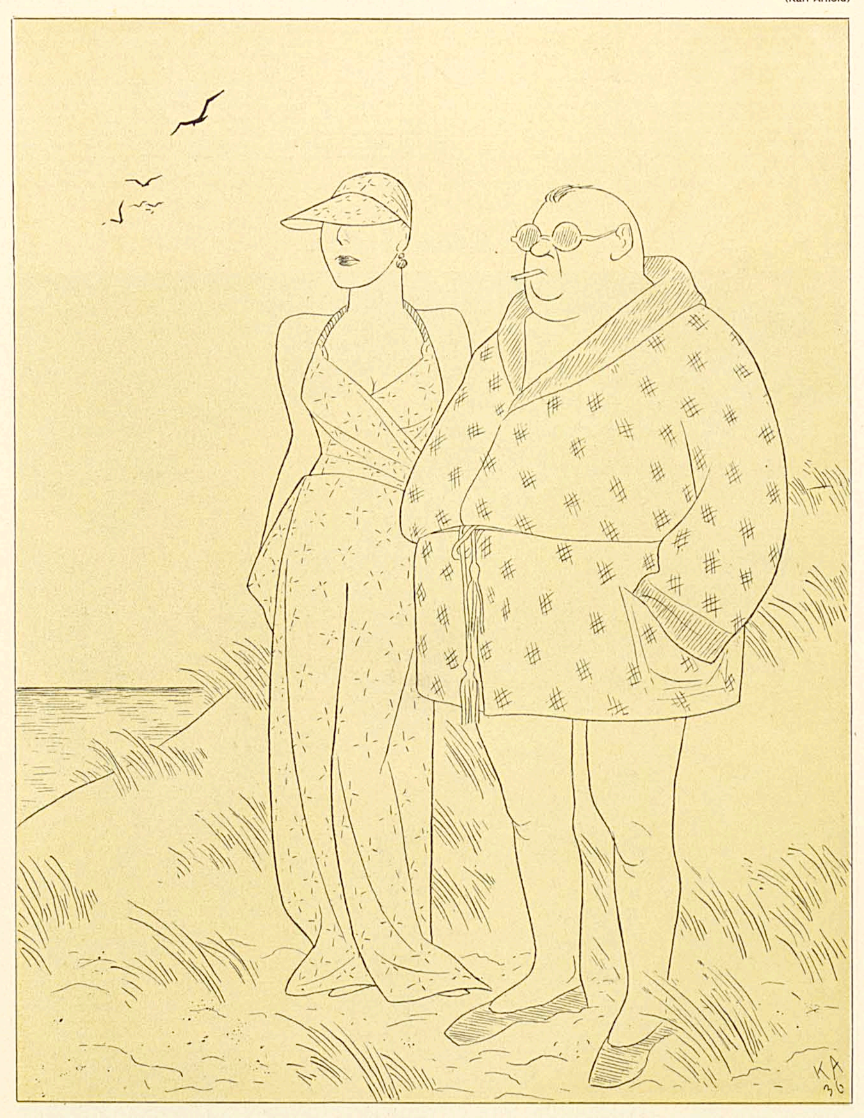
(R. Kriesch)



„Du schwimmst aber oft mit dem Assessor! Hast du ihm noch keine Liebeserklärung abgerungen?" — „Pah, er sagt, er liebe das Meer!"

Herrschaften von gestern

(Karl Arnold)



„Is det nu ooch 'n Fortschritt — Arbeita ins Seebad schick'n?!"

Begegnung

(Alfred Kubin)



Als ich den Nobelpreis erhielt

(Schluß von Seite 183)

Und als sie nun gar die Münze in meine Hand niederlegte, da fühlte ich mich für alle Zeiten und Vorkommnisse im voraus gerettet.

Ich küßte Evas Hand. Darin erledigte sich mein Referat: ich küßte Evas Hand. Ich drückte König Gustav die seine. Und ich schloß die meine. Krampfhaft hielt ich meine Münze fest und drückte sie an mein Herz . . .

Als ich erwachte, war ich so glücklich, daß ich nicht wagte, meine Hand zu öffnen und die Münze zu betrachten. Und erst nach langer Zeit kamen mir Zweifel. Ich sah zur Decke auf. Die Decke hatte einen Sprung. Dieser Sprung setzte sich fort, fort, — am Ende ging er mitten durch mich.

Der Zweifel kennt keine Gnade. Der Zweifel ist stärker als Gott, stärker als der König und meine Freundin Eva. Der Zweifel öffnete mir die Hand, um mir die Münze zu zeigen.

„Hier!" sagte höhnisch der Zweifel.

Und die Hand, die soeben noch die goldne Münze gehalten hatte, war leer — — —

„Doch"

Von Wilhelm Pleyer

„Ja", das sagt man heute noch.
Morgen eben doch: „doch, doch!".

Da ist beides. Doch. Und bang
Ist allein der Übergang.

Wie bei Fox und Bubenschnitt
Tut nicht jeder sofort mit,

Doch man findet „doch" bequem,
Wie schon ehedem „nachdem";

Und ist man's erst 'mal gewöhnt,
Wird man doch mit „doch" versöhnt:

„Ernest, hab' ich nicht ein Loch
In dem linken Strumpfe?" – „Doch."

„Liebst du mich denn, Gisela?"
Doch, sie tut es; sie sagt „ja!".

Wenn nur, wie man es auch treibt,
Noch ein Unterschiedchen bleibt

Für das Herz mit viel Gefühl,
Und für uns mit Stilgefühl!

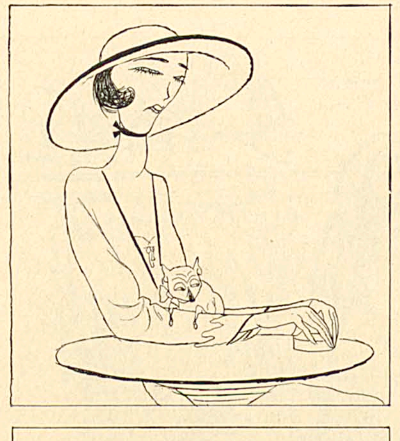
Schwäbisches

Auf einer Wanderung im Allgäu traf ich einen Blinden und kam mit ihm ins Gespräch. „Also gar nichts mehr können Sie sehen, Sie Ärmster?" fragte ich. „Das ist ja furchtbar." — „Freile, freile", seufzte er. Und fuhr mit einem verschmitzten Lächeln fort: „Sehet Se, wenn jetzt Sie der Herrgott wäret ond tätet mi froge': ‚Wa witt liaber, a Millio' oder 's Augeliacht?', i tät mi it lang b'sinne' ond nähm' b o i d ' s."

Die Überraschung

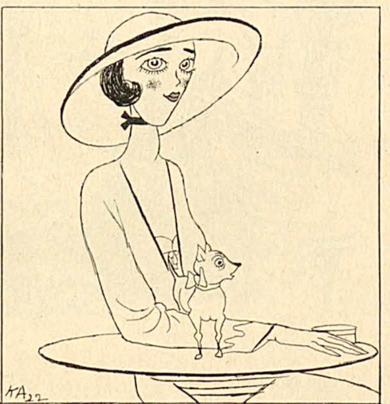
Max macht mit Elfriede eine Wanderung. Elfriede trägt einen umfangreichen Koffer, den sie aber nicht aus der Hand gibt. Max denkt mit einem schiefen Blick an liebliche leibliche Genüsse, und Elfriede lächelt vielsagend. Endlich machen sie Rast. Elfriede öffnet den Koffer und sagt strahlend: „So, nun wollen wir 'mal den Rundfunk anstellen! Wie finden Sie das?" Max rutscht der Magen in die Kniekehle. „Sehr gut", sagt er, „ausgezeichnet!" Aber im Laufe des Nachmittags waren beide voneinander recht enttäuscht . . .

Kokain









Die rote Katze

Eine amerikanische Detektivgeschichte von Siegfried Schmidt

Erster Teil

Durch den Korridor im fünfundvierzigsten Stock des Thompson-Gebäudes in New York geht Charles, der treue Diener des Ölmagnaten Thompson, und will seinem Herrn, wie allmorgendlich, das Frühstück ans Bett bringen. Er klopft. Niemand meldet sich. Er klopft noch einmal. Sein Herr meldet sich nicht. Warum meldet er sich nicht? Sollte etwas passiert sein? Vorsichtig öffnet der Diener die Tür und prallt entsetzt zurück.

Ha, ein fluchwürdiges Verbrechen ist hier begangen worden! Am Boden liegt der Millionär, gefesselt an Händen und Füßen. Um seinen Kopf ist ein dickes Tuch geschlungen, und der Geldschrank neben dem Bett steht sperrweit offen und ist leer . . .

Schnell befreit der treue Diener seinen Herrn aus der fürchterlichen Lage. Thompson springt auf, läuft zum Telephon. Nur der berühmte Meisterdetektiv Jimmy-Jimmy kann Licht in das Dunkel bringen. Eine Viertelstunde später ist Jimmy-Jimmy zur Stelle.

„Ich bin überfallen und beraubt worden!" ruft ihm der Millionär entgegen. Jimmy-Jimmy antwortet nicht; er nimmt weder seine Pfeife aus dem Mund noch die Mütze vom Kopf. Dafür holt er aus der Tasche eine große Lupe und sucht damit den Geldschrank ab. Jimmy-Jimmy ist kein Mann der Worte, er ist ein Mann der Tat. Er hat sich bereits davon überzeugt, daß der Geldschrank gewaltsam aufgebrochen wurde. Nun hat er etwas gefunden; es ist ein rotes Frauenhaar! Sorgfältig betrachtet er es durch das Vergrößerungsglas.

„Dachte ich es mir doch!" murmelt er. „Hier hat also die rote Katze wieder ihre Hände im Spiel." — Dann sagt er zu Thompson: „Verraten Sie keinem Menschen etwas und überlassen Sie den Fall mir."

Damit wendet er sich zum Gehen. Draußen prüft er seine beiden Revolver und fährt mit dem Fahrstuhl hinunter. Auf drei kurze Pfiffe hin, die er auf der Straße ausstößt, kommt sein Schäfer-

hund Pallas angesprungen. Das brave Tier wird seinem Herrn bei der Aufklärung des dunklen Falles behilflich sein. Jimmy-Jimmy läßt Pallas das Haar beschnuppern. Das Tier hat eine gute Witterung. Es läuft voraus, und der Detektiv eilt ihm schnellen Schrittes nach.
Vor einer Kellerwohnung macht Pallas halt. Hier wohnt also die rote Katze, die schon so unsägliches Elend über die Bewohner der Riesenstadt gebracht hat.
Nichtsahnend und mit höhnischem Lächeln um den schönen Mund steht das grausame Weib, eine Zigarette qualmend, mit ihren drei Komplizen zwischen dem Gerümpel des Kellers und verteilt die Beute des gelungenen Raubzuges. Gierig greifen die drei Banditen nach den Hundertdollarscheinen, die ihnen die rote Katze zuwirft. Da knarrt die Tür. Die Verbrecher ahnen Unheil und flüchten hinter umgeworfene Kisten und Kasten. Die rote Katze scharrt das Geld in eine Schublade, gerade als Jimmy-Jimmy die Tür aufstößt.
Sieh dich vor, Jimmy-Jimmy, du bist in eine Mördergrube geraten!
Zu spät. Eben als er seinen Detektivstern zeigen will, um sie zu verhaften, springen die Schurken aus dem Hinterhalt über ihn her und fesseln ihn. Nun schleppen sie ihn durch die Kellertür. Wo wollen die Halunken mit Jimmy-Jimmy hin? Die rote Katze tänzelt, sich eine neue Zigarette anzündend, höhnisch grinsend hinterher.
Sie zerren den tapferen Detektiv in ein Auto. Jimmy-Jimmy wehrt sich verzweifelt, aber die Übermacht ist zu groß, und er ist gefesselt. Nun beginnt eine wilde Jagd durch die Straßen. Endlich sind sie aus der Stadt und sausen in das Land hinein. An einer Eisenbahnstrecke halten sie. Jimmy-Jimmy wird aus dem Wagen gestoßen und auf ein Bahngleis geschnallt. Unerhört, diese Roheit, und ein hübsches Weib kann diese Grausamkeit ruhigen Auges mitansehen! Schnell besteigt das Verbrecherquartett wieder das Auto und rast davon.
Jimmy-Jimmy versucht verzweifelt, seiner Fesseln Herr zu werden. Es gelingt ihm nicht. Schon hört man den heranbrausenden Eisenbahnzug. Wird der Lokomotivführer die Gefahr rechtzeitig erkennen und abstoppen? Nein, er muß blind sein; mit unverminderter Geschwindigkeit braust das Ungeheuer heran. Armer Jimmy-Jimmy!

Zweiter Teil

Im letzten Augenblick ist es Jimmy-Jimmy doch noch gelungen, die Fesseln an den Geleisen zu zerreiben und sich schnell der Länge nach zwischen die Schienen zu legen. So braust das todbringende, eiserne Ungeheuer über ihn hinweg, ohne ihm ein Haar zu krümmen. Jimmy-Jimmy prüft seine beiden Revolver, schiebt die Tabakspfeife zwischen die Zähne und begibt sich auf den Weg.
Inzwischen amüsiert sich die Verbrecherbande in einem verrufenen Lokal. Messerstechergestalten, Gangster, Revolverhelden, Dirnen füllen den Raum. Die rote Katze tanzt einen Apachentanz mit einem ihrer Komplizen, dem Bluthund Jack.
Da öffnet sich die Tür, und ein gebeugter Greis tritt ein. Die Bande schenkt ihm keine Beachtung. Jimmy-Jimmy glauben sie ja von den Rädern der Eisenbahn zerfleischt. Aber vielleicht trifft sie die verdiente Strafe früher, als sie ahnen; denn wer mag dieser alte Mann sein, der da bettelnd von einem Tisch zum andern zieht und den langen, weißen Bart trägt? Wer mag er sein?
Die rote Katze schenkt dem Alten einen Dollar. Sie kann es sich leisten, mit Dollarnoten herumzuwerfen. Aber Jack duldet es nicht. Er nimmt dem Alten den Dollar wieder aus dem Hut; denn er will nicht, daß man das teuer erstohlene Geld Bettlern schenkt.
Der Greis hat sich an einen Tisch gesetzt und stützt sein sorgenvolles Haupt. Nun kommt Jack mit der roten Katze. Er deutet dem Bettler durch eine Handbewegung an, daß er das Feld zu räumen habe. Als dieser aber dem Wunsche des Einbrechers nicht gleich nachkommt, packt er ihn einfach beim Bart und will ihn vom Stuhl reißen. Ha! Der Bart ist ab. Sie erkennen Jimmy-Jimmy. Der Detektiv greift zu seinen Revolvern.
Jimmy-Jimmy, nimm dich in acht, du bist hier in einem Räubernest!
Der erste Revolver versagt, der zweite versagt auch; da greift Jimmy-Jimmy kurz entschlossen zu dem Hammer, der zufällig auf dem Tisch liegt, und schlägt den ersten Schurken zusammen.
Fliehe, Jimmy-Jimmy, die Bande ist in der Übermacht!
Zu spät. Sie stürzen auf ihn zu, der eine Bandit zieht seinen Revolver dicht vor Jimmy und feuert fünfmal gegen dessen Brust. Lautlos stürzt der Meisterdetektiv zusammen, und das Verbrecherpack verläßt das Lokal in eiliger Flucht.
Armer Jimmy-Jimmy, ungesühnt bleiben die fluchwürdigen Taten der roten Katze und Genossen.

Dritter Teil

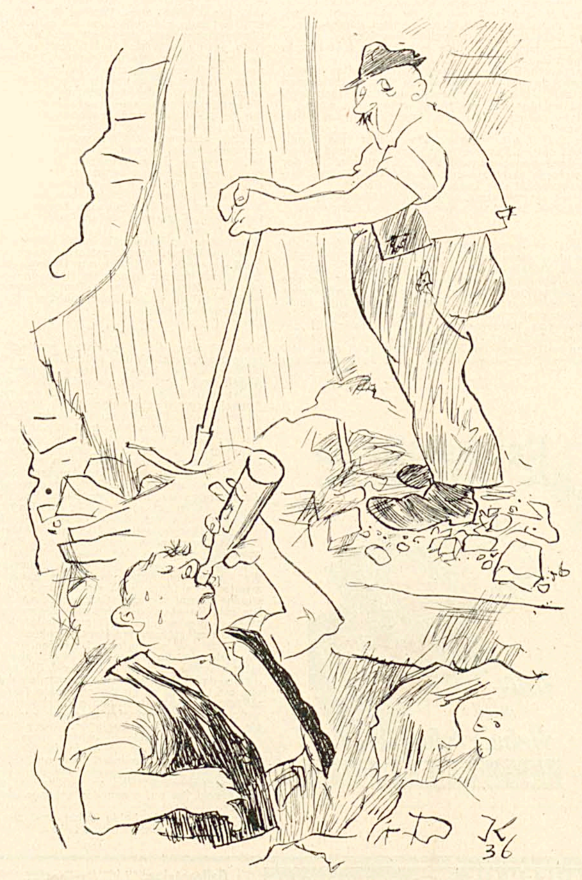
Nanu? — Jimmy-Jimmy regt sich? — Sowie die Banditen draußen sind, springt er auf die Füße, lacht selbstbewußt und zieht sich sein Jackett aus. Nun pickt er die Revolverkugeln, die nur lose in seiner kugelsicheren Stahlweste sitzen, heraus und wirft sie auf die Erde. Er zieht auch seine Tabakspfeife wieder hervor und stopft sie.
Aber das Verderben ist schon wieder auf der Lauer. Jack, der Verbrecher, den er niedergeschlagen hatte, liegt am Boden und blinzelt nach dem Hammer, der ebenfalls auf der Erde liegt. Dieser elende Schurke röchelt noch und führt sicher Böses im Schilde. Gerade wie sich der große Detektiv die Pfeife anzündet, springt Jack auf. Achtung, Jimmy-Jimmy!
Zu spät. Mit wuchtigem Hieb schlägt der Bösewicht ihn zusammen. Nun läuft er ans Fenster und pfeift. Aus allen Winkeln kommt die Verbrecherbande gekrochen und eilt zurück ins Lokal. Jimmy-Jimmy wird gefesselt und wieder in ein Auto getragen. Wilder Haß funkelt in den Augen der roten Katze, als das Auto mit Jimmy-Jimmy und dem Gangsterquartett davonrast. Die Fahrt geht diesmal weit hinaus. Es steht bei den Schurken fest, daß der gefürchtete Detektiv ihnen diesmal nicht entkommen darf. Am liebsten hätten sie ihn gleich zusammengeschossen, aber die rote Katze hat andere, viel teuflischere Pläne . . .
In einer einsamen Waldgegend wird Jimmy-Jimmy, der aus seiner Bewußtlosigkeit wieder erwacht ist, an einen Baum gefesselt. Das Jackett und Hemd reißt man ihm herunter. Dann stellen sich die Lumpen mit ihren Revolvern zwei Meter entfernt von ihm auf und zielen. Die rote Katze wird zählen und das Zeichen zum Feuern geben. Sie kennt kein Erbarmen. Jedes Gefühl des Mitleids ist ihr fremd.
Wenn doch ein Blitzstrahl herab käme und dieses unselige Wesen zerschmetterte! Aber weit und breit ist kein Wölkchen am Himmel zu sehen. Sie blickt ihn mit gemeinem Hohn an und zählt: „Eins! — Zwei!“ — Armer Jimmy, diesmal ist es wirklich mit dir vorbei. Schon hebt die Bestie zum drittenmal die Hand.
„Drrr —“

Vierter Teil

Was ist das, die rote Katze zaudert? Warum spricht sie die Drei, das entsetzliche Todesurteil, nicht aus? Sie blickt in seine ruhigen, ernsten Augen und fährt sich plötzlich über die Stirn. Sollte das Liebe — — —? Ja, es muß wohl. Schnell ergreift sie einen Dolch und schneidet Jimmy-Jimmys Fesseln durch. Jimmy-Jimmy packt einen großen und schweren Ast, der zufällig vor ihm am Boden liegt, und wirft ihn gegen die drei Verbrecher. Zu gleicher Zeit stürzt er sich auf den ersten Schurken und drängt ihn mit zwei, drei Boxhieben gegen den nahen Abgrund, der so tief ist, daß es aus ihm kein Wiedersehen gibt. Los, Jimmy, noch so einen Kinnhaken! Da, der erste Erzhalunke stürzt rücklings in die Tiefe! Jimmy-Jimmy schlägt den beiden andern die Revolver aus den Händen, und nun beginnt ein wahnsinniges Ringen. Immer näher wälzt sich das Knäuel dem Abgrund entgegen. Mit beiden Füßen stemmt Jimmy-Jimmy zuerst den einen Schurken über die Kante des Abgrundes, dann packt er den zweiten — ein k. o., ein Fußtritt— und die Welt ist wieder einmal von drei Galgenbrüdern befreit.
Die rote Katze zündet sich eine Zigarette an, besinnt sich aber und wirft sie wieder fort. Dann geht sie mit gekreuzten Handgelenken auf Jimmy-Jimmy zu und will gefesselt werden.
Da steht sie, die Wurzel des Übels, aber es liegt jetzt ein edler Zug um ihren Mund. Sie hat Jimmy-Jimmy das Leben gerettet. Gemordet hat sie ja nie, sie war nur durch die schlechte Gesellschaft auf die Verbrecherlaufbahn geführt worden. Wenn sie noch einmal von vorn anfangen könnte, würde sie ein neues Leben beginnen. Jimmy-Jimmy ahnt das, wie er ihre tränenfeuchten Augen sieht. Er hat schon die Handschellen in der Hand, um sie der roten Katze anzulegen, dann schüttelt er den Kopf, greift in seine Hosentasche, zieht einen Verlobungsring hervor, den er zufällig bei sich hat, und steckt ihn auf einen der entgegengehaltenen Finger.
Dann wandeln sie beide dahin, und sie beginnt mit ihm ein funkelnagelneues Leben.

Entgleist

(R. Kriesch)



„Soso, an Tee host in dem Bierflaschl? Da siehcht ma's wieda, wohi' oana kummt, bal er koa Hiesige heirat't!"

Die Faustbar

Von Edmund Hoehne

Als das verfallene Schloß im Wald umgebaut wurde, weil eine versteckte Quelle ein neues Modebad sanktionieren sollte, enthüllte eine eingerissene Wand ein altes Laboratorium aus dem Jahre 1518, wie das Datum der letzten Eintragung ins Experimentierbuch erwies. Da nur Schriftkundige den vergilbten Folianten entziffern konnten, legte man ihn getrost unter Glas in die Hotelhalle und behauptete, Dr. Johannes Faust selbst habe hier gewirkt. Die graue Hexenküche sei renoviert und als elegante Bar den verehrten Gästen dienlich, auf halber Treppe rechts.

Dort fand man den Mörser, alte Würzburger Arbeit von 1320, voller Mokkazucker. Die blaue Kristallphiole aus Venedig barg Augusturabittern, eine Pariser Retorte Wermut. Pergamentblätter, mit Geheimzeichen, Drudenfüßen, Runen, Hieroglyphen bedeckt, zeigten sich wunderbar transparent für diskrete Decken- und Nischenbeleuchtung. Die Chemikalien waren allerdings zum größten Teil zersetzt und unbrauchbar; nur ein großer Ambrastein, von einem beeidigten Nahrungsmittelprüfer analysiert, ergab ein ebenso unschädliches wie aromareiches Duftpulver für Coctails.

Natürlich unterhielten beim Arabia-Flip die Smokings alle Abendtoiletten weniger über Albertus magnus und Paracelsus als über die Liebesprobleme der Walpurgisnacht. Als aber ein bekannter Dichter ins Wildbad fuhr, fühlte sich eine junge Gästin, die mit ihm Kaffee trinken durfte, zu dem Ausruf: „Welche Entweihung!" verpflichtet. „Diese Schwindler!"

„Englein", lächelte der Mann, „ja und nein. Gewiß ist der Werbeprospekt albern, wenn er von glücklicher Verbindung des Einst mit dem Heute bodenlos frech und recht blutleer faselt. Aber vielleicht ist jener Dr. Faust, der wirklich in einer Bamberger Urkunde auftaucht, selbst nur ein Schwindler gewesen. Doch was macht das gegen die Tatsache, daß Goethe all seine Sehnsüchte um diese Gestalt hängte und daß ein ganzes Volk sie sich zu eigen machte? Dadurch wird alle Lüge zur Wahrheit."

„Aber diese Bar macht das, was wahr wurde, wieder zur Lüge", entgegnete das Mädchen.

„Dann muß der Prozeß von vorn beginnen, Liebling. Was wir hier trinken, ist letzten Endes Wein. Zwar gemixt, destilliert, parfümiert — und eigentlich schätze ich reinen deutschen Rüdesheimer ohne italienischen Martini, ohne amerikanisches Sodawasser, ohne russischen Allasch mehr. Aber er kann auch nur das, was die zwanzig Prominenten dieser Getränkliste vermögen, dich zu bewegen, mich im Sommernachtgebüsch zu küssen. Komm mit in Hafis Schenke bei der Quelle! Laß uns in die hundert Jahre horchen, die der Wald nach uns leben wird."

Und ihre zierlichen Neunzehn trippelten ihm nach. Die Drehtür gab sie frei, und alsbald warf der Wind seinen Zaubermantel über sie und trug sie nach Thule.

Der etruskische Topf

In dem mecklenburgischen Städtchen, wo ich einmal Dienst tat, war ein alter Forstmeister das Kabinettstück des Stammtisches. Als Krieger von 1870/71 kannte er das Generalstabswerk des Feldzuges, war auch in seiner Fachwissenschaft gut beschlagen, und schließlich hatte er in der Erdkunde noch einige Kenntnisse, die über das übliche Schulwissen hinausgingen. Dann aber war es mit seinen Interessen aus.

Eines Tages mußte unser Forstmeister nach Berlin. Als er wieder am Stammtisch erschien, erzählte er, daß er auch im Museum für Völkerkunde gewesen sei. „Na, was hat Ihnen denn dort am besten gefallen?", frug einer von uns neugierig. Da gestand der Alte ganz ehrlich: „Eigentlich nur so 'n oller etruskischer Pott. Und was mir an dem imponierte, das will ich Ihnen gleich sagen: immer nämlich, wenn ich daheim im Dunkeln vom Bett aus in meinem Nachtschränkchen nach dem Henkel angele, ist der verfluchte Henkel auf der anderen Seite — und der etruskische Topf, na, der hatte praktischerweise drei Henkel!"

Lieber Simplicissimus!

Im Dorfkrug zu X. kam es zu einer Rauferei, die ein gerichtliches Nachspiel hatte. Im Verlauf der Verhandlung frug der Richter einen der Zeugen: „Wie lange hat denn alles in allem die ganze Rauferei gedauert?" — „Etwa drei Vaterunser lang", sagte der Zeuge.

Sowjetflaggen auf französischen Schiffen

(E. Thöny)



„Mir scheint, mein Rückzug war ehrenvoller für Frankreich als dieser Sieg Moskaus.“

Die Dezente

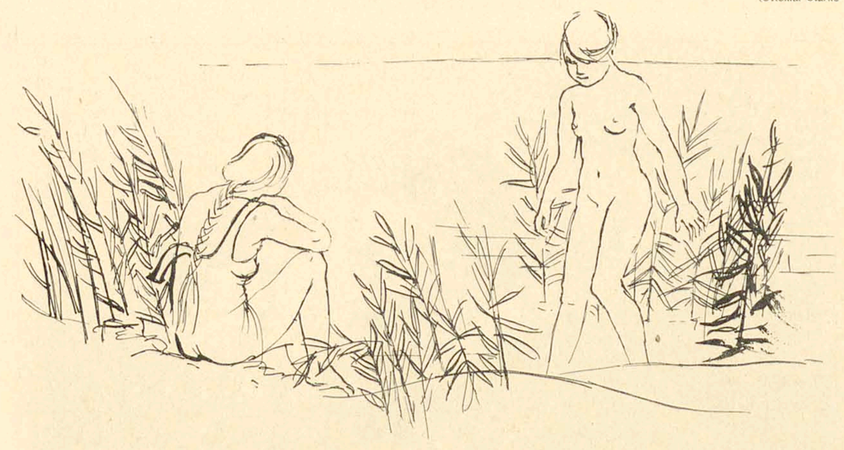
(Kurt Heiligenstaedt)



„Ihr Mann wünschte die Farbe nach dem hellen Blau Ihrer Augen." — „Nee — unmöglich! Ich möchte nicht auf jeder Fahrt gleich signalisiert werden können!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296 456 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • DA. 11822 II. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

(Ottomar Starke)



Der Fakir / Von Jo Hanns Rösler

Ach, wie friedlich, ach, wie lieblich ist doch das Leben eines Zauberkünstlers! Am frühen Morgen sitzt er auf dem Balkon seines Hauses, eine Primel am Tisch, und liest ungestört seine Zeitung — ohne häusliche Sorgen und Fragen verzehrt er sein Mittagessen, eine Rose am Tisch — und wenn er nachts von der Vorstellung heimkommt, verzehrt er behaglich sein Nachtmahl, eine Orchidee am Tisch; wenn er Lust hat, kommen Freunde zum Skat bis weit nach Mitternacht. Ja, so gut hat es nur ein Zauberkünstler!

Am Abend ist er der große und berühmte Mann. Er läßt auf der Bühne Elefanten verschwinden, er verwandelt Zuschauer in zahlende Kamele, Blumen sprießen aus unfruchtbarem Stein; wo eben noch die blonde Assistentin stand, sprudelt im Handumdrehen ein lustiger Springbrunnen, und ein Damenkränzchen aus Dortmund, das sich nicht allzu lange auf die Bühne bitten ließ, verwandelt er in einen großen Strauß Klatschrosen; denn des Zauberkünstlers Macht ist keine Grenze gesetzt, er vermag das Unmögliche möglich zu machen, und groß ist sein Ruhm und noch größer seine Gage.

Eines Tages bekam der Zauberkünstler Besuch.

Ein Freund aus seinen Jugendtagen suchte ihn auf und war hochwillkommen. Man aß zusammen, holte einige Flaschen Wein aus dem Keller, schwarze Zigarren aus der Kiste und fühlte sich saumäßig wohl.

„Eine Frage, lieber Freund", sagte der Besuch nach Mitternacht, „was ist eigentlich aus der kleinen Kitty geworden, in die du vor zehn Jahren so verliebt warst?"

„Ich habe sie geheiratet."

„Geheiratet?"

„Ja", seufzte der Zauberkünstler ein wenig schwer.

„Ist sie gestorben? Hast du dich von ihr scheiden lassen?"

„Keines von beiden."

„Dann lebt ihr getrennt?"

„Auch nicht. Wir sind verheiratet wie alle anderen Verheirateten."

„Und sie lebt mit dir hier in dieser Wohnung?"

„Selbstverständlich."

Der Freund rückte ein wenig unruhig hin und her.

„Aber warum läßt sie sich dann nicht sehen? Wir waren doch seinerzeit gut befreundet, sie muß mich doch gehört haben! Warum kommt sie denn nicht herein?"

Der Zauberkünstler lächelte geheimnisvoll: „Sie ist bei uns. Sie ist hier im Zimmer."

„Wieso?"

Der Freund war aufgesprungen und starrte in alle Ecken des Zimmers.

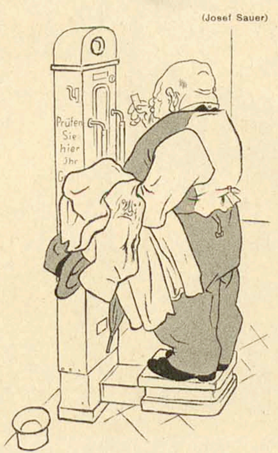
Der Hausherr nahm den Topf mit der Primel in die Hand.

„Hier ist Kitty", sagte er.

„Wo?"

„Diese Primel."

(Josef Sauer)



„Um 's Himmels willen! Nun habe ich die Überkleider ausgezogen und wiege genau so viel wie gestern, als ich sie an hatte!"

„Aber —!"

„Kein Aber, lieber Freund", sagte der Zauberkünstler und setzte den Blumentopf wieder vorsichtig auf den Tisch zurück, „eine herrliche Nutznießung meines Könnens! Sieh, wir waren zehn Jahre verheiratet, da begann es. Wenn ich früh beim Kaffee in Ruhe meine Zeitung lesen wollte, wünschte sie sich zu unterhalten — wenn ich mittags müde von den Proben heimkam, brachte sie mir all den Ärger mit dem Mädchen, mit den Nachbarn auf den Tisch — am Abend, nach der Vorstellung, störte es sie, wenn ich Freunde heimbrachte. Erst schmollte sie nur, dann ward sie nervös, später begann sie zu schimpfen und mir das Leben zur Hölle zu machen. Da versuchte ich es das erstemal. Wie oft hatte ich auf der Bühne einen Menschen verwandelt! Wir saßen beim Frühstück, die Zeitung enthielt einen Artikel, den ich unbedingt lesen wollte; sie sprach und sprach, immer wieder störte sie mich — da sagte ich, mehr wie zum Spaß, die Zauberformel — und statt der keifenden Frau stand vor mir auf dem Tisch eine liebliche Primel. Ich war begeistert, ich setzte sie in die Sonne und las meine Zeitung in Ruhe zu Ende. Bevor ich ging, verwandelte ich sie zurück."

„Und sie? Was sagte sie dazu?"

Der große Zauberkünstler lächelte: „Sie kam nicht dazu, etwas zu sagen. Denn als ich mittags heimkam und sie mich schon in der Tür mit Vorwürfen empfing, verwandelte ich sie schnell in eine Rose, holte ein Glas und stellte sie neben mich auf den Tisch. So geht das nun schon seit Jahren. Heute abend verwandelte ich sie in eine Primel, ich weiß, daß du Primeln liebst — hier ist sie."

Ach, wie friedlich, ach, wie lieblich ist doch das Leben eines Zauberkünstlers! Am frühen Morgen sitzt er auf dem Balkon seines Hauses, eine Primel am Tisch, und liest ungestört seine Zeitung — ohne häusliche Sorgen und Fragen verzehrt er sein Mittagessen, eine Rose am Tisch — und wenn er nachts heimkommt, ißt er behaglich sein Nachtmahl, eine Orchidee am Tisch; und wenn er Lust hat, bleiben die Freunde beim Skat bis weit nach Mitternacht. Ja, so gut hat es nur ein Zauberkünstler!

Moskaus Technik

(Wilhelm Schulz)



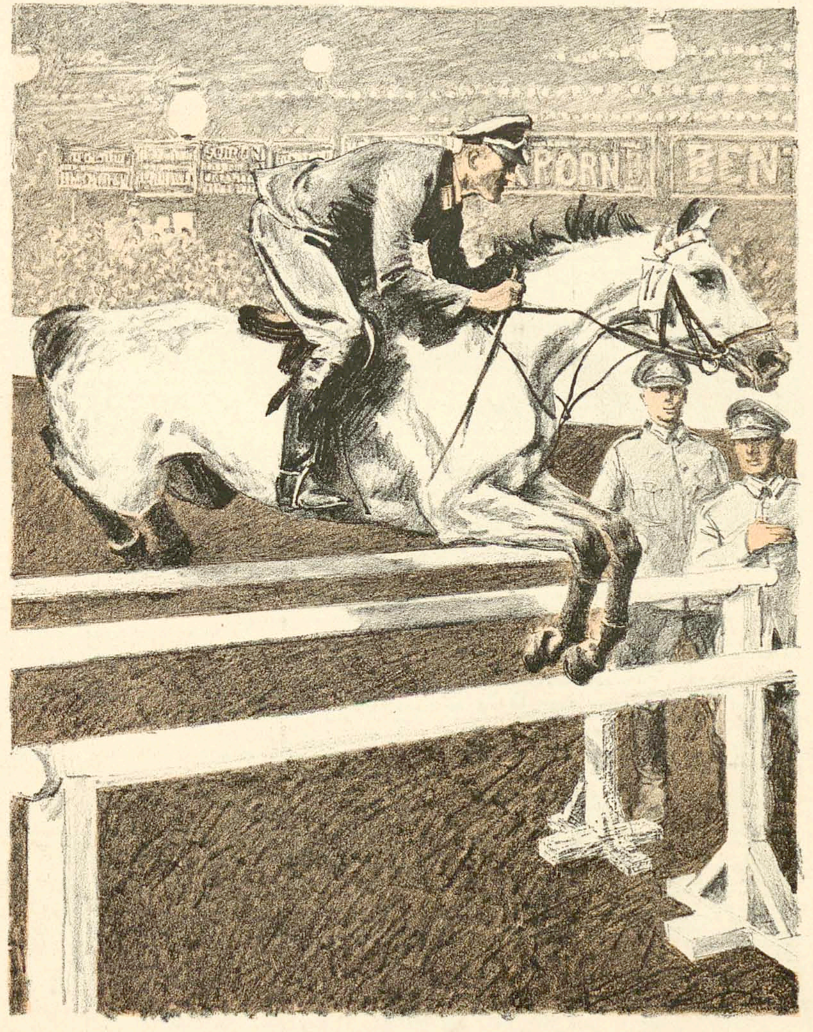
„Große Dampfwalze, Bridderchen? Ibberlebte Methode! Wir schaffen es jetzt mit unsren hibbschen kleinen Motoren, die wir ibberall auf der Welt in die alten Miesemaschinen einbauen!"

Stuttgart, 19. Juli 1936 Preis 60 Pfennig 41. Jahrgang Nr. 17

SIMPLICISSIMUS

Springkonkurrenz

(E. Thöny)



„So was von Präzision! Das ist nicht mehr Pferd und Reiter, das ist 'ne einzige Maschine!" — „Richtig — made in Germany!"

Der Bauer und die Maus

Von Franz Johann Biersack

Der Rendlbauer von Bergwalding ist im Obstgarten hinten und bessert den maroden Zaun aus. Der Schwitz rinnt ihm übers Gesicht, weil die Sonne noch gar so heiß herunterbrennt, obwohl es schon dem Abend zugeht. Überhaupt, so ein Zaunpflocken muß schon ordentlich drinsitzen im Boden, wenn er seine gute Zeit aushalten soll. Er pläscht ihn auch hinein mit der großen Hacke, daß der Wasen um und um nur so bibbert.

Von der Kuchl heraus hört er die Bäurin lachen. Ja, das ist sie, die Margret, und das ist auch selbiges Lachen, das ihm das Herz seinerzeit aufgerogelt hat. Herrgott noch einmal, ist das eine Zeit gewesen, eine heiße Zeit gewesen, mit dieser Margret!

Aber das Lachen da drinnen wird einem nach und nach derschier zuwider. Man muß es ja heraushören, wenn es einem doch schon einmal das Herz aufgerogelt, man muß es hören, ob man nun will oder nicht. Man möchte nur wissen, was der andere schon wieder für einen Handel hat in der Kuchel. Und dieses ewige Getu' dazu! Jetzt kichert und gurrt sie schon wieder; der andere natürlich auch, versteht sich. Wer denn sonst, als das rotzige Bürschel von einem Knecht? Das geht ja nun schon endslange Tage so dahin.

„Aba nur nix sag'n . . . Staad sei' . . . Nix sagn . . !"

Er schnauft wie ein Roß, hebt die Axt und schlegelt wild auf den Pflocken. „Oamol — und no amol — und 's drittemol —" kreischt er dahin, setzt aber dann aus, nackelt am Pflocken und ist soweit zufrieden.

Da hört er selbiges Lachen wieder.

„Nur nix sag'n . . . Staad sei' . . !"

Er lehnt sich an einen Baumstamm zum Verschnaufen. „Is umadum koane da gwen, a soichane als wia sie . . .", sinniert er. „Im ganz'n Dorf it . . . Und z' Holzbach drent aa it . . . So a rieglsame als wia sie . . . So a lebendige . . . siadathoaße . . ."

Er wischt sich den Schweiß aus der Visaschi. „Himmihagl, 's Heiratsguat hat s' ja nacha z' hoaß'n im Schneuztüachl daherbracht . . . Macht aba nix . . . Ah was, macht scho gar nix aa . . ."

Jetzt lachen sie da drinnen schon wieder.

„Nur nix sag'n . . . 's Mäu halt'n . . . Übahaps, wia ma si bett't, aso schlaft ma . . . hahaaa . . ."

Ja, auch der Rendlbauer von Bergwalding kann lachen — mit dem Hackl in der Hand.

Jetzt schreien sie ihm aber zur Nachtsuppe; er trägt die Axt in die Schupfe und geht dann in die Kuchel.

Da hockt nun die Bäurin und da der Bauer, hier der Knecht und dort die Magd, und auf dem Tisch stehen Fleisch und Knödel und Kraut, ein Prachtessen.

Der Bauer häundelt in seinem Teller herum, für ihn schmeckt es wieder einmal nicht süß und nicht sauer. Er ist auch bald fertig.

„Hast iatz du gar koan Hunga it, Alis?" fragt die Margret.

„I mag nix . . . Laß guat sei' . . ."

Dafür schmatzt und schluckt sich der Knecht den Bauch voll, er druckt und schluckt grad hinunter, was Platz hat, der Adamsapfel springt ihm lustig auf und nieder beim Dreinhauen, und seine Gurgel hört man bis in die Fletz hinaus schnakkeln, wenn er hinunterschlündet. Die jungen Arme hat er fest auf den eichenen Tisch gestützt, als wär' dieses Trumm Tisch überhaupt nur für ihn allein da. Aber am End legt auch er das Eßzeug weg.

„So, bist iatz firti?"

„Ja, Bäurin, guat is's gwen."

„Dös hört ma gern!" lacht sie und steht auf zum Beten. Und da sieht man es erst, wie gut sie noch beieinander ist, die Margret, ein Weiberts in den besten Jahren, voller Gesund und Kraft um und um.

Ja, da steht sie, und gleich neben ihr steht der Knecht und hier die Magd und ganz herhinten der Bauer. Und die Stimmen beten dahin, hoch oben die Bäurin und die Magd, dann der Knecht, aber der singt ja! Zuletzt der Alois; der Rendlbauer bröselt nur so mit, weil er den Kopf schon wieder wo anders hat, weil er das Knechtl nicht aus den Augen lassen kann. „Ja, da muaß a End her . . .", denkt er. „Dös halt ja koa Teifi mehr aus . . !"

„Bist it guat beinand?" fragt ihn die Margret hernach.

„Hahaa . . . It guat beinand? . . I? It guat beinand, hahaa . . . Da brauchst iatz koa Angst gar it z' hab'n . . ."

Er zieht den Janker an und holt sich den Hut.

„Gehst no furt?"

„Ja."

„Heut am Pfinsta?"*

„A was, Pfinsta . . !"

*

Einschichtig hockt der Rendlbauer noch im Wirtshaus. Der Wirt redet in einem Trumm dahin, aber der Bauer gibt ihm nicht an. Vor ihm steht der Maßkrug; dermalen langt er nach ihm und trinkt. Seine Hände sind schon etwas unsicher vom Bier. Dazwischen hinein brümmelt er hin und wieder ein Wort, aber das versteht kein Mensch.

„Is koane — da gwen — a soichane als wia — sie —", sinniert er wieder. „Im ganz'n — Dorf it . . . Und z' Holzbach drent — aa it. So a patschierliche — z' hoaß'n siedathoaße —. He, Wirt, no a Maß!"

Er blast den Schaum aus dem Krug und trinkt.

„'s Hochzatsguat, hihiii —."

Da schlägt die Uhr an der Wand, und er wendet sich täumelig zu ihr. „Dahoam han s' scho — in da Liegstatt — d' Margret aa scho — g'wiß aa no — — — Und iatz — schleicht a si vielleicht grad auffi, ja — d' Bodnstiagn knarzt a weng, ja, dö derf ja knarzn —. Knarz zua, Luada, ‚er' is ja — it dahoam — ‚er' hockt — ja beim Wirt drunt'n — — —. Und iatz is a scho bein da Tür — da braucht's ja koa — O'klopfa it — versteht si — koa O'klopfa it — und iatz geht a eini zu — — —."

„Naa, mei Liaba!" schreit der Rendlbauer plötzlich auf, rennt aus der Wirtsstube, packt sein Radl und fährt dahin, was das Zeug hält.

„He, Rendlbaua!" plärrt der Wirt; aber der Bauer ist schon z' weitigst auf dem Weg. Den Hut schief auf dem Kopf, ächzt er dahin: „Und i hilf eahm scho . . . Und i hilf enk scho . . ."

Still liegt der Hof da. Der Hund läuft ihm im Hofraum entgegen und leckt ihn ab.

„Ja, Tyras, gell . . ."

Der Rendlbauer nimmt das Radlicht und geht in die Schupfe. Er sucht eine Weile. „Wo is denn 's Hackl?" Endlich findet er es. Er will schon gehen, da hört er ein ganz leichtes, kleines Geräusch.

„Is do wer?"

Er leuchtet umeinander, die Wände entlang, in die Ecken hinein und schaut dem Lichtschein nach.

„Jessas, a Mausfalln!"

Da steht nun wirklich eine Mausfalle im Winkel, eine ganz gewöhnliche Mausfalle, eine viereckige, mit verrosteten, verbogenen Drähten, eine ganz alte, staubige Mausfalle. Die Klappe ist zugefallen, es kann noch gar nicht so lange her sein, daß sie zugefallen ist, ein Bröcklein Speck hängt natürlich am Haken, und ein Mäuslein rennt zwischen den Drahtwänden herum.

Der Bauer legt die Axt weg und hebt die Falle mit der Maus in die Höhe. „A ganz a junge . . ."

Die Maus wischt von einem Ecklein ins andere, machmal ruckartig, daß man die Beinchen kaum sehen kann, dann wieder spießt sich das zarte, lange, feine Schwänzchen am Draht oder es gerät gleich gar zwischen den Drähten heraus und hängt dem Bauern über die Hand.

„Ja . . . Sixt, da bist iatz drinna . . . Arm's Luada . . !"

Das Mäuslein hockt jetzt in einer Ecke, vielleicht hat es der Lichtschein geblendet, es schnauft elendig schnell, es schnauft so elendig fest, daß der grauschwarze Körper nur so bibbert und zittert, und wenn das nicht wäre, möcht' eins meinen, es sei überhaupt schon tot.

„Pf . . . Pf . . . Pf . . .", lockt der Rendlbauer das Tier, aber es rührt sich nicht und reibt sich nicht, es drückt sich nur noch fester in die Ecke, höchstens, daß das zarte, lange, feine Schwänzchen einmal und noch einmal aufwippt.

„Pf . . . Pf . . . Pf . . ." Er dreht die Falle, aber die Maus hat sich flugs auch gedreht und sitzt schon wieder zitternd an ihrem Platz. Er spitzt das Maul, um noch feiner und sanfter locken zu können, er rückt sogar das Licht etwas ab, lockt wieder, klopft an die Drähte, an das Gefängnis des Tieres, da — ein kleiner Ruck, die Maus wendet den Kopf her; nicht lange, vielleicht nur drei kleine Augenblicke, vielleicht auch nur einen, am Ende nur eine einzige, winzige Maussekunde, aber er hat die Augen des Tieres gesehen, diese angstbewegten Fünklein, diese bebenden, todnahen Augen, die sofort wieder zurücksahen in die dunkle Ecke, zwischen den Drähten hinaus in die Nacht.

Da geht der Bauer mit der Mausfalle in den Hof, und ganz beiläufig, so, als wüßte dieser schwere Bauer da nichts davon, so nebenbei zieht er mit einem Finger die Klappe der Falle hoch, einen wippenden Sprung spürt er, ein erschrockenes Anstoßen an seinen Schuh, dann ein hastiges Laufen fort in das Dunkel hinein. Ja, das ist wohl so eine Maus gewesen . . .

Hernach tappt er durch die Fletz zur Stiege und die Bodenstiege hinauf, sie knarzt, und dann geht er leise in die Kammer, wo die Bäurin schon schläft, gut schläft, in vollen Zügen der Ruhe hingegeben.

Vom Weiher herauf quaken die Frösche, auch die Grillen feilen darein, und der Mond hockt auf dem Kirchendach, blaß und verlassen.

In der Schupfe mitten auf dem Boden aber liegt eine schwere, vergessene Hacke.

*

Einige Tage darauf sagt die Margret: „Werst um an neu'n Knecht schaugn müass'n."

„So", sagt der Alois.

„Heirat'n tuat a."

„So."

„Und a meinigs Basl heirat' a. Jessas na, hat lang koa Kuraschie it g'habt . . ."

„So."

„Ja."

„Was i sag'n wollt", plärrt jetzt der Alois, der Rendlbauer, „wer hat denn iatz da vor a paar Täg in d' Schupfa außi a Mausfall'n g'stellt? A so a Dummian . . . A Mausfall'n da außi stell'n . . . A so a Gischpi, hahaaaa."

* * *

* Donnerstag.

Der Stern

(Rud. Sieck)



Bis in den Abend, gellend, sang die Grille.

Nun schwingt die Stille.
Und weiße Nebelschwaden wogen her,
die aus den feuchten Wiesengründen rauchen,
drein, schwarz wie Teer,
zerzauste Fichten ihre Aeste tauchen.

Dann, während Erd' und Himmel sich verdunkeln,
beginnt ein Stern, ein einziger, zu funkeln,
als ob sonst nichts mehr lebte, nur noch e r.

Nur e r noch, ja . . . und tief im Tal der Fluß,
der seinen Ufern von des Schicksals Kunkeln
bang flüsternd fort und fort erzählen muß.

Dr. Owlglaß

Eden am Scheideweg

(Wilhelm Schulz)



Lieber Simplicissimus!

Mein Kollege Paul hat Anlagen zu einem gräßlichen Bürokraten. Darunter hat seine Braut, ein reizendes, lebenslustiges Persönchen, sehr zu leiden. Da sie mir eines Tages ihr Leid klagte, knöpfte ich mir Paul im Büro vor. Er behauptete zwar, er sei für seine Erwählte „leidenschaftlich" entflammt, aber ich hielt dem entgegen, daß man in diesem Falle vielleicht dann doch nicht jeden Abend Akten zur Bearbeitung mit nach Hause nehme, statt sich seiner Angebeteten zu widmen. Dies scheint nun doch einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, denn er notierte gleich für den kommenden Tag auf seinem Terminkalender: „7 bis 10 Uhr Akten X. bearbeiten; nachher leidenschaftlich."

*

Die Barockkirche eines oberschwäbischen Marktfleckens birgt einen überaus kostbaren Kirchenschatz, und der Herr Pfarrer nimmt gerne die Gelegenheit wahr, ihn voll Besitzerstolz bevorzugten Besuchern zu zeigen. Neulich war auch ein hoher Regierungsbeamter da, bewunderte die Köstlichkeiten und verwunderte sich dann darüber, daß sie nur in einfachen hölzernen Schränken aufbewahrt waren. Da könnte man doch zu leicht einmal recht unangenehme Überraschungen erleben. „Unser Kirchenschatz", erwiderte der Pfarrer, „steht in Gottes Hand . . . Und außerdem haben wir ihn mit anderthalb Millionen versichert."

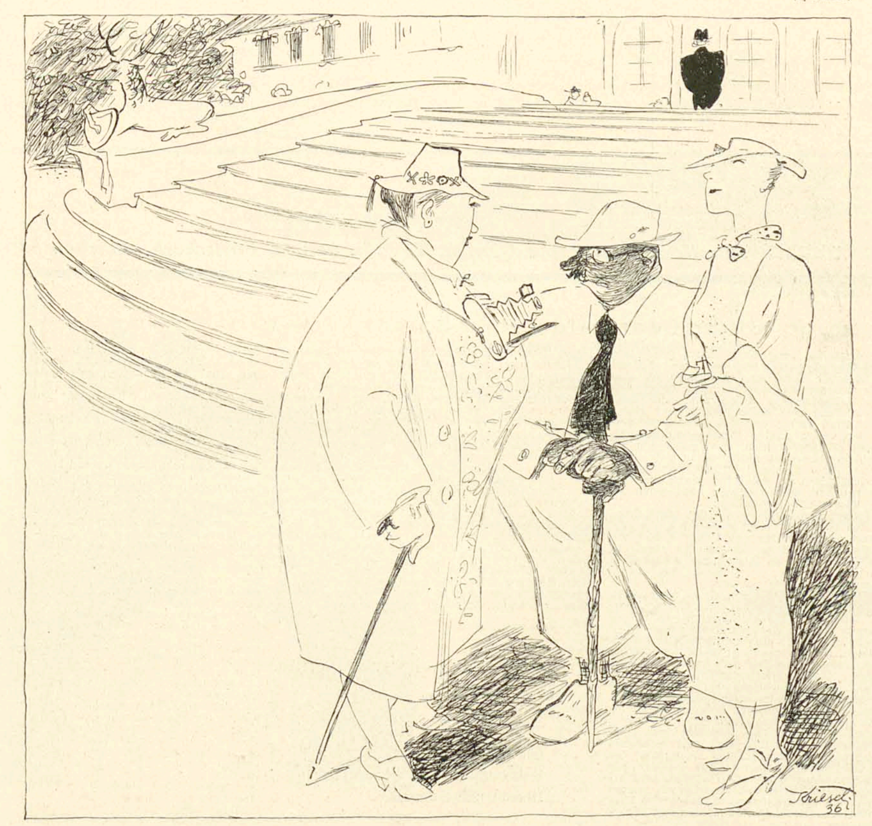
Fundstück

Die berufstätige Frau hat mancherlei Möglichkeiten zu wirkungsvoller Reklame, wenn sie auf dem Wege fortschreitet, den die nachfolgende Annonce, die einer Züricher Zeitung entnommen ist, einschlägt:

„Dr. med. Adrienne X . . ., Augenärztin, Bahnhofstr. 38. Exakteste Brillenbestimmung. Dank der Freundlichkeit des Herrn T. ist in seinem Schaufenster Bahnhofstr. 38 das Gemälde von A. S.: Porträt von Frl. Dr. med. Adrienne . . . ., Augenärztin, ausgestellt."

Eifersucht

(R. Kriesch)



„Gehen wir 'mal die Treppe rauf — da kann man sich dann gut vorstellen, wie einst die graziösen Rokokodamen heruntertänzelten . . ." — „Pfui, Emil! Was hast du nur für 'ne untreue Phantasie!"

Stimmt der Saldo, Herr Spieß? / Von Walter Persich

Der Bürovorsteher, Herr Manz, hegte gegen die Konten L—R gesteigertes Mißtrauen; sie befanden sich in heilloser Verwirrung. Man muß es also schon als finstere Machenschaft des Zufalls bezeichnen, daß Hermann Spieß am Tage ihrer beider Anstellung eine halbe Minute nach Heinz Köhler das Büro betrat, und ihm deshalb die Verwaltung des verwahrlosten Postens zufiel, während Heinz Köhler Konten von märchenhafter Differenzlosigkeit erhielt. Köhler hörte sich schon in liebenswürdiger Zerstreutheit die Ausführungen des Bürovorstehers an, Spieß trat hinzu und fand kaum Gelegenheit, seinen Namen bescheiden als offizielle Vorstellung anzubringen.

Bis zur Frühstückspause verlief alles glatt. Dann wandte sich zwischen einem schinken- und einem gänseleberbelegten Butterbrot Heinz Köhler zur Seite: „Na, Herr Kollege, ich möchte nicht nur Brot mit Butter! Warum leisten Sie sich keinen Aufschnitt?“

„Mir schmeckt das ganz gut so.“

„Ha“, meinte Köhler königlich, „mir ist es doch zu viel, essen Sie mal dies — ich sehe, Sie sind verheiratet. Ich hätte diese Dummheit nicht gemacht, um trockenes Brot dafür zu essen.“

Hermann Spieß machte sich an die Arbeit. „Danke, Herr Kollege, ich bin gesättigt, außerdem ist die Pause, glaube ich, vorüber —“ und mühte sich von neuem mit den verlotterten Buchungen.

Spieß sah auf eiligem Heimweg, wie sich der flotte Kollege ohne weiteres Herrn Manz anschloß. Nie würde Spieß es gewagt haben, einen Vorgesetzten einfach zu begleiten.

So verging der erste Tag, und so verstrichen viele andere. Spieß mußte sich seit mehr als einem Jahre mit einem billigen Anzug für die Bürostunden begnügen. Sein Kollege erschien, als ginge es zum Tanz oder zum Picknick. Und erzählte ununterbrochen von Autofahrten mit seinem Freunde, einem Großkaufmann, Bootspartien, Gesellschaften, auserlesenen Festmahlen und nächtlichen Gelagen.

Wieso konnten diese Dinge den Buchhalter Spieß kränken? Eher hätte er Grund gehabt, durch die tausend Fehler entmutigt zu sein, die ihm immer, immer wieder mit Hilfe des Kollegen durch Herrn Manz nachgewiesen wurden. Wenn auch diese Versehen noch auf fehlerhafte Additionen und Grundbuchungen, auf den Verlust von Grundbelegen durch jahrelang unbeachtete Pfuscherei zurückzuführen waren, so ließ es keine guten Schlüsse auf seine Tüchtigkeit zu, wenn noch immer Differenzen sich nicht klären wollten.

Besonders nervös wurde Spieß, wenn Manzens Ausbrüche über seine angebliche Untüchtigkeit sich unter fünfzehn halb hämischen Augenpaaren abspielten — und wenn in ganz schlimmen Fällen ihn sogar der Inhaber ins Privatkontor rufen ließ. Mochte das ganze Büro die lustigsten Geschichten erzählen, mochte Herr Köhler Zeitung lesen oder Nägel polieren — Spieß arbeitete wie ein Pferd. Die Rubrik L—R umfaßte mehr als achtzehnhundert verpfuschte Konten; der Herr Kollege verwaltete kaum achthundert tadellos übernommene. Schließlich fühlte Spieß zu seinem eigenen Erstaunen, wie er den scheinbar so freundlichen Köhler zu hassen begann; dessen Reden konnte er kaum ertragen. Er hätte ihm ins Gesicht schlagen mögen, als er erzählte: „Bei Herrn Manz gestern abend — die Tochter spielte gerade Klavier — hat er mir im Vertrauen etwas über Sie gesagt, Spieß. Er meinte, wenn die Wirtschaft in Ihren Hauptbüchern nicht bald aufhörte — und er glaube nicht daran — müsse er dem Chef die Kündigung unterbreiten. Eigentlich darf man solche Sachen nicht ausplaudern, aber Sie sind doch ein ganz netter Kerl, wenn auch nicht so tüchtig wie ich!“

„Wenn Sie mir Ihre Konten geben, kann ich genau so tüchtig sein.“

„Ach wo!“ grinste Köhler, „Sie sind eben ’n unmoderner Mensch. Glauben Sie mir, nur Ihre Ehe macht Sie in so jungen Jahren kaputt. Schade um Sie!“ — — —

Wieder erlaubte sich das Schicksal einen faulen Witz: Spieß befand sich in einem Abteil, das jeweils aus diskreten Gründen nur von einem einzigen Menschen aufgesucht wird. Die Tür zum Vorderraum klappte, und der Buchhalter unterschied die Stimmen Köhlers und des Bürovorstehers.

„Na, Herr Manz, Sie müßten Sich mal die Konten von Spieß ansehen. So viele Böcke bei *einem* Angestellten habe ich noch nicht gesehen.“

„Sie müssen bedenken, daß Spieß einen vollkommen unfähigen Vorgänger hatte.“

„Und alle die neuen Fehler? Nee, wissen Sie, mir kann er nichts vormachen — ich habe schon in Riesenfabriken Bilanzen gebaut.“ Die Herren entfernten sich, und der Buchhalter Spieß erkannte in eigenartiger Beleuchtung den Sinn des Wortes „Kollegialität“!

Ja, und schließlich erschien an einem Morgen Köhler nicht an seinem gewohnten Platze. Drei Tage später übernahm ein neuer Kollege seinen Posten. Er hätte auch Spieß heißen können, denn er sah so aus. Und die Arbeit erschien dem ersten, der wirklich so hieß, ein Paradies zu werden.

Das ganze Büro steckte die Köpfe zusammen, man tuschelte dies und das — die Angestellten erfahren immer gerade, was ängstlich vor ihnen geheimgehalten wird. Weder eine Benachrichtigung noch eine Zeitungsanzeige spielte den Verräter. Aber man wußte: Herr Bürovorsteher Manz selbst hatte die Hochzeit des Herrn Köhler mit seiner Tochter energisch betrieben. Und er richtete seinem Schwiegersohn ein eigenes Geschäft ein.

Der tüchtige Herr Köhler erschien gelegentlich bei seinem Schwiegervater, dem Prokuristen Manz.

Großmutter geht ins Grüne

Von Wilhelm Schussen

Dieses Gras und dieser Wind,
Sie sind allenthalben,
Und auch Bienen, Blumen sind
Überall und Schwalben.

Fern von Lärm und Wunderfitz
Unter grünen Bäumen
Ist auch überall ein Sitz,
Wo die Alten träumen.

im Büro. Seine Handelsbeziehungen bildeten den angenehmen Gesprächsstoff — denn in seinen Ausführungen hatte er die ganze Börse in der Hand. Sein Auto war jedenfalls luxuriös. Einzig der Buchhalter Spieß enthielt sich jeder Meinungsäußerung; aber niemand störte ihn auch mehr — er arbeitete.

Da diese Geschichte eine Geschichte von — wie man gesehen hat — moralischen Leuten ist, so bleibt uns nichts anderes übrig, als das entsprechende unmoralische Ende nicht zu verheimlichen. Erst langsam sickerte die Sache durch. Als Spieß am Morgen im Büro erschien, konnte niemand ahnen, daß dieser Pflichtmensch die Möglichkeit für das spurlose Verschwinden des von seinen Gläubigern gedrängten Heinz Köhler geschaffen hatte.

Während die Herren Kollegen sich eingehend über den Fall aussprachen, suchte er Differenz auf Differenz zwischen Wünschen und Erfüllungen, Differenzen im Kontokorrent des Schicksals. Und nun nahm er in seinen Erinnerungen die Ausbuchung vor, und es verblieb nicht der kleinste Saldo! Denn nach Mitternacht hatte ihn nämlich das Schrillen der Hausglocke geweckt, er riß das Fenster auf — da stand Heinz Köhler! Er ließ ihn ein und lernte die unerbittliche Revision von Zufallsbuchungen kennen — — — Köhler, der Mann mit dem Auto, der reichen Bekanntschaft und der Überzeugung von seiner eigenen Genialität, kam wie ein Bettler in der Nacht zu ihm und bat ihn um eine lächerliche Summe, um die Grenze erreichen zu können.

Hermann Spieß ging ins Nebenzimmer, schloß ein kleines Kästchen auf, entnahm ihm dreihundert Mark, die Ersparnisse des letzten halben Jahres, mit denen er mit seiner Frau im Sommer verreisen wollte, und legte sie Köhler wortlos in die Hand.

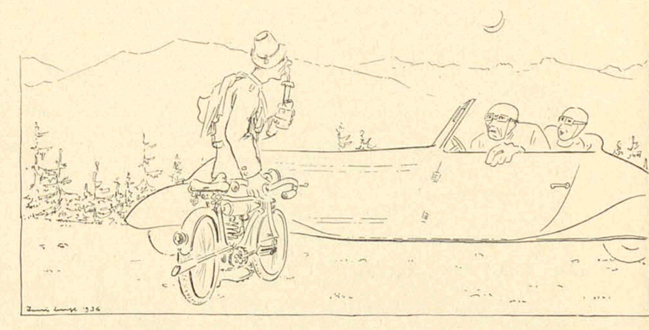
„Mensch, Spieß, Sie sind der beste Kerl auf der Welt! Wenn ich im Ausland mein neues Vermögen gemacht habe, werden diese dreihundert Mark Ihr Glück werden!" Strahlend zog er ab — — —

Noch auf der Treppe antwortete Spieß nicht ein Wort. Er blickte dem hastig Davoneilenden eine halbe Minute nach, und eben wollte der um die Ecke biegen, als ihn des Buchhalters Ruf erreichte. „Ich brauche mir kein Glück schenken zu lassen, du — — — Lump!"

In dieser Nacht schlief Hermann Spieß nicht wieder ein. Dem bankerotten Kaufmann Heinz Köhler war die Flucht gelungen, Hermann Spieß arbeitete, um den Saldo klarzukriegen — — —

Der Baazi

(Toni Bichl)



„Hallo, guter Mann, wir haben keen Benzin mehr im Tank. Wat läßt sich da machen?" — „No — 's Deandl kunnt si' ja hint' auffihocka bei mir, geg'n a Busserl ois Trinkgeld. Aber Sie . . ? Vo Eahna mog i koans!"

Lied der Arbeit

Im Kolbenstampfen, Riemenschleifen
ward uns ein Rhythmus unverwirrt,
im Zahnradineinandergreifen,
wo Eisen hart auf Eisen klirrt.
Im steten Gleichtakt der Maschinen
liegt des Jahrhunderts Stampfgesang;
im Rasen toller Dampfturbinen
sein starkes Lied aus Eisenklang.

Dynamos sausen, Funken eilen,
durch tausend Kabel zuckt der Strom,
den wieder tausend Drähte teilen —
Ein Ruck: und Licht wird das Phantom!
Wenn sich ins Grau der Riesenstädte
das Licht ergießt zur Dämmerzeit,
ist's, als ob in der Straßenkette
sich Perle weiß an Perle reiht . . .

Was willst du nach den Sternen wandern?
Sieh, Dichter, deiner Erde Not!
Es wirken auch wie du die andern
in heißem Drang um Tat und Brot.
Vergiß das „Nachtigallenschlagen",
vergiß die „Klänge sehnsuchtstief" — — —
Du mußt das Lied der Arbeit wagen,
die dich zu ihrem Zeugen rief.

Die Schönheit harter Zeit zu preisen
ist besser als romant'scher Sang:
sahst du noch nie das Mondlicht gleißen
gestreckten Schienenweg entlang?
Hörst du der Werften wild Gedröhn? —
Brich' auf der Künste neue Pforte:
Horch, auch der Hammerschlag ist schön
und schöner noch als schöne Worte!

Ludwig Beil

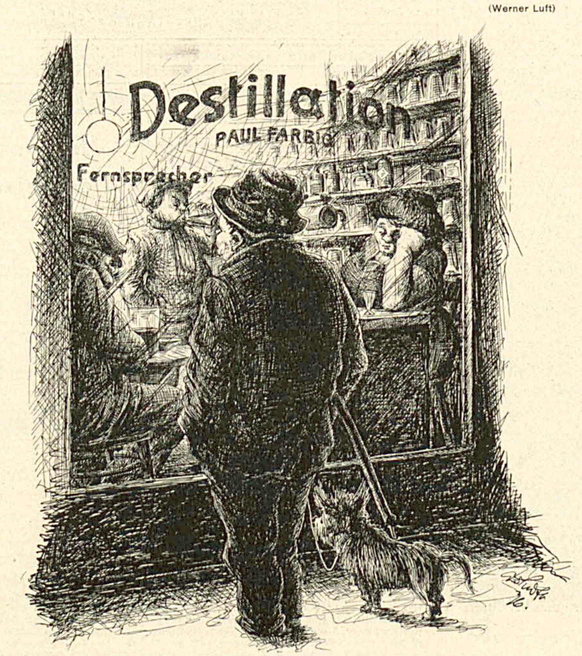
Der Klub der Schwachen

Von Ernst Kreuder

So konnte es nun wirklich auf keinen Fall weitergehen. Ich mußte zum Zahnarzt! Ich hatte nicht nur schon wochenlang Schmerzen, ich magerte auch zusehends ab, ich verfiel, denn das unausgesetzte Schlucken von Betäubungsmitteln hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen das Essen zur Folge.
Nicht, daß ich schon wirklich bereitwillige Versuche unternommen hätte, diesen Gang aller Gänge zu unternehmen, ich war einfach zuletzt immer wieder den wuchernden Bildern meiner Phantasie unterlegen und auf halbem Wege umgekehrt. Ich hatte im Telephonbuch stundenlang geblättert und mir alle einigermaßen sympathischen Namen von Zahnärzten notiert. Dann hatte ich unter diesen Namen noch einmal strenge Auswahl getroffen und drei davon behalten. Um mir die Möglichkeiten eines Rückzuges abzuschneiden, hatte ich mich bei dem ersten der drei Zahnärzte tags zuvor schriftlich angemeldet, mit vollem Namen und Adresse, dann hatte ich am nächsten Tag angerufen und gefragt, wann es passen würde. Es paßte, ich sollte in zwei Stunden kommen. Ich verließ die Telephonzelle mit dem Gefühl, als hätte ich den Termin meiner Hinrichtung in der Tasche. In zwei Stunden! Ich sah das Wartezimmer vor mir, die Patienten saßen alle ein wenig unnatürlich still da, niemand redete, keiner las, eine Atmosphäre lauernder Angst schien sie auf ihre Stühle zu bannen, sie hatten blasse, erschrockene Gesichter, die Stille war fast stofflich, wie ein Gas, das den Raum ausfüllte und langsam jeden ersticken mußte. Worauf warteten sie alle so unbeweglich? Ich wußte es, sie horchten. Sie horchten und lauerten auf einen Schrei!
Bitte, Sie sehen, daß es mit mir nicht mehr so weitergehen konnte. Was sollte ich um Himmels willen tun? Ich hatte sicherlich nicht mehr oder weniger Mut als jeder andere, aber ich war ganz offensichtlich das Opfer einer gründlichen, unerträglichen Einbildungskraft.
In zwei Stunden! Ich ging nach Hause wie jemand, der nicht gesehen werden will, weil er etwas Unehrenhaftes begangen hat und gesucht wird. Ich verbarg mich, ich verkroch mich in meinem Zimmer. Reglos lag ich auf meinem Bett und folgte dem Minutenzeiger an der Wand. Es gab kein Entrinnen — das war Folterung, grausame Quälerei!
Als es Zeit war zu gehen, war es mir so schlecht, daß ich unmöglich aufstehen konnte. Ich klingelte meiner Wirtin und befahl ihr, mir sofort Kognak holen zu lassen.
Das zweitemal ging ich schon deshalb nicht nach Hause, nachdem ich mich telephonisch angemeldet hatte, um mir diese Hölle in meinem Zimmer zu ersparen. Auf großen Umwegen näherte ich mich der Straße, in der der Zahnarzt wohnte. Ich hatte mich gleichsam selbst hypnotisiert. Immer näher kam ich, nun war ich schon in der Straße, ich sah das Haus schon, das große weiße Schild unten neben der Tür, da erhielt ich einen ungeheuer heftigen Schlag gegen die linke Seite und stürzte bewußtlos hin. Auf meinem Bett zu Hause kam ich zu mir, fremde Leute hantierten an mir herum, ein Arzt. Aber es war nichts Schlimmes, ich war von dem Auto nur gestreift worden und mit einigen Prellungen davon gekommen.
Als ich wieder in Ordnung war, ging ich ganz methodisch vor. Ich ließ mir beim Papierhändler eine Anzahl weißer Kartons schneiden und befestigte Schnüre daran. Dann ersann ich die werbekräftigsten Texte, schrieb sie mit roter Tinte darauf und verteilte die Schilder in meinem Zimmer. Wenn ich ahnungslos nach Hause kam und die Tür öffnete, hing in Gesichtshöhe vor mir ein Schild mit der Aufschrift: „Vergiß nicht, heute zum Zahnarzt zu gehen!" Ich zuckte zusammen und hängte meinen Hut an den Haken. Da stand: „Es geht um deinen letzten Zahn!" Ich wurde blaß und öffnete den Keiderschrank, um meine Hausjacke anzuziehen, und las: „Ein Mensch mit faulen Zähnen ist vom Übel!"

(Schluß auf Seite 202)

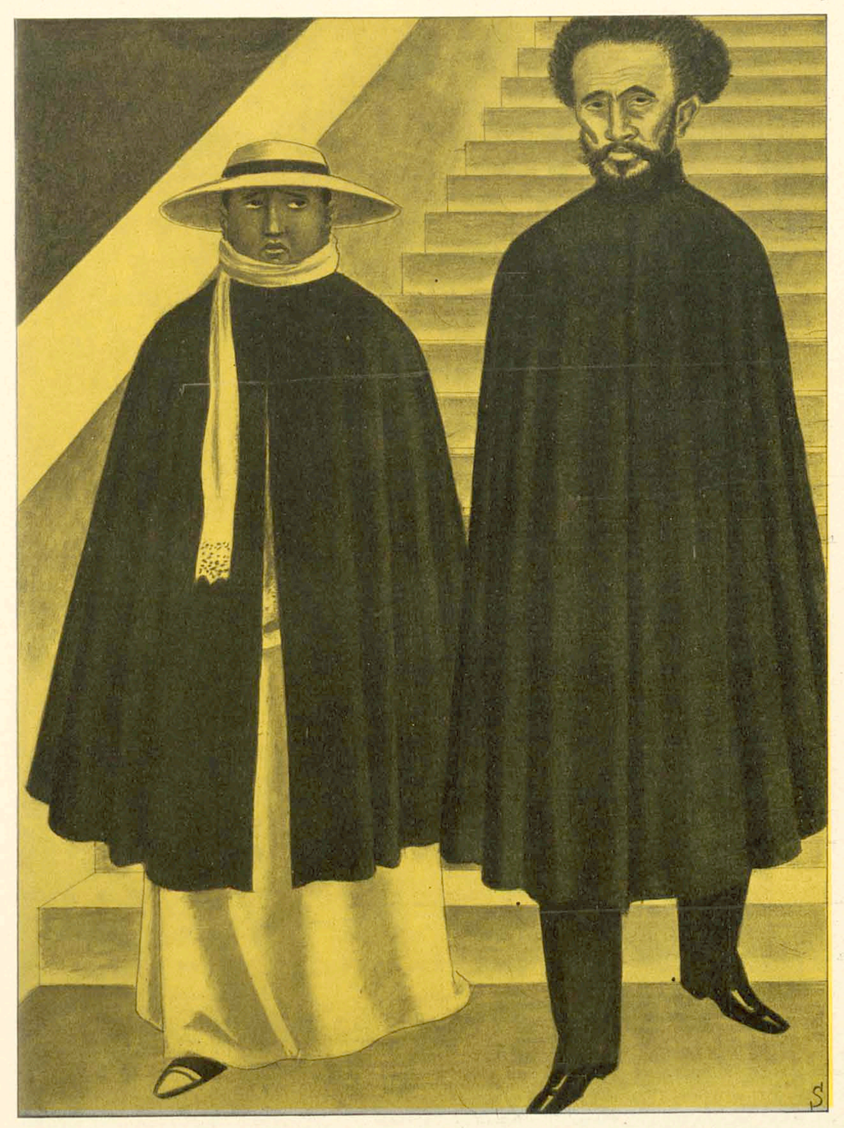
(Werner Luft)



„Da sitzt er wieder, der Herr Vorstand, und versauft sein Unglück . . . Wo er nur das viele Unglück hernimmt?"

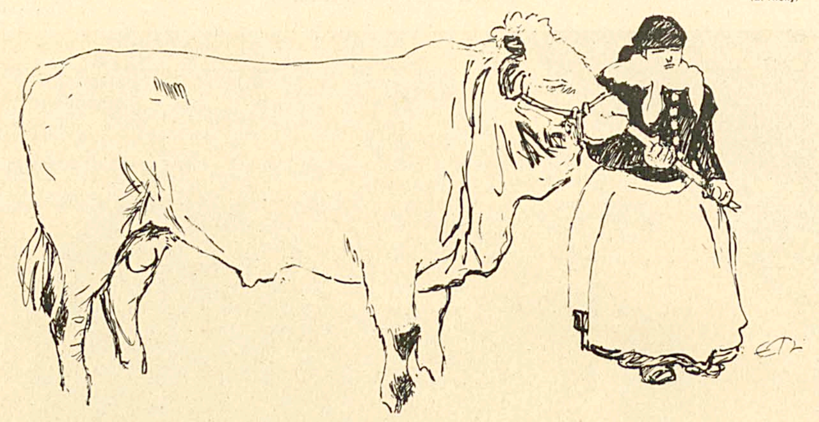
Fehl am Platz

(E. Schilling)



„Wie konntest du deine Tragödie auch bei der Genfer Bühne einreichen, Haile Selassie? Wußtest du denn nicht, daß dort nur Komödien aufgeführt werden?"

(E. Thöny)



Die Wolke

Von Karl Martin Schiller

Die Wolke leuchtete in die Stadt hinein,
in Straßen kreuz und quer und grad' und krumm,
und suchte bei des Lichtes hellem Schein
nach Unrat, den man liegen ließ, herum.

Sie schwieg verbissen, zog die Stirne kraus,
sah unter schwarzen Lidern finster her,
grollte dann bös, stieß zornig Sturmwind aus:
nein, ihr gefiel die ganze Stadt nicht sehr.

Da plötzlich brach ihr voller Unmut los,
daß Wust und Kehricht durch die Straßen flog,
Staub wirbelte und sich in wildem Stoß
der Straßenbaum, in Schmutz verkommen, bog.

Dann warf sie klatschende Wasser hinterdrein,
in alle Winkel schwemmte sie die Flut
und wusch die Stadt mit rauhem Besen rein,
indem sie grimmig rief: Das tut dir gut!

Die Dächer glänzten, aus dem Regen brach
verjüngt der Baum am blanken Straßenrand.
Die Wolke spülte alles nochmal nach
und trug den Eimer weiter übers Land.

Der Klub der Schwachen

(Schluß von Seite 200)

Auf diese Weise gelang es mir, den dritten Zahnarzt aufzusuchen. Ich möchte am liebsten nicht davon reden. Unten im Hause war eine Buchhandlung, vom Teufel eingerichtet. Ich habe nur ein Laster, wenn man es so nennen kann, nämlich stundenlang die Regale von Antiquariaten zu durchstöbern. Solange ich dies tun kann, ist diese Welt die beste aller Welten, und es gibt keine vollkommeneren. Auf mein Ehrenwort, ich hatte keine Ahnung davon, daß dieser Zahnarzt, der dritte, ausgerechnet über einem Antiquariat wohnte. Ich hatte wirklich den besten Willen gehabt, bis in sein Wartezimmer vorzudringen, aber der Teufel wollte es nicht: um elf ging ich zum Zahnarzt, um sechs Uhr abends verließ ich, beladen mit seltenen und nicht einmal besonders billigen Büchern, die Buchhandlung unterm Zahnarzt.

Jetzt mußte also das Äußerste unternommen werden. Von allein kam ich in diesem Leben nie mehr zum Zahnarzt. Entweder es wurde mir vorher schlecht oder ich wurde überfahren oder ich geriet in ein Antiquariat oder ich traf einen lange vermißten Freund an einer Straßenecke.

Ich ging also in eine Auskunftei. In eine Auskunftei kann man gehen, das ist spannend und interessant, und wenn man noch eine Anzahlung leistet, wird man wie eine bedeutende und geheimnisvolle Persönlichkeit behandelt. Man bekommt sogar Zigaretten und Schnaps vorgesetzt, wird in schwierige Fälle eingeweiht, also bitte. Da konnte ich stundenlang hingehen.

Mein Fall wurde notiert und eine Karte in der Kartothek angelegt. Der Raum war freundlich und nüchtern, Privatdetektive gingen ein und aus, gut angezogene junge Leute, die einem verstohlen zublinzelten und die Arbeit leicht nahmen.

„Sie brauchen überhaupt nicht zum Zahnarzt zu gehen", sagte der Leiter der Abteilung 7, der Abteilung für „Begründete Scheu". Er schob mir das gefüllte Schnapsglas hin und sagte „Zum Wohl!".

„Zum Wohl", sagte ich, „wieso?"

„Weil Sie erst Ihre begreifliche Scheu verlieren müssen."

„Begreifliche Scheu", wiederholte ich und nickte und trank.

„Ich gebe Ihnen hier eine Empfehlung an einen ausgezeichneten Klub, unter uns gesagt, nur für Junggesellen, dort sollen Sie sich einmal amüsieren. Ihre Scheu rührt daher, daß Sie zu abgeschlossen leben und sich keine Vergnügungen gönnen. Nun, sehen Sie sich bitte mal diesen Klub an, aber vollste Verschwiegenheit, bitte! Morgen werden Sie mir bei einem frischen Gläschen Ihre Erfahrungen mitteilen, es gibt dort jede Nacht neue Überraschungen!"

Das sah ja vielversprechend aus! Aber Mister Kelly hatte recht. Ich mußte mich einmal amüsieren. Und ich ging am Abend in den „Klub". Dem Hause war äußerlich nichts anzusehen. Kein Schild, nichts. Auf der gegenüberliegenden Seite der stillen, verlassenen Straße parkten einige elegante Wagen. Westend, ruhiges, vornehmes Viertel.

Ich mußte meine Karte durch eine dunkle Türklappe reichen. Dann öffnete sich hinter mir eine Tür zu einem langen dunklen Gang, ein rotes Transparent leuchtete am Ende auf: „Still! Nicht sprechen!" Ich ging den Gang hinunter, wieder öffnete sich eine Tür, dann schlug ich einen Vorhang zurück und stand in einem halbdunklen Raum, den eine in den Boden eingelassene Glasfläche von unten erhellte. Ich schaute durch die Glasplatte und sah in eine Bar hinunter, in der es lebhaft zuging. „Bitte", sagte in diesem Augenblick ein als Matrose gekleideter Diener hinter mir. Ich folgte ihm in die Bar hinunter. Die Musik war abwechselnd leise und wieder fanatisch laut. Eine Menge von gutgekleideten Leuten schob und drängte sich durch die mit grotesken Bildern geschmückten Räume. Es wurde fleißig getrunken. Das Seltsamste waren die Barstühle. Sie waren numeriert und trugen kleine Schilder. „Sie haben Nummer neun", sagte der Matrose und hob mich mit einem Schwung auf einen der hohen Stühle. „Sensation Nummer 9" stand auf der Lehne. Ich trank einige Flips, ich wurde kühn und versuchte, mit dem Barmädchen zu schäkern. Da surrte es, die Kapelle brach ab, dann meldete ein Lautsprecher aus der Wand: „Achtung! Achtung! Sensation Nummer vier! Jeder bleibe auf seinem Platz, das Licht wird für eine Minute gelöscht, Kapelle Achtung, fertig!" Das Licht erlosch in der Bar, die Kapelle spielte im Dunkeln bei kleinen Glühbirnen, roten und grünen, einen wogenden, langgezogenen Tusch. Dann flammte das Licht wieder auf, ich sah mich um, der Stuhl der „Sensation Nummer 4" war leer. Der blasse, elegante junge Mann war verschwunden. Höchst geheimnisvoll! Das war doch wirklich einmal ein Klub, in dem etwas los war, der sich sehen lassen konnte, das heißt natürlich, der sich vielleicht nicht sehen lassen konnte. Wo mochten die Leute von den Stühlen hin verschwinden, zu welchen unerhörten Sensationen wurden sie im Dunkeln entführt? Aber es ging nicht der Reihe nach. Plötzlich war mein Stuhl an der Reihe. „Achtung! Achtung!" Dann erlosch das Licht, der Tusch wogte, ich fühlte, daß ich sank, dann hielt mein Stuhl an, ich wurde von unsichtbaren sanften Armen ergriffen und in einen weichen Sessel gesetzt, der ein Stück im Dunkeln fuhr, an der Wand erschien der Titel eines Films: „In zwölfter Stunde!", der Sessel hielt, der Film begann. Gleichzeitig ertönte eine wilde Musik, ich sah nie einen spannenderen Filmanfang, ein Verließ unter der Themse war der unheimliche Schauplatz. Plötzlich wurde mein Gesicht von oben her beleuchtet, Arme hielten mich fest, klappten meinen Mund auf, der Film lief weiter, ich erhielt eine Spritze ins Zahnfleisch, und dann begann der Bohrer des unsichtbaren Zahnarztes hinter mir sein Werk.

Ich erhielt später eine ziemlich hohe Rechnung, an der ich noch heute ratenweise abzahle. Aber ich habe keinen schlechten Zahn mehr und kann daher den „Klub der Schwachen" nur aufs beste empfehlen.

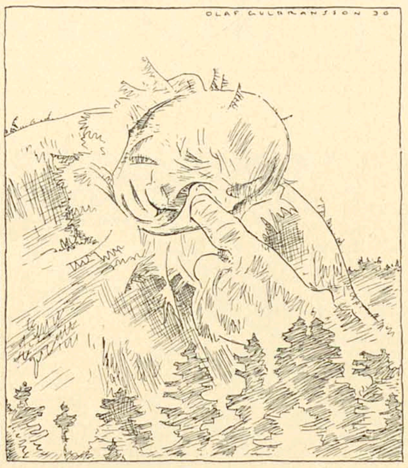
Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • DA. 11822 II. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

TROLL

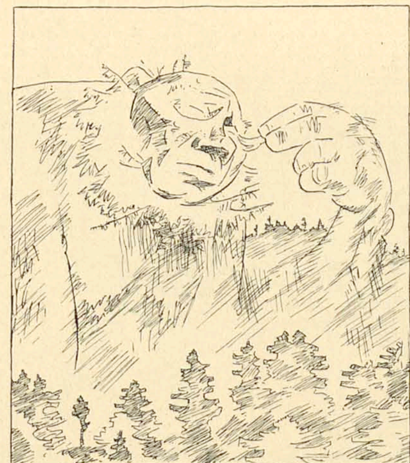
NORWEGISCHE LEGENDE



EIN WALDTROLL HATTE WAS
INS AUGE BEKOMMEN,
DAS STACH.



ER RIEB UND RIEB MIT
DEM FINGER — ABER SO
BEKAM ER ES NICHT HERAUS.



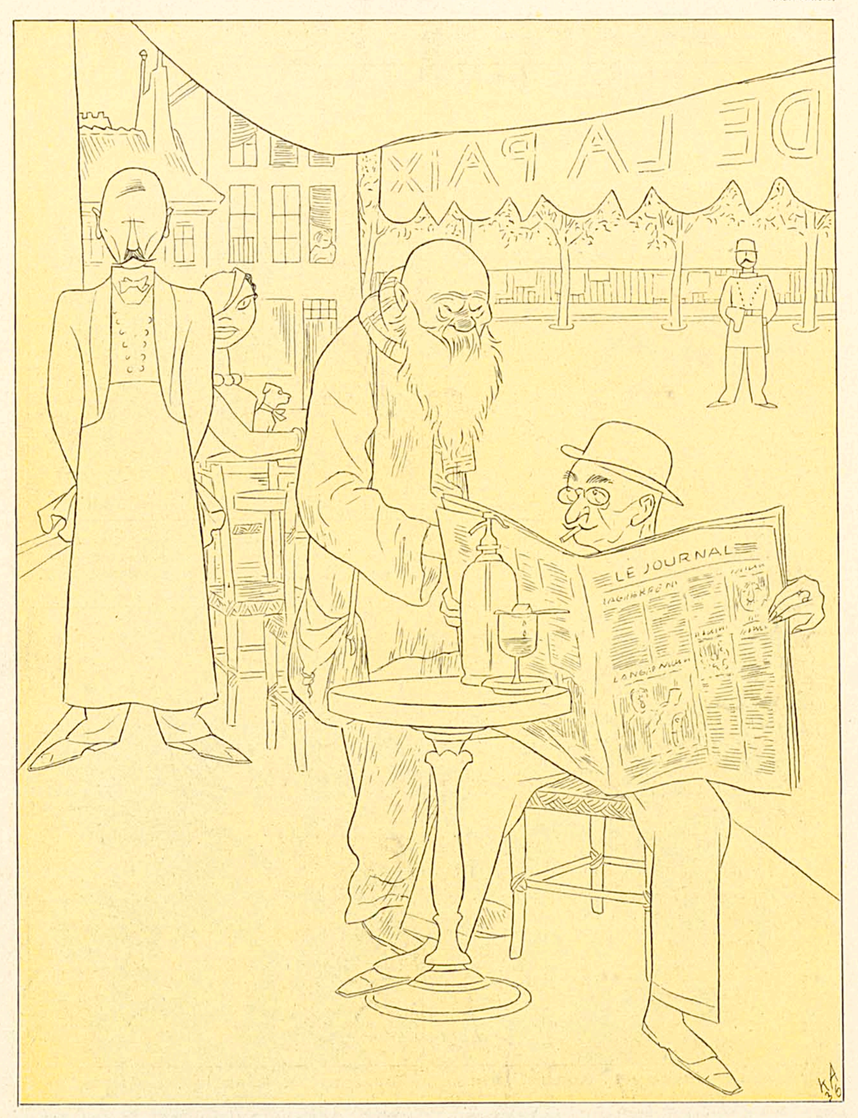
DA NAHM ER EINE KORNGARBE,
UND MIT DER KRIEGTE ER ES HERAUS.
ES WAR EIN TANNENZAPFEN.



DER RIESE RIEB IHN ZWISCHEN DEN
FINGERN UND SAGTE:
„WIE MERKWÜRDIG – DASS SO WAS KLEINES
SO WEH TUN KANN."

Dämmert's in der Provinz Frankreich?

(Karl Arnold)



„Armes Russe bittet Bridderchen Franzos' um kleine Gabe." — „En détail ist nichts mehr zu holen, Monsieur. Ihre Sowjet-Union nimmt es schon en gros!"

Stuttgart, 26. Juli 1936 Preis 60 Pfennig 41. Jahrgang Nr. 18

SIMPLICISSIMUS

500 Jahre Münchner Pferderennen

(E Thöny)



„Auch ein Fortschritt, sich zurückzuerinnern, daß Pferdekräfte nicht nur PS sind!"

Jugendlicher Leichtsinn

Ein junges Pflänzchen, zart und leicht verletzt,
so wurdest in den Boden du gesetzt,
damit im Lauf der Zeit auf dieser Erde
was Tüchtiges und Rechtes aus dir werde.
Zur Unterstützung bei besagtem Streben
ward dir als Halt ein Stänglein mitgegeben.
Denn, ach, es bläst so mancher Gegenwind . . .
Nun wurzle ein und wachse, liebes Kind!

— Dich ödet's, unter Kuratel zu stehen?
Du willst der Vorsicht eine Nase drehen
und windest hinterlistig und mit Kichern
dich aus den bast'nen Ketten, die dich sichern?

So lang die Sonne lacht, geht's ja zur Not,
nicht aber, wenn ein Ungewitter droht.

Es braust der Sturm. Die Parzenschere klafft
und schnappt, und schon bist du dahingerafft.

Das hast du nun vom autonomen Wollen —
du hättest bei der Stange bleiben sollen!

Ratatöskr

Der Mann vor der Glastür

Von Wilhelm Schussen

Bei uns klingelt beinahe alles, was in unserer Straße handelnd oder um eine Gabe nachsuchend unterwegs ist. Der eine möchte Stopfgarn und Sicherheitsnadeln verkaufen, der andere Schuhnesteln oder Mottenkugeln.
Wir zählten bereits den fünften Klingler, als wir neulich bei Tisch saßen.
Aber da sagte unser Tischgast: „Bei mir daheim war es schon vor fünfzig Jahren auch nicht viel anders. Ich stamme nämlich aus einem Wirtshaus. In unserer Gaststube standen damals vier Tische, einer davon gehörte ausschließlich den Wanderburschen. An diesen Tisch setzte sich nie ein Bauer oder Handwerker, auch kein Taglöhner, sondern nur die fremden Wandervögel. Ich habe als Knabe diese Wanderburschensache aufs genaueste beobachtet und gut im Gedächtnis behalten. Obwohl die damalige Zeit eigentlich eine goldene war und es Arbeit und Verdienst in Hülle und Fülle gab, spielten die Fechtbrüder bei uns eine große Rolle. Wohl zehn bis fünfzehn kamen tagtäglich an unsern Tisch, tranken hier für sechs Pfennig ein Gläschen Branntwein und erhielten beim Zahlen wieder einen Pfennig als Almosen zurück. Meine Mutter verdiente an diesen Branntweingästen, mit denen sie oft die liebe Not hatte, bis sie wieder glücklich draußen waren, also nicht sehr viel. Damals gab es, wenigstens unter denen, die bei uns einkehrten, fast nur ältere Wandervögel; ein junger zünftiger Handwerksgeselle, der um Arbeit nachsuchte, erschien höchst selten. Es waren in der Regel raunzige, zottelhaarige, heruntergekommene, gewerbsmäßige Stromer; aber auch köstliche Kerle mit Humor im Leib waren darunter, die die halbe Welt abgeklopft hatten und davon erzählten wie ein Buch. Ich habe ihnen damals beim Erzählen jedenfalls lieber zugehört als irgendeinem andern Menschen. Auch empfand ich es als eine ganz besondere Augenlust, ihr ungepflegtes Haar, ihre greulichen Schnupftabaksbärte, ihre ledrige Haut und ihre zerlumpten, verschwitzten, schmierigen Gewänder zu betrachten. Einmal war ich auch Zeuge, wie ein junger, reicher Bauernsohn einen gänzlich verwahrlosten Graukopf, der beim Betteln ein Taschenmesser hatte mitlaufen lassen, in unserer Gaststube gottsjämmerlich durchprügelte. Ich rief damals durchs Fenster hinaus um Hilfe, und ich war nahe daran, das auf dem Tisch liegende gestohlene Messer an mich zu nehmen und es dem Erbosten in die Kniekehle zu stoßen, damit er vernünftig würde und einsähe, daß er dem armen Teufel nun endlich verzeihen müsse."
Aber nun klingelte es schon wieder.
Meine Frau ging hinaus. Als sie wieder eintrat, erzählte sie, sie sei dermaßen erschrocken, daß sie beinahe aufgeschrieen hätte; denn vor der Glastüre stehe ein Mensch mit einem blutbefleckten Gesicht.
„Hast du ihm was gegeben?"
„Ja, zwei Pfennige, die ich bereits in der Hand hatte. Ich hätte ihm eigentlich mehr geben sollen, aber ich kam nicht dazu vor lauter Schreck."
Wir lauschten, und da wir niemand die Treppe hinabgehen hörten, erhob sich unser Tischgast, indem er gleichzeitig seine Börse zog, und schritt hinaus. Wir hörten ihn mit jemand reden, dessen tiefe, kräftige Stimme mir plötzlich auch noch bekannt vorkam. Und als ich nun ebenfalls hinauslief, da stand also wie eine Gestalt aus einem Schreckenstraum mein unseliger Landsmann, der Maurer und Weißputzer Mundinger, vor mir.
„Aber Mensch, wie schaust du denn aus? Und was machst du denn bloß?" rief ich bestürzt aus.
„Oh", antwortete Mundinger gelassen, „ich bin eben ein bißchen unterwegs, und ich wollte bei dieser Gelegenheit auch einmal nach dir sehen und dir womöglich neuen Stoff zu einer neuen Geschichte ins Haus bringen."
Wir nötigten ihn, ein Bad zu nehmen, und meine Frau bürstete unterdessen seinen Anzug aus. Dann führte ich ihn zu Tisch. Ich war immer noch erschüttert, obwohl Mundinger, wie es sich herausstellte, eigentlich nur eine blauschwarze und grünliche Beule mit einer bereits in der Heilung begriffenen Wunde über dem rechten Augenwinkel hatte. „Wie kommst du bloß auf die Straße, Mensch? Du hast doch ein eigenes Haus, du bist doch selbständiger Meister! So erzähle doch!"
„Oh", meinte der Unbegreifliche in aller Ruhe, „hab' nur um Gottes willen nicht so arg Mitleid mit mir, sonst bin ich gezwungen, mit dir noch viel mehr zu haben. Ich hab' die Sache zunächst bloß einmal probiert, ich hab' bloß einmal sehen wollen, wie sie sich anläßt, wenn's einmal wirklich Ernst wird; ich hab' nämlich ein paar Wochen keine Arbeit gehabt, und da hat mein Weib in der Not das Kleidernähen wieder angefangen."
„Gott sei Dank", riefen wir alle zugleich aus.
„Nur langsam! Und seitdem näht sie also Tag und Nacht, sie hat nämlich einst eine sehr gute Kundschaft gehabt, und die Damenschneiderei ist von jeher ein gutes Geschäft gewesen; sie hat sogar wieder ein Lehrmädchen einstellen müssen, weil sie allein nimmer fertig geworden ist."
„Gott sei Dank!"
„Nur langsam! Nun hat sie aber leider weder Zeit zum Kochen noch zum Waschen."
„Da mußt halt du einspringen", meinte ich freundlich.
„Das hab' ich auch probiert; eine Woche lang, zwei Wochen lang, drei Wochen lang hab' ich also das Haus gekehrt und die Betten gemacht und habe gewaschen und die Wäsche im Hinterhof aufgehängt, nur das Bügeln hab' ich mir geschenkt, weil ich mir sagte, daß man in der Not ein Hemd auch ungebügelt anziehen könne; auch gekocht habe ich, soweit ich es fertigbrachte, und gespült ebenfalls, kurz und gut, ich hab' mich eine Woche, zwei Wochen, drei Wochen lang buchstäblich als Frau benommen, und es fehlte bloß noch, daß ich ein Kind bekommen und ein Wägelchen mit einem Säugling durch die Straßen geschoben hätte. Aber auf einmal hat's mich dann gepackt, auf einmal war es mir rein unmöglich, weiterzumachen und als Frau zu leben. Ich bin also nach einem Wortgefecht mit meiner Gattin ins Wirtshaus geraten und bin dort so lange geblieben, bis ich wieder ein Mann und normaler Mensch war. Ich bin dann allerdings beim Hinausgehen ein wenig gestolpert und hingefallen. Und dann bin ich, wie gesagt, zunächst versuchsweise auf Wanderschaft gegangen."
„Und nun? Und nun?" fragten wir ihn.
„Was weiß ich? Ich weiß bloß, daß es mir bei Gott nun einmal halt rein unmöglich ist, mich in eine Frau zu verwandeln."

Lieber Simplicissimus!

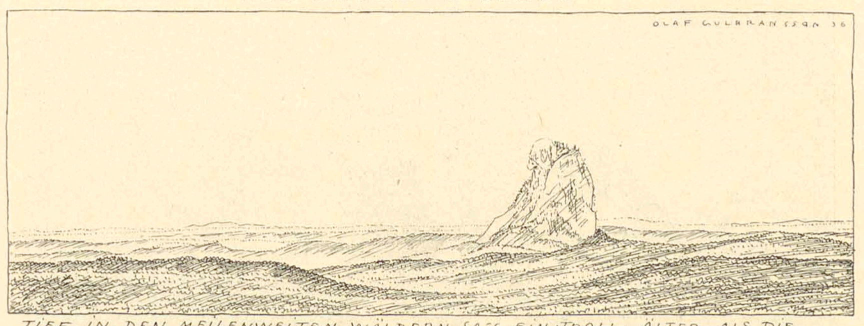
In dem philosophischen Seminar von Professor Max Scheler fanden höchst angeregte Diskussionen über bestimmte Themata statt. Einer der Studenten aber beteiligte sich so gut wie gar nicht an den Aussprachen; er hörte immer nur zu.
„Sie sagen ja gar nichts?" redete ihn Scheler eines Tages an.
Der Student erwiderte ruhig: „Herr Professor, Schweigen ist Gold."
Scheler sah ihn durchdringend an, dann sagte er kühl: „Sie Falschmünzer."

*

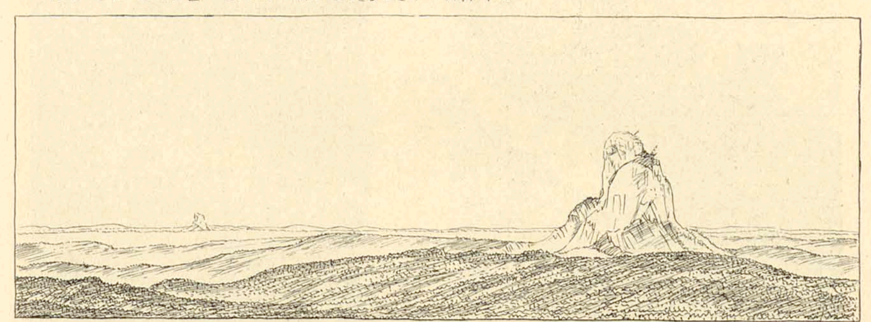
Im März ist die Langner-Anna als Braut vorm Altare gestanden. Und jetzt, Mitte Juni, kommt sie in stolzer Freude zum Herrn Pastor, um ihren ersten Buben zur Taufe anzumelden.
Der geistliche Herr ist zuerst starr. Dann schüttelt er das Haupt und sagt mit ernstem Vorwurf: „Aber Anna, Anna! Jetzt schon das Kind? Was haben Sie sich nur gedacht, da Sie vor kaum drei Monaten vor mir standen mit dem jungfräulichen Myrtenkranz im Haar . . ?"
„Ach, Härr Bassdr, 's war ja blooß Buchsboom!" sagt die Anna leichtherzig.

TROLL

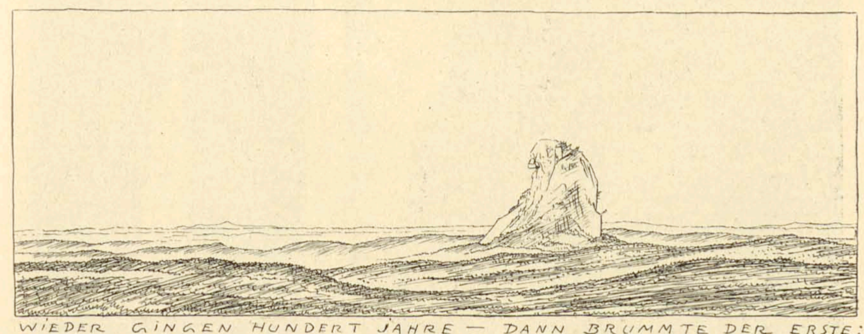
NORWEGISCHE LEGENDE



TIEF IN DEN MEILENWEITEN WÄLDERN SASS EIN TROLL, ÄLTER ALS DIE ÄLTESTE EDDA UND SCHLIEF. — — AUF EINMAL GING EINE UNRUHE DURCH DEN TROLL. SCHLÄFRICH STÖHNTE ER HERAUS: „MIR KAMS VOR ALS OB EINE KUH GEBRÜLLT HAT."



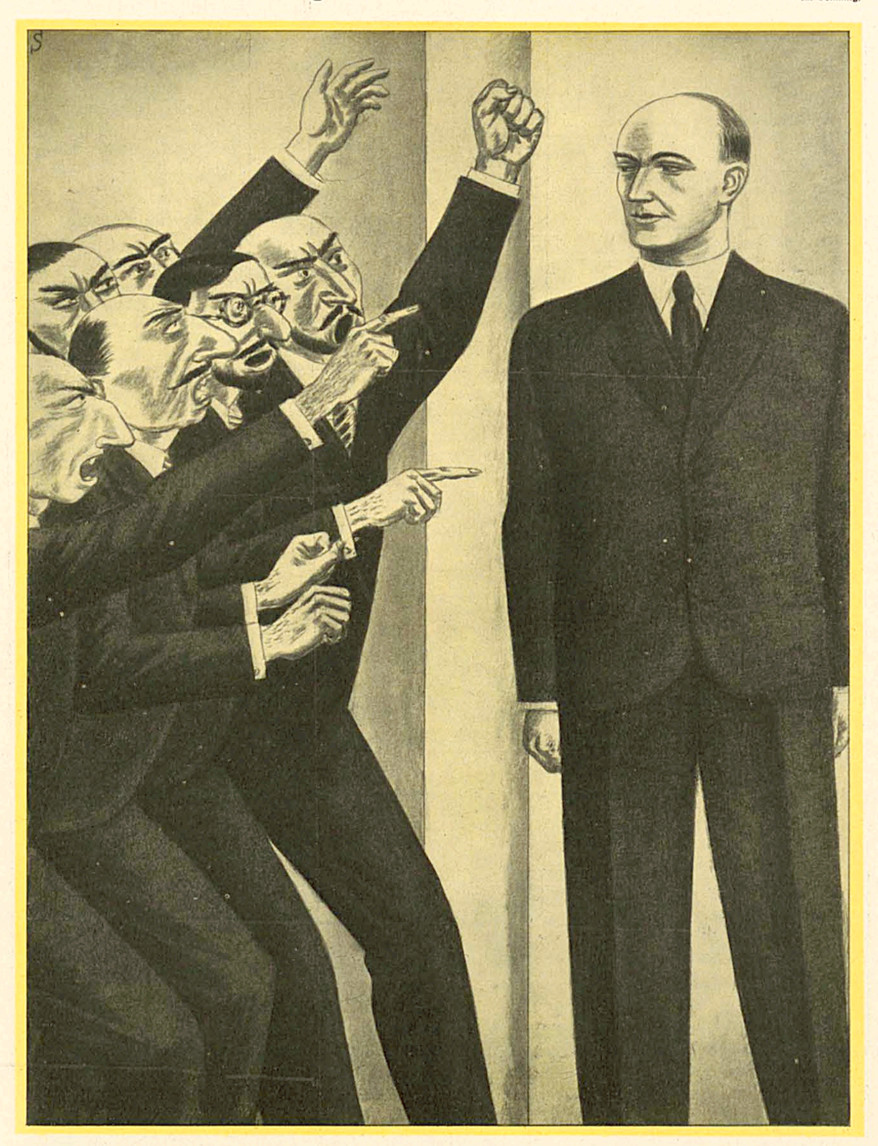
NACH HUNDERT JAHREN RÄUSPERTE SICH DER NACHBARTROLL: „MIR WARS AUCH SO ALS SEI DA EINE KUH."



WIEDER GINGEN HUNDERT JAHRE — DANN BRUMMTE DER ERSTE: „WENN ES HIER WEITER SO UNRUHIG WIRD — ZIEH ICH UM!"

Danzig und der Völkerbund

(E. Schilling)



„Was nimmt sich denn der Mensch heraus? Der redet ja deutsch!“

Das gute Beispiel

(R. Kriesch



Ansichtskarten aus den Ferien

Von Ernst Hoferichter

Am ersten funkelnagelneuen Urlaubstag sitze ich im Chiemgauer Land vor einem Bergwirtshaus. Bienen summen um mein Glas Apfelmost, und Hänge, Halden und Almen werden zum sanften Ausklang eines steinernen Wellenschlages, der aus dem Hochgebirg brandet.

Schon lange betrachte ich eine federweiße Wolke, die einsam an einem felsigen Grat aufgespießt ist. Wie ein Kohlweißling im Schmetterlingskasten ist das flaumige Kopfkissen an der granitenen Spitze gefangen . . .

Da steigt am Nachmittag der Talwind auf, zerrt an der Wolke hin und her — bis sie nur mehr wie eine schlechtgeklebte Briefmarke am Umschlag haftet. Und jetzt müßte ich ein lyrischer Dichter sein . . . Ich würde ihr eine Seele einhauchen und ihren Schwung in die Lust der Freiheit überführen. In der dritten Strophe schwebt sie schon über die Lande hin, wirft ihren Schatten ins schwitzende Antlitz eines Roggenmähers . . . und fliegt und fliegt über Weiler, Dörfer und Städte. Sie hat es eilig, denn ein großes Werk muß getan werden: im Garten eines Bahnwärters schmachtet ein vergessenes Rosenbeet. Die scharlachroten Blüten lassen hoffnungslos die Köpfe hängen . . . Und ehe sie ihren ganz eigenen Geist aufgeben, steht meine Wolke über ihrem Durst und streichelt sie mit warmem Regen . . . Und dieser Vers soll nichts als Lobgesang sein. Für die letzte Strophe aber habe ich den schlagenden Blitz aufgespart, den ich über eine hundertjährige Eiche niedergehen lasse — um sie für tausend Jahre Kraft zu erproben.

Da setzt sich an meinen Tisch ein Herr mit goldener Brille und zwei Bänden Großoktav. Er scheint meine Versenkung in die Wolke beobachtet zu haben und schneidet ein Gespräch wie einen Sonntagskuchen an, den man gern noch aufbewahren möchte.

„. . . haben Sie schon 'mal darüber nachgedacht, daß —?"

„Ja —"

„. . . daß eine Wolke durch Kathodenstrahlen, respektive durch —"

„Gewiß —"

„. . . durch chemische Prozesse entsteht, wobei hygroskopische Gasmoleküle die Basis für die 0,006 bis 0,02 Millimeter im Durchmesser, beziehungsweise —"

„Jawohl . . ."

„. . . dann sind streng zu unterscheiden: Zirrus, Zirrostratus, Kumulus, Altokumulus, Fraktostratus, und in diesem Falle haben wir . . ."

„— ein Gedicht!"

„Unsinn . . ! Trigonometrisch kann die Distanz um — — —"

Bis zum Abend sah ich am Himmel nur mehr ein meteorologisches Wörterbuch aufgeschlagen. Lateinische und griechische Grammatiken zogen, zum alphabetischen Nachschlagen bereit, um die Gipfel und Grate, die liebe Wolke zerfloß zu Atomen und Elektronen — und meine Augäpfel wurden zum Rechenschieber, der zwischen Tal und Äther auf und ab schoß . . .

Und erst, als ich in meinem Bauernbett lag, gedörrte Birnen von den Kästen herab dufteten, wurde die Erde wieder Urlaub und Gedicht. Aber es dauerte noch Tage, bis ich unter ziehenden Wolken nicht mehr an physikochemische Laboratorien denken mußte.

*

Schön sind die Teppiche aus Farahan und Teheran. Aber viel tausendmal herrlicher ist die Dotterblumenwiese, die sich hinter dem Kuhstall den Geißberg hinab rollt. Ein Wiegen und Wogen geht über sie hin. Und alle Halme und Stengel tanzen zu einem Rhythmus, der seit Jahrmillionen aus dem All strömt, immer wieder entsteht und vergeht.

Wenn die Sonne auf meinen oberbayerischen Perser scheint, dann wird er zur singenden Gramolaplatte. Aus einem verdeckten Orchester kommt das Stimmen der Instrumente. Geigenstriche und Flötentriller, Harfengriffe und Cellogebrumm aus Tau und Grün steigen in den Morgen auf. Und jeden Tag singt mir meine Wiese ihre Messe ins Frühstück mit Buttersemmel und Honig hinein . . .

Da kam die Stunde, die angefüllt war von Geräuschen des Wetzens und Schneidens. Pauli, der Mitterknecht, mähte die Wiese. Oben fing er an. Die Sense glänzte durch das farbige Paradies — und Gräser und Blumen fielen tot zu Boden. Unten zitterten in schwerer Ahnung Schierling, Margueriten, Klee und Tausendguldenkraut. Schritt um Schritt, Hieb um Hieb näherte sich ihnen das blitzende Messer.

Jch sah vom Fenster aus diesem Massensterben zu. Jetzt kam die Sense einem Bündel Schafgarbe nahe. Und ich rief den Pauli an: „Was ist's mit der Brotzeit . . ?"

„Ja, waar scho' recht . . !"

„Trink'n ma a Maß?"

„Bin scho' dabei!", und er steckte die Sense in den weichen Boden. Die Vesper dauerte eine volle Stunde, weil ich sie durch nichtssagende Fragen in die Länge zog. Dann ging er wieder mit vollem Schwung an seine Arbeit. Und dieser kleine Aufschub war das einzige, was ich dem Leben der Schafgarbe geben konnte . . . Sie fiel — und aus dem Stall brüllten die Kühe.

Meine Gedanken gingen von der sterbenden Wiese zum Hunger des Rindviehs über. Was draußen starb, wurde drinnen im Stall zu neuem Leben.

„Heut' abend gibt's frische Buttermilch . . !" rief die Wirtschafterin zu mir herauf.

(Schluß auf Seite 210)

Liebesgedicht

Zwei Tauben fliegen am Berg entlang,
eine graue und eine weiße,
sie ziehen über den schimmernden Hang
ihre lockenden Liebeskreise.

Sie fliegen auf einen Apfelbaum
und locken mit wehendem Flügel,
dann gleiten sie wieder wie leuchtender Schaum
über den Blumenhügel.

Sie segeln mit einem Wolkenzug
über Berge und Wälder . . .
und dann entschwindet ihr Liebesflug
in die einsamen Felder.

Ottilie Häußermann

Ansichtskarten aus den Ferien

(Schluß von Seite 209)

Und gegen sechs Uhr trank ich die gemähte Wiese verwandelt in mich hinein . . .
Ringsum duftete aus dem Tal das Heu.
„Prächtig! Paradiesisch!" spreche ich gedankenlos vor mich hin. Das Ehepaar vom Zimmer nebenan reist am gleichen Abend ab. Zuerst dachte ich, es geschähe aus Mitleid über die verblichenen Wiesen. Die Frau bekam aber den Heuschnupfen — und fühlte sich erst wieder wohl, als der Asphaltgeruch und Benzinauspuff der Tauentzienstraße durch ihre Nasenflügel strömte. Ja, so ist das Leben — — —

*

Jeden Tag steig' ich in den Bergwald hinauf. Überall ist um mich Heimat. Über den Pfad neigen sich die weitausholenden Äste zu Domen. Und eine heilige Dämmerung zieht durch die Räume. Einst wohnten in diesen Hallen Feen und Kobolde, Faune und Zwerge. Jetzt hat der Herr Kommerzienrat Strehse sich ein Wochenendhaus in das Zauberreich gebaut. Jeden Samstag tutet er achtzylindrig vor seinem Besitztum an. Und in der Lichtung voll Farne und Moos — wo einst die Bergschrate sich über die vollschlanke Figur einer Quellnixe unterhielten, werden nun die Dividendenabwürfe von Woll-Sidney, Kali-Oxford und Boston Railways in die Ohren geraunt . . . Den verzauberten Männern und Jungfrauen schadet das längst nichts mehr. Sie sind vor mehr als hundert Jahren aus diesen Wäldern in die Gedichte der deutschen Romantiker geflüchtet. Und dort leben sie noch heute . . .
Ich setze mich neben eine Tanne, die im schulpflichtigen Alter stehen würde, wenn sie ein Menschenkind geworden wäre. Aber auch als Tanne hat sie ihr Schicksal.
Vielleicht wächst sie sich zu einem Mast aus — und sieht einmal das Kap der Guten Hoffnung, die Bucht von Rio oder die Mündung des Amazonas? Oder sie eignet sich beruflich für eine Telegraphenstange und hört das Summen jener Nachricht mit, wonach der gefeierte Tenor Orvietto sich nach dreiwöchiger, überaus glücklicher Ehe von der Gräfin Palatti scheiden läßt . . .
Oder die Tanne ist für den Gerüstbau talentiert, sie wird eine Leiter und darf in die Wohnküche der Frau Oberbuchhalter Vordermeier sehen, wo ein abgebrochener Engelsflügel an den Muschelaufsatz geleimt wird . . .
Es kann auch sein, daß sie zur Dekoration herabsinkt. Denn wenn der Herr Kommerzienrat den fünfzigsten Geburtstag in körperlicher und geistiger Frische feiert, könnte es sein, daß sie zu einzelnen Ästen und Zweigen zerfetzt wird. Vor dem Eingang zum Salon muß sie dann in Herzform diese Frische zum Ausdruck bringen.
Aber ich habe da nicht mitzureden. Denn die Tanne und der ganze Wald gehören dem Kommerzienrat. Und das ist auch Schicksal — — —

Vierzehn Jahr und sieben Wochen

Das war, als die Brust sich gerundet,
da nahm ich den Ranzen vom Rücken
und trug ihn seitlich. Und Kücken
hießen sie mich, und gemundet
hat nichts mehr, was vorher so gut war
und friedlich und mir den Tag durchwärmte.
Das Püppchen, das gestern in meiner Hut war,
der Lehrer, für den ich, wie alle, schwärmte,
alles, alles war plötzlich bemehlt
mit grauen Schichten, beraubt des Glanzes.
Stetes Gereiztsein lag zuckend verquält
dicht unter der Haut und störte mein Ganzes.
Die Lehrer sagten, ich ließe nach
und sei zerstreut. Eine Fünf stände sicher
im Notenbüchlein. — Das Rechnen sei schwach,
und manchesmal störe ich durch Gekicher.
Das Blüschen ward immer mehr gefüllt.
Die Röcke hielten jetzt ohne Knöpfe.
Viel Taschentücher wurden zerknüllt
im träumenden Dösen. Ich biß in die Zöpfe,
indes auf der Tafel die Kreide knirschte
und wichtige Regeln im Beispiel gefroren,
bis eine Stimme den Brei durchwirschte,
den brodelnden Brei um Augen und Ohren.
Ach ja — ich reckte mich aus den Flanken
und ward ein Fräulein — kaum wußte ich, wie.
Und plötzlich prasselten tausend Gedanken
ins Blut; denn — o Wunder — man nannte mich „Sie"!

Klara-Maria Frey

Kindermund

Hansel wird von seiner Mutter gar zu oft angehalten, „korrekt" zu sprechen, sodaß es ihm oft über wird, zumal, da er mit dem Worte „korrekt" gar nichts Rechtes anzufangen weiß. So drückt er sich gern einmal beiseite, um diesen dauernden Ermahnungen aus dem Wege zu gehen. Er will hinunter. „Wo willst du denn hin?" ruft ihm die Mutter nach. „Ich will bei Fritzen uff de Straße!" — „Aber Hansel", heißt es da schon wieder vorwurfsvoll, „du sollst doch korrekt sprechen!" Hansel geht weiter und brummt ärgerlich: „Ach, du mit deiner ewigen Korsett-Sprache!"

*

An einem Sonntag wird die kleine Elli von den Eltern mit ins Gasthaus zum Mittagessen genommen. Als das Essen kommt, will die Mutter die Haussitte wahren und sagt zu ihrem Töchterchen: „Du mußt nun erst dein Dankgebetle sprechen." Erstaunt schaut das Mädel die Mutter an und sagt vorwurfsvoll: „Warum denn, Mutti? Vater muß doch bezahlen!"

Der verzauberte Joachim

Von Fritz A. Mende

„Nehmen Sie Ihren Hund nicht mit?" fragte Frau Menzel, als der junge Mann bereits die Gartentür hinter sich geschlossen hatte und schon neben dem Schild „Haus Birkenhain" — „Zimmer frei" stand.

„Nein, der ist den Abenden hier nicht gewachsen. Er verliert sich ganz in Spuren und Gerüchen und rennt sinnlos irgendwohin", erwiderte Joachim.

„Das ist halt die Gebirgsluft", sagte Frau Menzel und trat ins Haus zurück.

Als Joachim auf seinem Lieblingswege angelangt war, ging eben die Sonne unter. Das Tal wurde blau, und die Kante des Gebirges stand messerscharf gegen das Licht, das sie hinter sich verbarg. Wie jeder Halm um diese Stunde aufatmete, lebendig wurde, wie die Farben sich sättigten...

Der Lieblingsweg, übrigens ein gewöhnlicher Wiesenweg, an einer Seite von Stangen eingefaßt, ja, er war eben Joachims Lieblingsweg, wie man sich so in unbekannten Gegenden Freundschaften sucht, um vertraut mit ihnen zu werden. Aber diese Bevorzugung, die er ihm angedeihen ließ, mußte doch schließlich auch einen faßbaren Grund haben, und Joachim fragte sich vergebens, was ihn eigentlich dazu verführte, jeden Abend hier entlang zu gehen. Etwa, weil der Weg kurz unterhalb des Waldes quer über den Wiesenrücken lief, zwischen Gebirge und der weiten Höhlung des Tales? Wenn er nicht selber hätte darüber lachen müssen, wäre Joachim wohl bei der Meinung geblieben, die ihm kam, als er den Weg das erstemal ging. Es ist so ein menschlicher Weg, hatte er gedacht. Kein jäher und kein geduckter, ausgeglichen und zart geschwungen . . . Nur hatte er eben über diesen Einfall lachen müssen, und seither suchte er umsonst nach einer anderen Erklärung.

Der Weg senkte sich nun in kleinem Bogen zu einem Bach. Das Gras stand dort am Uferhang sehr hoch und bildete ein dunkelweiches, verschwiegenes Gefälle. Joachim sah, daß sich ein weißer Fleck darin bewegte. Als er an der Brücke war, erkannte er den Fleck für etwas Weibliches, aber da es dämmerte und Joachim zudem noch ein wenig kurzsichtig war, konnte er nichts Näheres bestimmen. Eigentlich hatte er achtlos vorübergehen wollen. Aber er zögerte, blieb schließlich am Geländer der Brücke stehen und schaute den Hang hinauf. Aus den verfließenden Umrissen der Gestalt formte sich nun seinen Blicken ein junges Mädchen, das, bis zu den Knieen im Gras einsinkend, Blumen pflückte. Ja, das war eine Wiese mit einem Mädchen darin. Aber woher rührte dieses süße Erschrecken, das ihn plötzlich vor diesem Bilde durchzuckte? Lag es an der Dämmerung, lag es an seinen kurzsichtigen Augen, daß sich ihm das Gewöhnliche verklärte? Keine Kontur war hart und nichts war für sich. Das Gras, das Mädchen, der Bach, selbst der Wald dahinter, das alles gehörte zusammen, zerschmolz zu einem samtigen Glanz, daß sich Joachim fest an den Geländerbalken halten mußte vor — nein, nicht mehr vor Schreck, sondern vor Rührung. Ergriffenheit — aber das waren alles Worte, die dem Gefühl, das ihn durchsickerte, nur nahe kamen.

Das Mädchen kehrte langsam zum Weg zurück, und je näher es kam, um so mehr löste sich der Zauber. Als es die Brücke erreichte, war da wieder eine gewöhnliche Wiese, und das Mädchen hatte sich in ein Fräulein, den Arm voller Blumen, verwandelt.

Erstaunt, und auch wohl ablehnend, blickte es Joachim an. Der ließ das Geländer los, und da ihm nun sein Hinstarren unpassend schien, sagte er: „Entschuldigen Sie, ich wollte Sie weder belästigen noch ansprechen, es war nur die Wiese, und . . ." Der Satz versank in Stottern.

Das Fräulein lächelte, da es ihn so verlegen sah: „Jetzt haben Sie mich aber doch angesprochen . . ."

Sie blieb stehen.

Als Joachim sie so sah, wußte er plötzlich, warum dieser Weg sein Lieblingsweg war. Es war kein menschlicher, nein, ein weiblicher, voller Frieden und doch voller Lockung, ein fraulicher Weg, gut am Abend zu gehen . . .

Und noch etwas fiel ihm ein. Da hatte er seinen Hund zu Hause gelassen, weil er den Abenden hier nicht gewachsen war, weil er sich verlor. Und er selber? Was hatte die Frau Menzel gesagt? „Das ist halt die Gebirgsluft . . ."

„Das ist halt die Gebirgsluft", sagte Joachim zu dem Fräulein mit den Blumen im Arm.

Das Fräulein fragte, was die Luft mit dem Ansprechen zu tun habe.

Joachim brauchte lange, bis er es ihr richtig erklärt hatte, sehr lange . . .

Nun, er hatte ja auch Zeit genug dazu.

Als sie sich am nächsten Abend an der Brücke trafen, brachte Joachim seinen Hund mit.

Aber er hielt ihn vorsorglich an der Leine, denn gewisse Unterschiede müssen ja wohl zwischen Herr und Hund bestehen bleiben. Auch an Sommerabenden . . .

(R. Grieß)



„Das Äußere ist ganz gleichgültig bei einem Mann; Hauptsache ist, daß er pensionsberechtigt ist." — „Ja, Mama, aber wie kennt man denn das im Badeanzug?"

Im Familienbad

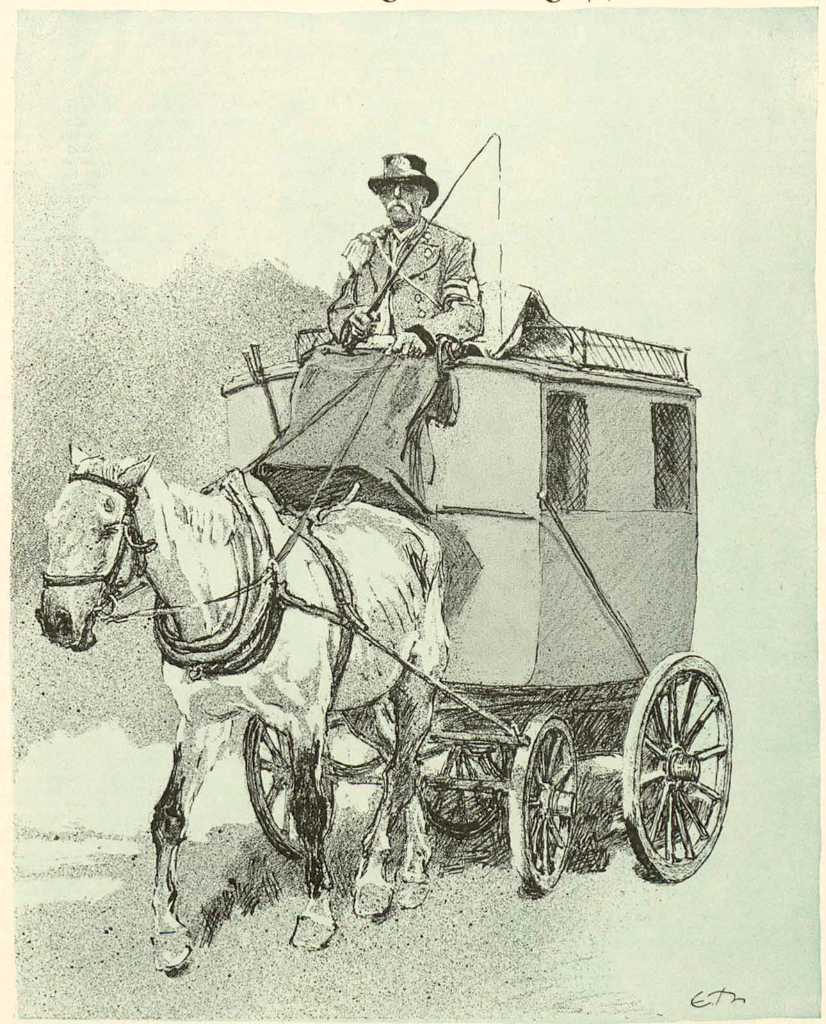
(Kurt Heiligenstaedt)



„Das muß anstrengend gewesen sein früher, als man seine Gefühle ‚durch die Blume' ausdrücken mußte! Jetzt sagt man sich's einfach durch Schallplatte."

Zum Gedenktag der Kriegspferde

(E. Thöny)



Alle Tage schreitet er gelassen,
Einem ockergelben Wagen vorgespannt,
Durch die alten winkeligen Gassen.
Nur der Botenschimmel wird er noch genannt.

Aber einmal zog er mit voran,
Trabend in dem grauen Heereszug,
Und es war ein bayrischer Ulan,
Den er treu in seinem Sattel trug.

Wo sie trabten starrte schwarzes Eisen,
Und die Lanzen zitterten im Mittagsglast.
Feindwärts ritten sie durch dunkle Wälderschneisen,
Und die Tage waren ohne Rast.

Rot in Nächten rauchten Biwakfeuer.
Schmaler Mond hing fahl im Wolkensaum.
Schweigend lag das Land und schwarz und unge-
Und sie trabten feindwärts noch im Traum. [heuer.

Kalt auf Roß und Reiter fiel der Tau.
Wenn sie flüsternd in dem Vorfeld wachten,
Und sein weißes Fell ward langsam grau
Von dem Pulverdampf der zwanzig Schlachten.

Mancher Trunk und letzte Happen Brot
Wurde brüderlich geteilt von Mann und Roß.
Tage kamen, voll von Blut und Tod.
Nur ein Häuflein blieb noch von dem Troß.

Bis auch dies vorm Feuersturm zerstoben.
Hoch aus Lüften brauste er heran.
Qualm sprang auf, und Schrei und Splitter flogen.
Aus dem Sattel sank auch der Ulan.

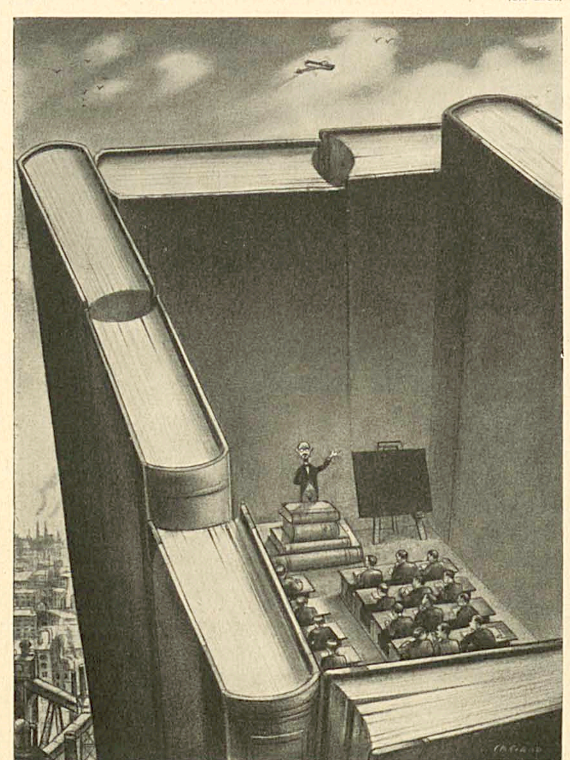
Jahre kamen, und die Jahre gingen.
Weiß ich, ob nach seinem toten Herrn,
Weiß ich, ob von den vergangnen Dingen
Ihm noch Trauer dunkelt in dem Augenstern?

Alle Tage schreitet er gelassen,
Einem ockergelben Wagen vorgespannt,
Durch die alten winkeligen Gassen.
Nur der Botenschimmel wird er noch genannt.

Rudolf Kreuzer

Erinnerung an meine Schulzeit

(Ch. Girod)



Der Sieg der Persönlichkeit

Von Michael Soschtschenko

Wieder sieht sich der Verfasser genötigt, seine Leser um Verzeihung zu bitten. Denn wieder einmal ist ihm die Handlung seiner Geschichte nicht aktuell genug geraten. Sie berührt die Probleme des Tages sozusagen nur schwach.

Immerhin aber ist der Stoff recht eigenartig und auch recht lehrreich. Handelt es sich doch darum, daß der Schwache den Starken besiegt.

Kaum zu glauben, nicht wahr? Denn wie sollte ausgerechnet der Schwache solcherart sämtliche physikalischen und chemischen Grundgesetze umzustürzen vermögen? Auf welche Weise sollte er das geschafft haben? Durch List, Schlauheit, Tücke? . . .

Nein, liebe Leute! Einzig und allein durch die Macht der Persönlichkeit. Nur durch sie hat er den Feind in die Knie gezwungen.

Also, um endlich zu beginnen — zwei Menschen gerieten in Streit. Der eine, Genosse Filippow, war von Beruf Taucher. In diesem Beruf lassen sich Schwächlinge bekanntlich nicht verwenden, und dieser Filippow war ein ganz besonders robuster Vertreter. Der andere dagegen war ein junger Arbeiterstudent und dementsprechend natürlich ein kleines, schmächtiges Subjekt. Und auch nicht durch besondere Schönheit ausgezeichnet. Weiß der Teufel — aber er hatte immer so etwas auf der Schnauze. Pickel oder so . . . Ich weiß nicht. Im übrigen war er ein Namensvetter unseres berühmten Romanschriftstellers Malaschkin.

Das also waren die beiden Gegner.

Man muß nun sagen, daß es sich keineswegs um einen Klassenkampf handelte. Auch nicht um ideologische Gegensätze. Alles kam nur daher, weil sich die beiden, grob ausgedrückt, nicht dazu entschließen konnten, ein Mädel zu teilen. Man staune: im so-und-so-vielten Jahre der Revolution! Klingt schon fast wie eine Anekdote, nicht wahr?

Das betreffende Wesen hörte auf den Namen Schurotschka. Und war soweit ganz nett. Mündchen, Näschen — alles war da. Doch etwas besonders Überirdisches ließ sich an ihr beim besten Willen nicht entdecken.

Der Taucher nun, Genosse Filippow, hatte sich in sie verliebt. Verliebt! Im so-und-so-vielten Jahre der Revolution! Sie dagegen hatte nach Weiberart eine Zeitlang mit ihm geflirtet und sich dann auf die Seite der Intelligenz geschlagen. Nun ging sie mit Malaschkin. Vielleicht, weil er ihr gesprächiger erschien. Oder weil seine Fingernägel sauberer waren. Ich weiß nicht. Jedenfalls ließ sie den Taucher sitzen.

Der Student aber, wissen Sie, konnte seines Glückes nicht so richtig froh werden. Denn nun hatte er einen gar zu schrecklichen Feind auf dem Hals. Immerhin ließ er sich nichts anmerken. Ging hocherhobenen Hauptes umher und führte seine Madame fleißig aus.

Und der Taucher sucht ihn natürlich auf jede erdenkliche Weise zu reizen und herauszufordern. Belegt ihn mit verschiedenen gemeinen Namen. Knufft ihn bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Knufft und spricht dazu: „Na, du, heraus zur Serenade! Ich will dich singen lehren! Den Kopf werd' ich dir abdrehen, du Parasit!“

Selbstverständlich ließ sich der Student alles gefallen. Was blieb ihm auch schließlich übrig?

Eines schönen Tages nun war im Hofe des Hauses große Versammlung. Da waren die Hausverwaltung . . . die Kontrollkommission . . . Und fast sämtliche Hausbewohner. Auch der Taucher war anwesend. Plötzlich erscheint an der Seite seiner Schurotschka unser Kostja Malaschkin auf der Bildfläche. Kaum hat ihn der Taucher erblickt, als er sich umwendet und mit lauter Stimme sagt: „Hat die ganze Fresse voller Aussatz — aber Fräuleins werden dennoch spazierengeführt!“

Der Student geleitet seine Dame bis an ihre Haustür und kommt zurück.

Kommt zurück, tritt wortlos vor den Genossen Taucher und haut ihm eine in die Schnauze. Der Taucher ist natürlich im ersten Augenblick ganz verblüfft über diese Frechheit, ermannt sich dann aber rasch und haut nun — peng! — seinerseits eine dem Studenten. Der fällt — bauz! — um. Der Taucher rasch zu ihm hin und — peng, peng! — auf den Bauch und andere wichtige Körperteile.

Nun, selbstverständlich sprang jetzt die Kontrollkommission hinzu und riß ihn zurück. Der Student wurde auf die Beine gestellt, tüchtig mit Schnee abgerieben und nach Hause geschafft.

Es war weiter nicht schlimm — er hatte sich bald erholt und ging abends hinaus, um ein wenig frische Luft zu schnappen.

Ging hinaus, um Luft zu schnappen, und begegnete auf dem Rückwege dem Taucher. Und wieder geht er schnurstracks auf jenen zu, holt aus und klebt ihm eine an den Rüssel. Genau wie vorher.

Nur daß diesmal leider die Kontrollkommission nicht in der Nähe war, und Genosse Filippow, der Taucher, seinen Gegner daher ausgiebig und nach allen Regeln der Kunst vertobacken konnte . . . Man mußte das Studentlein auf eine Bahre legen und nach Hause tragen.

Ungefähr zwei Wochen vergehen. Der Student, wieder völlig gesundet, steht auf und begibt sich zu einer Einwohnerversammlung.

Begibt sich zu einer Einwohnerversammlung und begegnet dort dem Taucher.

Der tut, als habe er den Studenten nicht gesehen, der Student jedoch tritt dicht an ihn heran und haut ihm eine herunter.

Wieder kommt es zu einer üblen Szene. Der Student wird zu Boden geworfen, hin und her gedreht und an allen in Betracht kommenden Körperstellen geprügelt.

Diesmal kam er nicht so bald auf die Beinchen. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er das Bett verlassen konnte.

Es wurde Frühling. Die Vöglein begannen wieder zu singen. Unser Täubchen von

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • DA. 11822 II. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter. Post Office New York N. Y.

Student saß nun täglich am offenen Fenster, um sich von den Folgen der letzten Schlacht zu erholen. Der Taucher jedoch, so oft er draußen vorüberging, wandte immer den Kopf ab, um ihn nicht sehen zu müssen. Und wenn sich dem Taucher irgend jemand ganz harmlos näherte, so pflegte er in äußerst heftiger Weise zusammenzufahren und den Hals einzuziehen, als erwarte er einen Schlag.

Nun, im Verlaufe der nächsten zwei Wochen schlug der Student den Taucher noch dreimal. Zweimal erhielt er's zurückgezahlt, wenn auch nicht so fühlbar und so reichlich wie vorher. Beim drittenmal aber streikte der Taucher. Er wischte sich nur mit der Hand das Maul ab und sprach: „Ich erkläre mich für besiegt. Ich bin durch Sie, werter Genosse Malaschkin, tatsächlich vollkommen bekehrt und sozusagen fingerzahm geworden. Machen Sie mit mir, was Sie wollen!"

Hier blickten die beiden einander zärtlich in die Augen und gingen dann auseinander.

Bald darauf hat sich der Student von seiner Schurotschka getrennt. Der Taucher aber ist abgereist, um im Schwarzen Meer nach dem „Black prince" zu tauchen.

Damit war die Geschichte zu Ende.

. . . Tja, man kann sagen, was man will: es gibt Fälle, in denen rohe Gewalt versagt. (Übersetzung von Herbert F. Schidlowsky)

Mozart und Beethoven im Frisiersalon

Von Wilhelm Pleyer

Hatte da der Zufall einen Schwips?
Ist die Bildung doch kein Lehrerwahn?
Siehe! im Frisiersalon, aus Gips
Wolfgang Amadeus, Ludwig van,

Büsten auf Konsölchen, links und rechts
Von dem mittleren, dem größten Spiegel,
Kühl ob allen Bildern des Gefechts
Vieler Klingen, Scheren, Klammern, Striegel.

In den weißen Augen Ewigkeit,
Der — fast heiter, der — voll Trotz und Trauer,
Zopfgeziert der eine, Widerstreit
In dem Schopf der andere, doch von Dauer

Eines jeden Bild ob dieser Frist
Mancherlei Musik und Dauerwellen . . .
„Tja, Herr Doktor, raten, wer das ist
Mit der finstren Miene, mit der hellen?!"

Nein, der Zufall hatte keinen Schwips,
Und die Bildung ist ein rechter Dreck,
Wenn sie auch nur den geringsten Gips
Nicht placiert nach einem wahren Zweck . . :

„Wissen Sie, ich kaufte diese Sachen
Mal auf einer großen Auktion.
Sehen Sie: der Borscht hat nischt zu lachen,
Aber da, der Gutfrisierte, schon!"

Harmonie der Seelen

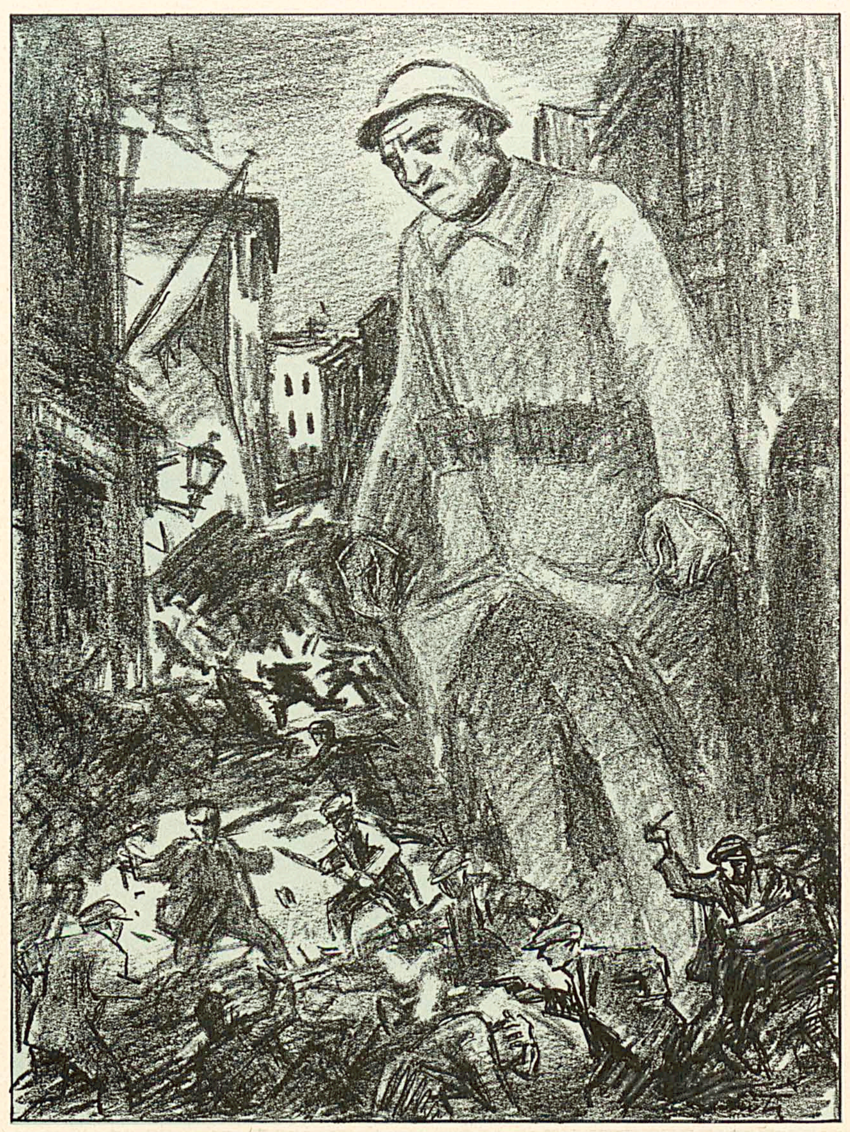
(R. Kriesch)



„Wenn man älter wird und anfängt, nicht mehr gefallsüchtig zu sein, hat man doch eigentlich viel mehr vom Leben, nicht wahr, Max?" — „Na — wenigstens tut man so."

Frankreichs Unbekannter Soldat

(Wilhelm Schulz)



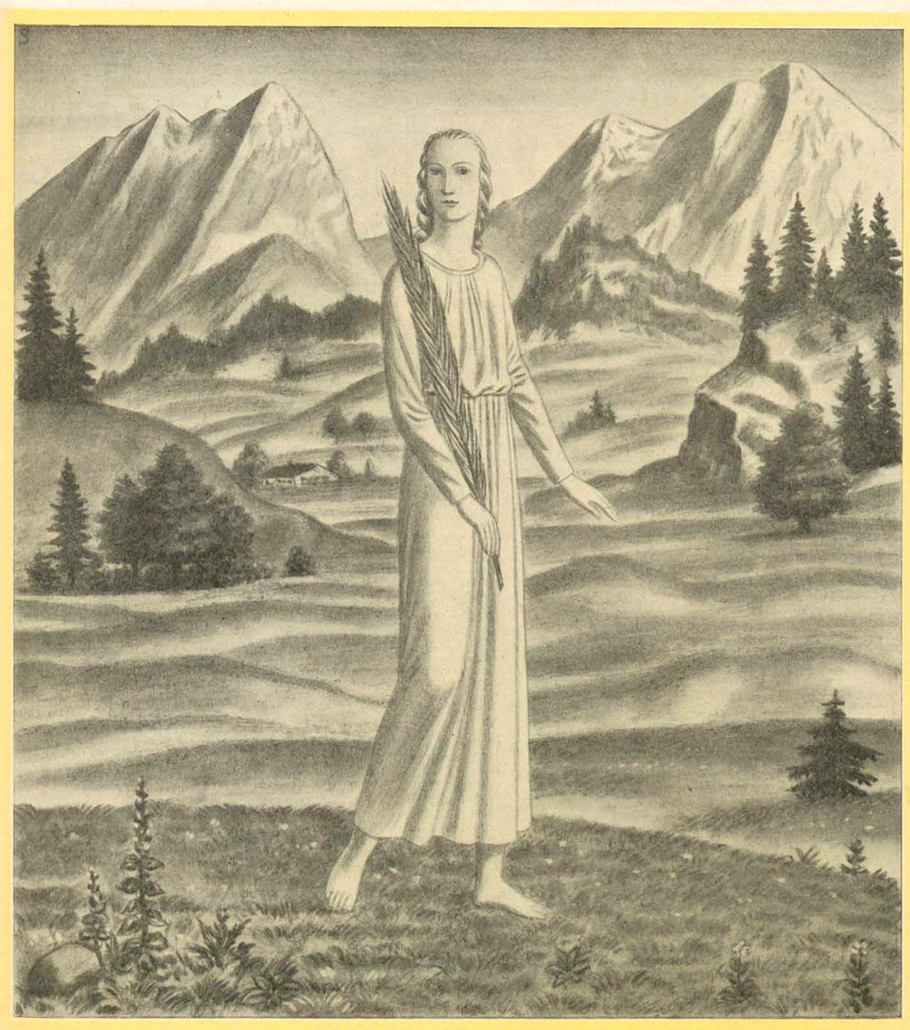
„Wofür bin ich denn gestorben, wenn sich jetzt meine eigenen Landsleute in meinem Namen die Köpfe blutig schlagen?“

München, 2. August 1936 Preis 60 Pfennig 41. Jahrgang Nr. 19

SIMPLICISSIMUS

Deutschland und Österreich

(E. Schilling)



„Nun ward der Winter unsres Mißvergnügens
glorreicher Sommer . . .“

Kleines Abenteuer dreier Patriarchen

Von Dr. Owlglaß

„Wißt ihr eigentlich auch, auf was wir sitzen?" fragt der alte Hirlinger seine beiden Freunde, die mit ihm die kleine Ruhebank am Ufer teilen.

„Auf unseren drei mal vier Buchstaben, denk' ich", erwidert der Staudacher und kichert in seinen eisgrauen Schnauzbart mit der breiten, braunen Schnupftabaksrinne hinein.

„Fehlgeschossen — auf dem Aussterbeetat sitzen wir und dürfen zuschauen, wie die andern lustig und lebfrisch im Wasser herumplantschen."

„Und wie selbiges Wasser weiter lauft und immer weiter", fügt nachdenklich der dicke Dosch hinzu, den sie frozzelnd den Vampir nennen, nicht etwa, weil er ein Blutsauger wäre (ganz im Gegenteil: er zieht andere Flüssigkeit vor), sondern von wegen seines Bauches, der hierzuland den anschaulichen Namen Wampe führt.

Die drei Patriarchen sirmeln vor sich hin, während flußabwärts, gegen die Schleuse zu, das junge Volk sich tummelt und einen Spektakel dazu vollführt, als wäre das Leben eine ewige Kirchweih.

„Ein Fußbad tät' schließlich auch nichts schaden", sagt jetzt der Hirlinger. „So bacherlwarm ist's und kein Mensch um den Weg, der einem eine üble Nachred' anhängen könnt'. Ich mein', ich riskier's."

Er zieht die ledernen Pantoffeln aus und die Socken, stülpt die Hosen hinauf, täppelt zum Ufer, läßt sich ächzend nieder und hängt seine mit Krampfadern schön marmorierten Waden ins Wasser.

„Aaah, tut das wohl! . . . Geh her, Staudacher, weich' deine stärrigen Haxen nur auch ein bissel auf! Kann leicht sein, daß du deiner Alten einen um zehn Jahr' jüngeren Mann heimbringst. Das gäb' eine Wonne und Schleckerei ab, Donnerwetter!"

„Umgekehrt wär' auch nicht übel", lacht der andere. „Aber zuvor muß ich noch meine Wochenwasch' abhalten. Verstehst, Hirlinger?"

Natürlich versteht's der; denn er weiß ja, daß im Staudacherschen Ehevertrag ein ungeschriebener Paragraph enthalten ist, der da lautet: Dem Ehemann ist der Gebrauch von Schnupftabak nur mit der Auflage gestattet, sämtliche infolge dieses säuischen Lasters verdreckten Nastücher eigenhändig zu waschen und gut getrocknet an die Ehefrau abzuliefern.

Also entwickelt der gewissenhafte Kontrahent das ihm gnädigst bewilligte Wochendeputat, zwei dunkelblaue Lappen, großmächtig wie Bettziechen, aus der Tasche und ein Stückchen Seife dazu, kniet sich am Flußrand hin und reibt und fummelt und schwenkt sie, daß es eine Art hat.

Aber wie er sie nun an einem Weidenast zum Trocknen aufhängen will, kommt ihm der Vampir in die Quere, dem's bei der prallen Hitze in seinem Speckpanzer immer ungemütlicher geworden ist.

„Weißt was, Staudacher?" sagt er. „Wenn der Hirlinger sich schon ein Fußbad leisten kann, warum sollt' *ich* mir nicht ein Sitzbad vergunnen? Bloß eben — keine Badhosen hab' ich nicht dabei. Könntest mir wohl mit einer von deinen Nasfahnen aushelfen!"

„Nimm schon lieber gleich alle zwei, damit die Ehrbarkeit nicht zu Schaden kommt! Aber das sag' ich dir: frisch auswaschen mußt du sie nachderhand; meine Nas' versteht da keinen Spaß!"

Der Vampir ist einverstanden, arbeitet sich ächzend aus seinen Zwiebelschalen heraus, umgürtet die Lenden mit der sinnvoll verknüpften Doppelanleihe und betritt vorsichtig tastend das fremdartige Element, bis es ihm an die Kniee reicht. Dann kauert er sich nieder, bespritzt erst die Brust, und nun läßt er die strotzende Fülle seiner Leiblichkeit wollüstig von den Wellen umkosen und blinzelt dabei schalkhaft zum Ufer hinüber, wo neben dem Hirlinger jetzt auch der Staudacher die nackten Füße ins Wasser baumeln läßt.

„Hockt er nicht drin wie die keusche Susanna im Bad?" sagt der Hirlinger und stößt seinen Nachbarn in die Seite.

„Schon, schon . . . Dann wären also wir die beiden alten Sünder, die von böser Lust entbrannt waren und ihr heimlich zuguckten?"

„Verspürst keine Anfechtung, Staudacher?"

„Anfechtung? Daß ich nicht lach'! Unsereins fechten bloß noch die Handwerksburschen an!"

„Hast recht. Und wenn's doch einmal was Speckiges ist, dann muß es zuoberst liegen in einer Schüssel voll Sauerkraut."

Schmunzelnd hängen sie der appetitlichen Vorstellung nach und blicken dabei den Fluß hinauf, der vom Städtchen dahergehastet kommt, vorüber an moosigen Ufermauern, an stillen Gärten, an Badehütten und Wäschestegen.

Was ist denn das? . . . Der Hirlinger legt die Hand abblendend über die Augen und sieht schärfer zu. Ein unklares Etwas, nicht eben klein, mit einem metallischen Glanz auf dem Rücken, ist eben um die nächste Krümmung gebogen, dreht sich im Strudel ein paarmal um sich selbst und treibt jetzt gegen den dicken Dosch zu, der immer noch genießerisch in der Kniebeuge hockt und sich versimpelt am Bukkel kratzt.

„Das ist ja . . . Wenn das kein Huchen ist, will ich Cyriax heißen!" schreit der Hirlinger aufgeregt. „Der hat gewiß seine fünfundzwanzig Pfund! Allez fass', Vampir!"

Der Dosch fährt zusammen, sieht nun auch das Unwesen, das gegen ihn anrückt, und streckt abwehrend die Arme aus wie der Prophet Jonas, als ihn der Walfisch einlud, nur ganz ungeniert in seinem Inneren Platz zu nehmen. Aber schon rumpelt's ihm gegen den Brustkasten, er kriegt's zu fassen, hebt's in die Höhe und ruft nun, ordentlich erlöst: „Eine Bettflasch', Hirlinger, eine Bettflasch'!"

„Eine Bettflasch'? Was hat denn *die* hier verloren?"

Der Vampir stapft breitspurig mit seiner Beute ans Ufer, und die drei würdigen Greise beschauen sich das Wunder von allen Seiten und schütteln bedenklich die Köpfe dazu.

Auf einmal deutet der Staudacher wortlos flußaufwärts.

Wahrhaftig, schon wieder eine! Sie ist kleiner, hält sich näher am Rand und hüpft lustig und flink über die Kiesel hin. Ohne Besinnen rutscht der Staudacher die Böschung hinab, verlegt ihr den Weg und nimmt sie in Haft. Und nun halten sie alle scharfen Auslug, noch gute fünf Minuten lang, gespannt, ob das Spiel wohl so weitergehen wird. Aber es bleibt bei der Dublette: um einen größeren Familien- oder Gesellschaftsausflug scheint es sich also doch nicht zu handeln.

„Wie soll man sich das jetzt ausdeuten?" grübelt der Hirlinger. „Aschen kommen hier wild vor und Weißfische und diemal ein Hecht oder auch ein Bleßhuhn; aber zinnerne Bettflaschen? Davon hab' ich all mein Lebtag nichts gesehen und gehört."

„Das Ding ist ganz einfach, wenn man sich's nur richtig überlegt", wirft der Staudacher ein, der es mit dem Rationalismus hält. „Schon geht der Hochsommer zur Neige, und der Herbst steht vor der Tür. Da hat eben eine Hausfrau oder Dienstmagd im Städtel vorsorglich nach dem Rechten gesehen und unten am Steg das Wintergerät mit Zinnkraut gefegt, und weil sie nicht gehörig aufgepaßt hat, ist es ihr ins Wasser gepurzelt und auf und davon."

„Nichts für ungut", meint der Hirlinger, „aber du bist und bleibst die alte erznüchterne Grundel. Guck' dir doch die beiden Flaschen genauer an! Ist die größere nicht rund und üppig um und um und also ohne Frage ein Frauenzimmer, wohingegen die kleinere schlank und glimpfig herschaut wie ein keckes junges Mannsbild?"

„Dir hat die keusche Susanna von vorhin die Phantasie verdorben", grinst der Staudacher.

Aber unbeirrt fährt der Hirlinger fort: „Wenn die Tiere ihre Brunftzeit haben und die Pflanzen gewissermaßen ebenso, warum sollten sich die anderen Dinge auf der Welt und damit auch die Bettflaschen ausschließen? Wir sind bloß nicht pfiffig genug, um's zu erlickern! . . . Als die beiden in der Zinnkrautlauge beisammen waren, wird der Flascherich schon gleich mit dem Scharwenzeln angefangen haben. Aber seine g'schämige Dulzinea, wie die Damen nun einmal sind, hat ihn auf später vertröstet, wenn sie erst auf dem Steg beim Trocknen wären. Und dann ist sie heimlich über den Rand ins Wasser gerutscht und der Herr Galan nach dem ersten Schreck nix wie hinterher . . . Oder glaubst's etwa nicht, Vampir?"

Der hat sich inzwischen das Hemd und die Hosen übergezogen, die blauen Notbehelfe ausgewunden und in die Sonne gehängt und führt jetzt einen erbitterten Kampf mit dem Kragenknöpfchen; da kann man nicht auch noch Glaubensbekenntnisse ablegen.

An seiner Statt antwortet der Staudacher: „Wir müßten eben beim Zinngießer Böhnlein auf den Busch klopfen, ob er nicht heimlich zuhinterst in seiner Werkstatt einen Brutofen für Bettflascheneier stehen hat. Dem Schlauberger ist alles zuzutrauen. Wenn wir jetzt die Ausreißer in der Polizeiwache abliefern, kommen wir so bei ihm vorbei."

„Und zum Rappenkeller ist's von da auch nimmer weit, wo wir den Finderlohn vervespern können . . . Kommst mit, Vampir?"

Der dicke Dosch hat keine rechte Lust dazu; lieber bleibt er noch eine Weile in der Sonne sitzen.

„Vergiß dein Heiratsgut nicht!" neckt er den Staudacher.

Die Nastücher erweisen sich als überaus geeignetes Packmaterial für die Findlinge. So bleibt den beiden Grauköpfen auf ihrem Heimweg die unnötige Ausfragerei erspart.

„Und wenn, dann sagen wir, Herrenpilze sind drin", tröstet sich der Staudacher.

„Oder milchjunge Schnupftabakssämlinge, das glauben sie unbesehen", schmunzelt der Hirlinger.

— — — — — — — — — — — — — — — —

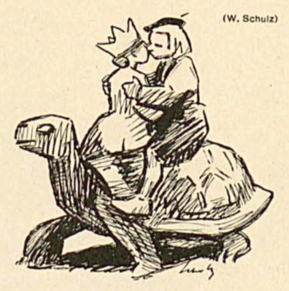
Das ungewohnte Bad hat den Dosch müde gemacht, und das Abenteuer mit den Bettflaschen hat ihn mehr aufgeregt, als er sich selber zugibt.

„Was ist das wieder für ein Geschwätzwerk gewesen!" brummt er vor sich hin. „Er wird halt doch alt allmählich, der Hirlinger!"

Und weil die Sonne gar so heiß heruntersticht, duselt er ein und duselt so fort, bis die Glocken zu Mittag läuten. Da fährt er auf und weiß erst nicht recht, wo aus und an; ganz durmelig ist's ihm im Kopf. Und auch die Füße wollen nicht so, wie er's möchte. Aber nach und nach kommt er doch wieder in Gang und schlurft dem Städtchen zu und gelangt auch in die kleine Gasse mit den bunten Vorgärtchen, wo er daheim ist — bloß sein Haus kann er nicht finden, um alles in der Welt nicht. Er irrt die ganze Reihe hinauf und wieder herunter und zieht schließlich an irgendeinem Glockenstrang und will fragen, wo er, der Dosch, denn eigentlich wohne.

Wenn er bloß den Satz herauskriegte! Aber schwer wie Blei ist die Zunge, und die Silben zwirbelt's ihm nur so durcheinander.

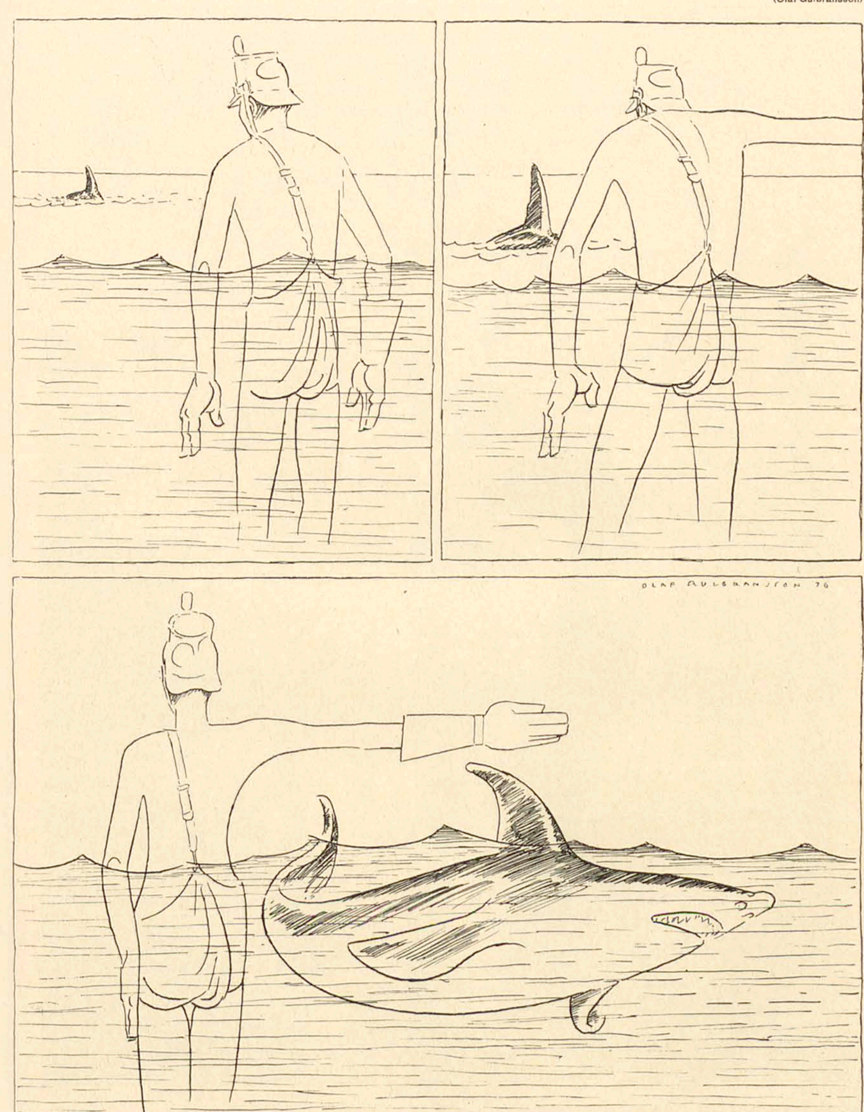
Grad gut trifft es sich, daß die Nachbarin gleich merkt, wieviel es beim Dosch geschlagen hat. Sie führt ihn behutsam in seine Stube, hilft dem schweren Mann ins Bett, legt ihm ein nasses Tuch auf die Stirn und rennt dann Hals über Kopf zum Doktor.



(W. Schulz)

Des Verkehrsschutzmanns Urlaub an der Riviera

(Olaf Gulbransson)



Im Völkerkunde-Museum

(Karl Arnold)



„Ick weeß nich, ick weeß nich, Fredi – diese Südseeburschen haben dir deine künstlerische Eigenart schon vor Christi Jeburt jestohlen!"

Aehrenlese / Von Hermann Sendelbach

Dies ist die Zeit, da ich gedenke gern,
Wie wir einst Aehren suchten auf dem Feld.
Schwer schwankten Fuhren, aber nah und fern
Noch waren Garben zeltgleich aufgestellt.

Die Sonne brannte, und der Wald stand stumm,
Und langsam wuchs der runde Aehrenstrauß.
Der Falter Spiel, der Hummeln Lustgebrumm
Verführten heut' uns nicht zu wildem Saus.

Wir bückten uns und stapften treulich fort.
Fest in die Stoppeln trat der nackte Fuß.
Aufblickend manchmal tauschten wir ein Wort
Und winkten fern den Eltern frohen Gruß.

Die Sonne tauchte in den Buchenwald.
Zart kam der Abendruf uns zugeweht,
Gebot dem jungen Uebereifer Halt.
Fromm sprachen wir des Aves Lobgebet.

Wir hoben auf des langen Tags Gewinn
Und fügten Strauß an Strauß zu schwerem Bund.
Müd zogen heim wir, doch mit stolzem Sinn,
Und frohe Lieder jauchzte unser Mund.

Notschrei eines gesetzten Mannes

Von Hans Seiffert

Es ist meine Art nicht, eine breitere Öffentlichkeit mit Dingen, die mich allein angehen, zu behelligen. Ich bin auch weder Schriftsteller noch Dichter, dem solches von Berufs oder Berufenseins wegen allenfalls anstünde. Meinem stark entwickelten Gefühl für persönliche Würde, meiner norddeutschen Korrektheit in allen Lebensdingen widerstrebt es vielmehr, Schwächen und Seltsamkeiten meines Innern zu enthüllen. Dennoch muß ich meine Grundsätze verleugnen, da mir keine andere Wahl mehr bleibt und ich durch dieses freimütige Bekenntnis allein noch Rat und Hilfe von denen erhoffe, die es lesen werden. Denken Sie deshalb nicht schlecht von mir!

Ich bin, wie ich bereits andeutete, Norddeutscher und stehe im fünfundvierzigsten Lebensjahre. Meine Lebensumstände sind die denkbar besten. Ich bin glücklich verheiratet und habe drei heranwachsende Kinder. Durch Fleiß und überragende Tüchtigkeit — ohne Überhebung darf ich das von mir sagen, denn ich gebe damit nur das allgemeine Urteil wieder — habe ich in verhältnismäßig jungen Jahren schon eine bedeutende Stellung in einem weltbekannten Industrieunternehmen errungen; man schätzt meine Fähigkeiten und belohnt sie entsprechend. Trotz der strengen Anforderungen, die ich zu stellen gewohnt bin, trotz meiner peinlichen Genauigkeit, die sich, ich weiß es wohl, mitunter bis zur Pedanterie steigert, verehren und lieben mich meine Untergebenen. Alle Welt sieht in mir den Inbegriff eines gesetzten Mannes in glänzender Position, den Inbegriff eines seiner selbst völlig sicheren, gereiften, würdigen, vernünftigen Mannes.

Und doch befinden sich alle im Irrtum! In mir steckt das Kind, das ich ehedem war!

Nicht das Kind in jedem Manne, von dem Nietzsche sagt, es wolle zuweilen spielen. Auch nicht der übliche Schuß Jungenshaftigkeit, dieses 3-Stufen-auf-einmal, wenn man unbeobachtet die Treppe hinaufsteigt, nicht das Männerchen-auf-Löschblätter-Malen. Vor dem ersteren bewahrt mich meine Würde und das Herz, das solcher Anstrengung doch nicht ganz mehr gewachsen sein dürfte; das zweite verbietet mein Sinn für Ordnung und Sauberkeit.

Mein Kindsein sitzt tiefer und äußert sich auf andere Weise.

Mitten in wichtigen geschäftlichen Gesprächen faßt mich plötzlich ein Verwundern, beinahe ein Erschrecken, daß diese gesetzten Männer mich als Erwachsenen behandeln, ernsthaft, voller Hochachtung mit mir sprechen, mich sogar mit Sie anreden! Tage kommen, an denen ich ganz stark und lähmend die Kinderangst vor dem Schutzmann, dem Parkwächter empfinde; scheu, mit schlechtem Gewissen drücke ich mich dann an diesen Hütern der öffentlichen, von mir nie übertretenen Ordnung vorbei. Dreißig Jahre Erwachsenendasein sind ausgelöscht; ich bin ein unsicheres, ängstliches Kind.

Sie werden sagen, das seien Erinnerungen, belanglose Fluchtversuche der Seele in eine Kindervergangenheit. Mag sein, daß Sie recht haben, obwohl ich nicht begreife, was meine Seele an einer Kinderwelt voll kleinlicher Ängste vor Erwachsenen und Schutzleuten Verlockendes finden könnte, daß sie ihre bzw. meine gesicherte und hochgeachtete gesellschaftliche Stellung dafür aufgibt. Doch die Seele ist ja etwas Unberechenbares, der Würde und vernünftigen Folgerichtigkeit meist Ermangelndes —: Psyche, Schmetterling, wenn ich nicht irre, nannten wohl deshalb die Griechen dieses seltsame Wesen.

Bedenklicher aber scheint mir, daß auch mein Körper, dieser aufrecht und straff gehaltene, gepflegte und stets korrekt gekleidete Körper mich im Stich läßt und in die Kinderzeit flieht. Wenn ich morgens die Treppe hinuntergehe, um ins Geschäft zu fahren, überfällt mich oft siedendheiß das Gefühl: Um Gottes willen, du hast deinen Schulranzen vergessen! Ich spüre es körperlich; ich vermisse das leichte Gewicht auf dem Rücken, den Zug der Riemen, das Klappern von Lineal und Schieferkasten —: es fehlt mir etwas. Und mein Chauffeur, der mich dann unten am geöffneten Wagenschlag begrüßt, sieht hoffentlich nie im Auge seines Chefs den verlegen schuldbewußten Blick des Knaben, der seinen Schulranzen vergaß!

Was aber kann ich tun, um dieses Kind in mir zu überwinden und die mir gemäße innere Erwachsenenfestigkeit wiederzuerlangen?

Was raten Sie mir?

Ordnung muß sein

(R. Kriesch)

„Wir müssen sparen, Minna! Vom Ersten ab kann ich Ihnen nicht mehr dreißig Mark, sondern nur noch fünfundzwanzig schuldig bleiben."

„Ich hatte Angst . . .“ / Von Wolfgang Federau

Lukas saß auf dem Führersitz, am Steuer, und das war ein angenehmes, ein beruhigendes Gefühl. Gerhard neben ihm verstand wenig oder nichts von einem Auto, er wußte weder, wann man den zweiten oder dritten Gang einschaltete, noch wann man Gas geben mußte, wie man den Bestand an Öl und Benzin nachprüfte und wo sich die Bremse befand. Aber gefühlsmäßig begriff er, daß er mit Lukas am Steuer in guter Hut war. Daß der mit seinem Wagen so innig verwachsen war wie ein Reiter mit seinem Gaul.
Deshalb beunruhigte es Gerhard auch nicht, daß sie mit achtzig und bald mit neunzig Kilometern über die Straße brausten. Er trägt die Verantwortung, dachte er, und mit leiser Bewunderung musterte er ab und an von der Seite das Gesicht seines Kameraden. Dieses junge und dennoch so ernste, so herbe, männliche Gesicht. Er weiß immer und in jedem Augenblick, was er zu tun hat, dachte er weiter. Er wird uns gut und sicher nach Hause bringen.
Gerhard sang. Alle Wanderlieder, die ihm einfielen aus früheren Jahren, sang er. Nicht sehr schön, nicht einmal sehr richtig. Aber laut und beinahe mit Inbrunst. Früher, da war er mit ein paar guten Gesellen so manches liebe Mal durch die Welt gezogen, den Rucksack auf dem Rücken, und sie hatten sich die Zeit mit Singen vertrieben. Es war schön und ein bißchen mühselig gewesen, und an schwülen, heißen Tagen war es eine staubige, Durst machende Angelegenheit. Jetzt saß man im Auto, und rechts und links von einem waren die jungen Burschen, die stumm oder singend dahertrotteten.
Eben waren sie noch vor ihm, aber schon hatte man sie eingeholt, sie huschten vorbei wie Schatten, blieben weit zurück, die Ferne schluckte sie ein. Man selbst aber, wie gesagt, saß im Auto, und wenn es einem auch nicht gehörte, als Eigentum, so hatte man es doch herrlich weit gebracht. Hundert Kilometer? Zweihundert? Was bedeutet das für so einen Wagen? Nichts, weniger als nichts, die schafft er, ohne viel davon her zu machen. Solch ein Wagen, der ist an andere Strecken gewöhnt, und wer in ihm sitzt, der darf wohl froh und guter Laune sein. Der darf singen — es strengt nicht an, wenn man vorwärts kommt, ohne auch nur den Fuß heben zu müssen.
Dann, und nach ziemlich langer Zeit, hörte Gerhard mit dem Singen auf. Aber natürlich nicht, weil er zu Ende war mit seiner guten Stimmung. Beileibe nicht. Nur . . . er mußte jetzt wieder an das Erlebnis denken in der Stadt, die sie eben verlassen hatten. In dieser großen und fremden Stadt.
Das Erlebnis hieß Isa, und das ist ein seltener, wohllautender Name. Ein Name, den Gerhard nie vordem gehört hatte. Jetzt aber und seit gestern war er ihm sehr vertraut. Und jetzt wußte er auch, daß dies ein Name war, der nicht nur schön klang, sondern auch dazu verleitete, ihn sanft und zärtlich und mit warmer, überredender Stimme auszusprechen.
Gerhard dachte an das Mädchen, das Isa hieß, und deshalb hatte er mit dem Singen aufhören müssen. Wer an jemanden denkt, der hat nicht Lust zu singen. Er sah sie vor sich, wie er sie gestern gesehen hatte, und er lächelte. Jedem Mann, der Isa sah, müßte es warm ums Herz werden, eigentlich. Nicht weil sie eine Schönheit war. Schönheit zwingt zur Bewunderung, sie kann ergreifen und erschüttern, aber jene bestimmte Wärme im Herzen, die wird nicht von dem Anblick einer Schönheit hervorgerufen. Dennoch war natürlich Isa — wer wollte das bezweifeln — vollkommen in ihrer Art. Rank und biegsam, gar nicht knochig, aber mit den schlanksten Hüften, die man sich denken mochte. Mit einem wundervollen leichten, gelockerten Gang über die graue Erde dahintänzelnd wie ein edler Renner. Die sanft gebräunte Haut ihrer nackten Arme, ihres schönen Halses, der Schultern, die durch das Blau der gehäkelten, durchbrochenen Bluse hindurchschimmerten, atmete Jugend, Sauberkeit und Frische. Ein klein bißchen hochmütig war ihr rassiges Gesicht, gerade so, wie man es liebte an einem Mädchenantlitz, aber wie weich und samten ihre Lippen werden konnten, das hatte er, Gerhard, heute morgen gespürt. Als sie ihn zum Abschied lachend und ein bißchen verspielt und auch wohl ein wenig traurig küßte.
Es war ein unverbindlicher Kuß. Der Abschluß eines kleinen Erlebnisses, eines flüchtigen Abenteuers in einer großen und fremden Stadt. Er würde dieses Mädchen wohl nie mehr wiedersehen. Und gewiß war das gut so. Solchen Abenteuern soll man nicht allzuviel Wert beilegen, man soll ihnen nicht Ewigkeit und Dauer wünschen. Isa . . . ein Mädchen wie eine Blume, und wie eine Blume, die am Wege stand, hatte er sie gepflückt, sich ihres Duftes, ihrer Schöne erfreut. Nun versank sie, irgendwo dahinten, wie die Landschaft, wie die Menschen, an denen man vorüberflog. Und nur eine leise Erinnerung blieb im Herzen, und die würde bewirken, daß man an jene Stadt da hinten fortan nur mit angenehmen und freundlichen Empfindungen denken würde.
Man näherte sich einem kleinen Nest, das am Wege lag. Dessen Bewohner kamen behäbig, schlendernd, langsam von ihrem sonntäglichen Spaziergang zurück; denn es wurde nun bald Abend, und die Sonne stand schon schräg. Sie waren müde von Luft und Licht und Sonne, sie sehnten sich nach Hause, nach dem Bett oder auch nach einem guten, warmen Happen.
Lukas mäßigte die Geschwindigkeit seines Wagens. Jetzt waren es sechzig, jetzt nur noch fünfzig Kilometer. Gerhard betrachtete die Spaziergänger, die da in Gruppen an der Seite der geteerten Fahrbahn dahinschlenderten. Gerade versuchte er sich vorzustellen, wie diese Menschen wohl leben mochten, so abgeschieden von der großen Welt, da sah er, wie plötzlich, ganz unvermutet, ein Mädchen — nicht älter als sieben, acht Jahre, ein reizender Blondkopf — sich aus einer Gruppe von Erwachsenen löste und über den Fahrdamm lief.
Fünf Schritte, vielleicht acht. Jetzt war sie ganz nah, jetzt erkannte sie die furchtbare Gefahr, und Schreck verzerrte ihr Gesichtchen. „Lieber Gott“, durchfuhr es Gerhard. Und eine ungeheure Angst griff nach seinem Herzen. Aber „festhalten!“ schrie im selben Augenblick Lukas, und instinktiv stemmte Gerhard Kniee und Arme gegen das Schaltbrett.
Der Wagen machte einen Sprung, so schien es, zur Seite. Es gab ein quietschendes Geräusch. Einen furchtbaren Ruck, der gewiß Gerhards

Kopf durch die Windschutzscheibe gestoßen hätte, wenn er weniger geistesgegenwärtig gewesen wäre. So fühlte er nur einen Schlag, einen stauchenden Schmerz in den Handgelenken, einen Schmerz auch in dem einen Knie. Dann stand der Wagen.

Das Mädchen, blaß vor Angst, hatte einen halben Meter vom Auto Halt machen können. Es hatte sich auf dem Absatz umgedreht und war wieder zurückgelaufen zu den Eltern, zu den Erwachsenen, die es hätten behüten sollen. Die standen und stierten und starrten, wortlos — der Schreck hatte ihnen die Stimme verschlagen.

Lukas drohte nicht, er schimpfte nicht, er stieg nicht aus, um den Leuten seine Meinung zu sagen. Nichts von alledem tat er, ob er gleich bei anderen Gelegenheiten wirklich nicht schüchtern war. Langsam fuhr er an, und seine Lippen, zusammengepreßt, waren schmal wie zwei Striche.

„Gegen so etwas", sagte er leise und sah plötzlich furchtbar müde aus, „da ist der beste Fahrer nicht gefeit. Es hätte böse ablaufen können, für das Mädel oder . . . oder für uns."

Und dann, nach einer langen Weile: „Man weiß nicht, in einem solchen Augenblick, an wessen Leben man mehr denken soll: an das andere, junge, wachsende oder an das eigene . . ."

„Wenn wir sie überfahren hätten, die Kleine", seufzte Gerhard, und sein Herz schlug bis zum Halse hinauf, „ich glaube, ich wäre nie mehr ganz froh geworden."

Er blickte auf die Uhr, halb mechanisch, es war nach sieben, bald würde es dunkel werden.

Und zum erstenmal seit zwei, drei Tagen wünschte er, endlich, endlich zu Hause zu sein. Die Fahrt war ihm verleidet seit diesem Vorfall.

Als er zwei Stunden später die Wohnungstür aufschloß, kam ihm seine Frau entgegen.

„Wie gut, daß du da bist", lächelte sie und schlang die Arme um seinen Nacken. „Ich . . ."

„Was denn?" wollte er wissen.

„Es war alles ganz gut zuerst", meinte sie zögernd. „Aber dann, heute, hatte ich plötzlich Angst, eine wahnsinnige Angst, es könne dir etwas zustoßen, unterwegs."

„Ob es doch so etwas gibt wie Telepathie, Hellseherei und derlei?" grübelte Gerhard. Und laut fragte er: „Und wann war das, Liebling?"

„Heute morgen, so um zehn Uhr", erwiderte die Frau. „Es ist natürlich Unsinn, ich weiß . . . aber wer kann dafür, wenn ihn solche Stimmungen überfallen?"

Um zehn Uhr? Um zehn Uhr? Das war . . . da hatte er sich von Isa verabschiedet, und sie hatte ihn geküßt.

Gerhard errötete, als er daran dachte. Aber seine Frau sah es nicht, sie war schon in die Küche gelaufen, um dort nach dem Rechten zu sehen. Er war froh, daß sie es nicht sah.

„Ich habe sie nie genug geliebt", sagte er zu seinem eigenen Herzen.

Und er schämte sich sehr.

Kleines Mißverständnis

Die Schwestern Gundelach, zwei sanfte ältliche Wesen, saßen am offenen Fenster und genossen die Abendluft.

Bewegt lauschte Elisabeth dem Gesang des städtischen Chores, der drüben in einem Gartenlokal eine kleine Nachtmusik veranstaltete. Lieblich klangen die Melodien herüber . . .

Ida aber träumte in den sternklaren Himmel und horchte auf das Zirpen der Grillen im Park . . .

„Wie schön und laut sie heut singen!" flüsterte Elisabeth.

„Ja", sagte Ida versonnen, „und das machen sie alles nur mit den Hinterbeinen . . ."

Die lange Leitung

Karrenberg ist zum Tee bei Kellers. Man unterhält sich angeregt; später beginnt Frau Gerda, die nicht mehr ganz junge, aber immer noch hübsche und vor allem bis in die Fingerspitzen von ihrer Jugendlichkeit durchdrungene Blondine, in alten Photos zu kramen und zeigt ihm ein Bild, auf dem sie selbst als Mädchen von zwei Jahren auf Mutters Arm zu sehen ist: „Schauen Sie — so hab' ich vor dreißig Jahren ausgesehen . . ."

„Entzückend!" sagt Karrenberg. Und nach einer Pause schärfsten Nachdenkens: „Wer ist denn das niedliche Kleinchen auf Ihrem Arm?" . . .

Streng befolgt

Der Lokalredakteur einer amerikanischen Tageszeitung machte einem seiner ländlichen Korrespondenten Vorhaltungen darüber, daß er ständig die Namen in seinen Berichten weglasse. Er schrieb ihm, daß man auf seine Dienste verzichten müsse, wenn derart wichtige Einzelheiten auch in den nächsten Meldungen fehlen sollten.

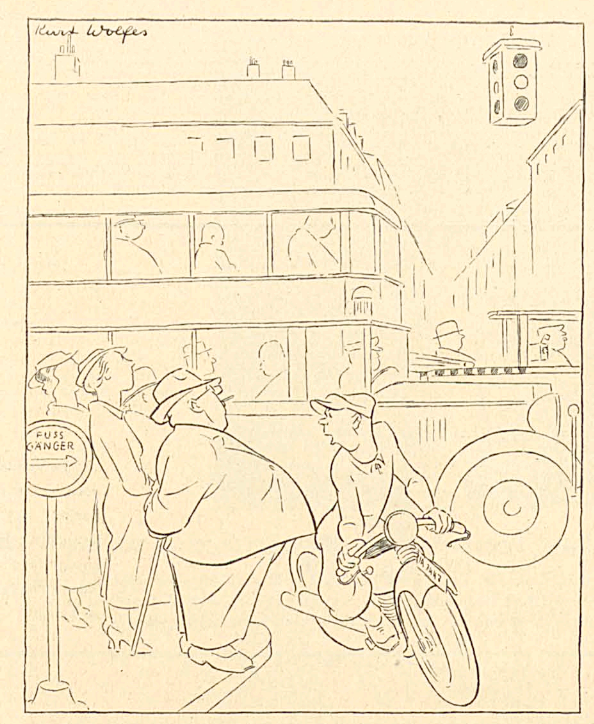
Nach ein paar Tagen sandte der also gemaßregelte Berichterstatter seinem Blatt die folgende Nachricht:

„Como, Colorado, 29. July. — Heute nachmittag wurde die hiesige Gegend von einem heftigen Unwetter heimgesucht, das großen Schaden anrichtete. In das Grundstück des Farmers Henry Wilson schlug der Blitz ein und tötete drei Kühe namens Jessy, Lissy und Mary . . ."

(Herbert Lehmann)



„So 'ne Meerfahrt ist doch 'ne fabelhafte Sache!" — „Klar; ist ja auch für dich die einzige Möglichkeit, 'nen weiten Horizont zu haben!"



„Mensch, zieh'n Se den Bauch in! Se spekulier'n woll uf 'n neuet Jackett von meine Vasicherung?!"

Der Boykott / Von German Gerhold

Der Fremde verließ den Zug und blickte sich um. Der Platz vor dem Bahnhof Cranburry-Arkansas war wie tausende in der Welt: Taxies, Tramways, einige gärtnerische Anlagen mit alten Bäumen.
Er war froh, nach der langen Fahrt wieder ausschreiten zu können, und schlug den Weg durch die Anlagen ein.
Plötzlich stutzte er.
Auf einer Bank saß ein älterer, vierschrötiger Mann, der eingenickt war. Oder war er ohnmächtig —?
Jedenfalls lag sein Kopf mit geschlossenen Augen seitwärts auf der Lehne, während eine Brieftasche auf seinen Knieen lag, die offenherzig gegen tausend Dollar in Noten zeigte. Sie mochte eben den Fingern des Mannes entglitten sein, die mit ziemlich protzigen Ringen geschmückt waren. In der Westentasche konnte man zudem deutlich eine schwere, goldene Uhr funkeln sehen.
Der Fremde verharrte und griff nachdenkend an sein Kinn.
Er warf einen Blick in die Runde, kein Mensch war weit und breit zu sehen.
Einige Schritte ging er weiter, aber sichtlich konnte er sich nicht dazu entschließen, den Mann auf der Bank einfach seinem Schicksal zu überlassen.
Schließlich trat er etwas näher hinzu und beugte sich vor.
Tot war der Mann jedenfalls nicht, denn er atmete hörbar.
Einen Augenblick überlegte der Fremde noch, dann packte er entschlossen den Arm des Schlafenden.
„He, Sie!" rief er energisch. „Wachen Sie auf!"
Da der Mann nicht reagierte, schüttelte er ihn aus Leibeskräften.
Die Wirkung war erstaunlich gering. Der Mann knurrte etwas und schlief weiter.
Entweder ist dieser Mann sinnlos betrunken, dachte der Fremde, oder —! Wurde er am Ende betäubt —? Konnte es nicht sein, daß durch sein Näherkommen ein Verbrechen im letzten Moment vereitelt wurde?
Unwillkürlich lächelte er bei dieser Vorstellung, daß er und ausgerechnet in Cranburry ein Verbrechen verhütet haben sollte.
Gleich darauf allerdings fand der Fremde seine Lage höchst ungemütlich. Konnte er nicht selbst jede Sekunde in Verdacht geraten —? Gerade er in dieser Stadt —?
Dieser Gedanke schien ihm furchtbar.
Entschlossen, die Situation um jeden Preis zu beenden, begann er laut um Hilfe zu rufen.
Da lösten sich aus dem Schatten der dicken Baumstämme ein paar Gestalten. Wie aus dem Erdboden gewachsen standen ein paar riesige Konstabler neben ihm und hielten ihm den Mund zu.
„Halten Sie's Maul, zum Teufel", brummte der eine von ihnen, während der andere fluchte: „Warum zum Henker stehlen Sie das Zeug hier nicht, wenn's Ihnen vor der Nase herumliegt!"
„Oh, excuse me", erwiderte der Fremde verdutzt, „ich hatte als Ehrenmann nicht die Absicht . . ."
„Jedenfalls haben Sie nichts hier herumzubrüllen!" herrschte ihn eine dritte Stimme an, und zu seinem Staunen gewahrte er, daß es der Mann von der Bank war, der so sprach. „Den halben Rockärmel haben Sie mir ausgerissen, Sie Rindvieh!" fluchte der Mann weiter. „Die reinste Sachbeschädigung!"
„Aber ich bitte Sie . . ." wollte der Fremde aufbegehren.
„Maul halten!" entschied der eine der Konstabler und zündete sich verdrießlich eine Zigarette an.
Dem Fremden aber ging nun die Geduld aus. „Seid Ihr denn des Teufels?" brüllte er. „Auf der Stelle laßt Ihr mich meiner Wege gehen — oder . . !" Er sprang zurück und zückte einen Revolver.
Eine Sekunde lang betrachteten die drei ernst und nachdenklich die Waffe. Ein geschickter Schlag des einen der Polizisten beförderte sie auf die Erde. Er hob sie auf, betrachtete sie und schob sie in die Tasche.
Nachdem sie sich nochmals einen nachdenklichen Blick zugeworfen hatten, meinte der Mann von der Bank mit einem Achselzucken: „Nothing. Vielleicht Bedrohung, oder Widerstand gegen die Staatsgewalt. Wir werden ihn jedenfalls mitnehmen."
Ohne seine Proteste weiter zu beachten, wurde der Fremde in die Mitte genommen und vor den Polizeichef geführt, wo der Mann von der Bank erklärte: „Ich war im Park ein wenig eingeschlafen. Dieser Mann trat, ohne dazu aufgefordert zu sein, an mich heran und ruinierte meinen Anzug, wobei er einen ruhestörenden Lärm verursachte. Als die beiden Konstabler ihn auf die Ungehörigkeit seines Benehmens hinwiesen, griff er zu einer geladenen Waffe und bedrohte uns. Hier ist die Waffe."
Der Polizeichef kreuzte die Arme und wiegte nachdenklich den Kopf. Sehr begeistert schien er von der Sache nicht zu sein.
„Lassen Sie mich endlich zu Worte kommen, Mister Pinewood!" forderte der Fremde energisch.
Der Polizeichef sah auf. „Sie kennen mich?"
„Allerdings", bestätigte der Fremde. „Wenigstens dem Namen nach. Ich bin James Trushwine, Professor am Soziologischen Institut in Pittsburg. Ich kam hierher, um die außerordentlich niedrige Kriminalität dieser Stadt zu studieren."
Pinewood kratzte sich den Kopf und schickte die Beamten hinaus. „Ich bin erfreut, Sie zu sehen, Mr. Trushwine", sagte

(Schluß auf Seite 226)

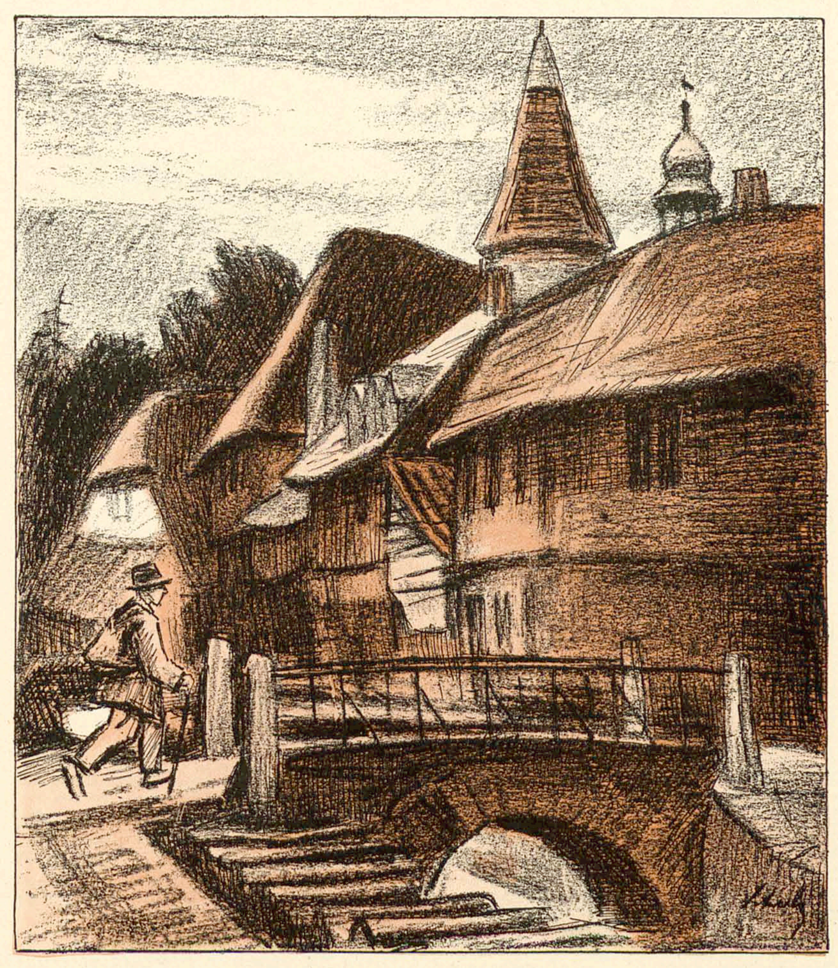
Waage

All meine Habe
trag ich zu Hauf,
Gabe um Gabe
schicht ich darauf,
seh die Schale sich neigen und sinken. —
Da grüßt mich dein Lächeln und heimliches Winken,
läßt hoch hinauf
mit leisem Erbeben
die reichbeladene Schale schweben,
senkt die andere tief zum Grunde.
Eine Stunde
mit dir erleben —
wiegt alles auf.

Lilly Frick

Die Heimat

(Wilhelm Schulz)



Ob unter stolzen Palmen
Viel Prunkpaläste stehn —
Wer fremd da lang muß weilen,
Möcht' einmal heimwärts gehn.

Und sollt' er auch sich laufen
Dabei die Füße wund —
Er ruht nicht, bis sein Städtchen
Er wieder sieht im Grund.

Auch wenn da längst kein Herze
Ihm mehr entgegenschlägt:
Geht er die alten Gassen,
Fühlt er sich froh bewegt.

Und ist auch noch so dürftig
Zur Nacht das Kämmerlein,
Voll kommt vom hohen Turme
Der Glockenschlag herein.

Wie in der Kindheit Tagen
Bringt der ihn bald zur Ruh —
Als hätten Mutterhände
Gedeckt ihn sorgsam zu.

Wilhelm Schulz

In den Dünen

(Wilhelm Schulz)



Tödliche Rückkehr

Als er bei seiner Heimkehr vom weiten Blüten- und Waldparadies
in die Stadt hineinfuhr, die sich vor ihm auftat, begab
sich ein Schrecknis an ihm, das sich nie wieder gutmachen ließ:

Es war ihm auf einmal, als senkte man ihn in sein Grab.
Der Himmel rückte zusammen, je mehr es ins Tiefe ging.
Zuletzt war es nur noch ein blaßblauer Streifen, der über ihm hing.
Die Wände wuchsen steil in die Höhe beim eigenen Niedergehn.
Bäume am Rand waren nur noch mit ihren Stämmen zu sehn.
Lärm, der aus Straßen und Häusern herausklang, hörte sich an
wie das Herunterrieseln von Erde und Steinen.

Ein Wind kam schnell noch herbeigelaufen, begann
um den Verlornen zu weinen
und brachte die letzten Grüße von Garten, Weiher und Tann
und befreundeten blühenden Rainen.

Karl Martin Schiller

Der Boykott

(Schluß von Seite 224)

er dann. „Nehmen Sie Platz." Er bot Zigarren an und stellte eine Flasche Whisky auf den Tisch.

Trushwine bediente sich und schlug die Beine übereinander. „Lassen wir diese Angelegenheit vorläufig auf sich beruhen, Pinewood. Sagen Sie mir zuvor, wie haben Sie es möglich gemacht, daß Cranburry den moralischen Rekord in den Staaten aufstellen konnte?"

Pinewood stieß zischend den Rauch aus und goß ein großes Glas Whisky auf einen Zug hinunter.

„Der Teufel hole diesen Rekord, Trushwine", meinte er dann grimmig. „Unter uns, ich will Ihnen reinen Wein einschenken: Diese verdammten Gangsters boykottieren mich. Das ist das Ganze."

Trushwine setzte das erhobene Glas wieder ab und sah verblüfft auf. „Ja wie? Soll das etwa heißen, daß die Verbrecher von sich aus nichts mehr anstellen?"

„Genau das", bestätigte der Polizeichef resigniert. „Mehr als das: Sie sperren jeden ein, der nur riskiert, das Geringste anzustellen."

„Das ist toll", meinte Trushwine betroffen. „Ja, ist denn Samuel Mamlock, dieser gerissene Bandenführer, nicht mehr in dieser Stadt?"

„Und ob!" ächzte Pinewood. „Er zieht auf der Straße den Hut vor mir bis zur Erde. Und Sonntags hockt das Schwein mit seiner ganzen Bande in der Baptistenkirche. Niemand singt dort lauter als Samuel Mamlock und seine Leute."

„Hm. Aber da könnten Sie doch eigentlich heilfroh sein . . ."

Pinewood hieb auf den Tisch. „Den Teufel kann ich!" brauste er auf. „Sie wissen eben nicht, Trushwine, daß unser Stadtoberhaupt Baptist und ein Geizkragen ist und sämtliche Stadträte ebenso knickrig wie bigott fromm sind! Dreiviertel der Polizei ist bereits abgebaut! Keiner von uns weiß, ob er am nächsten Morgen noch eine Existenz hat! Das ist die Sache!"

Trushwine pfiff durch die Zähne. Nachdem er einen Schluck genommen, erinnerte er an die Sache mit der Bank.

Pinewood zuckte die Achseln. „Die Leute helfen sich, wie's geht", knurrte er. „Sie stellen eben Fallen und so. Letzte Nacht haben einige meiner Leute — ohne mein Wissen natürlich — einen Einbruch verübt! Stellen Sie sich vor, Trushwine, wenn diese verdammten Gangsters meine Konstabler erwischt hätten! Aber was kann ich tun? Die Leute sind verzweifelt! Es geht um die Existenz, und da greifen sie zu jedem Mittel. Verstehen Sie?"

Trushwine nickte nachdenklich und lächelte vor sich hin. „Ja, wenn es um die Existenz geht —!"

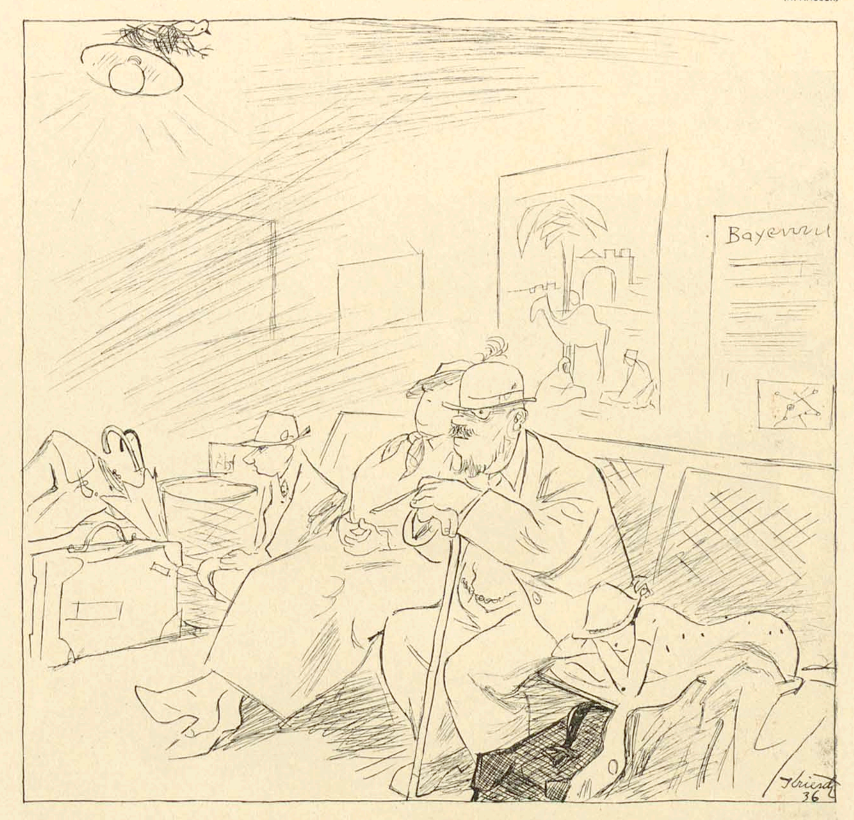
Lieber Simplicissimus!

Als der „Brenners Kounz" 1871 vom Feld zurückkam, war er fünfundzwanzig Jahre alt und heiratete seine frühere Dienstherrin, die Bäuerin M. in N. bei Nürnberg, die achtundfünfzig Jahre alt war, in der stillen Hoffnung, bald eine Junge auf den Hof zu bekommen. Als die Bäuerin ihr Ende herannahen fühlte, sagte sie zum Kounz: „Kounz, i muß sterben." — „Oitzt dank i der a nimmer drum", sagte der; denn die Bäuerin war inzwischen zweiunddreißig Jahre älter geworden und der Kounz auch.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296 456 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • DA. 11822 II. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Reisegenüsse

(R. Kriesch)



„Wach auf, Alte! In ara halb'n Stund' geht insa Zuag!" — „Wos? Und i hob' so schö' träumt, mir waar'n dahoam!"

Der Satz

Von

Edmund Hoehne

Ein arbeitsloser Tramp hockte auf dem Dach eines amerikanischen Schnellzugs und murmelte drei Worte nach, die vor ihm hingen: „Die Welt blüht . . .", da schlug ihm ein eisernes Stück Gestänge, ein hartes Komma, durch die Hirnschale hindurch den Satz ab, und der Rest flatterte durch die offene Decke ungedacht in den Himmel der Wolken.
Ein Jahr später fiel Regen in ein Wüstengebüsch Abessiniens; dort schliefen erschöpfte Italiener im klebrigen Kalkschlamm nach einem Eilmarsch. Und ein blutjunger Leutnant aus Grafengeschlecht erwachte von einem Tropfen, der ihm über die Stirn rann, und fand hinter ihr zu seinem Erstaunen die Worte: „. . . allein durch Arbeit und Frieden . . ." Er grübelte eine Weile über die verbumlose Folge nach, wußte nichts mit ihr anzufangen und schlief wieder ein. Der Tropfen fiel zur Erde.
Er sank und geriet in eine unterirdische Ader. Die Ader stieß eine Quelle hoch. Die Quelle gebar einen Bach, der lief in ein Flüßchen. Ein Wadi endlich trug den Tropfen ins Meer.
Lange, lange danach schlug eine Welle des Ozeans auf die Kaimauer von Shanghai. Der Schaum spritzte auf die schwielige Hand eines chinesischen Studenten, der hier als Hafenkuli sein Brot und seine Kolleggelder verdienen wollte. Er stellte fest, daß in seiner Seele erklang: . . . zum Himmel Gottes heran . . .", lauschte lange und sagte traurig zum Freund: „Ich bin müde, überarbeitet. Mein Kopf kann nichts mehr erfassen; er reiht Laute ohne Sinn nebeneinander. Der Staub der Schuppen geriet zwischen seine zarten Räder."
Wer schmiedet den Satz aus Amerika über Afrika bis Asien zusammen? „Die Welt blüht allein durch Arbeit und Frieden zum Himmel Gottes heran!"

Schwäbisches

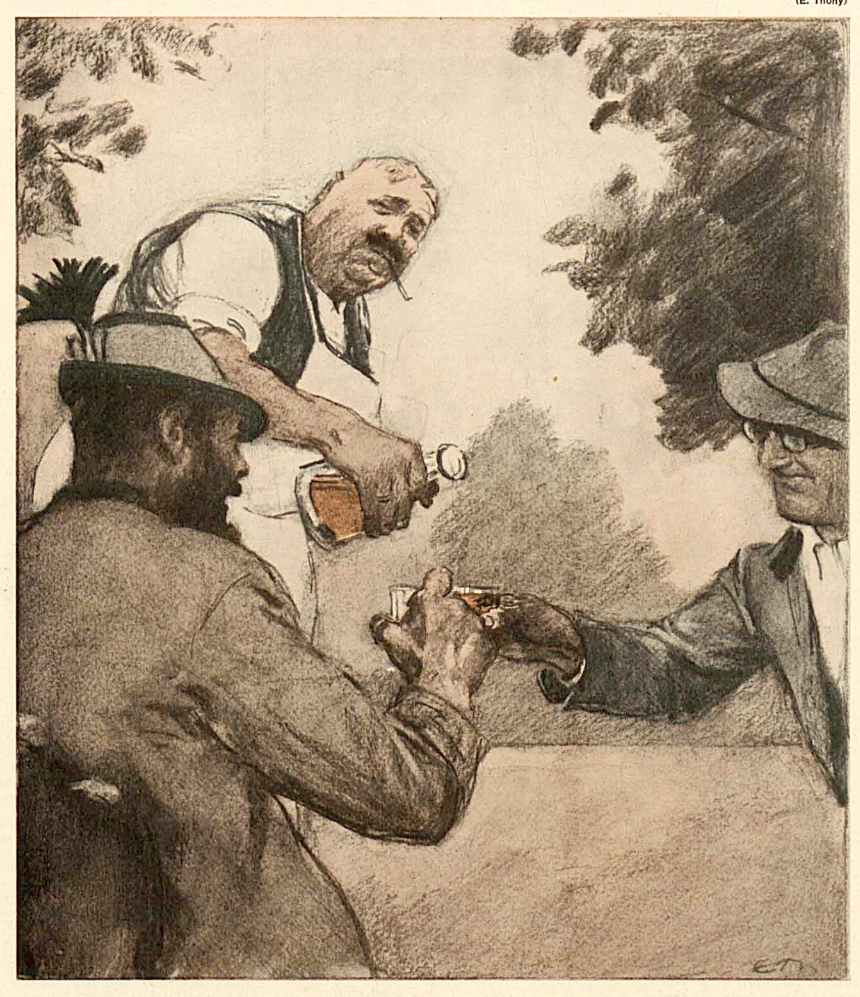
In meinem Heimatdorf bekommt jeder, sei es infolge irgendeiner besonders auffallenden Eigenart oder durch eine Dummheit, die er begangen, einen Spitznamen, der ihm dann fürs ganze Leben anhaftet. Bis vor kurzem wußte ich nur einen, der davon verschont geblieben war. Aber eines Tages saß er in der Wirtschaft und rühmte sich: „I ben dr oinzig', der koin Spitzname hot!" — Von dem Tag ab hieß man ihn allgemein: „Dr Oinzig'".

Das nächste Heft erscheint als Sondernummer:

XI. Olympiade Berlin 1936

Im „Weißen Rößl“ am Wolfgangsee — — —

(E. Thöny)



„Alsdann, wia lang ham mir uns iatzt nimmer g'sehng?!“ —
„Is wurscht, alter Spezi: iatzt sehng ma uns wieda!“

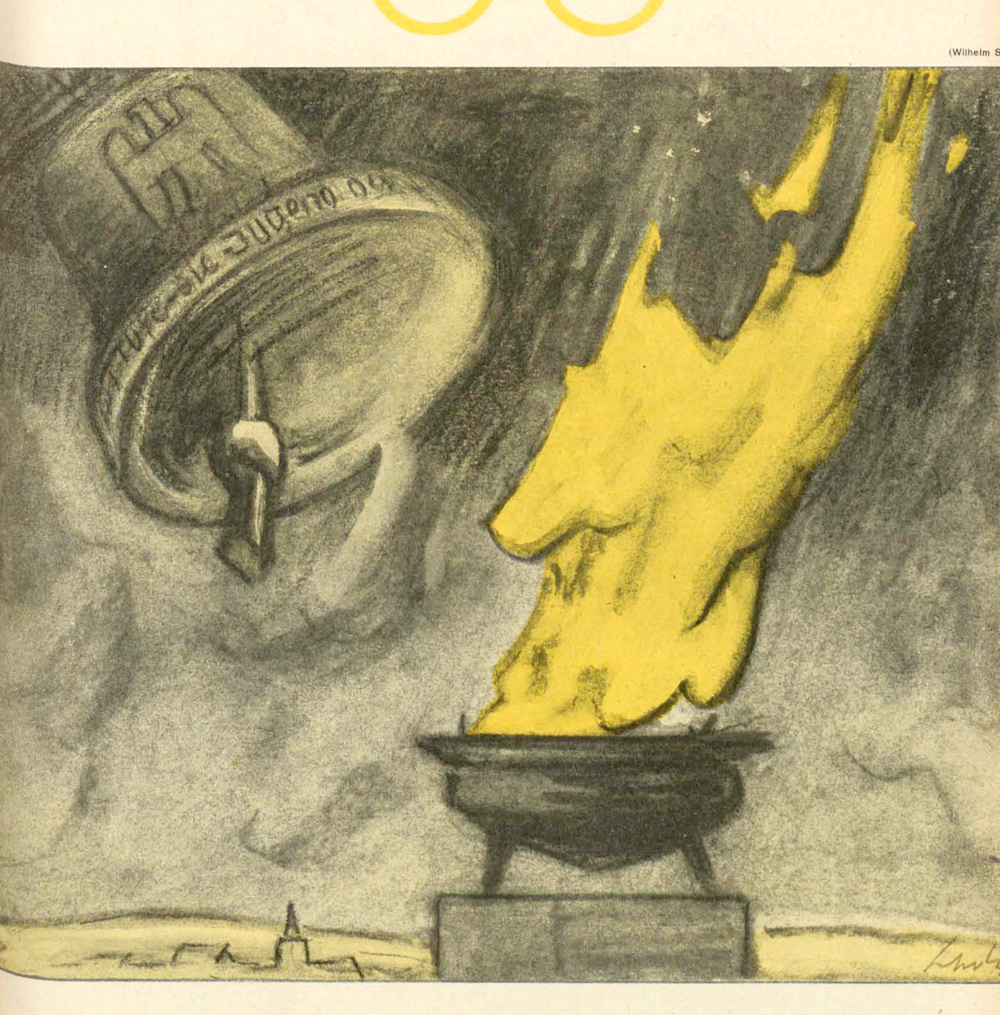
Stuttgart, 9. August 1936
41. Jahrgang Nr. 20

Olympiade Berlin 1936

Preis 60 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

(Wilhelm S



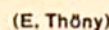
Aus Nord und West, aus Ost und Süd
tritt auf den Plan die junge Schar.
Die Glocke, oh, wie klingt sie klar!
Und seht doch, wie die Flamme glüht!

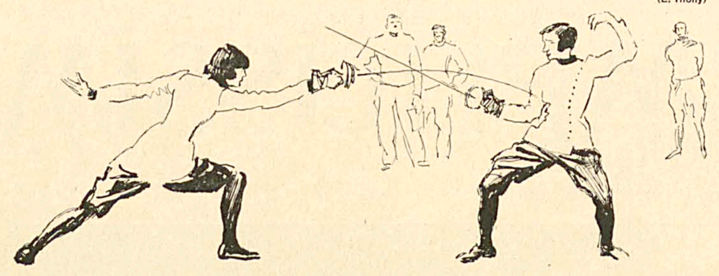
Hier wird sie wahr, die alte Mär:
daß alle Welt zusammenkam.
Und keiner ist dem andern gram.
Und jeder gibt sein Bestes her.

Young people come from north and west, from east and south. Listening how clearly the bell peals and how the flame glows! The old tale is true that the whole world is assembled all friends and everyone tries to do their best.

Arrivée de toutes les régions la jeunesse apparaît. Ecoutez comme la cloche sonne pure! Voyez comme la flamme brûle. Ici se confirme le vieux conte que tout le monde s'assemblait, personne ne garde rancune et chacun offre le meilleur de soi.

Dal nord all'ovest, dall'est al sud, entra la falange giovanile nel campo. Sentite come la campana suona chiaro e vedete come la fiamma divampa. Ecco, diventa vera la vecchia fiaba: ... che tutto il mondo si riunisce e nessuno è nemico all'altro, ma ognuno dà il suo meglio.





Die olympische Glocke spricht

Nun vom hohen Gestühle überm olympischen Feld
grüß' ich zu streitbarem Spiele festlich die Jugend der Welt.
Meine verpflichtende Stunde ruft sie zu männlichem Gang.
Aus meinem mahnenden Munde
tönt in die schweigende Runde
weithin mein erzner Gesang.

Heimische Wogen und Lüfte, heimischer Rasen und Sand
strafften ihr Kniebug und Hüfte, stählten ihr Schenkel und Hand.
Mut, der sie mächtig entflammte, Stolz, der sie rauschhaft erfaßt,
alles, woraus sie entstammte,
immer das Volk, das gesamte,
lud ich in ihr mir zu Gast.

Sie, die sonst Dunkel und Helle rings um die Erde entzweit,
siehe, jetzt ist sie zur Stelle unter gemeinsamer Zeit.
Uralte Tücke der Alten macht sie zum müßigen Spiel:
Freudig, die Kraft zu entfalten,
schwört sie sich, Frieden zu halten,
grüßt sie sich lächelnd am Ziel.

Zu einem heiligen Horte hat mich mein Schöpfer geprägt.
Große und mächtige Worte sind in mein Klingen gelegt.
Schwingt meine Schale, zu tönen, ist es ein Ruf an die Welt.
Edles und stolzes Versöhnen,
Zukunft des Starken und Schönen
braust unter mir übers Feld.

Karl Martin Schiller

Nebeneinander

Von Edmund Hoehne

Der Geist könnte darum gram sein, daß der Körper in wenigen Jahrzehnten, auf deren Stufen er fast spielend sprang, erreichte, um was die Psyche seit Jahrtausenden sich mühte: Alle Fahnen der Nationen in eine einzige leuchtende Flaggenfront hineinzurufen, alle Völkerfarben zum reinen Weiß zu vereinigen, das die fünf bunten Ringe umgibt und aufhebt. Aber nein, der geheimnisvolle Bote zwischen Hirn und Hand freut sich neidlos über das Wunder, daß der menschliche Leib jene Tat leistete, die längst unserer Seele anbefohlen war.

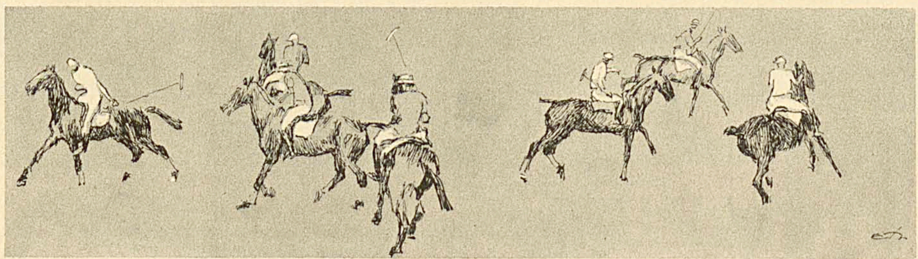
Denn das Fleisch ist ja sein Bruder. Knochen, Muskeln und Denken schlossen einst einen ewigen Bund. Mag heute der Geist über pfadlose Wüste führen, morgen läßt er sich gern vom Blut und vom gesunden Trieb lenken. Wer immer vorn steht, Wort oder Kraft, zog mit starkem Arm den unabtrennbaren Gefährten des Lebens mit sich. Einst war es die hauchzarte Schwester im Paar, die uns aus den trüben Nebeln des Tierreichs heraus rief, dann der sehnige Sohn, dessen Fuß für Hoffnungen des Herzens Schritt macht. Der Funke des Himmels brennt nur im harten Holz der Erde.

Es gibt kein „Vorwärts", kein „Weiter" im Land der Ideen, ohne daß der Leib mitsiegt. Um aus der Hordentrift und dem Jägerzelt roher Nomaden zur edlen Kultur freundlicherer Gefilde vorzudringen, mußte die Gewalt des haarigen Arms äffischer Sippe Buschwald und Dschungel der Urzeit durchschlagen, Seen durchschwimmen und durchrudern, Speere gegen Tiere schleudern, mußten die Beine Steppenflüsse durchwaten, Berge erklettern, Felsspalten überspringen, mit eisernem Schenkeldruck das Wildpferd bezwingen, ehe Ackerland, Hausvieh, stille Sammlung und Arbeitsteilung ermöglicht ward.

Darum, ihr Speerwerfer, Läufer, Schwimmer, Athleten, Ruderer, Reiter, Ringer — ihr seid mit das heilige Wandern der Menschheit auf eurer eignen Bahn, die dicht neben der aller Philosophie und Theorie und Gläubigkeit läuft. Wohin führt der gemeinsame Weg? Hinan zum Tempel aller Welt an einer goldenen Traumlandküste. Solange wir die Lagerplätze verändern, statt mit dem alten Küchenschutt vererbter Siedlungen hinzufaulen, leben wir als jene Gruppe, denen dieser Stern als Sportfeld anvertraut ward, als team of heaven, als Kampfschar Gottes.

Da der Einklang von Innen- und Außengestalt wie beim Einzelso auch beim Gesamtwesen besteht, schaun wir euch froh an, ihr schönen Olympiaden, und vertrauen auf die Wandlungsfähigkeit der Allsubstanz irdischen Seins zum Höheren und auf die Macht der Äonen. Da nichts gegen sie spricht, soll alles für sie sprechen.

(E. Thöny)



Deutsche Stimmen
XXII

(Wilhelm Schulz)



Von Anfang an zeugte die Turnkunst einen großen Gemeingeist und vaterländischen Sinn, Beharrlichkeit und Selbstverleugnung. Alle und jede Erweiterung und Entwicklung galt gleich als Gemeingut. So ist es noch. Kunstneid, das lächerliche Laster der Selbstsucht, des Elends und der Verzweiflung, kann keinen Turner behaften.
Friedrich Ludwig Jahn (1816)

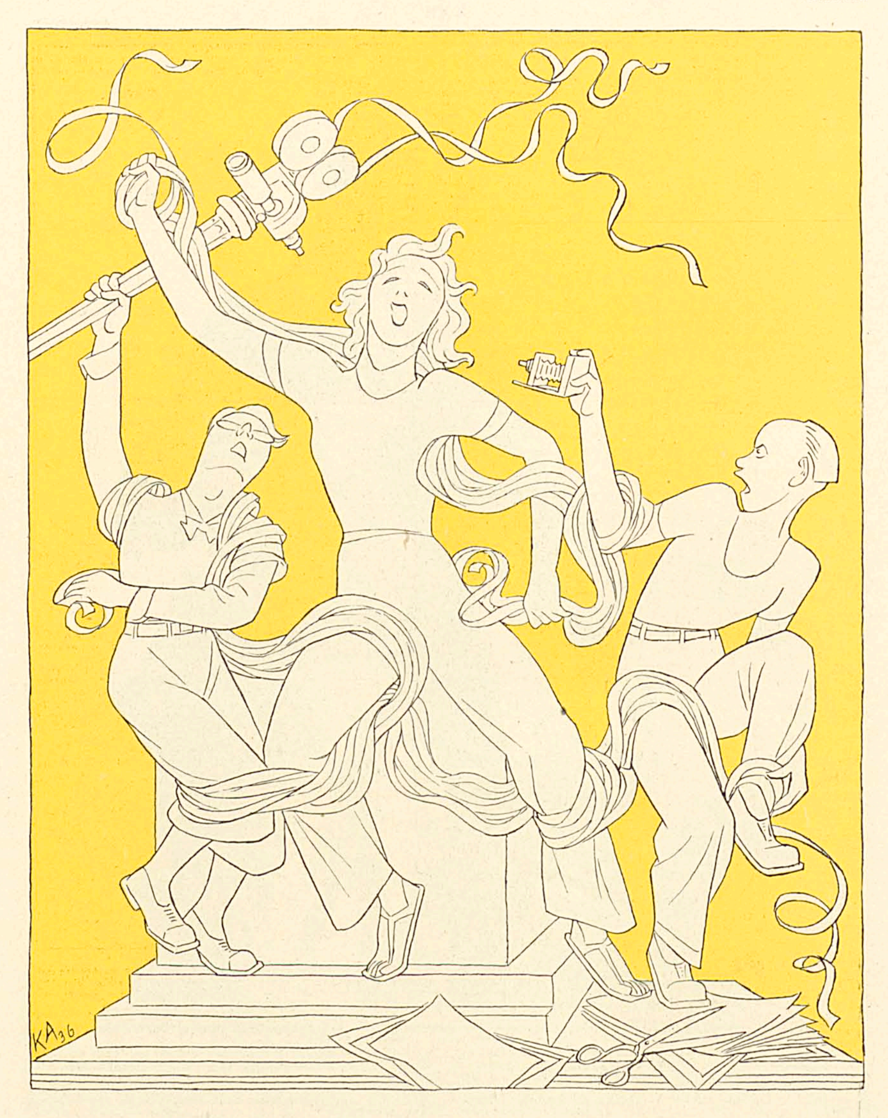
De toute ancienneté la gymnastique a produit l'esprit de communauté et le sentiment national, la persévérance et l'abnégation. Tout essor nouveau, tout développement devenait aussitôt l'apanage de tous. Il en est encore ainsi. Jalousie d'artiste, ce vice ridicule de l'égoïsme, de la misère et du désespoir n'a pas de prise sur un gymnaste.
Friedrich Ludwig Jahn (1816)

Gymnastic always develped the feeling of public-spirit and patriotic feeling, perserverance and self-control. Every development meant a progress for all. It is still so. No man who does gymnastics bears the most ridiculous vice of being jealous.
Friedrich Ludwig Jahn (1816)

Dall'inizio creava nell'arte della ginnastica, uno spirito di comunione, un senso patriottico e l'abnegazione di se stesso. Ogni sviluppo valeva per tutti: cosi è ancora. L'invidia, che è il vizio più ridicolo dell'egoismo, della miseria e della disperazione, nessun atleta può avere.
Friedrich Ludwig Jahn (1816)

Leni Riefenstahl

(Karl Arnold)

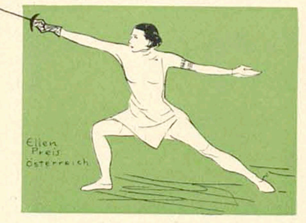


„Was sind die Olympischen Kämpfe gegen unsere Kämpfe mit den Olympia-Filmbändern!"
„What are the Olympic combats compared to our combats with the filmstripes!!!"
„Que signifient les luttes olympiques en comparaison de nos combats avec la pellicule!"
„Che cosa sono le lotte olimpioniche di fronte alle nostre lotte con la pellicola olimpionica!"

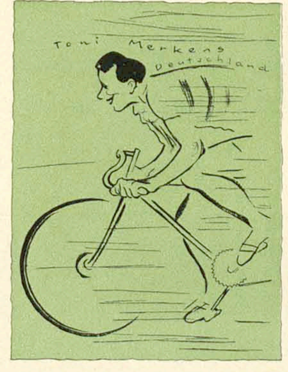
. . . dann seilt er nach Berlin! / Von Görge Spervogel

Zeichnungen von Rudolf Kriesch

„Ihr solltet man endlich ausscheiden mit eurem ewigen Simmeleern, ob man mit so einem Schipp wie eurem da nach Berlin seilen kann. Wie soll das denn angehen, wo es so tief im Binnenlande liegt? Ich fahr' doch nun sechzig Jahrn nach See zu, aber meint ihr, ich hätte jemals einen Schiffer angetroffen, der Berlin angelaufen wäre? Nee, sage ich euch, Jungens, das



habe ich noch nicht belebt, und das belebe ich auch nicht mehr." Steuermann Jens Jessen, auf seine alten Tage Tonnenmeister im Seezeichenhafen Steenodde, rückte seine Mütze, dunkelweiß wie sein Kranzbart, über die Augen und tauchte



den Pinsel tief in den Blackpott, um die Spierentonne fertig zu streichen.
Harke und Deert, im Alter von fünfzehn Jahren schon Reeder und Kapitäne, sahen von der Brücke herunter auf ihr Schipp, ein gutes, seetüchtiges Fahrzeug, ein Rettungsboot, das sie vorigen Herbst aus der Brandung des Kniepsands geholt hatten. Wie schön und hoch war es getakelt,



wie gut im Trimm; wie hart lag es am Winde, und wie lenzte es vor ihm weg — und damit sollte man nicht nach Berlin segeln können?
„Kiek doch mal her, Stüermann Jessen", sagte Harke und holte ein Atlasblatt aus der Hosentasche. „Hier ist Amrum und hier unser Hafen, Steenodde, hier steht es. Und jetzt über Hamburg, hier, einfach die Elbe 'rauf, und dann, siehst du, kommen lauter Kanäle und — Mensch! Großer Hauptkanal steht hier, da kann man doch entlang?"
„Großer Hauptkanal?" wiederholte Jessen. „Wies mi dat mol her." Er legte den Kopf zurück, hielt das Blatt auf Armeslänge fort und ließ es gleich wieder sinken. „Dascha ne Landkaate!" sagte er voller Verachtung. „Ja, von Berlin soll es keine Seekarte geben, Onkel Jessen", gab Deert kleinlaut von sich. „Na, denn segelt ihr man nach Berlin hin. Großer Hauptkanal", brummte Jessen und suchte. „Was? Dieser ganz dünne Faden Wasser, da sagen die Großer Hauptkanal zu? Wo wir zum Ingelschen Kanal man einfach ‚de Känol' zu sagen? Das ist ja zu traurig, als daß man drüber lachen kann. Da hast du deine Landkaate. Segelt ihr man nach Berlin, immer zu, man bloß fragt mich da nicht mehr nach." Sein Pinsel klatschte und zog hin und her. Dann wurden die Striche langsamer: „Das möchte ich ja nur wissen, was solche Bengels wie ihr in Berlin zu suchen haben."
Harke und Deert sahen sich an. „Hast du nicht gehört, daß da die Olympischen Spiele stattfinden, Stüermann Jessen?" fragte Harke.
„Soso. Ja."
Eine Wolke zog unter der Sonne fort. Der Fender des Bootes rieb sich träge an einem Pfahle der Brücke.
„Was spielen sie denn da?"
„Och, da wird gelaufen und gesprungen, geschwommen, geboxt — alle Kämpfe, die es im Sport gibt."
„Und dazu müßt ihr hin?"
„Aus der ganzen Welt kommen sie dazu hin!"
„Um zu sehen, wie sie laufen?"
„Ja, und weil alle Nationen von der Welt ihre Mannschaften hingeschickt haben."
„Auch die Kanaker?"
Harke blickte den Alten an und sah, daß die Frage ernst war.
„Die können schwimmen, die Kanaker, nicht zu glauben. Das ist gar nicht zu glauben ist das, wie die schwimmen können. Da kann keiner gegen."
„Sie kommen aus der ganzen Welt, Onkel Jessen, aus Amerika und Japan und Australien und —"
„Und die Englischen, kommen die auch?"

„Drei Stunden? Zweiundvierzig Kilometer, wieviel Seemeilen sind das? So an die fünfundzwanzig. Fünfundzwanzig Meilen in nicht ganz einer Wache, das gibt in einem

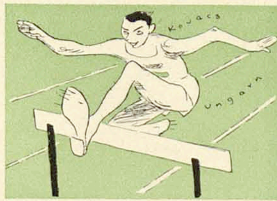


Etmal von Mittag bis Mittag, ab und zu eine Ruhepause mitgerechnet, weil er ja nicht strackszu rennen kann, so an die hundertfünfzig Seemeilen. Na, Käppen Clauß hat mit Viermastbark ‚Padua' von Laeiß in einem Etmal dreihundertsechsundachtzig Meilen heruntergeknüppelt, das sollt ihr mit euren ganzen Weltrekorden mal nachmachen!"
Harke und Deert schwiegen. Wenn Oll Jessen von Segelschiffen redete, war es mißlich, ihm vor den Bug zu scheren.
„Ist denn das Segelschiffrennen mit Weizen von Australien nach England in diesem Jahre auch zu den Spielen gehörig?"
„N—nein." — Der Alte seufzte. „Hört ja auch nicht mehr in diese Zeit." Nach einer Weile: „Wie lange ist er auf die hundert Meter gerannt?"
„Zehndreizehntel Sekunden."
„Och, so einen Kerl kann man auch herein-



„Sicher!"
„Die haben nämlich eine Menge Sorten Sport, wo sie sich vorzüglich auf verstehen."
„Na, und die Finnen, Onkel Jessen, die Finnen, das kann ich dir sagen!"
„Ja, die haben auch noch Segelschiffe von der alten Art, richtige Oldtimers, da ist es kein Wunder, wenn das Kerle sind. Früher", sagte Jessen, „zu meiner Zeit, da waren diese Spiele noch nicht, aber da gab es noch Kerle."
„Na, die gibt es heute auch noch. Hundert Meter in zehnkommadrei Sekunden, das muß man sich mal vorstellen!"
„Hundert Meter?" Jessen maß sie mit den Augen ab, „das ist ja keine Entfernung."
„Gut", warf Harke dazwischen, „aber der Marathonlauf, zweiundvierzig Kilometer, da ist der Weltrekord . . . warte mal . . . ich glaube, etwas über drei Stunden."

legen. Kennt ihr die Geschichte vom Hasen und dem Swinegel? So ein Hase braucht für die kleine Ecke überhaupt keine Se-

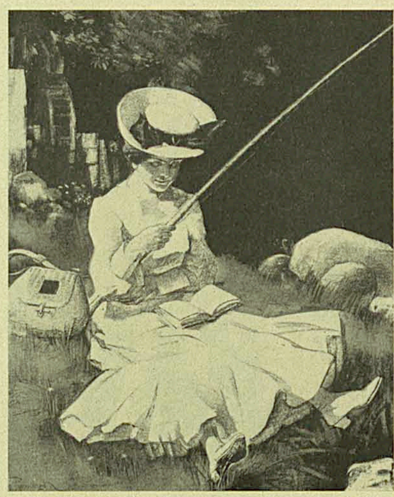


(Schluß auf Seite 236)

Sport anno dazumal

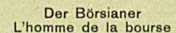
Sport formerly | Sport du temps passé | Sport di una volta

Sport



„Der Arzt hat mir Bewegung im Freien verordnet. Ich kann nichts dafür, wenn kein Fisch anbeißt.“ | „The doctor ordained open-air-exercise. I can't help it, that the fish don't bite the bait!“ | „Le médecin m'a ordonné le mouvement en plein air. Ce n'est pas ma faute si les poissons ne mordent pas.“ | „Il medico mi ha ordinato il movimento all'aperto . . . Ma non è colpa mia se non viene nessun pesce!“ (F. v. Reznicek 1904)

Der Börsianer — L'homme de la bourse — The stockexchange Man — L'uome della borsa





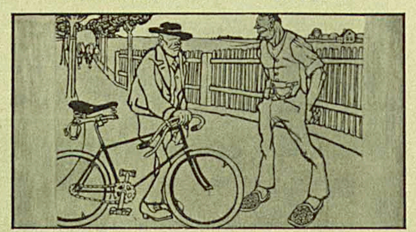
„Efeu will ich sein und wuchern ohne Zinsen, wenn ich die Welle nicht beneide, die mit Ihnen kost.“ | „I would like to be like ivy and I would like to do usury without taking interest, if I don't envy the wave.“ | „Dame! J'envie l'onde qui vous caresse!“ | „Edera io voglio essere e avviticchiarmi senza interesse purché non invidii l'onda che scherza con voi . . .“
(F. v. Reznicek 1905)

Motorbootrennen — Course de bateaux à moteur — Motorboat race — Corse in motoscafo

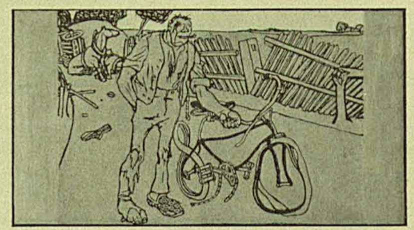


„Ölen Sie doch mal mit Rizinus. Vielleicht läuft er dann schneller.“ | „Try castor-oil,“perhaps it will go swifter.“ | „Mettez de l'huile de ricin, peut-être qu'il court plus vite alors!“ | „Metti l'olio di ricino! Forse corre più svelto . . .“
(M. Dudovich 1914)

Selbstunterricht — L'autodidacte — Teach yourself — Auto-lezione



„Geh, Schorsche, balst ma dei Radl leihast für a Stund' – woaßt, bloß zum Lerna!“ | „There Georgie, you might lend me your bike for an hour to learn cycling!“ | „Donne-moi ta bicyclette, Georges, seulement pour une heure, le temps de l'apprendre, sais tu . . .“ | „Giorgio, prestami la tua bicicletta per un'ora! Sai, per imparare . . .“



„So, da host dei Radl wieda, i – i kon's jetzta scho recht guat – bereits.“ | „Hallo, there's your bike again, I can cycle already fairly all right.“ | „La voilà, ta bicyclette, ça va déjà très bien!“ | „Ecco la tua bicicletta: io ho già imparato abbastanza bene, ora!“
(Bruno Paul 1904)

(Ottomar Starke)

Voraussage

Es ging abends sehr lebhaft zu. Unversehens war ein Streit darüber entbrannt, welches die seriösere Sportart sei. Natürlich kam man an kein Ende. Schließlich griff die junge Frau des Stabhochspringers X. ein und meinte trocken: „Kinder, zu was denn streiten? In zwanzig Jahren seid ihr doch alle einträchtig im Kegelklub."

Lieber Simplicissimus!

Ein Fräulein stand am Sportplatz und machte ihrem Ärger darüber Luft, daß die heutige Männerwelt für nichts mehr Sinn habe als für Sport und nochmal Sport.
„Seien Sie doch froh darüber", antwortete eine ältere Frau bedächtig: „rechte Sportsleute werden sich später auch bei den ehelichen Kämpfen fair benehmen."

*

Zwei Sportfreunde unterhalten sich.
„Was ist denn deine Flamme?"
„Florettfechterin!"
„Aha: also eine Stichflamme."

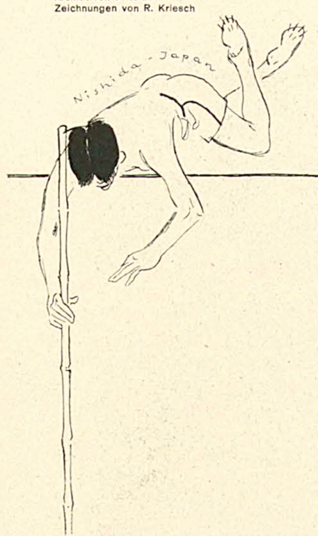
„Haste Worte? Mein Junge macht den Ersten im Diskuswerfen! Na warte — jetzt weiß ich auch, wo alle meine Grammophonplatten hingekommen sind!" | „Just fancy! My boy got the first prize in throwing the Diskus! Just imagine — now I know why I missed my grammophone records." | „Sapristi! Mon petit est le premier dans le lancement du disque. Maintenant je sais où sont restés tous mes disques de grammophone." | „Perbacco! Mio figlio è il primo al disco! Ah, aspetta! Ora so dove sono andati a finire tutti i miei dischi del grammofono!"

Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11

. . . dann seilt er nach Berlin!

(Schluß von Seite 233)

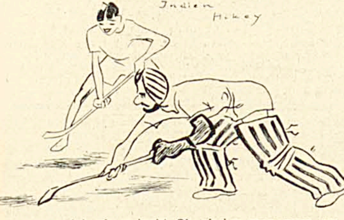
Zeichnungen von R. Kriesch



kunden, und sie haben ihm die Buddel Branntwein und den goldenen Lujedor doch abgerannt."

„Ja, Swinegel", sagt Harke, „die werden da auch gar nicht erst zugelassen."

„Es hat aber auch Leute gegeben", fuhr Jessen fort, „die konnten genau so schnell laufen wie der Hase. Kennt ihr die Geschichte von den drei Brüdern? Nee? Habe



ich mir gedacht. Sie sind ausgegangen, um etwas zu lernen, und nachher hat einer in vollem Laufe dem Hasen einen Stutzbart rasiert. Das wäre einer für eure Spiele gewesen. Er war Barbier von Beruf. Sein Bruder war Fechtmeister. Wird bei den Spielen auch gefochten? Den hätten sie nicht besiegt. Es regnete, und er schwenkte den Degen in Kreuzhieben über dem Kopfe, so schnell, daß ihn kein Tropfen traf. Können das eure Fechtmeister auch?"

„Ich weiß nicht . . ."

„Ich will es dir sagen", knurrte Jessen, „sie haben für solche Fälle Paraplüs."

Er nahm den Farbtopf und ging zur nächsten Tonne. Plötzlich kam er zurück und sagte: „Einen hat es gegeben, der hätte alle Spiele gewonnen, sogar das Schwimmen, obwohl ich nicht glauben mag, daß er schwimmen konnte." — „War er ein Seemann?" fragte Harke. „Hätte er sein können, er wäre Admiral von jeder Flotte geworden, denn auch das dickste Orlogschiff hätte gegen ihn allein in einem kleinen Beiboot nicht bestehen können. Kennt ihr die Geschichte von den sechs Dienern? Habe ich mir gedacht! Einer war so dick, daß er ein Meer aussaufen konnte, der war es nicht. Der zweite hörte das Gras wachsen, der war es auch nicht. Der dritte war so lang, daß er mit dem Kopfe an die Reuelrah reichte, der war es auch nicht. Der vierte fror in der Sonne und glühte im Eise, der war es gleichfalls nicht. Der fünfte hatte so scharfe Augen, daß er alles auf der Welt sah, aber der war es auch nicht. Der sechste mußte immer eine Binde um die Augen tragen, weil alles zersprang, wenn er es nur anblickte. Der war es. Der hätte alle Spiele gewonnen, weil er die anderen nur anzublicken brauchte, so zersprangen sie schon und waren besiegt."



„Stüermann Jessen", sagte Harke und stand auf. „Kiek mal, das sind doch alles Märchen."

„Ich bin sechsmal um das griese Kap Horn gekommen", sagte Jessen, legte den Kopf schief und kniff die Augen ein. „Sechsmal! Die ganze Welt habe ich gesehen, und ich sage dir, sie ist so groß, daß es alles darauf gibt, und besonders das, wozu du Märchen sagst. Ganz besonders das", sagte er und ging an seine Tonne.

„Ist ja nicht zum anhören", brummte Harke.

„Ich weiß nicht . . .", flüsterte Deert. „So ein alter Mann, man müßte ihm das alles einmal richtig erklären . . . Er ist Steuermann gewesen, und nun pöhnt er Tonnen an."

„Keine Ahnung von Olympia und allem, Mensch, da kann man einfach nicht mit reden."

Deert geht zu dem alten Tonnenmeister hinüber. „Weißt du das eigentlich —"

„Lass' man nach, ich will da nichts mehr von wissen."

Deert schluckt. „Weißt du, daß der einzige Boxweltmeister —"

„Verhol' dich mit deinem ganzen Sport!"

„Der einzige ungeschlagene Weltmeister im Boxen ein Seemann war?"

„Was?", fährt Steuermann Jessen herum, „er war ein Seemann?"



„Ein Seemann. Tunney hieß er mit Namen."

„Was ich gesagt habe", nickte der Alte zufrieden, „genau, was ich immer sage. Der einzige ungeschlagene Weltmeister?"

„Ja, es gab keinen Gegner mehr für ihn."

„Keinen Gegner!"

„Und weißt du, daß sie in Hamburg jetzt ein neues Segelschiff gebaut haben?"

„Is nich wahr!"

„Eine Bark, Onkel Jessen, eine Bark für die Reichsmarine."

„Wo die Jungkeerls nach der alten Art Seeschiffahrt drauf lernen?"

„Ja, Stüermann, genau nach der alten Art."

„Diese Jungs", sagt Jessen, „die schickt nachher hin zu eurem Olympia, die werden es den Butenländern und Binnenminschen schon weisen. Nee", sagt er, „ein neues Seilschipp! Ein Mondrigger, ein Sternengraser, ein richtiger alter Windjammer! Un ick heww 'dacht, de old times weern vörbi."

„Und mit den Olympischen Spielen, Onkel Jessen —"

„Ja, da können wir dann wohl noch 'mal über reden."

„Sie machen nämlich auch ein großes Segelrennen von Amerika nach Deutschland."

„Und das sagt einem keiner?" murmelt Jessen. „Ein Rennen, das zu den Spielen gehört?"

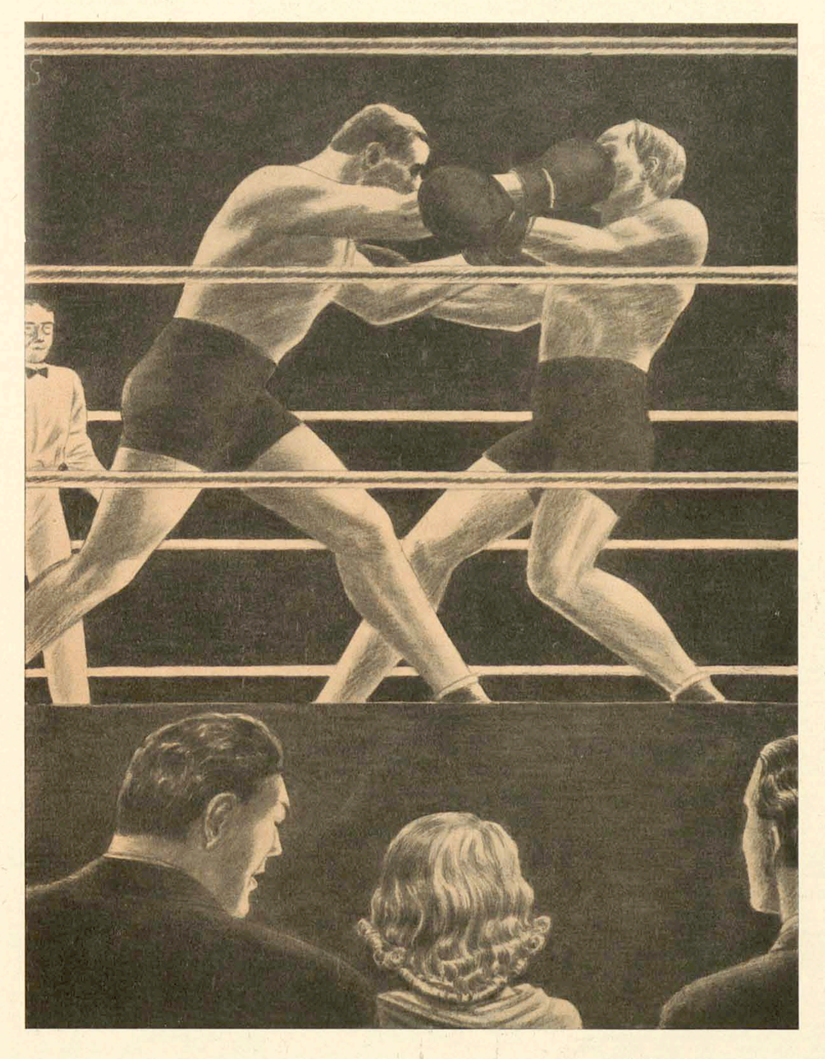
„Es ist anläßlich der Spiele."

„Jungs", sagt Stüermann Jessen, „wenn ihr nun einmal nich von selbsten darauf kommt: durch diesen dünnen Faden Wasser, wo sie Großer Hauptkanal zu sagen, da steckt ihr eben die Riemen 'raus und pullt, oder ihr stoßt euch stüerbords und backbords immer vom Ufer ab. Was ein richtiger Seemann ist, der weiß sich immer zu helfen, und wenn sein Schipp Order für Berlin hat, Kotzverdimmi, dann seilt er nach Berlin. Bei uns jedenfalls, bei uns gab es da nichts anderes."



Schmeling schaut zu

Schmeling watches | Schmeling comme spectateur | Schmeling osserva

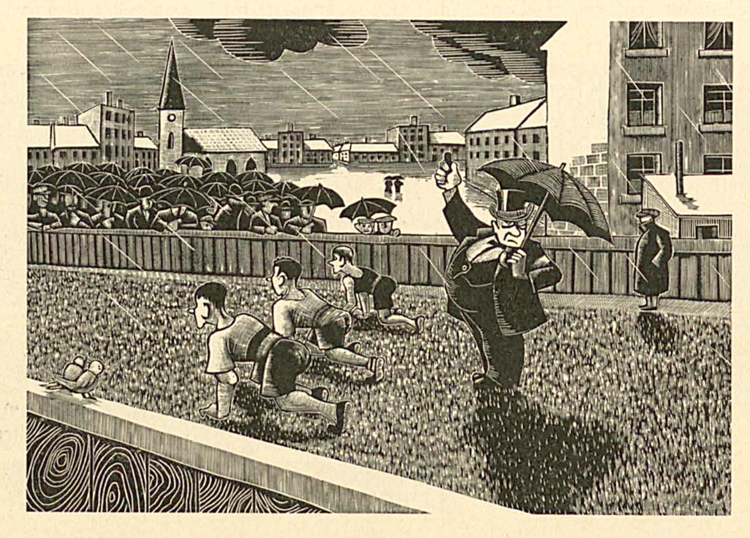


(E. Schilling)

„Au Backe! Jetzt sollte man Amateur sein!"
„Good gracious! Now one should be an amateur!"
„Parbleu! En ce moment je veux être amateur!"
„Accidenti! Ora vorrei essere amatore . . ."

Start

(O. Nückel)



„Wie ich dazu kam ...“ / Von Heinz Weis

Er betrachtete sein Bildnis in der Sondernummer einer Illustrierten, las den kleinen Artikel, der seine olympischen Chancen wog, und fuhr mit einem schalkhaften Lächeln zu mir fort: „Sie wollen wissen, wie ich dazu kam? Man muß in seinem Leben, und zwar in möglichst jungen Jahren, einmal entscheidend gesiegt haben — das ist das ganze Geheimnis. Auf Grund des ersten überlegenen Sieges gehört man dann einfach dazu. Man hat die Viktoria lächeln gemacht, sie hat unsern Namen genannt, auch wenn, wie damals in meinem Falle, niemand die Zeiten nahm und nur ein paar Eckensteher die Zeugen waren ...

Ich erinnere mich genau, wie ich dazu kam —“, und er lächelte ... „Das Zeichen zu meinem ersten erfolgreichen Lauf, so seltsam es klingen mag, gab mir die Todesangst. Der Start befand sich nämlich im Sprechzimmer des Zahnarztes, die Strecke führte im Zickzackkurs durch mehrere Straßen meines Heimatstädtchens, und das Ziel ... das Ziel war das seltsamste ... das apparteste ... nach dem jemals gelaufen wurde: es war ein kleiner stiller Ort dicht bei meinem Elternhaus, den man aus Gründen der Hygiene etwas abseits in die Felsenwand gesprengt hatte. Die Tür zu diesem Gelaß war groß und schwer und durch und durch aus Eichenholz, die drei übrigen Wände nackter, eisenharter Fels. Wer sich auf jenem Orte befand und die Türe verwahrt hatte, hätte sich hinter dem Schilde Achills nicht geborgener fühlen können.

Hierher flüchtete ich mich oft und nicht nur aus zwingenden Gründen, ach nein — auf jenem gesicherten Orte erwartete und überdauerte ich stets die Orkane meiner olympischen Jugend, die ich meist selbst beschwor, indem ich nicht allein die leichtathletischen Rekorde brach, sondern auch die Hoffnungen, die mein Vater unvorsichtigerweise in mich gesetzt hatte.

Meine erste sportliche Leistung begann also damit, daß ich unter Zahnschmerzen litt und daß mein Vater davon erfuhr. Er eilte allsogleich herbei, ergriff mich bei der Hand — ich mochte eben zehn Jahre zählen — und führte mich zum Arzt.

Der kleine, ernste Mann mit den Brillengläsern vor den klugen, freundlichen Augen, wies mir einen Platz auf einem Stuhl an und begann, sich mit meinem Vater zu unterhalten.

Ich fürchtete den Schmerz mehr als den Teufel. Eine seelische Folter, wie sie mich später noch bei jedem Gang zum Zahnarzt peinigte, befiel mich und ließ in mir einen für die Umstände sehr gewagten Entschluß reifen. Wenn sie jetzt noch einmal aus dem Fenster schauen, sagte ich mir — ich saß nahe der Türe —, dann laufe ich weg ...

Zweifel stellten sich ein: werde ich mich draußen auf dem Hausflur zurechtfinden? Und die Haustür geht so umständlich auf! Und endlich die Folgen, die meine Flucht nach sich ziehen würde — die fürchterlichen Folgen!

Von Überlegungen gepeinigt, von herzklopfender Angst getrieben, von einem einzigen grellen Zucken der Hoffnung gespornt (um wie vieles leichter hat man es doch bei der Olympiade!), duckte ich mich zum Startsprung nieder: jetzt drehten mir Arzt und Vater den Rücken zu ... die Ahnungslosen ... Ein Engel mußte mir behilflich gewesen sein — es klappte so unsagbar herrlich — leise, ganz leise — ein Zug donnerte gerade über den Damm — sein Getöse verschluckte das Klinken der Tür — und die Haustür — o Wunder — stand sperrangelweit offen ...

Zuschmeißen! flüsterte mir mein Engel zu. Ich feuerte die Haustür ins Schloß, ich warf auch die Gartentür zu ... jede Türe ein Hindernis für die Verfolger!

Ich gewann die Straße, ich rannte unsrem Hause zu: meine Mutter und jener stille Ort schienen mir die einzige Rettung, das heißersehnte Ziel.

Als ich im Laufen den Kopf wandte, sah ich in Sekundenschnelle, daß der Arzt am Gartentor zurückblieb, während mein Vater mir mit gewaltigen Sprüngen nachsetzte. Er mußte rasend sein. Ich kannte und fürchtete meinen Vater. Mein Gott, wenn er mich einholen würde! Niemals mehr in meinem Leben empfand ich eine solche Angst. Mit dem Mute der Verzweiflung spurtete ich voraus. Der Abstand — o Schreck — wurde kleiner und kleiner ... Es muß reichen! — es muß! — es muß! — ich kann unendlich zäh sein, wenn es gilt.

Meine Mutter stand zufällig vor der Kellertür, nein, nein, es war nicht Zufall, es war Vorsehung: ‚Mutter! Mutter!‘ schrie ich schon von weitem. Ich sah, wie sie vor Schreck die Hände über der Brust zusammenschlug. ‚Hinter ihrem Rock!‘ dachte ich. Aber auch dieser geheiligte Ort schien mir nicht sicher genug. Mein Vater, rasend wie Ajax in der Feldschlacht, würde mich an den Haaren hervorgezogen haben.

Mein Vater, ich fühlte schon das Keuchen seines Atems, war jetzt eine heranbrausende, schreckliche Urkraft, ein entsetzlicher Polyphem, ein Werwolf, ein Jüngstes Gericht. Die Mutter — er wollte mich gerade packen — stürzte sich ihm in den ausgestreckten Arm — ich stolperte mit letzter Kraft die steinerne Treppe hinauf, bog um die Ecke, gewann die Tür — o selige Sekunde — knallte sie hinter mir zu — schob den Riegel vor! Weinend vor Glück, ausgepumpt, keines Schrittes mehr mächtig, sank ich nieder auf den kahlen, kühlen, hölzernen Sitz.

Seitdem weiß ich, was Geborgenheit ist. Meine Seele hat sie ausgeschöpft. Sie ist vergleichbar — wäre es möglich — dem Bewußtsein, noch nicht geboren zu sein und von einem unsichtbaren sicheren Fort aus einen Blick auf die Leidenschaften der Menschen zu werfen.

Während ich so saß und auf meine pfei-

Kleine Bemerkungen

Die eindrucksvollsten Knockouts erzielt immer noch das Leben selbst.

*

Der schönste Hochsprung ist der, über sich hinauszukommen.

*

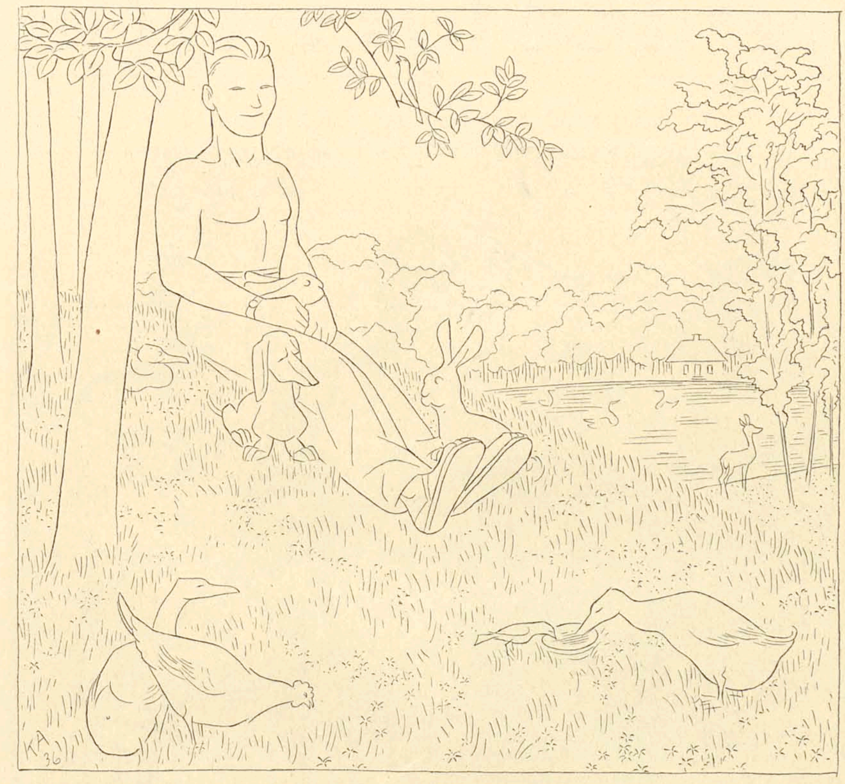
In Glacéhandschuhen schließt man Bekanntschaft — in Boxhandschuhen lernt man sich kennen.

oha

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296 456 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371 307 • DA. 11 822 II. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Im Olympischen Dorf

In the Olympic village | Au village olympique | Nel Villaggio Olimpico



„Schön wie im Paradies — bloß die Eva fehlt."
„As beautiful as in Paradise — only Eve is missing."
„Ah, c'est un paradis! — il n'y a qu'Eve qui manque."
„Bello come in paradiso — solo Eva manca."

(Karl Arnold)

fenden Atemstöße hörte, vernahm ich die Schritte meines Vaters. Er machte gar nicht erst den Versuch, die Türe zu öffnen. Ihre Beschaffenheit und Güte war so unüberwindlich, so überzeugend, daß selbst mein rasender Vater von der weiteren Verfolgung abließ, sich auf die Bank an der hinteren Hauswand niedersetzte und bebenden Atems und mit schauerlichen Worten von dem Strafgericht sprach, das mich treffen sollte, wenn ich wieder zum Vorschein käme. Er schien den Vorsatz gefaßt zu haben, mich belagern zu wollen, bis der Hunger mich zur Übergabe zwang. „Der Lausbub!" hörte ich ihn grimmig seufzen.
Meine Mutter hatte sich zwischen ihm und meiner Türe aufgestellt. „Karl!" sprach sie im Tone der Beschwörung, „Karl, w e n n du dem Bub was tust! Karl, rühr' mir den Bub nicht an!"
Als ich diese Worte vernahm, lehnte ich mich selig an die feuchte, kalte Felsenwand, schloß die Augen, und obschon mich nur vier Schritte von meinem Verfolger trennten, lächelte ich befreit. Wenn's nottut, sagte ich mir, wird mir die Mutter die Schinkenbrote da oben zu dem herzförmigen Ausschnitt in der Tür hereinschieben, und mein Vater wird es ihr nicht wehren können, denn über die Mutter hat er keine Gewalt.
Ich kam mir jetzt als Held vor. Ich hätte öffnen mögen, um meinem Gegner die Hand zur Versöhnung zu reichen. Aber die bisherigen Erfahrungen mit meinem Vater hielten mich davon ab. Väter haben kein Verständnis für das Heroische, das in den edlen Seelen ihrer Söhne lebt. Und so blieb ich, nachdem ich den Gedanken beiläufig erwogen hatte, lieber in Sicherheit und wartete, bis sich mein Vater nach geraumer Zeit entfernte und die Mutter mir die Freudenbotschaft durch die Tür rief. ‚Ist's wahr, Mutter?'
Ich stürmte hinaus und empfing — statt der goldenen Medaille — ein Schinkenbrot . . ."
„Und nun", unterbrach ich ihn scherzend, „wollen Sie sich die Medaille holen, die Ihnen damals vorenthalten blieb?"
„Wollen —?" fragte er scheu und fast flüsternd, als fürchtete er, die Göttin zu kränken. „Es gibt unser keinen, der das nicht wollte. Aber — reden wir später davon!"

Olympische Zaungäste

Das leichtbeschwingte Allegretto,
für unsereinen ist's Tabu.
Wir haben anderes in petto,
bescheiden uns und schauen zu.

Wir applaudieren herzlich gerne
der Jugendkraft und ihrem Kampf.
Ressentiment — das liegt uns ferne.
Was ist's? Ein geistiger Wadenkrampf!

Die Zeit mit ihrem rauhen Besen
fegt sachlich Jahr für Jahr den Plan.
Auch wir sind einmal dagewesen,
und jetzt sind halt die Nächsten dran.

Ratatöskr

Neue Jugend
Modern youth | Jeunesse nouvelle | Nuova gioventù



(E. Thöny)

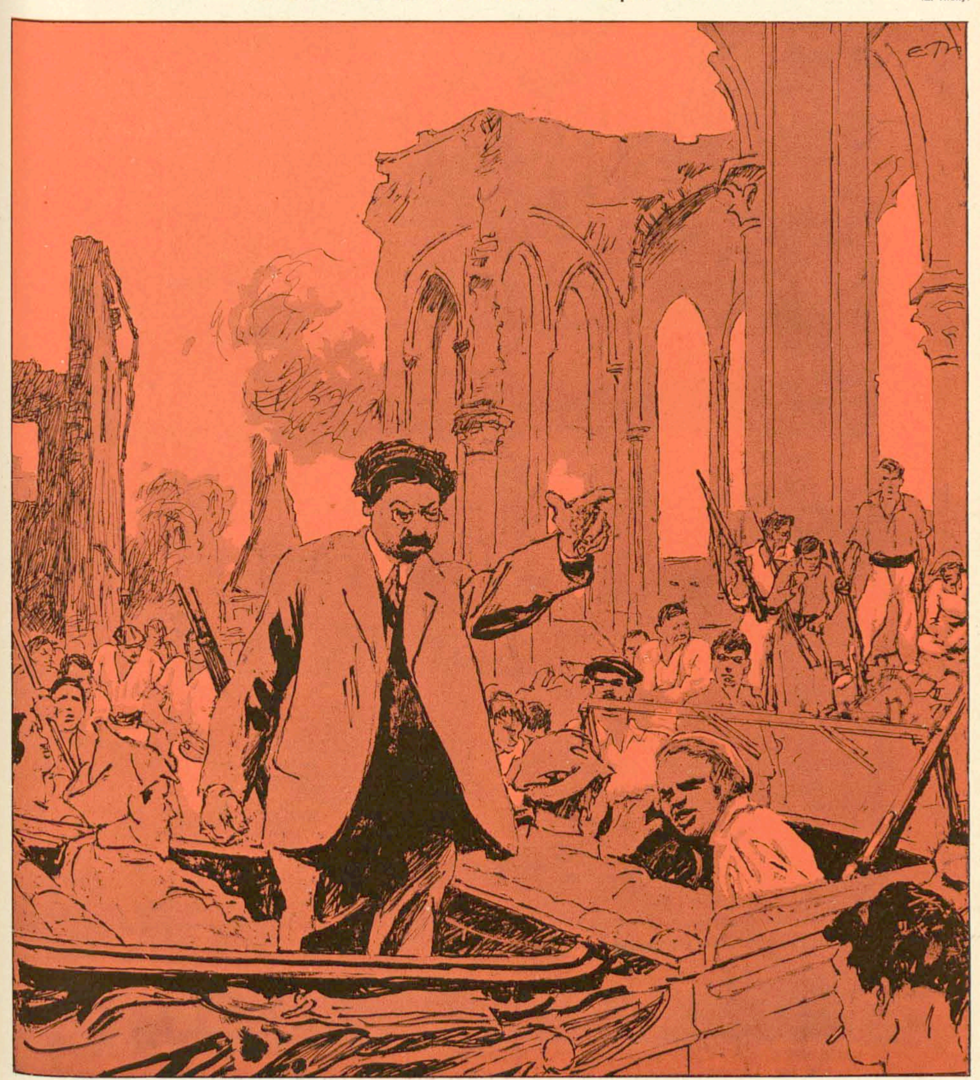
„Arm in Arm fordern wir das Jahrhundert in die Schranken!"
„Arm in arm we call the century to keep in barrier."
„Bras dessus, bras dessous nous défions le siècle."
„Stretti e compatti insieme sfidiamo il secolo."

München, 16. August 1936 **Preis 60 Pfennig** 41. Jahrgang Nr. 21

SIMPLICISSIMUS

Der Kommunismus in Spanien

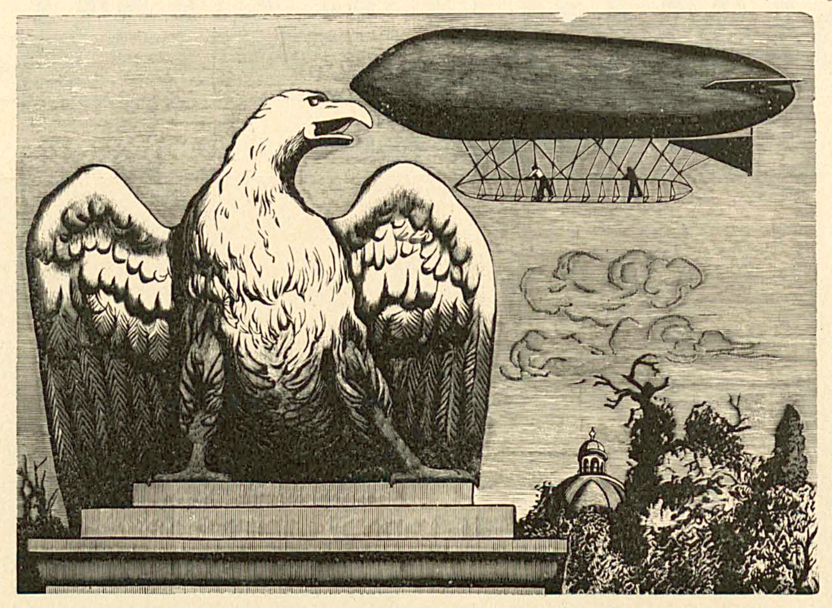
(E. Thöny)



„Genossen! Wir sind dabei, euch die wunderbarste internationale Zukunft herzustellen, und jetzt will man uns auf einmal spanisch kommen!“

Rivalen der Lüfte

(Karl Rössing)



Die kluge Else / Von Katarina Botsky

Als die kluge Else eines Tages in den Keller gegangen war, um Bier zu zapfen für ihren Mann, kam und kam sie nicht wieder. Nachdem der Mann wohl drei Stunden geduldig auf das Bier gewartet hatte, stieg er denn doch in den Keller hinab, um die Ursache von Elses langem Fortbleiben zu ergründen. Dem Bierfaß den Rücken zugedreht, saß Else auf einem Hauklotz, hatte die Schürze über das Gesicht geworfen und heulte inbrünstig. Neben ihr stand die leere Bierkanne, und über ihr im Kellergebälk stak eine blanke Axt. Der Mann zapfte sich erst umständlich Bier, dann erst hielt er es an der Zeit, zu fragen, warum sie weine. „Ach Gott!" schrie sie auf. „Wenn wir erst ein Kind haben werden, und es wird groß, und wir schicken es eines Tages in den Keller nach Bier, so fällt ihm womöglich die Axt auf den Kopf und schlägt es tot."

Ebenso klug wie diese Else aus dem Märchen gleichen Namens war Madame Hannemann, die Frau eines Handschuhfabrikanten in einem Handelsstädtchen des deutschen Ostens um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Aus der Vorderstube des netten Hannemannschen Häuschens sah man als Visavis den schwarzen Strom. Wenn wenigstens ein richtiges Geländer vor dem Wasser gewesen wäre —! Aber nichts davon! Weitläufige Eisenstäbe, durch schlaffhängende Ketten verbunden, über die man bequem herüberspringen konnte, das war alles, was das tiefe Wasser von der Straße trennte. „Du wirst sehen", sagte Madame Hannemann zu ihrem Gottlieb, „wenn wir erst ein Kind haben werden" (sie erwarteten eins), „und es wird groß, und es hat eines Tages etwas zerschlagen, und es läuft aus Angst vor Prügeln auf die finstere Gasse, so rennt es ‚womejlich' nach gradaus und ertrinkt." Hannemann sollte darum das Haus verkaufen, ehe es zu spät war.

Aber er tat es nicht. Sein Grundsatz hieß „Immer erst abwarten". Selbst wo Eile not tat, wartete er noch ab. Also bekam die kluge Else ihren Mann nicht dazu, das Haus zu verkaufen, und so geschah es, daß sie immer häufiger folgende Vision sah: Dämmerung. Ein Kind, Mädchen, etwa fünf Jahre alt, bekleidet mit einem kanariengelben Kattunkleidchen, feuerroten Strümpfen, grasgrünen Zeugstiefeln, — dieses Kind über dem Ufergelände des Stroms schwebend, dabei, in die Tiefe zu stürzen. Die kleinen, halb rot, halb grün bekleideten Beine hielt es ein wenig gespreizt in der Todesangst vor dem dunklen Wasser.

Das Hannemannsche Kind wurde geboren, wurde Grete genannt, und als es erst laufen konnte und gar zur Schule ging, litt Madame Hannemann um seinetwillen Höllenqualen wegen der bedrohlichen Nähe des Wassers.

Die Uferkette vor dem Strom ließ sich auch stellenweise abhaken; unglücklicherweise gerade vor dem Hannemannschen Hause. Diese Tatsache brachte den braven Handschuhfabrikanten, der so ganz das Gegenteil seiner Gattin war, um manche Nachtruhe. Denn „Hannemann, steh auf!" weckte sie ihn, manchmal in finstern Winternächten. „Was ich am Abend zu sagen vergaß, die Uferkette war ja abgehakt. Die mußt du wieder anhaken gehen. Wenn morgen nun Stiemwetter ist — Geta ist so wild. Und wenn es wieder so dunkel ist wie neulich — sie muß doch in aller Frühe zur Schule, und wenn sie ‚womejlich' gradaus läuft, so fällt sie doch ins Wasser und ertrinkt!" Nach stumpfem Widerstreben erhob sich dann der Handschuhfabrikant; denn er wußte, daß ihm seine kluge Else die ganze Nacht keine Ruhe lassen würde, wenn er ihr nicht den Willen tat. Brummend bekleidete er sich mit Pantoffeln und Schlafrock, zog die buntgeringelte Nachtmütze noch etwas tiefer über die Ohren und stampfte mit einem dumpfen Fluch in die Winterkälte hinaus.

Kehrte er nicht nach wenigen Minuten zurück, was bei seinem Phlegma nur selten vorkam, obgleich er seine Frau doch kannte, so geriet die kluge Else, obgleich sie ihren Mann doch kannte, je länger, je tiefer in Angst. „Geta!" rief sie, „der Vater ist gegangen, die Kette anhaken. Er kommt gar nicht wieder. ‚Womejlich' ist ihm etwas passiert?! Geta, hörst du nicht? Dem Vater muß etwas passiert sein!"

Das aus tiefem Schlaf aufgescheuchte Kind verläßt fluchtartig das Bett und eilt ganz verwirrt und nichts verstehend in die Küche, wo es die schnarchende Magd weckt, die mit dem Ruf „Feuer, Feuer" aus dem Bett springt. „Hab' ich es nicht schon am Abend gesagt, daß es brennen wird?" schreit die Madame in der Stube. „Aber niemand wollte es ja glauben! Es brennt! Darum kommt der Hannemann auch nicht zurück. Geta, hörst du, es brennt!" Nicht imstande, sich auch nur die Strümpfe anzuziehen, tanzt Madame lamentierend und prophezeiend in der kalten Stube herum. Als der bedächtige Handschuhfabrikant endlich zurückkehrt, hat sie immer noch nichts weiter an als die Fladrusche schief auf dem Kopf.

Wenn nicht anders, so mußte die kluge Else selbst verwirklichen, was sie fürchtete. Als sie eines Tages kanariengelben Kattun in einem Manufakturwarenladen sah, gab es einen Ruck in ihr. Mit solch gelbem Kattun war ja immer das ertrinkende Kind ihrer unvergessenen Vision bekleidet gewesen. Schon stand sie, wie von Geisterhänden geschoben, im Laden und kaufte fünf Ellen von dem Kattun für Geta zum Kleide. Und als das Kleid fertig war, heulte sie fünf Stunden lang, denn nun stand es ja fest, daß Geta ertrinken würde.

Trotz aller Befürchtungen für ihr Leben wuchs Geta aber doch glücklich heran. Ihr erster Verehrer hieß Grünlich und war „Gehilfe" in einer „Lesebibliothek". An Getas achtzehntem Geburtstage, einem schönen Oktobertage, geschah es, daß die ganze Stadt auf Stützen stand, denn der König kam zu Besuch. Die ganze Nacht hatte man Girlanden gewunden, und am Morgen waren alle Häuser bekränzt. Von den grauen, spitzen Giebeln wehten überall Fahnen. Fähnchen wehten an den Gewölben der

(Schluß auf Seite 245)

Dorfpolitiker

(E. Thöny)



„Höchste Zeit waar 's, daß s' abrüsten taat'n alle mitanand'! Hundertmol hob i 's scho g'sagt — aber sie tean's net, naa, sie tean's net!“

Die Soldaten des Weltkriegs an die Sportsmänner der Welt

Unsere Väter sprachen zu uns: „Nunmehr kommt ihr an die Reihe.
Wir versuchten vergebens, die Händel der Erde zu schlichten.
Geht nun ihr an das Werk, und versucht nun ihr es aufs neue,
endlich die Brücke des Friedens über der Welt zu errichten.

Wir erreichten im Sturmlauf, um dieses Ziel zu erjagen,
immer nur einen neuen Graben, im alten Schlachtfeld gelegen.
Deswegen gilt es für euch, aller gestrigen Kriegskunst entsagen:
stürmt über offenes Feld dem entscheidenden Zielband entgegen.

Schwangen einst wir uns empor über Mauern und Palisaden:
keiner blieb Sieger am Ende, zuletzt hatten alle verloren.
Wagt ihr den höheren Sprung, des neuen Geschlechtes Soldaten,
einem geheiligten Ziele gemeinsam verschworen.

Wenn wir im Wurfe uns übten, verbreiteten Angst wir und Schrecken,
Flucht brach auf im Gelände, wo wir, die Schleudrer, erschienen.
Ihr aber sollt nun menschlichere Bewunderung wecken
und mit euerem Kampfe dem Stolz aller Tapferen dienen.

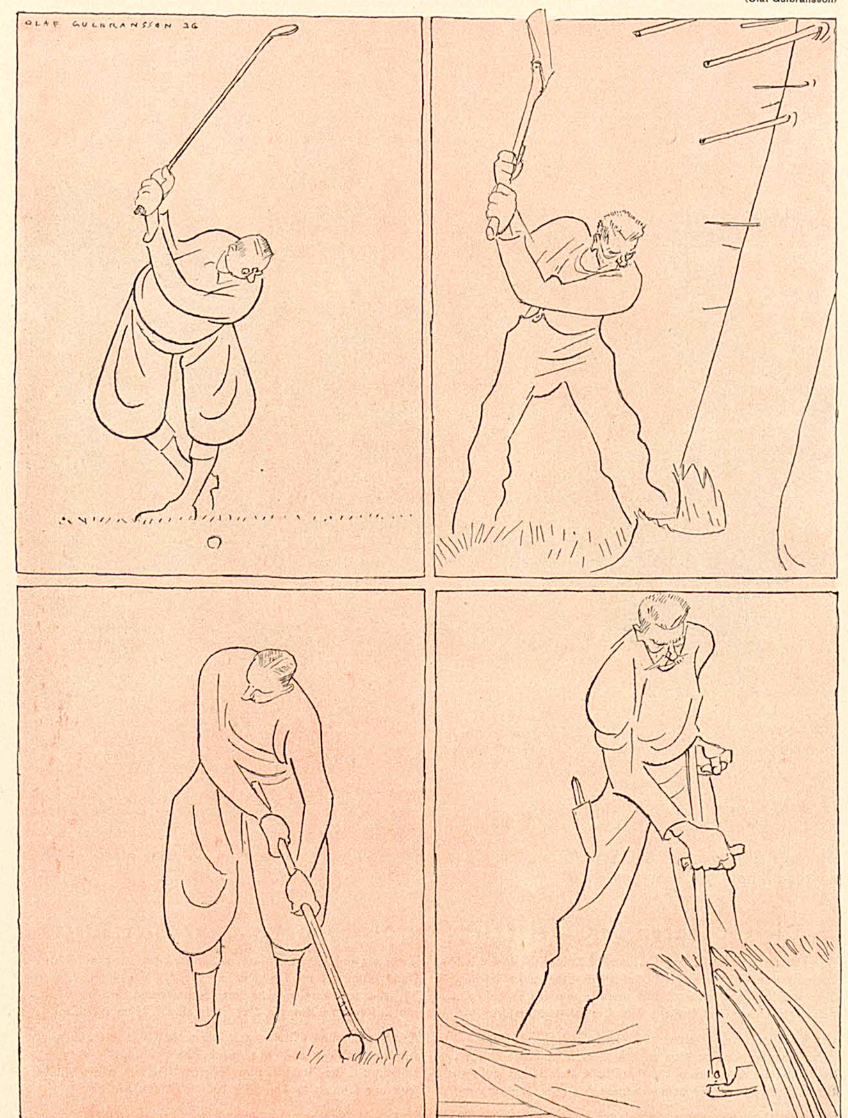
Nachts schwammen lautlos wir durch die Flüsse wie Biber,
atemlos lauschend auf nahe, gefährliche Zeichen.
Schwimmet, ihr Jungen, zum anderen Ufer nun völlig hinüber:
denn wir konnten es schließlich doch nicht erreichen.

Ihr allein könnt den Streit, den uralten, noch wenden.
Sieger, Besiegter — was gilt das in euerem Falle!
Alle tragt ihr das Schicksal der Welt in den Händen.
Geht nun ans Werk.“ — Wir standen und hörten es alle.

Karl Martin Schiller

Angewandter Sport

(Olaf Gulbransson)



Die kluge Else

(Schluß von Seite 242)

Schuh-, Brot- und Fleischgasse; an den Schiffen im Hafen. Worte des Willkommens auf rosa und hellblauem Papier, grün bekränzt, schaukelten an den langen, quer über die Straße laufenden Ketten, die sonst nur die Gassenlaterne trugen. In angenehmer Erregung sah man die Barbiergehilfen in farbigen Schwalbenschwanzröcken zu den Kunden flattern. Der Gehilfe aus der Lesebibliothek kam, oben gelb und unten grün und mit einem bunten Herbstblumenstrauß, in das Haus des Handschuhfabrikanten gestürzt. Der Strauß war ein Geburtstagsangebinde für Demoiselle Geta. Außerdem brachte der verliebte Jüngling noch zwei Theaterbillette, das Stück zu zehn Silbergroschen: zwei ganz hervorragende Plätze zu der Festvorstellung am Abend im Stadttheater. Demoiselle Geta ließ in übergroßer Vorfreude gleich die Bratenschüssel fallen, aus deren Scherben indessen die kluge Else, ihre Mutter, nichts Gutes für den Abend prophezeite.
Aber Geta trotzte den Prophezeiungen und machte sich am Abend selig zum Theater auf, begleitet von ihrem Verehrer. Alle Lampen und Lämpchen brannten schon. Die ganze Stadt hatte illuminiert. Neben den städtischen Gassenlaternen schaukelten noch ein halbes Dutzend private Beleuchtungskörper an den eisernen Ketten. Auf dem flachen Dach der kleinen Börse, die, auf Pfählen erbaut, über dem Wasser stand, brannten und qualmten an allen vier Ecken mächtige Pechfackeln. Die Reflexe der Flammen flirrten feurig über das Wasser. Soldatenhaft stramm standen sechs brennende weiße Kerzen hinter jedem der vielscheibigen schmalen Fenster der alten Giebelhäuser. Wie mit Lichterketten bekränzt stiegen die Häuser aus der Dunkelheit heraus, hügelauf, hügelab die bergige Stadt und rings um den großen, sumpfigen Schloßteich. Über den Teich sollte der König ins Theater fahren. Die Menge staute sich schon auf der engen, hölzernen Brücke, die so wacklig war und so morsch.
Geta und ihr Verehrer eilten zu dem schmalen Gäßchen, in dem sich der alte Musenstall befand. Halb Tempel, halb Scheune, trug das kleine Theater eine armdicke Tannengirlande in schönen Schwingungen um die altersgraue Stirn. Ein großes Brausen in der Luft zeigte an, daß der König wohl schon unterwegs war. Die beiden jungen Leutchen liefen noch rasch an den Teich. Beängstigend stauten sich die Zuschauer auf der engen, alten Brücke. Die Gondel des Königs schwamm, von Fackellicht erleuchtet, heran. Ihr folgten viele andere. Raketen schossen durch die Luft; Leuchtkugeln stiegen auf; Musik kam übers Wasser gelaufen. Unter lautem Hurra der Zuschauer fuhr die Gondel des Königs unter der Brücke durch. Die Menge oben drängte vom rechten zum linken Brückengeländer, um dem königlichen Fahrzeug mit den Augen folgen zu können. Und da erscholl plötzlich ein furchtbares Krachen. Über das zerbrochene Geländer hinweg sah man die Menschen haufenweise in das tiefe, sumpfige Wasser stürzen. Das Schreckensgeschrei gellte über die halbe Stadt.
Die kleine Geta lief vor Entsetzen von dannen. Ihr Verehrer folgte ihrer hüpfenden Krinoline in großen Sprüngen wie ein treuer Hund. Vor der Theaterkonditorei bekam er sie am Arm zu packen und zog sie, ihr nachfolgend, durch die kleine Glastür hinein. In gelber Verstörtheit tauchte das Gesicht des leberkranken Konditors in der zuckersüßen Atmosphäre zwischen seinen hohen Baumkuchen auf, im Schmuck einer weißen Mütze, die fast an die verräucherte niedrige Decke stieß. Jung-Grünlich bestellte mit fliegender Zunge Baiser. Denn Baiser konnte man nach seinem Dafürhalten immer essen; vielleicht sogar noch auf dem Sterbebett. Erschreckt flackerten die Kerzen um die zwei Kuchenteller an jedem der drei Fensterchen der Konditorei, soviel Menschen stürmten plötzlich herein. Einzelheiten über das Brückenunglück wurden erzählt. „Und es sollte nicht geschrien werden", sagte jemand, „so lange der König noch auf dem Wasser war. Dafür trug dann die Polizei in erster Linie Sorge. Wie finden Sie das?"
Das Gerücht von dem Brückenunglück drang rascher in die Wassergasse, als Geta und ihr Verehrer dorthin zurückkehrten. Die Hannemannsche Magd, die auch dabei gewesen, war einfältig genug, die böse Neuigkeit, brühwarm, der Madame zu hinterbringen. Madame Hannemann lag schon mit Kopfschmerzen zu Bett. „Was habe ich gesagt", schrie sie, bei dem Bericht der Magd wie eine Löwin emporschnellend. „Habe ich nicht immer gesagt: Geta wird eines Tages ertrinken?!" (Daran eben hatte die einfältige Magd auch gedacht.) Das Ereignis, vor dem sie Jahre und Jahre gebebt hatte — es war da! Wie eine beinahe wohltuende Entspannung ging es im ersten Augenblick durch ihr verdrehtes Inneres. Vor ihrem inneren Blick tauchte wieder die alte Vision vom ertrinkenden kleinen Mädchen im gelben Kleide auf. In endloser Reihenfolge sah sie es in Todesnot über dem zerbrechenden Geländer der alten Brücke schweben. Und es war Geta, ihre Tochter.
In einer solchen Aufmachung hatte ihr Mann sie noch nie gesehen, wie sie jetzt zu ihm in den Laden stürzte. „Geta ist ertrunken!" kreischte sie und stürzte auf die Gasse. Die Uferkette vor dem Hannemannschen Hause war unglücklicherweise einmal abgehakt. In ihrer Verwirrung lief die kluge Else geradeaus in den Strom.
Der bedächtige Handschuhfabrikant hatte sich doch noch erst ein Halstuch umbinden müssen, ehe er ihr nacheilte. So kam er nur noch zu Maß, sie in ihrer gelben Bettdecke über dem finstern Fluß fliegen zu sehen, die Beine ein wenig gespreizt in der Todesangst vor dem dunklen Wasser.

Das Prae

Die Gänse sind im Wasser gewesen.
Nun halten sie großes Federlesen.
Und weil das, wenn es gründlich geschieht,
ermüdet und die Spannkraft entzieht,
wird alsbald beschlossen, auszuruhn
und einen ergiebigen Schlaf zu tun.

Unsereiner in solchem Falle
steigt nach Eröffnung der Hosenschnalle
aus seines Leibes vielfachen Hüllen,
um im Bett den fraglichen Zweck zu erfüllen.
Da schnarcht er dann als ein halber Toter.

Aber die Gänse, die haben's kommoder.
Sie tragen alle, so Mann wie Weib,
ihr Federnbett auf dem eigenen Leib;
sie stecken die Köpfe froh beflissen
in ihre autarkischen Daunenkissen
und schlafen (sans Veronal): eine jede,
wann, wo und solang es ihr paßt — stante pede.

Ratatöskr

Die Tante

In einem seiner Briefe berichtet Alfred Lichtwark einmal von drolligen Geschichtchen, die er Adolf Harnack verdankte. Dieser hatte eine alte, sehr fromme Tante, die sehr „klapp" war und ihm mit Vergnügen über den Mund fuhr. Eines Tages erzählte sie ihm, sie hätte ein Damenkränzchen, aber es würden nur ernste und gediegene Sachen gelesen. Jetzt zum Beispiel der Prophet Ezechiel. — „Versteht ihr denn den, Tante?" (Es ist ziemlich das Schwierigste in der ganzen Bibel, sagt Harnack.) „Was wir nicht verstehen, erklären wir uns", war die Antwort.
Ein andermal findet er die Tante bei der Lektüre der „Gartenlaube", die um 1870 ein verpöntes Blatt war. „Was", rief er, „du liest ein Blatt mit solcher Tendenz, Tante?" — „Die Tendenz lese ich nicht mit", beschied sie ihn.

Gog ist Gog

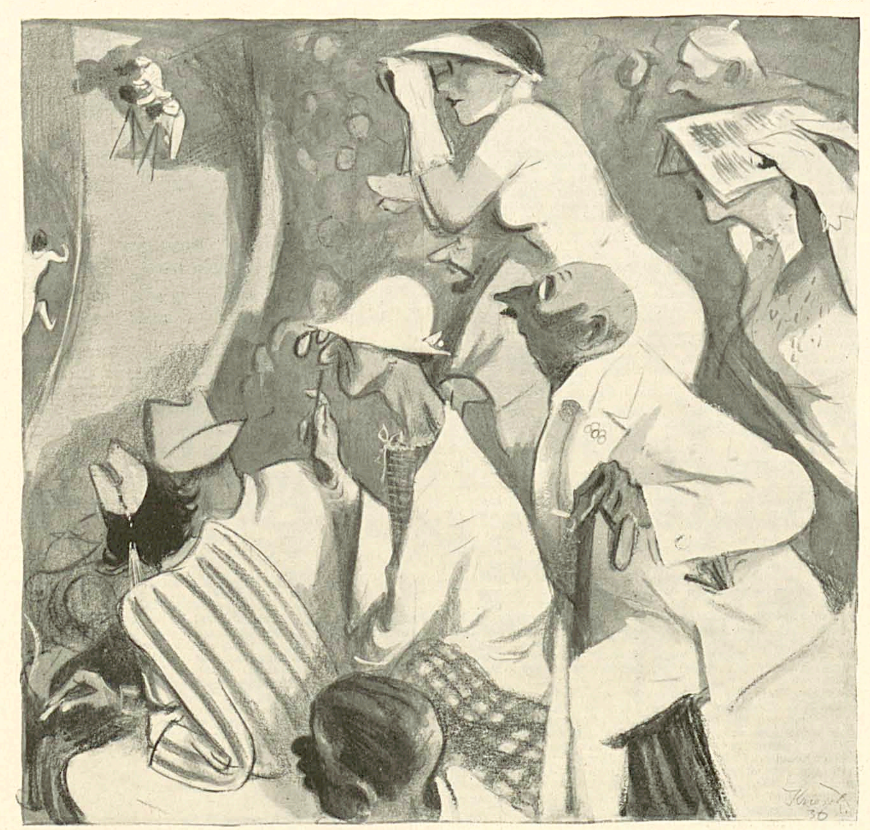
Im Wirtshaus eines kleinen Schwiezer Dörflis sitzen zwei Touristen, denen man die Gelehrten ansieht, bei einem Schöppli Wießen und sind eifrig in ein Gespräch vertieft. Nicht weit von ihnen sitzt ein Landgendarm, sichtlich von Mißtrauen erfüllt, und bemüht sich, den Inhalt der für ihn nicht ganz leichten Unterhaltung zu verstehen.
Schon ein paarmal war er drauf und dran, aufzustehen. Nun aber hat er ein Wort aufgeschnappt, das seinen Verdacht bestätigt. Würdevoll tritt er auf den älteren der Herren zu und legt ihm die Hand auf die Schulter: „Der Herr ischt arrêdiert."
Der alte Herr schaut verwundert auf: „Erlauben Sie — warum denn?"
„Der Herr ischt ein Demagog", sagt der Gendarm und sträubt drohend seinen Schnauzbart.
„Was soll ich sein?"
„Der da hat's selbscht gesagt", fährt der Gendarm fort, „und noch dazu ein usgeziechneter."
Jetzt geht dem alten Herrn ein Licht auf. Er lächelt belustigt: „Ein P ä — dagog, mein Lieber, ein Pädagog!"
„Sell ischt ganz gliech, gog ischt gog", sagt der Uniformierte, „komme Se nur mit!"

Der Hinderungsgrund

Mina putzt die Fenster.
„Fallen Sie nur nicht 'raus!" meint die besorgte Hausfrau.
„Nee", sagt Minna, „ick werde mir hüten, wo ick morgen meinen freien Tag habe!"

Parallele

(R. Kriesch)



„Mit welcher Energie und Ausdauer die Mädchen sich gegenseitig den Rang ablaufen!" — „Tja, genau wie in der Liebe!"

Der dreimal Trunkene

Von Fritz A. Mende

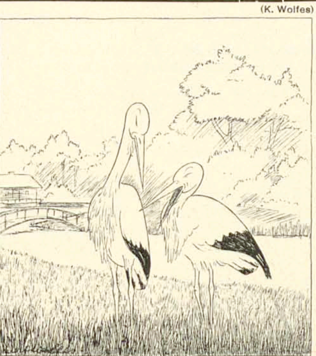
Wenn ein Mann nachts neben einem Kornfeld steht und flucht, was kann dann wohl mit ihm sein? Hat er den Kopf gesenkt, sucht er etwas auf der Erde? Nun — dann hat er eben seine Geldtasche verloren . . . Leicht gesagt, wenn er gar nichts sucht, sondern halb in den Himmel starrt, fluchend, versteht sich!
Sein Geld, das hat er schlicht versoffen, drüben im Kretscham. Aber deswegen flucht kein Mann; denn es hat ihm ja geschmeckt.
Und eine Frau hatte an seinem Tisch gesessen, blond und lässig und vielleicht ein wenig zu dick. Aber er war ja nicht mit ihr verheiratet. Er kannte sie gar nicht. Doch manchmal hatten sich ihre Augen getroffen, und der Blick der Frau war ganz von unten gekommen, träge und unmenschlich, so ein Blick mit einer Welt dahinter. Aber auch deswegen fluchte der Mann nicht, der Mann, der da neben dem Kornfeld stand.
Also, verdammt, was hat er denn, der besoffne Knoten? . . Halt, wer ist hier besoffen? Niemand weit und breit! Trunken ist der Mann, aber nicht vom Bier.
Eben, als er stehen blieb, war der Schwips, der Alkohol, wie weggelöscht und fortgedampft. — Und plötzlich hatte ihn das andere gepackt, das Trunkene. Weil er aber gar nicht darauf vorbereitet gewesen war, deswegen, jawohl, deswegen hatte er fluchen müssen. Das ist so die Art, wenn ein Mann etwas bewundert.
Doch was gibt es neben einem Kornfeld schon Verblüffendes? Und auch noch mitten in der Nacht? Gerade in der Nacht . . ?
Eine Vollmondnacht ist es, eine, in die sich die Männer, wenn sie alleine sind, sonst nicht hineintrauen. Wo sie sich ein Mädchen um die Hüfte nehmen, damit sie hübsch auf der Erde bleiben und nicht zum bewundernden Fluchen oder fluchenden Bewundern kommen!
Am Rand der Nacht die Berge . . . Schön säuberlich ziehen sie einen Strich zwischen Himmel und Land, zwischen oben und unten. Oben sind sie genau und ordentlich und mühen sich, dem Himmel kein Ärgernis zu geben. Aber unten, da genießen sie sich in Wälderduft und Silberschleiern, trinken das Mondlicht, und es sieht fast aus, als ob sie damit gurgelten. Zart und wollüstig geben sie es zurück, in kleinen Sprudeln tanzt es an den schattigen Formen der Hänge.
Dabei nun hat der Mann am Kornfeld die Berge ertappt. Er flucht nicht mehr, nein, der Mund steht ihm einfach offen.
Ja, er kennt die Landschaft, so und so ist sie gebaut. Aber jetzt hat sie sich etwas angezogen, etwas Tülliges, Raffiniertes. Nichts verschweigt dieses Kleid, es macht die Formen sogar deutlicher, aber sie sind verzaubert, Tränen, Süchte und Gesungnes weckend.
Warum muß aber der Mann plötzlich an jene Frau denken, an die von vorhin, die vielleicht ein wenig zu dick war und ihn angesehen hatte mit einer Welt dahinter?
Er kannte doch schließlich die Frauen. So und so waren sie gebaut. Aber da zogen sie sich etwas an, etwas Tülliges, Raffiniertes, das nichts verschwieg . . . Bumms! Verzaubert! Tränen, Süchte und Gesungnes weckend . . .
„Nein, sie war wohl eigentlich nicht zu dick", dachte der Mann, während er sich zögernd in Bewegung setzte. Höchstens ein ganz, ganz klein wenig . . . Nein, nicht einmal das, eher üppig und von glatter Fülle . . .
Er begann zu pfeifen. Und die Trunkenheit, aus der heraus er pfiff, das war schon wieder eine andere, weder vom Bier noch vom Monde . . .

Ein Augenblick

Sie waren wie alle Sonntage aufgestanden,
etwas später als sonst;
die Sonne malte zitternd unverständliche Worte
auf die braunen genagelten Dielen.
Sie saßen am Tisch, aßen, tranken,
dann rasierte er sich am Fenster in einem Spiegelscherben,
und sie ließen das Radio gehen.
Der Mann bewegte schabend seine Hand am weißen Gesicht,
er war fröhlich,
und die Frau saß, Kartoffeln schälend, am Tisch
und hörte die singende Stimme.
Da war es ihr wie sonst nicht,
ihr Herz löste sich von ihr und ging fort —
vom Tisch mit Flecken brauner Flüssigkeit, vom hellen Schaum der Seife,
vom Geräusch des Messers —
sie haßte nichts —
nur: sie ging fort.
Im Traum war ihr die Wasserleitung stark wie eines Stromes wundervoller Gang.
Aus großen Höhen schwebte die Stimme zu ihr,
sie konnte jetzt alles deutlich sehn, was sie niemals sonst sah:
Meer, weiße Schiffe, Städte, und sich selbst: sehr schön.
Erst
als ihr Mann vom Fenster schalt, was sie so träume,
erkannte sie das Immergewesene aus großer Nähe
und strich sich verwundert aufwachend über ihr Herz.

Walter Bauer

(K. Wolfes)



Im Olympischen Dorf: „Sie gähnen aber auch den ganzen Tag, Herr Kollege!" — „Na, soll ick vielleicht 'nen Mann ins Bein beißen?"

Rekord

„Hast as schon g'hört, dem Mitterwurzer haben s' für den besten Wurf die goldene Medaille verliehen!"
„Ah, geh! Tut denn der Speer werfen?"
„Dös net — aber Säu züchten."

Lieber Simplicissimus!

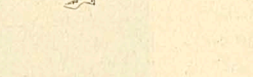
Neben meinem Zeitungshändler, bei dem ich manchmal, Zeitungen studierend, kurz verweile, wohnt ein Arzt für Nerven- und Gemütsleiden. Neulich nun sah ich dort einen Herrn herauskommen mit allen Anzeichen des Melancholikers. Schwermut lag über seinen Zügen; Depressionen umwölkten sichtbar seine durchfurchte Stirne. „Sicher ein Patient des Doktors", sagte ich, indem ich ihm bedauernd nachsah. „Keine Spur davon", erwiderte der Zeitungshändler lächelnd, „es ist der Doktor selbst."

Die gute Hausfrau

„Sie haben da einen netten Schwimmgürtel aus lauter Flaschenkorken. Der ist praktisch und billig!"
„Praktisch schon, aber billig? . . . Mein Mann hat nämlich erst die dazugehörigen Weinflaschen ausgetrunken!"

Wannsee-Idyll / Von Hans Lachmann

Robertchen (kräht vergnügt): Wassa! Wassa!
Vater: Nu sei endlich 'n bißken ruhicht, Robertchen!
Mutter: Wat hat denn mein Robertchen? Wat will denn mein Robertchen? Tja, wat sagt denn Muttan sein Robertchen? Wat . . .
Vater: Wassa, hat a jesagt! Hast et denn nich vastanden? Wo det Kind seit ne jeschlagene Stunde „Wassa" brillt.
Mutter: Jebrillt hat a iebahaupt nich. Brillen, so wat kennt Muttan sein Robertchen jar nich. Nichwa, Robertchen, brillen tuste nich?
Robertchen: (tut's trotzdem) Wassa! Wassa!
Vater: Un wie nennste diß?
Mutter: Weil du ehmt keen Vaständnis hast for dein eijenet Kind!
Vater: Da lach' ick ja nu aba janz hinten im Halse! Wer hat dir erst iebasetzen missen, det wenn Robertchen „Wassa" brillt, det Robertchen da Wassa meint? Du bist jut!
Mutter: Un du bist in 'ne schlecht jefriehstickte Stimmung. Ejal kujenierste det Robertchen.
Vater: Nu jib ma jut Antwort, Mutta: wer hat jestan jesagt, Mutta, ha ick jesagt, morjen, da jehn wa mit Robertchen an' Wannsee, weil det Kind so for Wassa schwärmt, un for dir un for mir wird et ooch nich schädlich sint. Ha ick det jesagt, oder wa?
Mutter: Haste! Aba . . .
Vater: Keen aba! Un wer hat sein Wort jehalten un opfat sein freien Tach der Familie?
Mutter: Nu jib ma jut Antwort, Vata: hat Robertchen nich in eene Tuhr „Wassa, Wassa" jebrillt? .
Vater: Ick denke, brilln tut a iebahaupt nich?
Mutter: Ob Robertchen „Wassa, Wassa" jerufen hat, will ick wissen, soßte mir sagen!
Vater: Da mißt ick jeradezu lügen, wenn ick det wollte leignen.
Mutter: Un wer hat iebahaupt nich uff det Kind jeheert? Hä?
Vater: Aba . . .
Mutter: Keen aba! Sißte! Von wegen ‚for Familje jeopfat' — und liejst mit'n Bauch in Sande.
Vater: Ick kann mir ja ooch ma 'rumdrehn.
Mutter: Da wirste nich schlanka von! Abjeben soßte dir mit Robertchen, heeren soßte, wenn a wat will, spiel'n soßte mit'n!
Robertchen: Wassa, Wassa!
Vater: Nu also, denn komm', Robertchen, denn woll'n wa ma an't Wassa jehn, Muttan hat . . .
Mutter (furioso): Wißtuwoll det Kind! Robertchen? Robertchen, bleibstu gleich hier! Hetzt der Mann det Kind in't Wassa! Bei so'n Wellenschlach!
Vater: Nu weeß ick aba wirklich nich...
Mutter: Det ha' ick jemerkt! Wo in eenem wech de Sejelboote kentan, wo de Paddla vablubban wie nischt, und in detselbe Wassa hetzt der Mann det Kind! Wo de Havel so tickisch is un sone Launen hat.
Vater: . . . desterwejen kann se von dir imma noch wat szulernen.
Mutter: Hast du wat jesagt?!?
Vater: Wo wer' ick! Nur: uff die Art wird Robertchen nie 'n Mann! Will ick bloß anjemerkt haben, du.
Mutter: Un wat haste davon, wenn det Robertchen mit seine szwei Jahre 'n Mann is un jeht dabei mit Tod ab?
Vater: Hä?
Mutter: Von wejen Hä!
Vater: Wo det Kind Wassa un Sport so neetij hat!
Mutter: Det mecht ick wissen, warum Robertchen mit seine szwei Jahre soll Sport treiben.
Vater: Von wejen sei'n Bauch!
Mutter: Wat hast du denn an Robertchen sei'n Bauch auszesetzen?
Vater: Weil der Bauch von det Kind zu jroß is! Da ha ick dir schon imma druff uffmerksam machen woll'n. Ville zu dicke is der, ville!
Mutter: So wat . . . also ick schrei! . . . so wat mißte doch jeradezu in de Zeitung mißte diß! Dir wär et wohl nach dein' Justo, wenn det Robertchen so richtij abjemickat aussehn täte wie Neunemeyers Urschelchen, wa? Also ick firchte mir ja direkt vor dir! Von so wat zu 'ne Kindesmißhandlung is et ja nur noch 'n janz kleena Schritt!
Vater: So is richtij!
Mutter: Det Robertchen hat eene janz vorziejliche Erscheinung, det is ma amtlich bejlaubigt.
Vater: Mit den kleen' Kullabauch?
Mutter: Ja weeßtu denn nich, det 'n kleenet Kind muß so jebaut sint, wenn et nich späta hernach soll 'n friehzeitijet Schelett wer'n, wa?
Vater: Wenn aba Robertchen der jeborene Leichtathlet wär', denn wär' a trotzdem schlanka! So wat zeijt sich sehre friehzeitij. Det is jenau wie mit Charakta.
Mutter: Un wie is et mit Vaerbung?
Vater: Wenn du noch lange an mir 'rum meckast, denn nehm' ick det Kind untan Arm, un denn: hadjeh Wannsee!
Mutter: So. Soll det Kind 'n Tach Wannsee valustij jehn?
Vater: Wieso ‚Wannsee valusticht jehn'? Du läßt ihm ja nich 'ran an't Wassa. Da kenn' wir uns ooch ze Hause um de Wassaleitung in Kreise setzen, un du zeijst Robertchen, wie se looft.
Mutter: Nu heere eena den Mann an! (Forte): Un wozu ha ick de Stullen jeschmiert?
Vater: schweigt.
Mutter (fidel im Gefühl und Bewußtsein, Trumpf-As gespielt zu haben): Nu rede doch Antwort, Vata, ick heere dir so jerne reden!
Vater: Haste mir janz aus'n Konzept jebracht . . .
Mutter: Von de Stullen ha' ick jesprochen. Na?
Vater: Wat is'n druff?
Mutter: Nu rate man, Vata!
Vater: Soll ick wissen.
Mutter: Weeßte nich? Nu, denn weeß et valeicht det Robertchen? Ro? . . . (erregt) Robertchen? . . . Vata, wo is . . .
Vater (gleichfalls aufs höchste erregt): Wo is denn det Kind hinjeblieben? Robertchen?!
Mutter: Ach du mein Jott, nee . . .
Vater: So, det is die Strafe, weil wir uns hamm jestritten un uff det Kind nich uffjepaßt, un nu is et wech!
Mutter: Nu reje dir man nich uff, det . . . det . . . (jemanden anredend): Ach, Vazeihung, hamm Sie valeicht det . . . unsa Kleena, wo ejal hier jespielt hat . . .
Vater: Un hat ejal „Wassa, Wassa" jebrillt!
Mutter: . . . det . . . unsa Robertchen ...
Vater: Nu reje dir man nich uff, Mutta! Ja, hamm Se det kleene Kind jesehn jehabt? So'n kleenet strammes Kerlchen, mit so'n kleen' Kullabauch?
Robertchen (in der Entfernung quietschend): Wassa, Wassa!
Mutter (aus tiefstem Herzen aufatmend): Ach Jottedoch, Mann, da, da is a ja! Da an't Wassa!
Vater: Jottes willen, steht det Kind bis hoch ieba de Knechel in de Flut! Robertchen, kommste jleich bei Muttan!
Mutter (stolz): Nu lass' ihn doch man, imma lass' ihm! Wer wird ooch jleich so pimpelij sint!
Vater: Also, det sagst du?
Mutter: Ha ick imma jesagt.
Vater: Aba . . .
Mutter: Keen aba! — Denn det Kind, det soll ma 'n richtija Mann werdn . . .
Vater: . . . als wie sein Vata!
Mutter: — Hm — denn brauchet det Kind aberst dem Charakter von seine Mutta!





(R. Kriesch)

Schwäbisches

Bei den Felsen am Lichtenstein bei Honau kommt mir ein schwäbisches Bäuerlein entgegen und erzählt mir von Land und Leuten seiner Heimat. „Von dene Felse' do", berichtet er, „hot sich vor a paar Woche' oiner 'ra'g'stürzt." — „Aus Melancholie?" frage ich mitleidig. — „Noi — us Pfullinge'", stellt der Gute richtig.

Wiederkehr

Der Himmel hängt von Wolken schwer,
Und in den Pappeln seufzt die Nacht.
Wind streicht das Schilfgras hin und her,
Sehnsucht ist überall erwacht.

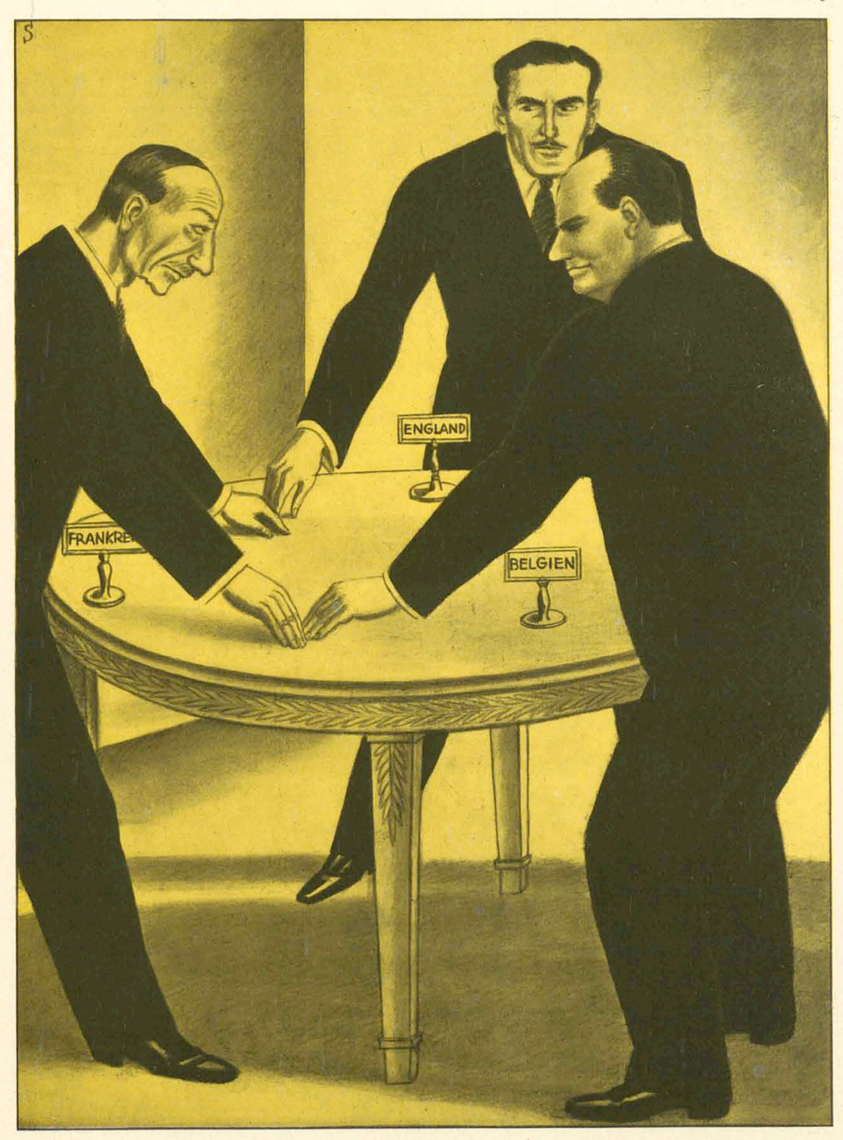
So stand ich manchen Abend lang
Am Schilf und horchte urversunken,
Von Freundschaft, erster Liebe bang,
Dem dunklen Klageruf der Unken.

Die Nächte werden wieder weit,
Und wieder schwillt vertrauter Ton
Wie aus verglühter Jugendzeit,
Die mir entflohn, wie Traum entflohn.

Emanuel von Bodman

Fünfmächtekonferenz?

(E. Schilling)



Mit dem ewigen Tischrücken bloß zu dreien läßt sich der Geist des Friedens nicht herbeizitieren. Da gehören ein paar neue Partner her!

Sommer

Ja, den Sommer will ich loben,
Mit grünem Laub und weißem Wind
Und den weißen Wolken oben
Und den Flüssen, grün geschwind,
Und dem Mond, der jetzt in schwülen Nächten
Wie eine Pechpfann' überm Walde hängt,
Schweflig qualmend, in orangenen Prächten –
Bis die Sonne bald, o kurze Schlafenszeit!
Aus ihrem schwarzen Grabe flammend drängt,
Höher als Falk und Habicht steigt,
Das Feuerhaupt auf Morgenwolken wiegt,
Aus vollem weißem Halse schreit,
Und naß vom Tau noch liegt
Die Ebene und schweigt
Beim Ruf der Zornigen.

Georg Britting

Kindermund

Meine Frau geht mit unserem fünfjährigen Buben in den Hof hinaus, um nachzusehen, ob das Dienstmädchen nicht vergessen hat, der Katze das Futter hinzustellen. Sie finden das Tier gerade dabei, wie es den letzten Rest aus dem Teller leckt, und zwar gemeinsam mit einem mächtigen Kater. „Wo kommst denn du her?" ruft ihm meine Frau noch nach; denn er flieht schon über den Gartenzaun. Vorwurfsvoll sagt unser kleiner Junge: „Das ist doch der Katze ihr Soldat!"

Ausweg

Wir sprachen über die Ehe. Mein Kollege meinte, bei ihm habe es anfangs gar nicht gestimmt; aber er und seine Frau hätten sich vorgenommen, nach außen hin nichts merken zu lassen, und so habe man bei jeder Gelegenheit eine glückliche Ehe markiert. „Dieses Glücklichtun", sagte er weltweise lächelnd, „ist uns mit der Zeit so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir heute tatsächlich glücklich sind."

Das Dilemma

„Wohin werden Sie dieses Jahr reisen?" frug ich einen bekannten Schnorrer.
„Ach", sagte er kleinlaut, „meine Freunde antworten ja alle nicht!"

Kleine Bemerkungen

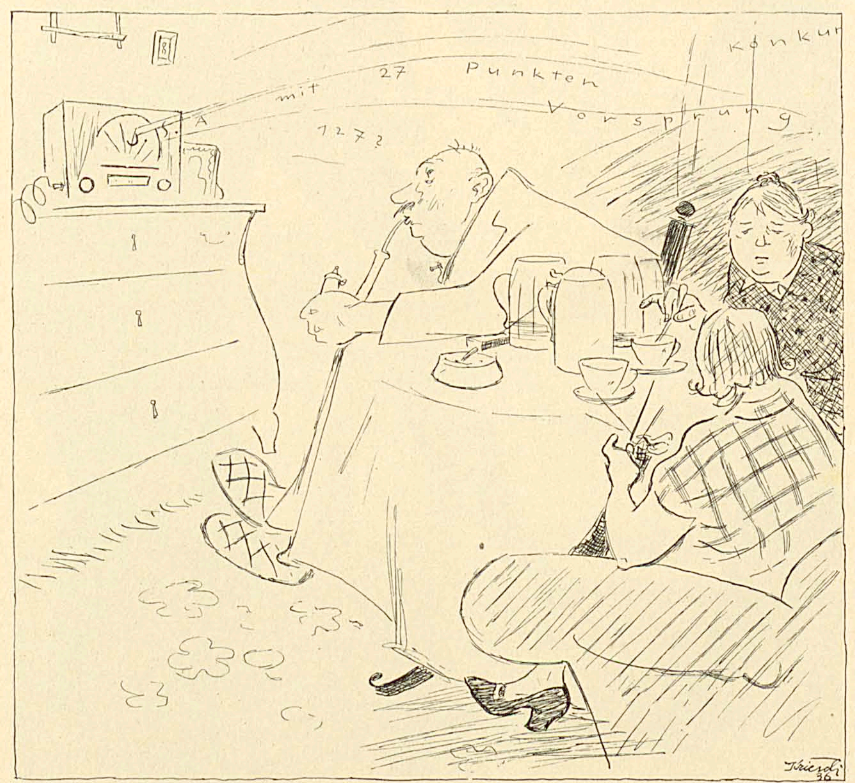
Nichts erfreut mehr, als wenn andere Fehler offenbaren, die wir selbst zu verbergen wissen.

*

Optimismus ist die Kunst, den Mangel an innerer Deckung durch vordatierte Schecks auszugleichen.

Fair play

(R. Kriesch)

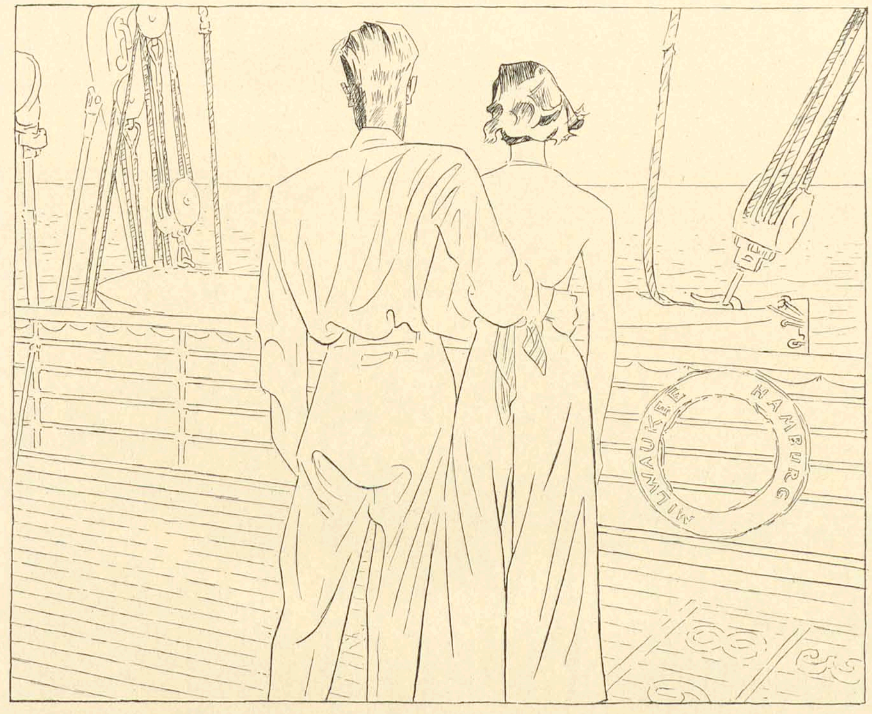


„O mei', o mei', er ruiniert si no vor lauter Olympiafiaber! Wann a Deutscher g'winnt, trinkt er a Ehrenmaß, und wann a Ausländer g'winnt, trinkt er aa oane!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296 456 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371 307 • Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 11 822 II. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Im Honigmond

(Olaf Gulbransson)



„Wie erhaben ist doch das Rauschen des Meeres!“ — „Besonders, wenn es so niedlich vom Plätschern deines Redestroms begleitet ist!“

Miß auf Reisen

Von Anton Schnack

Sie floh aus dem Tuchmanchester
Von Zug zu Schiff, von Schiff zu Zug.
Sie sah die Wirrsal der Nester
Als Schattenvorüberflug.
Sheffield, Dover, Calais.

Sie schlief in der Trauer von Betten,
Von vergangenem Schicksal gequält
Und bitteren Schlaftabletten.
Nachtuhren hat sie gezählt.
Versailles, Frankfurt, Verona.

Sie tanzte an grauen Mittagen,
Tangos, Passo doble und Step,
Und belächelte die Rendezvousfragen
Von Paolo, Maurice und Sepp.
Neapel, Paris, Bad Ischl.

Sie fuhr auf keuchenden Schiffen,
Wunderbar war es an Bord
Unter schnellen Matrosengriffen
Und derb gestöhntem Wort.
Venedig, Marseille, Piräus.

Sie speiste auf hundert Terrassen
Unter Schwindlern, Snob und Boy.
Wer hatte sie ziehen lassen?
Wem war sie untreu, wem treu?
Smith, Miller, Brown?

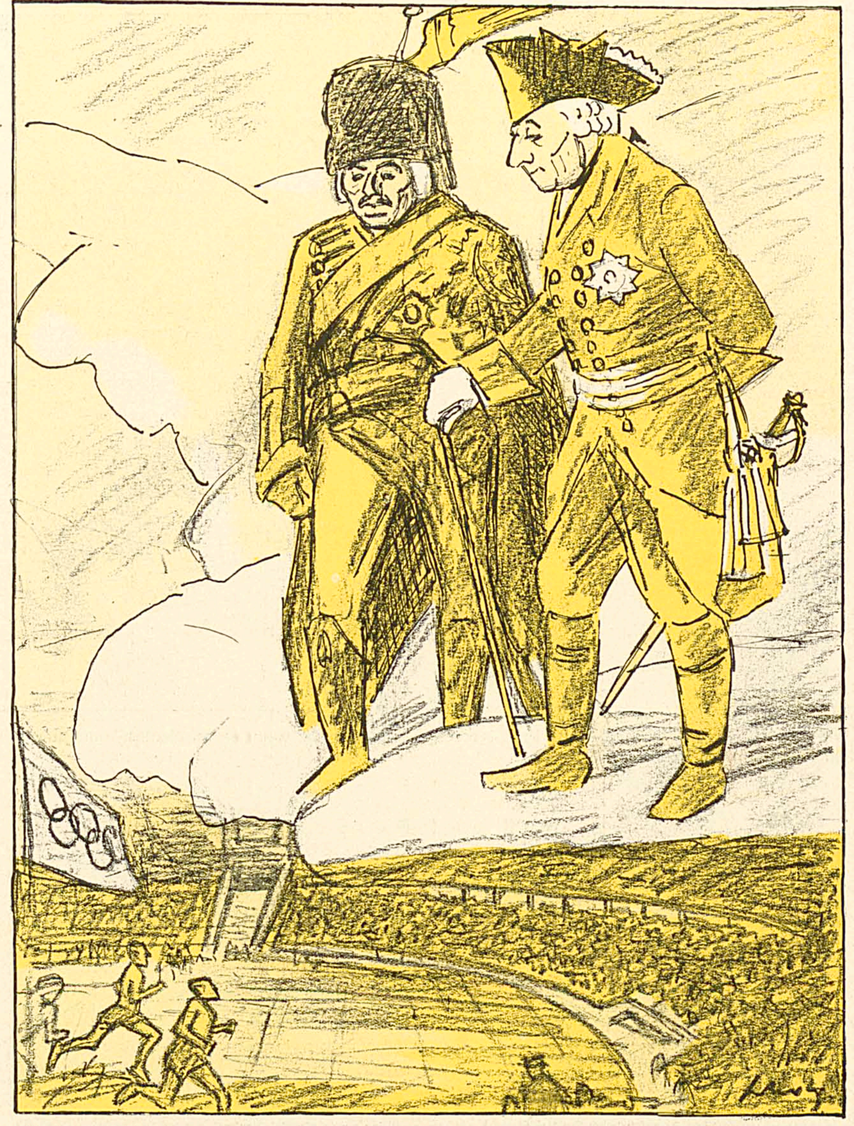
Was hatte sie zu suchen?
Ein Herz, einen Traum, ein Gesicht?
Sie verbröselte auf Tischen den Kuchen.
Was sie suchte, fand sie nicht.
Constantine, Passau, Bologna.

Wem wollte sie begegnen:
Einem Kind, einem schönen Marquis?
Suchte sie sanftes Regnen
Oder unendliche Melancholie?
Arosa, Valencia, Istambul.

Was mußte sie sich denken
Im ruhlosen Reisetrieb?
Sie konnte keinem sich schenken,
Nie sprach sie: „Ich habe dich lieb!“
Madrid, Partenkirchen, Ostende.

Zu Friedrichs des Großen 150. Todestag

(Wilhelm Schulz)



„Wir haben Schlachten schlagen müssen, Majestät; die da drunten schlagen jetzt Brücken.“ – „Mein lieber Zieten, am Ende ist das doch der bessere Weg, um nach Sanssouci, nach Ohne-Sorge, zu gelangen!“

München, 23. August 1936 **Preis 60 Pfennig** 41. Jahrgang Nr. 22

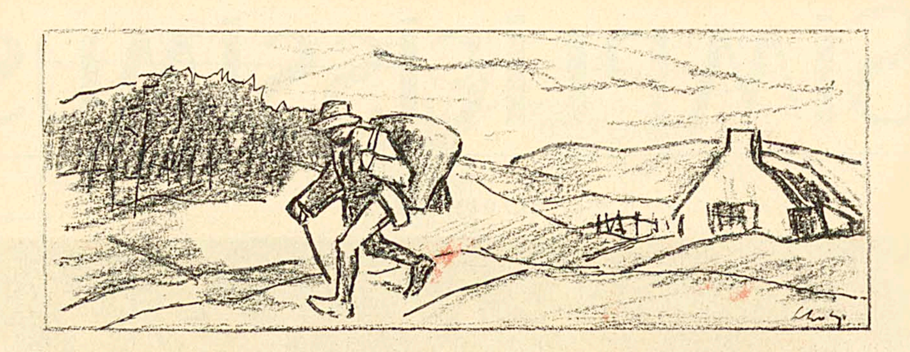
SIMPLICISSIMUS

Outsider

(E. Schilling)



„Ganz recht, Kleiner, daß auch du dich an den Olympischen Spielen in Berlin nicht beteiligt hast. Wir haben Wichtigeres zu tun: wir spielen mit dem F e u e r!“



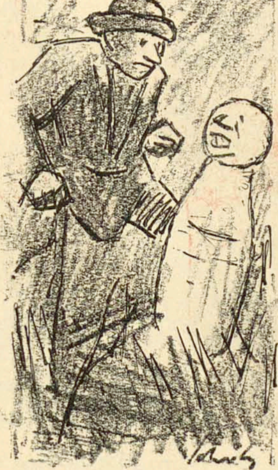
Der silberne Kegel / Von Hans Watzlik

Zeichnungen von Wilhelm Schulz

Der Weber Stinus Oppolzer begab sich in den Wald, Holzäpfel sammeln; die wollte er heute mit den Seinen vespern. Auch wollte er nachschauen, ob das wilde Heu schon hoch genug sei, daß er es für seine Geiß mähen könne. Der Stinus war ganz arm, er besaß nur eine gebrechliche Hütte und dahinter einen winzigen, ausgemergelten Acker. Er, sein Weib und seine Kinder lebten voller Not wie die Vögel im Steinbruch, sie kannten kein anderes Gemüse als die bitteren Schlehen, die hinter dem Dorfe wuchsen, und oft mußten sie sich zu Mittag gar die Blätter von den grünen Bäumen kochen.
Als er nun so einsam dahinstapfte, fiel ihm seine große Bedürftigkeit ein, und er redete zu sich selber: „So kann ich weder leben noch sterben. Welt, ändere dich!"
Und wie er jetzt sich aus seinen jämmerlichen Gedanken aufrichtete, rauchten plötzlich um ihn Schatten im Nebel, und die ganze Luft war wie von schweren Spinnweben verhangen, und hatte doch noch vor einem Augenblick die Sonne so fein und klar geschienen. Jetzt sauste es, als geige der Wind durch die Binsen einer feuchten Au, und der Regenbitter schrie!
Der Weber Stinus Oppolzer kannte sich auf einmal in der vertrauten Landschaft nimmer aus. „Heiliges Blech!" staunte er. „Wo bin ich jetzt?" Er wußte nur, daß er sich hinter dem Wicklesberg befinde. Doch konnte er nicht vor noch hinter sich sehen, denn der Nebel war so dick, daß man ihn fast mit den Händen greifen konnte.
Also trabte der Stinus auf gut Glück in den blinden Dunst hinein, bald über sumpfigen Boden, der mit Rohr wild verwachsen war, bald wieder mußte er sich durch störrige Stauden zwängen. Seine einzige Hoffnung war, auf einen betretenen Weg zu stoßen und dort Leute zu treffen, die ihm sagen konnten, wie er wieder heimfände.
Und während er also von Qualm zu Qualm sich tappte und sich vorkam, als schritte er auf dem Grund eines trüben Felsensees, hörte er auf einmal einen sonderbaren prallenden Lärm, dem ein dumpfes Gerumpel folgte und ein silbern zitternder Klang. Brummte die Mooskuh im Moor? Oder zog ein leises Gewitter auf? Der Tag war doch herbstlich und kühl.
Wieder lärmte es, und jetzt erkannte der lauschende Mann deutlich das Rollen einer Kugel auf einer Scheibstatt und den geräuschvollen Fall der Kegel.
Der Stinus konnte sich eines furchtlosen Herzens rühmen; in jungen Jahren hatte er bei den Reitern des Kaisers gedient und manche Feldschlacht schlagen helfen wider den leidigen Türken. Aber jetzt schlich sich ihm ein zartes Schauderlein übers Genick. Niemals hatte er gehört, daß in dieser menschenlosen, absonnigen und dornigen Gegend eine Kegelbahn zu finden sei. Und wer waren die, die hier spielten, wo doch der faustdicke Nebel einen nicht drei Schritte vor den Leib sehen ließ?
Doch nun lichtete sich dampfend die Welt, ein greller Ahorn ragte in das Grau eingegossen; dann rang sich langsam die nackte Sonne hindurch und riß ein breites Loch durch den wallenden Dunst.
In der geöffneten Landschaft erhoben sich triefende Tannen und düsterten den Stinus traurig an. Und vor dem Wald standen drei uralte Männer, der eine im zimtfarbenen Mantel, der andere im Karmesinwams, der dritte in aschgrauer Kutte. Ein paar Spießlängen entfernt von ihnen war ein Kegelspiel aufgestellt, mitten drin glitzernd der Kegelkönig, der den Kranz seiner weißhölzernen, mit wunderlich geschnitzten Köpfen versehenen Gesellen hoch überragte.
Der Zimtbraune — zum Donner! — sah er nicht just so aus wie der vor dreißig Jahren verstorbene Marktschreiber Hilari Gollmann aus Hohenfurt? Wahrhaftig, er war es! An seiner trockenen, strohernen Stimme war er zu erkennen. Er rief gerade dem Karmesinroten zu: „Jetzt scheibet Ihr, Ritter Zinnspanner!"
Sternblitztausend, der andere war also der verrufene Zinnspanner, der vor etlichen hundert Jahren zu Heuraffl in der Kirche aus lauterem Übermut mit seinen Knechten Kegel geschoben! Dafür war er wohl zu ewigem Kegelspiel verdammt?
Der Zinnspanner beugte den Rumpf weit vor, holte mit der steinernen Kugel aus, schmiß sie hastig von sich und spuckte ihr nach. Sie schoß gewaltig durch das



Gras, denn ein Brett war nicht vorhanden, wo man sie hätte auflegen können. Sie riß den rechten Eckkegel um.
„Einen Saunagel habt Ihr geschossen", frohlockte der Schreiber hämisch.
Der Faustritter murrte einen Fluch in den roten, zerbissenen Bart.
Der Kegel draußen erhob sich von selber und rückte wieder an seinen Platz; von selber rollte die Kugel zurück, grollend wie ein kleines Gewitter.
Der Schreiber langte mit seinen fahlen Spinnenfingern nach der Kugel. Er zielte damit, setzte aus und zielte wieder. Dann tat er einen toll verrenkten Sprung und warf und stürzte der Kugel nach, als wolle er sie wieder einfangen. Sie kollerte faul und kraftlos dahin und blieb endlich im Grase stecken, ohne die Kegel zu erreichen.
„Verhungert ist sie!" höhnte der Zinnspanner.
Die Kugel kehrte zurück und rann nun dem Aschgrauen in die Hände, der sie kauernd erwartete. Als er sich schroff und hager aufrichtete, klapperte es in seiner Kutte wie von kahlem Knochenwerk.
Dem Stinus Oppolzer graute. Warum mochte dieser Mönch da geistern? Hatte er bei Lebzeiten vor leidenschaftlichem Kegeln Betzelle und Sakristei versäumt und damit Gott gekränkt? Sein Auge glomm böse, sein verfallener Mund zuckte.
Draußen blitzte der erzene Kegelkönig.
Der Schreiber krächzte: „Um was scheiben wir jetzt?"
Der Mönch erwiderte heiser: „Wir scheiben um die Seele des Augustin Oppolzer."
Blitztausend! Dieses Wort fuhr dem heimlichen Zuschauer jäh in die Knie und knickte sie. Aber ehe er sich des Sinnes



recht besann, sah er, wie die Kugel des Mönches wie Wetterschlag in die Schar der Kegel brach. Alle neun stoben auseinander, und der König klang wunderklar auf, flog in die Höhe und stürzte in ein Distelwäldlein ganz nahe dem Stinus.
„Einmal und nimmer wieder!" schoß es dem Lauscher durchs Hirn. Und grippsgrapps erwischte er den silbernen Kegel und floh.
Der Nebel sank hastig wieder über die Au.
Auf der Scheibstatt war es totenstill geworden; keine Stimme, kein Fluch erscholl.
„Ich bin ein Dieb", keuchte der Stinus. „Aber ich hab' alle drei Geister erlöst. Sie können nimmer kegeln, weil ihnen der neunte fehlt!"
Wie schwer der König wog! Wie kühl fühlte er sich an!
Der Weber hielt inne in seiner Flucht. Er stellte den Kegel vor sich auf die triefende Wiese hin. Der Kegel war ellenhoch und aus eitel Silber gegossen.
„Jetzt bin ich arg reich, und mein Elend ist aus und gar!", lachte der Stinus und bückte sich zu seiner Beute hin.
Doch da formte sich in dem Silberkopf des Kegels ein Gesicht, wüst und zerrissen, mit kranker Stirn, mit fletschenden Zähnen und tollen, quellenden Augen. Und durch alle Verzerrung der Gier hindurch erkannte der Stinus darin sein eigenes Gesicht, wie aus einem Spiegel grinste es ihm mit mächtigem Hohn entgegen.
Er ertrug es nicht. Er schrie auf und stieß mit dem Fuß das Ungeheuer von sich und sprang in den Nebel hinein.
Jetzt war nur noch der Wind da; er klang geheim, und es war, als schwebe ein Geist durch die Dornstauden und seufze.

Neutral

(Wilhelm Schulz)



„Auf in den Kampf, Mars — nach Spanien!" — „Bürgerkriege sind nicht meine Sache, Bolschewist, — scher' dich damit zum Teufel!"

Sommer

Wenn der Schatten mittags stirbt,
silberner die Grille zirpt.

Auf dem Turm die grauen Tauben
flüchten in die Mauerlauben.

Blanke Zeiger an der Uhr
weisen hell dem Licht die Spur.

In den Gassen, eng und breit,
staut sich dicht die goldne Zeit.

Regungslos, mit steilem Bein,
steht die Sonne auf dem Stein.

Nur ein leichter Schmetterling
wagt noch einen goldnen Ring.

Ob sein kleiner Flügelschlag
wohl die Luft zu rühren mag?

Neig dich hin und atme nicht,
Schau dem Sommer ins Gesicht.

Gottfried Kölwel

Das Nachbargespräch

Von Fritz A. Mende

Als ich aus der Stadt wegfuhr, kannte ich nur die dem Städter eigentümlichen Gespräche, also die Straßen- oder Wie-geht's-Gespräche und die Getränkegespräche (unterzuteilen in Alkohol-, Milchhallen- und Kaffeehausgespräche).

Nun wohne ich auf dem Land, im Gebirge, in einer Waldsiedlung, und da habe ich es kennengelernt, das besondere, das Nachbargespräch! Dieses Nachbargespräch ist gesund wie alles auf dem Lande und dient dem Zweck, den menschlichen Sprechmechanismus vor dem Einrosten zu behüten, sofern die Einsamkeit zwischen jungen Fichten und Balkonpelargonien zu Rostgefahr führen sollte. Es genügt nämlich in vielen Fällen dem Sprechmechanismus nicht, Selbstgespräche zu führen, nein, er fordert brutal und notwendig fremde Ohren.

Das Nachbargespräch findet immer am Zaun statt, wird aber keinesfalls vom Zaun gebrochen. Ich arbeite zum Beispiel im Garten, meine linke Nachbarin, die Witwe Schmidt, arbeitet ebenfalls im Garten. Wir sind beide begierig, ein paar Sätze zu wechseln, beide wollen, nein, müssen wir unseren Sprechmechanismus in Bewegung setzen, aber es widerspräche ganz und gar den Regeln eines ordentlichen Nachbargespräches, würden wir beide nun gierig und unbeherrscht zum Zaun stürzen, und wenn es der niedere Sprechtrieb auch noch so dringend verlangt. Nein, wir machen das verwickelter. Wir pirschen uns immer näher an den Zaun heran, beachten uns scheinbar gar nicht und sind von unserer Arbeit völlig in Anspruch genommen. Jetzt bin ich am Zaun. Heiß ist es heute. Ich ruhe mich einen Augenblick aus, schaue hoch, sieh da, potztausend, die Witwe Schmidt ist auch am Zaun. Auch ihr ist es heut zu heiß, auch sie ruht sich einen Augenblick aus — und wir begrüßen uns überrascht. Wir sagen „Schönes Wetter" und tun, als hätten wir durchaus keine Zeit, um uns in ausgedehnte Plaudereien zu vertiefen — so als wollte der Fisch, der fest am Angelhaken hängt, mal eben gleich wieder wegschwimmen. Wir gehen nur ein wenig näher an den Zaun, Gott, man kann sich die kleine Pause gönnen, so; und gerade in dem Augenblick, in dem wir uns fast wieder trennen, sagt sie oder sage ich: das Stichwort! Wir wissen nämlich jedes vom andern genau, worüber er gerne spricht. Es kommt nur darauf an, wessen Sprechmechanismus am ausgehungertsten ist; einmal gibt sie das Stichwort, einmal ich. Ich habe die gute Witwe Schmidt im Verdacht, daß sie sich meinetwegen eine literarische Zeitschrift kauft; denn gibt sie das Stichwort — und sie gibt es oft — dann tischt sie mir sofort irgendeine literarische Neuigkeit auf. Ich habe es im Verhältnis zu ihr leichter; denn ihr Lieblingsgebiet ist die Musik, und ich habe zur Musik ein engeres Verhältnis als sie zur Literatur. Außerdem brauche ich keine Neuigkeiten, für Musik hab' ich mein Rundfunkgerät. So geraten wir denn von Chopin etwa auf die „Perlenfischer" von Bizet; die Sängerin Lukrezia Bori ist Anlaß, um über den schönen Klang italienischer Sängernamen zu plaudern. Aber den Namen Gigli spricht sie doch recht komisch aus, die Witwe Schmidt. Schließlich kommen wir auf allgemein menschliches Gebiet, und dann — so nach einer Stunde — versickert das Gespräch langsam. Wir merken beide, der Sprechmechanismus ist befriedigt, es tröpfelt nur noch. Krampfhaft bemühen wir uns, die Unterhaltung anzuspornen. Bis einem von uns etwas ganz Dringendes, Unaufschiebbares einfällt. — So endet dieses Nachbargespräch.

Schwieriger gestaltet es sich mit meinem anderen Nachbarn, einem älteren pensionierten Herrn; denn einmal ist er von einer solchen Gier nach Gesprächen erfüllt, daß er oft die Regeln außer acht läßt und sich mit seltener Hartnäckigkeit an mich klammert, und dann kann ich weder von Chopin noch von Literatur zu ihm sprechen, sondern nur eben davon, daß die Bohnen gut wachsen und daß es doch mit neueingesetzten Bäumen ein rechtes Kreuz ist. Da er außer mir keinen Nachbarn hat, läßt er keinen Menschen an seinem Grundstück unangesprochen vorüber, ja, er hospitiert sogar eifrig an fremden Gärten. Er hat eben einen besonders hungrigen Sprechmechanismus. Ich frage mich nur: wo nimmt er bloß immer seinen Redestoff her? Er ist sehr freundlich zu mir, wahrscheinlich hofft er, daß ich ihn mit Stoff versorge. Einmal ist es mir auch schon geglückt. Die Witwe Schmidt bat mich nämlich, mit ihr ins Kino zu gehen. Das Kino liegt eine Stunde entfernt in einem nahen Kurort. Selbstverständlich fürchtete sich die gute Witwe, nachts allein durch den Wald zurück zu gehen.

Ich tat ihr den Gefallen, sah eine Wochenschau, der ich schon vor sechs Wochen in der Stadt begegnet war, sozusagen eine Sechswochenschau, und der Hauptfilm war wohl noch älter. Ja, und dann bin ich mit der Witwe Schmidt um Mitternacht zu Hause wieder angelangt, man denke, um Mitternacht!

Mein anderer Nachbar hat darob ganz rosige Bäckchen bekommen, er platzte geradezu vor Unterhaltungsstoff. Sehr früh schon ging er von Garten zu Garten. Augenblicklich bin ich der Ludwig XIV. unserer Siedlung und kann getrost sagen: Das Nachbargespräch bin ich!

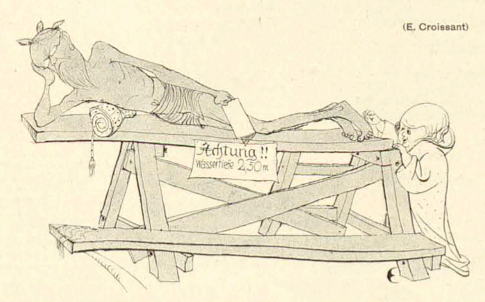
Was mich nur ärgert, ist dies: die Witwe Schmidt ist die Witwe Schmidt, eine Maintenon kann man sie nicht nennen. Sie ist halt auch nur ein Nachbargespräch, leider . . .

Der Gast

Einer meiner Bekannten leidet an chronischem Geldmangel, der ihn wiederum verleitet, sich immer öfter bei Freunden einzuladen. „Hör' mal", sagte ich eines Tages zu ihm, als er es doch zu bunt trieb und ein paar Tage hintereinander die selbe Familie beglückte, „ist es für die Leute nicht eine Belastung, wenn du andauernd bei ihnen zu Abend speisest?"

„Ach woher", antwortete er arglos, „ich bring' ja jedesmal meinen Tee mit!"

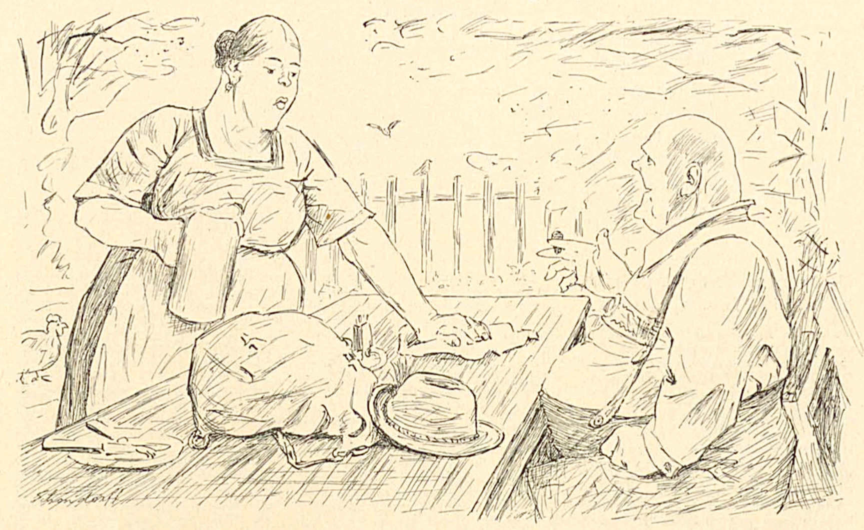
(E. Croissant)



„Einfach unmöglich, sich hier zu konzentrieren! Ich glaube, ich liege auf einem Gedankensprungbrett . . ."

Nachwirkung der Olympiade

(Paul Schondorff)



„Na, endlich! Seit einer geschlagenen Stunde warte ich auf mein Bier!" — „O mei', wia d' Leut' jetz' durch die Rekordzeit'n scho' vawöhnt san!"

Dann lieber Wadenkrampf / Von Dirks Paulun

Die Sonne schien seit vierzehn Tagen mit kurzen Unterbrechungen auf den Strand. Helmut Bendegast lag seit vierzehn Tagen mit kurzen Unterbrechungen auf dem Strand in der Sonne. Im Laufe dieser Zeit hatte er den Inhalt seiner Zeitschrift dreimal lesend und betrachtend in sich aufgenommen — glaubte er. Als er beim viertenmal wieder auf die Abhandlung über das Ertrinken stieß, merkte er, daß er noch lange nicht alles herausgeholt hatte, was darinnen stand. Er stieg jetzt erst richtig hinein . . .

Man brauche überhaupt nicht zu ertrinken, stand da. Es gäbe keine Strudel, es gäbe keine reißenden Strömungen, es gäbe keinen Ebbeuntersog, und jeder Mensch könne schwimmen. Jedenfalls stand da mit größter Bestimmtheit, es wäre wissenschaftlich und statistisch an allen erreichbaren wiederbelebten Wasserleichen festgestellt worden, daß sie alle, ohne eine Ausnahme, aus bloßer Angst untergegangen und umgekommen — oder doch vorläufig umgekommen — wären. Jeder einzelne hätte zugegeben, daß er Angst gehabt hätte, und es wäre ja bekannt, daß Angst die Glieder lähme, das Herz stillstehen mache und zum Jappen und Glucksen verführen könne.

Die Strudel, die Strömungen und jeglicherlei Ebbsog seien Sagen, wurde hier behauptet, die nur darum entstanden seien, weil an den betroffenen Orten einmal Menschen ertrunken wären. Die sinnlose Angst vor diesen erfundenen Schrecknissen hätte dann später einen Schwimmer nach dem andern befallen, und so hätten immer neue Opfer die Sagen mit dem Tode bekräftigt und bezahlt. Denn wer von Ebbsögen und Strudeln gehört hat, den rührt ja schon das Entsetzen, wenn sein Fuß in eine kältere Wasserschicht gerät. Er japst, schluckt Wasser, bekommt Schreckzustände und — ertrinkt.

Helmut Bendegast war ein guter Schwimmer. Er war in seinem Leben noch nicht ertrunken. Darum leuchtete ihm diese wissenschaftliche Abhandlung ein. Er ließ sich alles durch den Kopf gehen und kam zu dem Ergebnis, daß wohl auch Haifische und Wasserfälle als Ausgeburten krankhafter Angst ins Reich der Fabel zu verweisen wären. Natürlich auch Erschöpfungszustände und Wadenkrämpfe. Es war etwas Wunderbares um die Angst und ihre schöpferische Kraft.

Helmut Bendegast lag am Strand in der Sonne und versuchte sich vorzustellen, wie Angst sich eigentlich anfühlt. Es gelang ihm nicht. Wie gesagt, er war in seinem Leben noch nicht ertrunken oder ängstlich geworden, jedenfalls nicht beim Schwimmen. Wie sollte er sich also vorstellen, was Angst wäre? Er wußte auch nichts und niemanden, vor dem er Angst haben sollte.

Helmut Bendegast lag noch immer in der Sonne am Strand, aber er wurde unruhig. Sollte ihm da etwas vom Leben entgehen? Er fühlte sich gereizt und verlockt von der gefährlichen Angst. Er warf die Zeitung fort, ging ins Wasser und schwamm weit ins Meer hinaus. Er versuchte sich einzureden, der Ebbsog zöge ihn mit sich fort. Er tastete mit hängenden Füßen nach kälteren Strömungen, ließ sich Wellen in die Nase schlagen und schrie probeweise um Hilfe. Er streckte die Arme in die Luft und ließ sich versinken — wie sich ein geübter Taucher eben versinken läßt. Aber von Angst spürte er nichts. Er gab es auf und schwamm zurück.

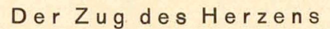
Ich habe noch immer nichts, wovor ich Angst haben könnte! dachte er. Erst recht, seitdem ich gelesen habe, daß die Gefahren keine sind! Es gibt natürlich keine andere Gefahr für den Schwimmer als die Angst. Das wäre also die einzige Sache, vor der man Angst haben könnte.

Und nun fing Helmut Bendegast an, sich Angst vor der Angst zu machen. Nach und nach stellte sich ein leichter Schwindel- und Schwebezustand ein, und Helmut Bendegast fragte sich, ob dies schon die Angst vor der Angst sei. Er hätte seinen Versuch jetzt lieber aufgegeben. Er hatte keine Lust mehr zu seiner Angst vor der Angst. Im Gegenteil, er merkte, daß er Angst davor hatte. Und als er das spürte — als er spürte, daß er jetzt wirklich von einer Angst ergriffen wurde — da bekam er wirklich und wahrhaftig Angst, daß er vor seiner Angst vor der Angst eine richtige, gefährliche, tödliche Angst bekommen würde.

Während Helmut Bendegast mit ruhigen Bewegungen im klassischen Schwimmstil auf den Strand zuglitt, kämpfte er einen rasenden Kampf mit der Angst, mit all den vierten und dritten und vorvorletzten Ängsten, aus denen es keine Rettung zu geben schien. Er war zwanzig Meter vom Strand entfernt, er war nicht erschöpft, er hatte keinen Wadenkrampf, Flut und leichte Brise waren mit ihm, die Dünung war sanft, von Strudeln konnte hier nicht die Rede sein — aber wenn er eine Angst vor der anderen wegwarf, dann marschierte er mutig in den Rachen der nächsten. Er baute eine neue Angst zwischen sich und die letzte, er floh auch aus dieser mit Schrecken, und er stieß nun wieder vor, durch vier Wellen tiefer in das Meer der Ängste zurück, auf jene erste zu, die tödlich war und grundlos; es war ja diese wesenlose, wissenschaftliche, statistisch festgestellte Angst, die er zuerst gesucht hatte, die Angst vor nichts und wieder nichts, die Angst an sich . . .

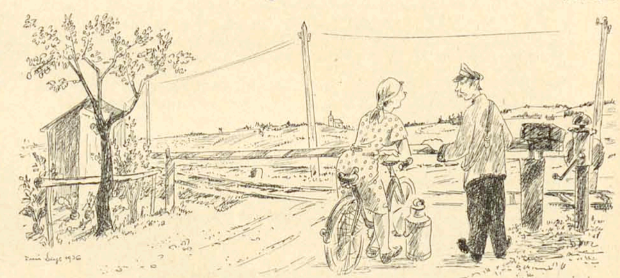
Er keuchte leise, schluckte Wasser und — ertrank.

Helmut Bendegast lag, wie seit vierzehn Tagen mit kurzen Unterbrechungen, in der Sonne am Strand und reinigte seine Kniescheiben. Dann begab er sich in das nächste Kaffee und schrieb eine Postkarte an die wissenschaftliche Zeitschrift. Er bestätigte, daß nun auch er aus bloßer Angst ertrunken wäre, aber er bäte im öffentlichen Interesse, so fügte er hinzu, auch noch die Angst als ein schlimmes Fabelwesen und Schreckgespenst zu zersetzen und anzuprangern. Irgendwie müßte es zerstört werden, denn schließlich stieße nicht jeder Ertrinkende wie er mit den Knieen auf eine Sandbank und käme mit harmlosen Hautabschürfungen davon.



Der Zug des Herzens

(Toni Bichl)



„Worom ischt denn abg'sperrt, es kommt doch gar koi Zug?" — „Noi, aber Sie han i komma sehe, Fräulein Mariele!"

Unterwegs nach Auckburn / Von Ernst Heyda

Man warf uns gegen Abend vom letzten Wagen des Zuges herunter. Ich war gut gefallen und lag auf dem Abhang im hohen Gras. Mike mußte etwas abgekriegt haben; denn ich hörte ihn alle Eisenbahnbeamte, Güterzugbegleiter und die kapitalistische Gesellschaft im allgemeinen verfluchen. Mir machte es nun nichts aus, an diesem Abend nicht mehr nach Auckburn zu kommen. Mike hatte es eiliger. Er kam herangekrochen. Er hatte eine Schramme auf der Nase, aus der ein wenig Blut lief, das er ärgerlich mit einem Grasbüschel abwischte. Mike ist nämlich eitel.

„In Auckburn kenne ich den alten Sellers!" brummte er, „verteufelt schade, daß wir nun heute nicht mehr hinkommen!"

Ich klatschte einen Käfer kaputt, der auf meiner Kniescheibe Turnübungen veranstaltete, und ließ mir von Mike die halbe Flasche Black-and-White herüberreichen. Wir tranken sie nun leer; das und die Sonne machte uns den Kopf recht heiß. Ich war vollkommen zufrieden.

„Der Alte hat nämlich eine Tochter", sagte Mike, „sie ist so schwarz, wie du noch keine Nacht in diesem verfluchten Land gesehen hast! Und wenn es blitzt, dann sind es ihre Augen, weißt du!"

Ich gab es zu. Es war zu heiß, um irgend etwas zu sagen. Man konnte gerade so zwischen halbgeöffneten Lippen herausbrummen. Darum knurrte ich nur „schwarz im Gesicht"?

„Esel!" stellte Mike fest und sagte hinterher etwas von schwarzen Haaren.

Ich warf die leere Flasche den Abhang hinunter. Sie zersplitterte an einem Stein. Dann riß ich einen Ballen Gras aus der Erde, um mir ein Schutzdach gegen die Sonne zu machen. Mike hatte eine alte Zeitung dazu genommen.

Wir mußten nun warten, bis gelegentlich ein anderer Güterzug daran dachte, ausnahmsweise einmal nach Auckburn zu fahren. Mike war jedenfalls in das Mädchen verschossen; denn schon in Orleans hatte er von ihr erzählt. Nun bin ich der Meinung, daß zwar im Kino solche Dinge vorkommen können. Daß ein Tramp ein reiches Mädchen kriegt, meine ich.

„Ist sie reich?" fragte ich Mike und stieß ihm mit dem Fuß an seine papierne Fensterscheibe.

„Reich? Na ja", brummte er, „aber sie hat einen Hof, weißt du, einen richtiggehenden Hof mit Viehzeug!" Er setzte sich auf und sah mich an. „Was hältst du von einem Hof?"

Ich nickte. Selbstverständlich war ein Hof gut; denn zu einem Hof gehört ein Haus und noch allerlei. Und Auckburn war eine schöne Stadt. Mike träumte wieder.

„Muß immer an den alten Beggs denken", sagte er, „der damals mit uns in Little-Hampton war. Hat nun einen Hof und scheffelt mächtig Geld."

Wir duselten wieder eine Weile vor uns hin, aber Mike konnte über der Sache nicht schlafen.

„Marjorie heißt sie", sagte er ohne seine Lippen zu heben, „Marjorie Sellers." Langsam ließ er den Namen auf der Zunge zergehen. Es machte ihm Spaß, jede Silbe extra zu betonen. „Ein schöner Name, nicht wahr?"

Er stieß mich an. „Schläfst du?"

Ich brummte ein wenig, um ihn von meiner Bereitwilligkeit zu überzeugen, mehr von seiner Marjorie zu hören.

„Wenn ich käme — das hat sie mir geschrieben — sei die Sache o. k. Der Alte hat außerdem eine Wirtschaft, weißt du, so eine nette kleine public-bar. Vielleicht eigne ich mich zum Wirt!" Dann sagte Mike nichts mehr. Ich schlummerte ein wenig, und als ich erwachte, hatte die Hitze nachgelassen. Wenn man schräg über das Gras sah, flimmerte es nicht mehr; es schien ein wenig blau, und das hieß, daß es nun bald gegen Abend ging. Das machte mich munter, ich weckte Mike aus seinen sehnsüchtigen Träumereien.

Wir gingen den Bahndamm entlang, nach Auckburn zu. Man konnte die Biegung sehen, wo der Zug nach Osten drehte. Dort wollten wir aufpassen, bis der nächste Güterzug kam. Mike hatte einen alten Spiegel entdeckt und wischte an seiner Schramme herum. Sie machte ihm sicherlich zu schaffen. Vielleicht liebte Marjorie Schrammen nicht. Frauen können, glaube ich, oft kein Blut sehen.

Nach fast einer Stunde waren wir an der Biegung und suchten uns einen Platz für die Nacht. Auch etwas zu essen hatten wir noch. Mike fand auch wieder Stoff zum Nachdenken. Nun war es die Inneneinrichtung seiner Wohnung, die er mit Holz- und Grasstückchen oder auch mit kleinen Steinen aufbaute. Er hatte mich beinahe überzeugt, daß der Präsident keine schönere Wohnung haben konnte als Mike und Marjorie, als ein Zug heraufkam. Wir machten uns fertig und legten uns hinter den Bahndamm. Gewisse Eisenbahnbeamte machen sich gern einen Spaß daraus, an den Biegungen auf Tramps aufzupassen. Sicherlich würde es nichts nutzen, ihnen von Marjorie zu erzählen. Meistens sind sie schon verheiratet, wegen der Zulage, und dann verstehen sie so etwas nicht. Oder sie schmeißen einen herunter und wollen sich selbst bei dem Mädchen anwärmen. Und das konnten wir bei Marjorie nicht riskieren.

Wir kamen jedenfalls glücklich auf den letzten Wagen und richteten uns häuslich ein. Als wir dachten, nun sei alles sicher, standen zwei Beamte vor uns und leuchteten uns ins Gesicht. Ich nahm meinen Rucksack und machte mich bereit, ins Gras zu fliegen, aber Mike begann gleich von Majorie zu erzählen, und sie hörten auch eine Weile zu.

„Wartet noch zehn Minuten", sagte Mike zu ihnen, „ehe ihr uns herunterwerft; ich will euch die Geschichte mit Marjorie erzählen. Ich bin nämlich mit ihr verlobt. Sie hat ein Haus, müßt ihr wissen, und einen großen Hof. Der Alte hat eine public-bar. Wenn ihr mal gelegentlich nach Auckburn kommt, dann könnt ihr mich auf ein Glas besuchen; es wird euch nichts kosten!"

Jeder vernünftige Bahnbeamte hätte nun nichts gesagt und uns die drei oder vier

(Schluß auf Seite 262)

Das Kind im Gewitter

Dunkle Wolken zogen durch die Stube,
bis die ersten Blitze schwirrten,
und das Kind fiel in die Schreckensgrube,
als vom Donner Tür und Fenster klirrten.

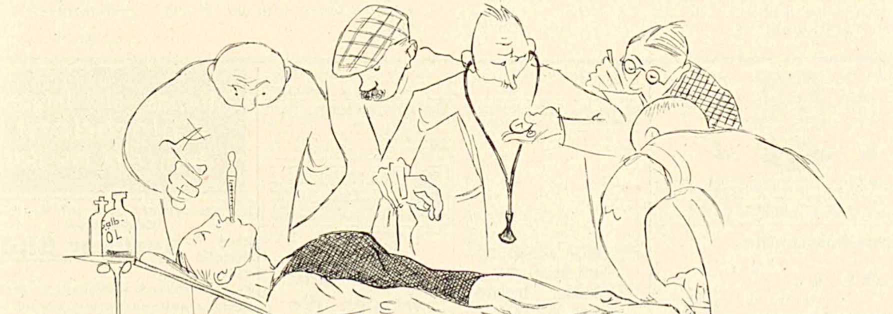
Hin zur Mutter flatterte die Küchleinseele,
ihr geschah ein banges Schweigen.
Hoch am Himmel schrie die Donnerkehle,
und der Blitz warf mit den gelben Zweigen.

Leise stand die Mutter auf und kniete nieder,
und im wilden Wettertreiben
sprach sie eins der frommen alten Lieder —
sieh, der erste Tropfen netzte schon die Scheiben.

Ottilie Häußermann

Die Leiden des Sportsmannes

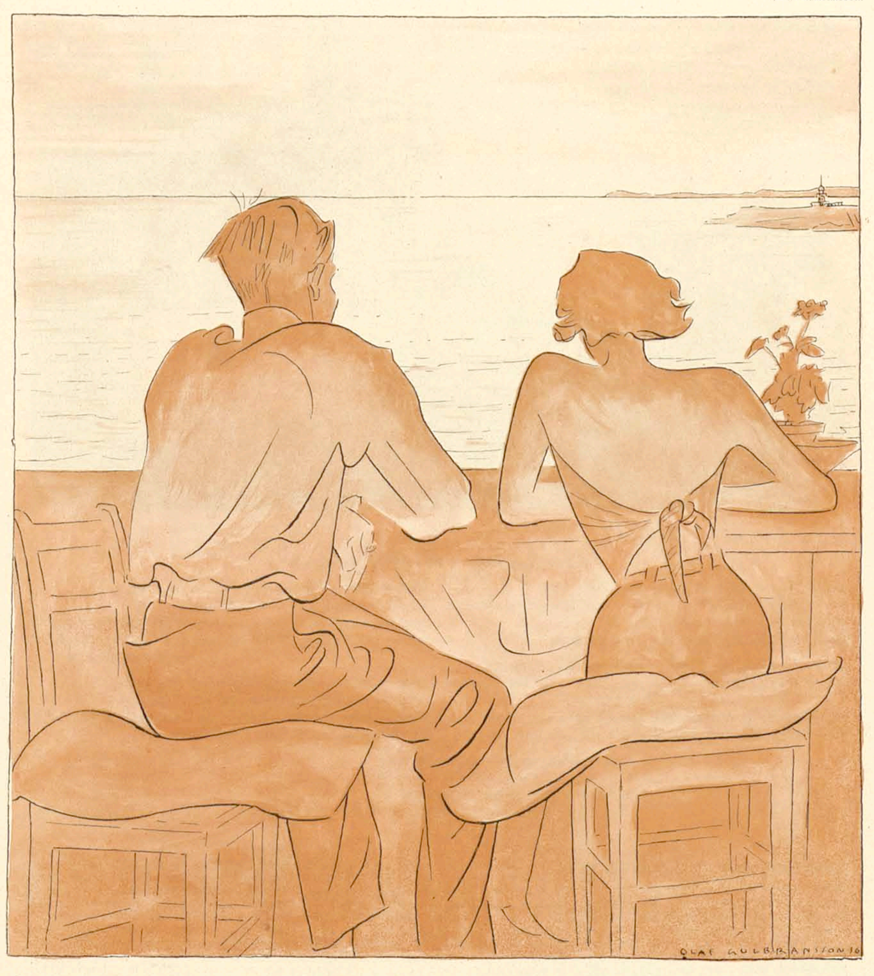
(R. Kriesch)



„Der Mann hat eine robuste Natur." — „Ja, unsere Betreuung ist bis jetzt spurlos an ihm vorübergegangen."

Nach Tisch

(Olaf Gulbransson)



„Sehen Sie, lieber Freund: Wasser, Luft und Sonne — von ihnen kann ich leben!" — „So — warum war Ihnen dann vorhin das Kalbsschnitzel zu klein?"

Lieber Simplicissimus!

Zwei schwäbische Pietisten schritten abends, von der „Stunde" kommend, sinnend ihrem Heim zu. Der eine von ihnen versuchte dabei darzulegen, wie schwer es doch falle, jede Minute sozusagen im Ewigen aufzugehen und die Begehrlichkeit des Fleisches zu überwinden; es sei erstaunlich, mit welcher Beharrlichkeit die Sinnlichkeit immer wieder zu ihrem Recht zu kommen versuche.

„Ja, ja", erwiderte darauf der andere bedächtig, „das Fleisch will ebe in seiner Art au an ewig's Lebe'!"

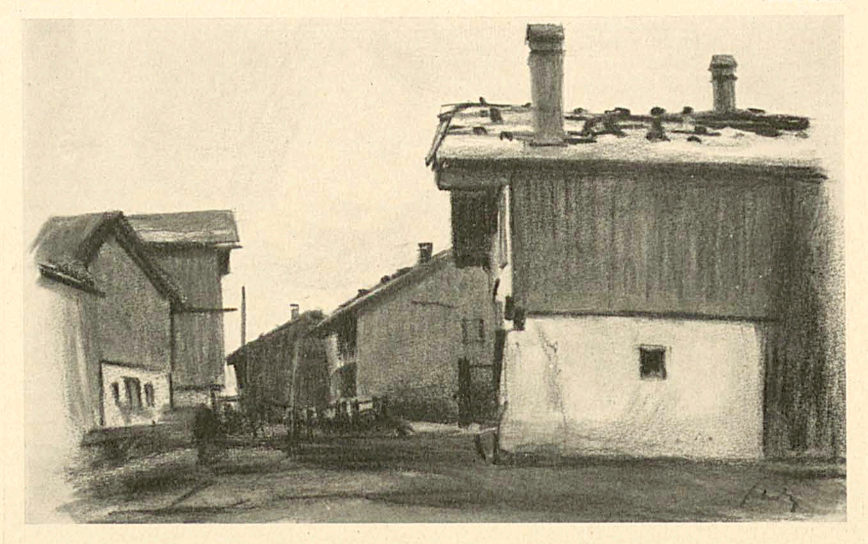
*

Neulich gingen zwei abends von einem Vortrag nach Hause, der der Hebung und Läuterung des Geschmacks gegolten hatte. Einer der beiden dozierte mächtig. Das schien den andern zu ärgern; denn ich hörte ihn plötzlich ziemlich massiv sagen: „Komm', gehab' dich nur net so, du hast mindestens so viel Kitsch in deiner Wohnung wie ich!"

„Das ist möglich", erwiderte der andere seelenruhig, „aber ich hab' im Gegensatz zu dir wenigstens ein inneres Verhältnis zu ihm!"

Aus Oberstdorf

(Wilhelm Schulz)



Lockung im Sommer

Meines Vaters Ahn, nach dem mein Vater hieß,
brachte, kleiner Häusler hoch im Erzgebirge, karges Land war sein,
seine Früchte mühsam in die Keller ein,
wenn der Schneewind schon den Wald durchstieß.

Aber nach des Tages Mühe, wenn er vor dem Hause saß,
sah er lang noch nach den blauen Bergen, die das Abendrot herüberschob,
fühlte, wie in seiner Brust das Herz sich bang und glücklich hob,
daß er Klöppelsack und Lagerstatt und alle seine Not vergaß.

Meiner Mutter Ahn indessen, Heinrich Wieding, fuhr
an der Unterweser auf den Fischfang aus,
ihm war jeder Wind vertraut von der Flaute bis zum Sturmgebraus,
und am Himmel Sonne, Mond und Sterne, und auf seinem Treckwanst manches Lied in Moll und Dur.

Hundert Möwen, deren manche er mit Namen rief,
nahm er mit sich weit hinaus auf offne See.
Oftmals heulte er an seiner Reeling, wenn mit Segeln weiß wie Schnee
ein Ostindienfahrer an dem Horizont lang lief.

Immer, wenn der Sommer angeht, dann
locken mich die Berge, lockt das Meer:
fangen über viele hundert Meilen her
meine beiden Ahnen ihren Streit um mich und meine Liebe an.

Karl Martin Schiller

Unterwegs nach Auckburn

(Schluß von Seite 260)

Stunden sitzen lassen, aber der größere, der einen langen, herabhängenden Walroßschnurrbart hatte, stieß Mike vor den Bauch und warf uns hinaus. Nun war kein Abhang da, und wir waren schnell wieder auf. Wir rannten gleich den Zug entlang, und als wir am dritten Wagen waren, sprangen wir auf. Mike riß die Tür auf. Es war dunkel im Wagen, man konnte die Hand nicht vor den Augen sehen. Wir setzten uns zu Boden, als die Türe ein wenig aufging. Wieder waren es Beamte, aber sie hatten keine Lampe, oder brannte sie gerade nicht? Es wäre vielleicht gut gegangen, wenn nicht einer über meine Füße gefallen wäre. Sie stürzten sich auf uns.

„Laßt uns doch mitfahren!" bat Mike, „ich muß nach Auckburn. Wenn ihr mal nach Auckburn kommt, könnt ihr mich besuchen. Meine Frau heißt Marjorie, und ihr Vater hat eine kleine Bar, wißt ihr!"

„Halt's Maul!" schrie einer und gab uns einen Tritt, der uns durch die halboffene Tür warf. Aber aller guten Dinge sind drei. Ehe sie uns nur sehen konnten, hingen wir wieder am vorletzten Wagen und zogen uns hinein. Lange blieben wir nun unbehelligt, keiner mußte uns gesehen haben. Wir schliefen ein wenig, als plötzlich Licht in meine Augen fiel.

„Laßt uns doch mitfahren!" hörte ich Mike schon wieder betteln, „in Auckburn, wißt ihr, habe ich nämlich ein kleines Wirtshaus. Wenn ihr gerade mal vorbeikommt, dann kann euch mein Sohn Bill ein paar Runden zum besten geben!"

„Shut up?" fluchte eine böse Stimme, „dreimal hast du mir nun schon diese verfluchte Geschichte erzählt. Erst warst du verlobt, dann verheiratet und nun hast du schon einen Sohn, du, du alter Lügenpeter!"

Wir wehrten uns kräftig, aber sie blendeten uns mit ihrem hellen Licht, doch schlug ich dem Walroßschnurrbart eine hinters Ohr, daß er eklig schrie.

Dann lagen wir wieder im Gras auf einem Abhang. Mike fluchte, aber wir hatten nichts Ernstliches abgekriegt. Als wir uns herumdrehten und dem Zug nachsahen, schlug mir Mike voller Freude auf die Schulter.

„Dort ist Auckburn!" schrie er und wies auf einen hellen Schimmer. Er packte seine Sachen und ging mir mit großen Schritten voraus. Er sang mit heller Stimme „It's a short way to Auckburn" in tausendfacher Variation. Ich mußte eilen, um ihn schließlich einzuholen. Ich traf ihn am Bach, der rechts von Auckburn vorbeifließt. Er machte sich schön, und als er mich sah, brüllte er: „Komm' her, boy, zieh' mir einen geraden Scheitel!" Mit triefendnassem Haar kam er auf mich zu.

Endlich gingen wir auf der breiten, staubigen Straße hinein in die Stadt.

Über der Bar „Zum wilden Cowboy" lag ein heller Schimmer. So fanden wir uns leicht zurecht.

Wir drückten uns durch die enge Tür. In der Ecke saß eine dicke, schwarzhaarige

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • DA. 11822 II. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Frau und säugte ein Baby. Wir gingen an den Ausschank.
„Zwei Whisky", sagte ich, während Mike mißtrauisch die Frau betrachtete. Ob es wohl Marjorie mit den schwarzen Augen war? Die Frau wandte sich halb um und schrie mit schriller, bösartiger Stimme: „John!"
Ich sah es Mike an: es war Marjorie. Seine Augen wurden so groß wie Billardkugeln. Er sagte nichts. Hinter dem Ausschank tauchte ein Mann auf. Er war riesengroß und hatte einen Walroßschnurrbart. Als er uns erkannte, sah er uns böse an und kam hervor. Ich trat ihm in den Bauch, Mike schlug ihm auf den Schnurrbart. Dann gingen wir durch die enge Türe, liefen die Straße hinab und rannten.
Plötzlich hörten wir ihn schreien. Er stand vor der Türe und hielt sich den Bauch.
„Ich will euch eine Geschichte erzählen", schrie er, „wenn ihr wieder mal nach Auckburn kommt, vergeßt nicht, hier 'rein zu schauen. Meine Frau heißt Marjorie, und mein Sohn Bill wird euch eine Kugel in den Bauch schießen."
Als er die Hand hob, rannten wir. Die Kugel schlug in ein Haus.
„Verfluchte Weiber", schnaufte Mike, „ich hatte geglaubt, daß sie wenigstens drei Jahre treu sein könnte . . ."
„Wann schrieb sie dir?" rief ich böse.
„Vor drei Jahren", sagte Mike.
„Dämlicher Hund", brüllte ich. Ein Zug pfiff. Wir sprangen mit großen Sätzen zum Bahndamm und erwischten den letzten Wagen.
Ausschnaufend sahen wir uns an.
„Ich kenne in Longwaytown eine Blonde", sagte Mike.
„Shut up!" schrie ich, und war für heute nicht mehr zu sprechen.

Rübezahl

Von Fritz A. Mende

Schon als ich noch Kind war, hast du keinen mehr erschreckt,
Rübezahl, du Schlafender.
Geist von denen, die der Lärm nicht weckt,
weißt du, daß dein Kleid durch Weg und Pfad zerrissen?
Häuser haben sie auf deinen Leib gebaut.
Deine Haare sind der Menschen Kissen.
Deine Stille machte ihre Stimmen laut.

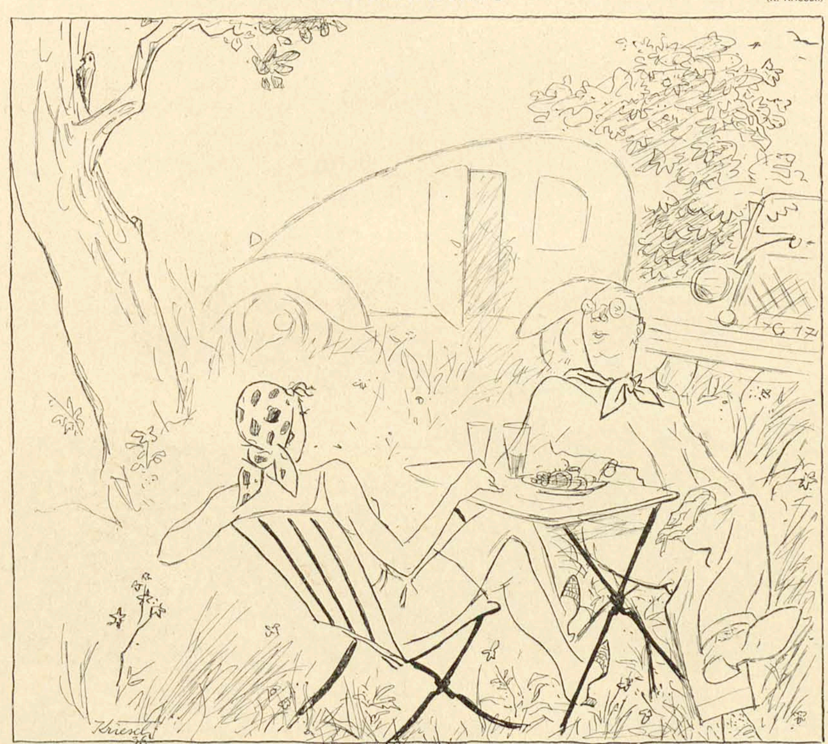
Trunken fliehn sie aus der Tage Gruft,
lockt es sie aus ihren Städten und Verstecken.
Deiner Wälder, deiner Berge Duft
soll in ihnen einen neuen Morgen wecken.

So Natur, als ob ein Weib die Röcke schürzte,
so ergierend deine Sonne, dein Gestein,
wie man kalte Speisen wärmt und wieder würzte,
soll dein Reich ein Rausch der Gäste sein.

Doch ich weiß dich! In den hellen Nächten
geht dein Atem über Berg und Wald.
Zwischen grünem Moos und grauen Flechten,
zwischen Stämmen und gestilltem Grase,
in den Stunden, die dem Spuke taugen,
ahn' ich deine zaubrische Gestalt.
Bäche brechen dir aus deinen Augen,
Fichten krümmen sich aus deiner Nase,
und dein Mund ist tief und voll Gewalt.

Erkenntnis

(R. Kriesch)



„Ihr Frauen redet die Sprache des Herzens; wir dagegen nur, was uns der Verstand eingibt." — „Ach, deswegen bist du oft so schweigsam!"

Der zwiegespaltene Münchner

(E. Thöny)



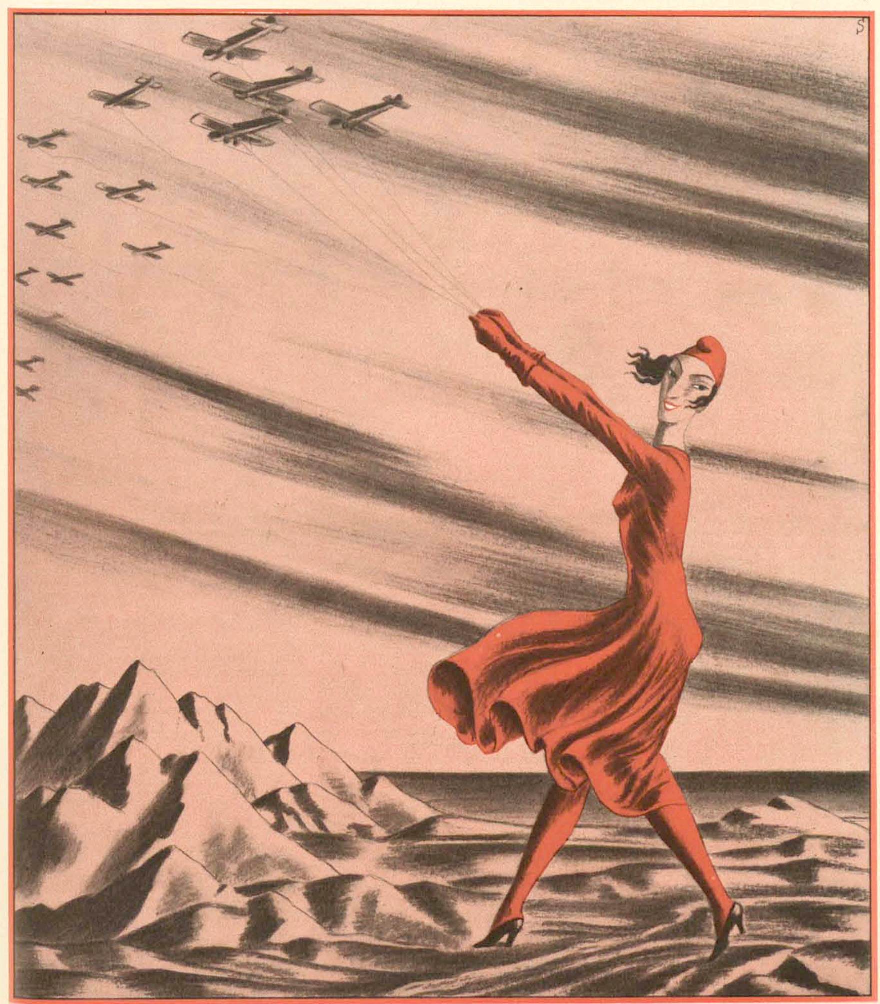
„A Verständnis fürs Weintrink'n soll'n mir kriag'n? . . . Waar aa net schlecht — ma kunnt si' schliaßli scho' überwind'n. . . . Aber dös macht mir neamd weis, daß do a Radi dazua paßt!"

München 30. August 1936 Preis 60 Pfennig 41. Jahrgang Nr. 23

SIMPLICISSIMUS

Die Windsbraut

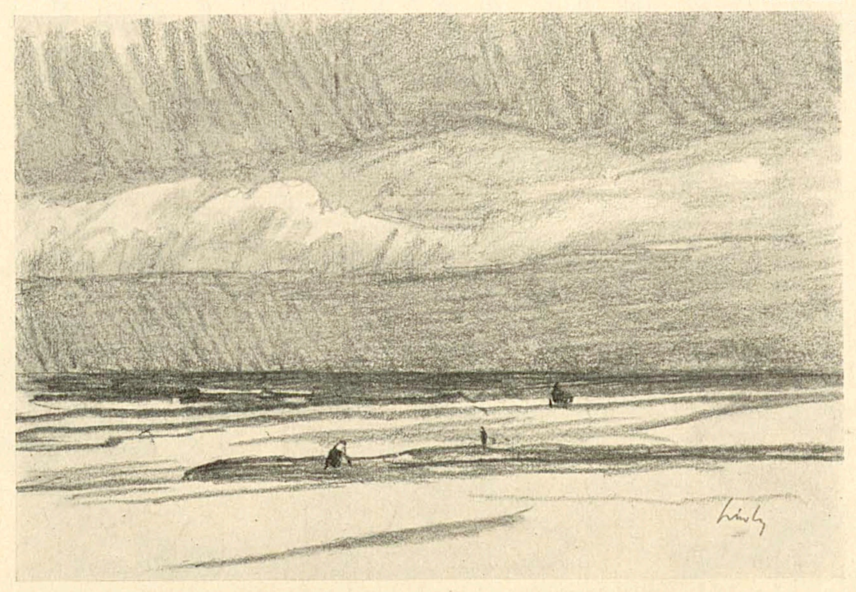
(E. Schilling)



„Daß mir aus Versehen ein paar Flugzeuge nach Westen hin entflogen sind, daran ist doch bloß der scharfe Wind schuld, der von Osten her bläst!“

Muschelfischer

(Wilhelm Schulz)



Am Blautopf zu Blaubeuren

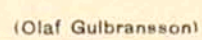
Von Dr. Owlglaß

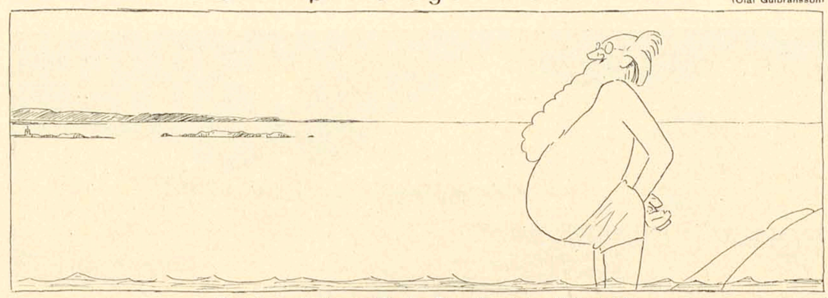
Es dauert eine gute Weile, bis man die langwierige Bahnhofstraße hinter sich hat und in das alte Nest hineingerät, das sich so winkelbehaglich an die Kalkwände der abfallenden Alb annuschelt.
Bei einem Berggärtchen, blau und rot und gelb von Rittersporn, Phlox und Sonnenblumen, biegen wir nach rechts um die Ecke, und schon nimmt uns der grünschattige Klosterhof auf, mit dem grauen, schlichten Rundbrunnen, vormittagsstill, vormittagsleer; nur ein paar eingeborene Kinder spielen im Gras mit der täppischen Nachkommenschaft einer gutmütigen Boxerhündin.
„Wie wär's?" sage ich zu Agathe.
„Du denkst doch immer ans Essen!"
„Nicht immer, aber jeweils im gegebenen Moment. Oder hast du etwa Lust, dich mit deiner Wurstsemmel im Blautopf zu spiegeln? . . . Ferne sei es von uns, der schönen Lau diese Schmach anzutun!"
So wird denn also gevespert, und dann zotteln wir an dem alten Hammerwerk vorbei zu dem Zaubergumpen gleich dahinter, der — allen Göttern und Stadtvätern sei's gedankt! — so anspruchslos wie immer unter lichten Baumwipfeln in märchenhafter, dunkler Bläue träumt, nur an den Ufern grünlich aufgehellt. Wo ein Sonnenfleck leuchtet, da schwanken, goldbraun, moosgrün, zarte Wassergrassträhnen hin und her, hin und her; und drüben, am Auslauf, tummelt sich, wie immer, ein Trüpplein weißer Enten.
„Lasset uns beten!" sagt der Pfarrer in der Kirche. „Lasset uns schweigen!" sagen wir am Blautopf zu Blaubeuren und wandeln still rundum und setzen uns dann nieder und träumen Mörikes Träume nach und unsere eigenen dazu.
Eine Glocke schlägt — was ist uns „die Zeit"? Ein ferner Eisenbahnzug rattert durchs Tal — was ist uns „der Raum"? . . . Aber schließlich müssen wir doch eben wieder zurück in diese treuherzigen Kategorien.
Agathe geht voraus.
Da seh ich etwas Blinkendes am Boden, ein Fetzchen Stanniol, heb's rasch auf, roll's zu einem Klümpchen zusammen und sage: „Hat ihm schon!"
Sie dreht sich um: „Wem?"
Ich zeige meinen Fund und murmle geheimnisvoll: „'s leit a Klötzle Blei glei' bei Blaubeure'."
„Wenn's nur das richtige ist!"
„Kein Zweifel . . . Und ich hab's gefunden! Aber ich bin ja auch ein Sonntagskind. Jetzt können wir uns also wünschen, was wir wollen."
„Das tun wir schon lang — ist bloß leider noch nie eingetroffen."
„Papperlapapp . . . diesmal klappt's, da kannst du dich drauf verlassen. Schieb's nur gleich ins Portemonnaie als Heckpfennig."
Und nun wollen wir sehen, ob sich der liebe Gott ein Stannum für ein Plumbum vormachen läßt. An der Zeit wär's! . . .
Wir klettern noch ein wenig aufwärts durchs Gehölz bis zu der Steige, die nach Sonderbuch hinaufführt.
Und wer begegnet uns da?
Glaubt's oder glaubt's nicht: der leibhafte parnassische Apoll, der Sohn des Zeus und der Leto, der Musagetes und Alexikakos, das heißt Abwender alles Bösen. Und zwar gleich in drei Exemplaren, die mit großen roten Augen auf den Hinterflügeln emsig von Blüte zu Blüte flattern.
Jetzt kann's nicht mehr fehlen.

— — — — — — — — — — — — — —

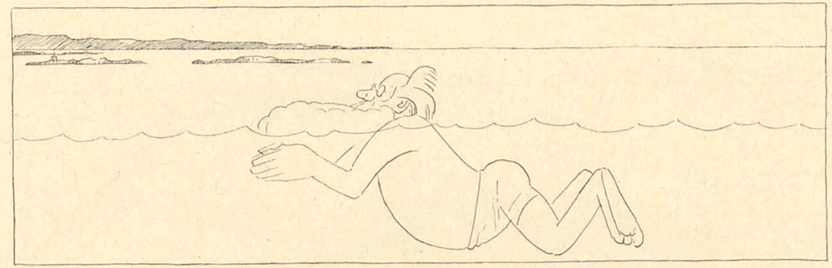
Selig beschwingt pilgern wir dem Bahnhof zu.
Hier steht ein Autochthone, mit dem zusammen ich vor langen, langen Jahren die Bänke des Pennals gedrückt habe. Er will nur gerade einen Blick auf das flutende Leben werfen und erkennt mich wieder und schickt sich wahrhaftig an, peinliche Erinnerungen auszugraben. Eine Würde hat er sich zugelegt und einen Bauch und eine Herablassung, daß mir ganz anders wird.
Gottlob, schon ist unser Zug in Sicht. Da kann ich ihn schnell noch ein bißchen ärgern.
„Du bist natürlich Mitglied des Verschönerungsvereins?" frag' ich.
„Verschteht sich!"
„Ich verkenne ja nicht, daß die Interessen des Fremdenverkehrs jede Berücksichtigung erheischen; ich gebe auch gerne zu, daß man da vor keinerlei Unkosten zurückscheuen darf, zumal in unseren Tagen. Aber alles, was recht ist: heuer habt ihr doch ganz entschieden mindestens einen halben Zentner Waschblau zuviel erwischt für euren Topf da hinten. Das glaubt euch ja der stärkste Berliner nicht."
Er starrt mich fassungslos an.
Wir klettern schleunig in den Wagen. Da entringt sich's ihm: „Aber dees ischt doch Naduhr!"
Ich mache mit der Hand eine ungläubig-abwehrende Geste: „So blau, so blau!"
Der Stationsvorstand hebt den Kommandostab. Wir setzen uns in Bewegung.
Mein Schulkamerad setzt sich gleichfalls in Bewegung und rennt nebenher, während ich unausgesetzt den Kopf schüttle.
„Dadsach'! . . . Wenn i's doch sag'!"
Und rennt und formt aus seinen Händen einen Schalltrichter: „Naduhr!!"

Der Altphilologe im Seebad

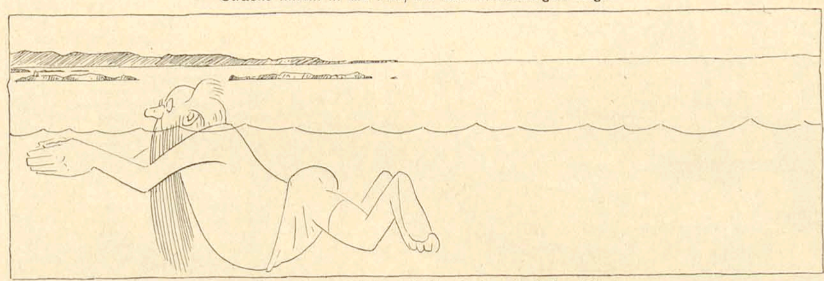

(Olaf Gulbransson)



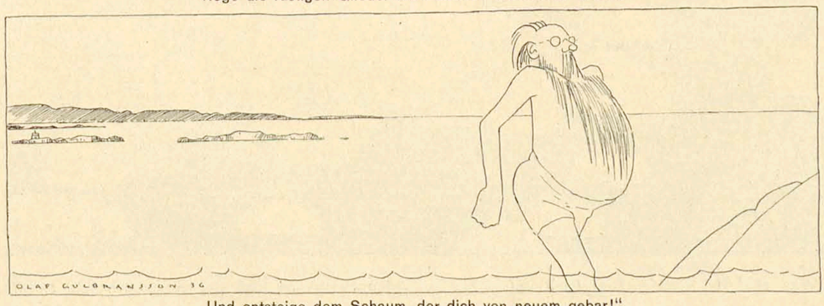
„Thalatta, sei mir gegrüßt, des Poseidon ewige Heimstatt!



Stracks hinein in die Flut, die den Verständigen trägt!



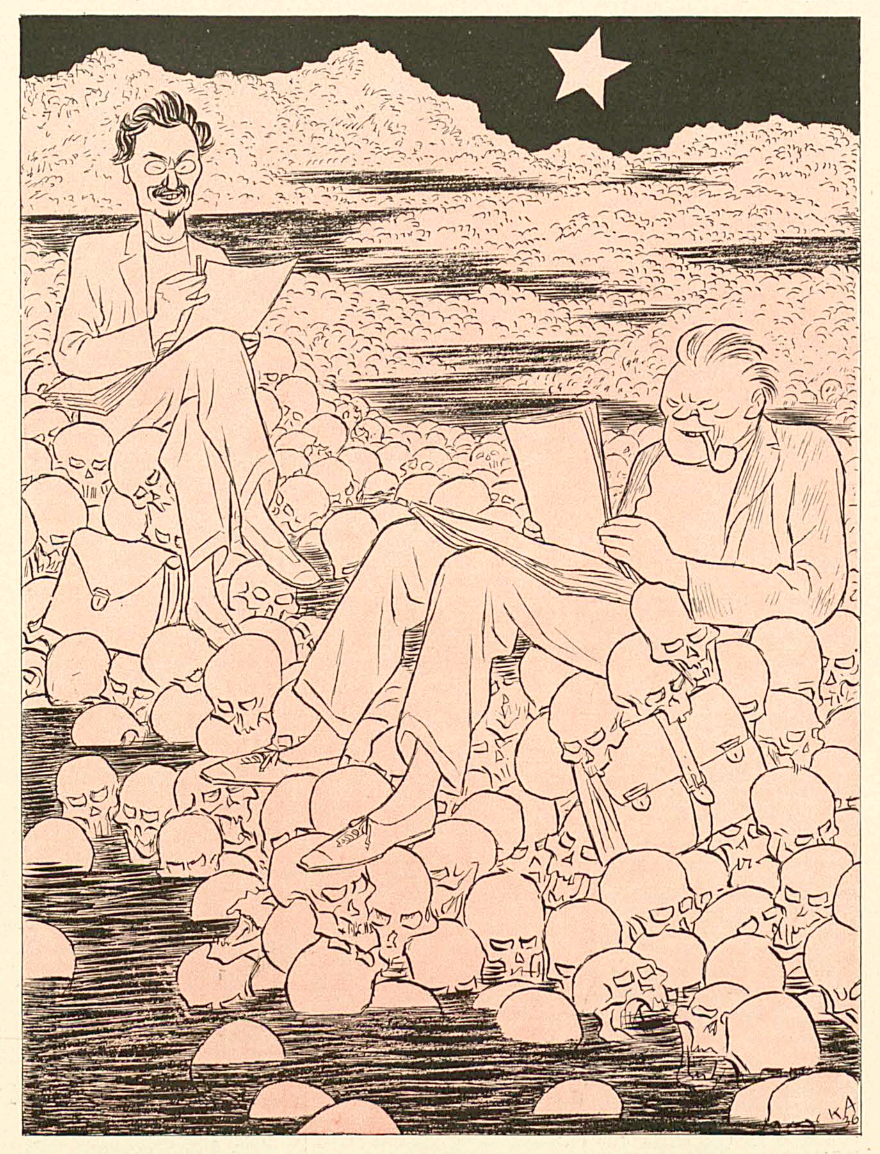
Rege die rüstigen Glieder mit klassisch männlicher Würde



Und entsteige dem Schaum, der dich von neuem gebar!"

Die Welt der Komintern

(Karl Arnold)



„Was sind die Staaten, was sind die Völker? — Hauptsache ist, daß der Bolschewismus siegt!"

Der Mann im Winkel / Von Ludwig Beil



(Ottomar Starke)

Es ist nicht leicht, sich vorzustellen, daß die Eifersucht einen Menschen mit soviel Geduld zu wappnen vermöchte wie jenen Herrn, dem ich auf einer Wanderung durch den Taunus begegnete. Er war Ende der Fünfzig, etwas ergraut, etwas beleibt; er trug ein behutsames Wesen zur Schau, was mich um so mehr überraschte, als er sich mir bald anschloß und mir unumwunden eine Episode aus seiner Ehe erzählte.

Er war Registraturbeamter. Seine Ehe — heute ist er übrigens geschieden — war kinderlos geblieben. Mit selbstironischer Heiterkeit gab er zu, daß er wohl ein wenig pedantisch sei und seine Frau mit Nörgeleien oft gequält habe, doch sie schien das immer still ertragen zu haben. Morgens um halb acht ging er aus dem Hause, Punkt halb zwei kam er zum Essen, ging um drei, war zum Abendbrot wieder da. Führte also, wenn man so will, das Leben einer Uhr.

Da kam ihm, nach etwa vierjähriger Ehe, ein anonymer Brief ins Haus, seine Frau treffe sich jeden zweiten, dritten Vormittag in einem kleinen Café mit einem jungen Mann, den sie vertraulich duze. Nicht großzügig genug, einen solchen Wisch nicht zu beachten, und nicht wohlhabend genug, das Paar durch einen Detektiv überwachen zu lassen, besuchte der Ehemann kurz vor dem Mittagessen das kleine Lokal, das durch seine mit dichten Vorhängen abgeschlossenen Einzelboxen einen etwas amourösen Eindruck machte. Erst durch diesen Eindruck ward, wie er mir sagte, seine Eifersucht eigentlich erregt. Er fragte die Wirtin, ob das Lokal morgens sehr besucht sei? — Nein, nur zwei-, dreimal in der Woche treffe sich hier ein Paar. Abends sei hier mehr los, man sei eigentlich mehr Nachtcafé . . .

Oh, ihm wäre das gerade recht! Ob er eine ungestörte Ecke für sich allein beanspruchen könne, wenn er in der kommenden Woche jeden Morgen um diese Zeit käme? Dann habe er nämlich Ferien und wolle eine wissenschaftliche Arbeit in Ruhe erledigen, die er zu Hause nicht fände. Natürlich wolle er jenes Paar, von dem die Rede sei, nicht stören, er nähme an, daß es immer in derselben Box säße, wie? — Gewiß, dort ganz hinten, nicht jeden Tag zwar, aber wenn die beiden kämen, dann immer von halb zehn bis elf. — Schön, dann bitte er, ihm die vorderste Box bereitzuhalten und seine Anwesenheit nicht weiter zu erwähnen; so störe keiner den andern.

In der Folgezeit nahm er tatsächlich Urlaub, sagte aber seiner Frau nichts davon, sondern ging und kam wie sonst, verbrachte jedoch die angebliche „Bürozeit" im Café. Schon am zweiten Tag vernahm er hinter dem Vorhang, wie ein junger Mensch das Lokal betrat, kurz darauf erschien auch die Frau. Ihrem Mann im Winkel war es bei ihrem Schritt, als ginge sie mit bloßen Füßen über sein Herz.

Er hatte ein Tagebuch vor sich liegen und versuchte das Gespräch der beiden zu stenographieren, doch konnte er aus dem entfernten Flüstern kaum einen Laut entnehmen.

Beim nächstenmal nahm er ein H ö r r o h r mit, und nun gelang es ihm mühelos, der Unterhaltung zu folgen und sie Satz für Satz zu notieren. Das Gespräch drehte sich fast nur um ihn. „Weißt du, was das Unausstehlichste an ihm ist: G e d u l d, seine grenzenlose Geduld, die mich fast täglich rasend macht. Ich bin sein Püppchen, sein Kind, das er ewig „belehrt", milde zurechtweist, immer in denselben Angelegenheiten, immer mit demselben genauen und leblosen Ton. Kannst du es verstehen, daß er während unserer ganzen Ehe kein einzigesmal auf den Tisch geschlagen hat?! Oh, ich wäre vor ihn hingesunken, hätte seine Knie umklammert vor Freude — s o o wäre ich vor ihn hingestürzt . . .!"

Aber sie stürzte keineswegs hin, redete unablässig im gleichen sentimentalen Tone weiter.

Der Mann in der Box notierte alles, auch, daß ihn der Nebenbuhler schüchtern zu verteidigen suchte, aber damit nicht durchdrang.

Sturz

Im Sturz vom wuchtenden Fahrzeug
am Waldsaum
streifte mich Chaos.

Nirwana, Vergessen, eine Woge,
flutete über alle Bewußtheit.

In meines Antlitzes geformter Welt,
dem Gebild des Lebens in Maß und Gesetz,
haften wund noch die Spuren
der Welt des Amorphen, die mich berührte.

Im pulsenden Leben des Leibes
fühl' ich verglühend die Male des Chaos,
herübergeweht, ein Gruß
von den schmerzlichen Hängen des Todes.

Joseph Baur

So schrieb der Betrogene seine eigene Karikatur nieder — und ich konnte mir bei seiner Erzählung vorstellen, wie er dabei den kahlen Kopf an das Hörrohr wie an etwas Geliebtes neigte. Jeden zweiten, dritten Tag trieb er es so, einen ganzen Monat lang. Zu Hause übertrug er dann das Konzept in seine vermutlich brave, genaue und kleine Handschrift. Es ward, wie er sagte, ein Manuskript, das zuletzt auf über hundert Seiten anschwoll.

Seine Ferien gingen vorüber. Am ersten Morgen, als er ernsthaft ins Büro mußte, legte er den in dicke blaue Pappe sorgfältig eingehefteten Band seiner Frau auf den Tisch. „Ich erwarte eine Äußerung von dir, wenn ich zum Essen wiederkomme", sagte er beim Weggehen.

Soweit die Erzählung des Mannes, der jetzt, sei es vom Steigen, sei es von der aufregenden Erinnerung, kurzatmig geworden war. Es begann zu regnen, jener warme, brütend schwüle, dampfende Sommerregen, der den Aufenthalt gerade in einer Tannenschonung fast unerträglich macht. Ich hatte keinen Schirm bei mir und hätte auch keinen aufgespannt; der Mann jedoch entfaltete ein Monstrum von Schirm, ein Museumsstück, gewaltig und charaktervoll; aber das ehemalige Schwarz war schimmelgrün geworden, und an zwei Stellen war das Tuch am Skelett hochgerutscht.

Ich schlug den Joppenkragen hoch. Wir setzten uns auf einen gefällten Baumstamm.

„Ihre Frau ist wohl sehr e l e g a n t?" fragte ich, als ich merkte, daß er sich erholt hatte.

„Das mögen Sie wohl sagen." Traurig blickte er unter dem riesigen Schirmdach auf den blinkernden Weg. Er saß da wie unter einem verbogenen und nassen Privatkarussell.

Ich war gespannt. „Nun — und was sagte Ihre Frau darauf?"

„Das ist es eben: n i c h t s. Weniger als nichts — sie war abgereist, ohne ein Wort, ohne daß Essen für mich auf dem Tisch stand. Später hörte ich von ihr nur durch ihren Anwalt: sie hatte die Scheidung eingereicht . . . Nun bin ich allein, ganz allein — wissen Sie keine Frau für mich?"

„Nein."

„Aber ich versichere Sie, ich bin der treueste, solideste Ehemann, den man sich denken kann, und ich habe doch, das müssen Sie mir zugeben, eine Geduld bewiesen, eine G e d u l d — — —!"

Er schrie das letzte Wort fast, schrie es mir ins Ohr, unter dem alten Schirm, auf den die Tropfen melancholisch trommelten.

„Ich glaube, das ist es gerade —", suchte ich den alten Mann zu beruhigen.

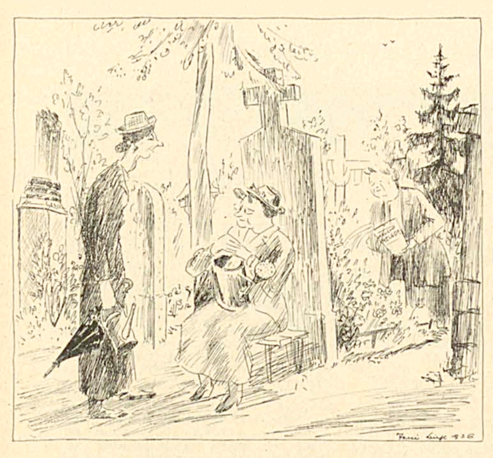
„W a s ist es gerade? Meinen Sie die Geduld?"

„Ja, die meine ich. Sehn Sie mal: Ihre Frau — bei allem, was sie Ihnen angetan hat — ich meine, wenn Sie ganz gerecht sein wollen, so müssen Sie doch verstehen — — —"

„Herr! Das sagt mir jeder. Aber wer versteht mich? Mich? Wie? Hab' ich dies verdammte Weibsstück nicht geliebt wie ein Hund, he? Und was war der Dank? Daß ich jetzt in der Welt herumlaufen kann und einen einzigen Menschen suche, der mal anders ist wie die andern. Aber alle fangen sie damit an: ‚Sie müssen doch verstehen, daß Ihre Frau . . .' Keiner fragt nach mir. Als ob ich Schuld hätte, ich! Lachhaft, lachhaft — ach, was wißt denn ihr von einem wie ich?"

Er ließ den Schirm nach vorn sinken und legte die Stirn auf die verschränkten Arme. Der Schirm klappte von selbst zusammen und legte sich auf den Weg. Wenn der Wind durch die Kronen fuhr, wurden die Lachen auf dem Wege grau von Tropfen. Ich führte den Mann zu Tal und trug den Schirm.

*



(Toni Bichl)

Klageweiber

„O mei, Frau Gaggerl, wann i den zwoat'n Mo net liaber g'habt hätt' ois den erst'n — nacha hätt' i den dritt'n überhaupts net g'heirat'!"

Die Idealgestalt

Anni war ein frisches, munteres Ding. Und von einem leidenschaftlichen Interesse für jegliche Art sportlicher Betätigung beseelt. So sehr, daß sich ihre Liebe zum Sport immer mehr auch auf die Sportsleute übertrug. Man sah sie öfters mit dem stämmigen Kurt, der es im Kugelstoßen schon zu so schönen Erfolgen gebracht hatte; auch der hagere Karl schien sie stark beeindruckt zu haben, der erfolgreiche Langstreckenläufer, der sich, wie sie begeistert gestand, in der „Form seines Lebens" befand. Ganz abgesehen natürlich von Oskar, der trotz seiner Jugend bereits hundertachtzig Pfund mit auf die Matte brachte, die für ihn die Welt bedeutete. Oder von Paul, bei dem Anni das scharfe Auge und die sichere Hand bewunderte, und in dessen Gesellschaft sie nie müde wurde, sich von seinen Erfolgen im Schießen berichten zu lassen. Wenn aber gar Peter im eleganten Achter die Wellen durchzog oder Hermännchen prustend seine haushohe Überlegenheit im 100-Meter-Rückenschwimmen bekundete, lag jedesmal auf ihrem Gesicht ein stiller Glanz von innen.

Diese schöne Anteilnahme konnte bei den Betroffenen natürlich nicht ohne Eindruck bleiben. Karl zum Beispiel ließ es sich bald angelegen sein, mit dem ihm eigenen Tempo bei ihr ans Ziel zu kommen; aber Anni zeigte keine große Lust, mit ihm durchs Leben zu wandern. Auch Paul mußte, wie alle andern, sich bald damit abfinden, daß dieses zarte Geschöpfchen keineswegs gewillt war, sich seiner sicheren Hand anzuvertrauen. Sie merkten alle, daß sich im Kopfe Annis das Bild einer männlichen Idealgestalt festgesetzt hatte, dem keiner voll und ganz entsprechen konnte. Anni verbreitete sich darüber oft mit verhaltener Leidenschaft. „Er" mußte die massive Kraft Oskars mit der wendigen Eleganz eines Florettfechters vereinen; zu der konzentrierten Energie, mit der Kurt seine größten Weiten erzielte, mußte die zähe Ausdauer Karls sich gesellen; das Gesicht sollte nicht nur das scharfe Adlerauge Pauls zieren, sondern auch jene stahlharte männliche Entschlossenheit, die so eindrucksvoll um die wuchtigen Kinnbacken Oskars witterte.

Sie alle reichten an diese Idealgestalt nicht heran und fingen deshalb an, zu resignieren. Keinem gelang es, Anni davon zu überzeugen, daß ihre Forderungen übertrieben waren.

Wie groß war aber ihr Erstaunen, als Anni eines Tages ihre Verlobung mit dem schmächtigen, blutarmen Franz bekanntgab, dessen seelenvoll träumerische Augen eher an einen Dichter oder Schaufensterdekorateur erinnerten als an eine Olympiagestalt, und dessen gute Figur sichtlich das Werk eines gewandten, mit viel Watte operierenden Schneiders war.

„Ich möchte bloß wissen", rief Peter entsetzt

aus, „warum sie, die Anspruchsvolle, gerade diesen schwächlichen Jammerlappen genommen hat?“
„Das kann ich euch verraten“, antwortete Hermännchen mit feinem Schmunzeln, „er ist der einzige gewesen, der ihr bezüglich ihrer maßlosen Anforderungen an die männliche Idealgestalt recht gegeben hat.“

Aus Schlesien

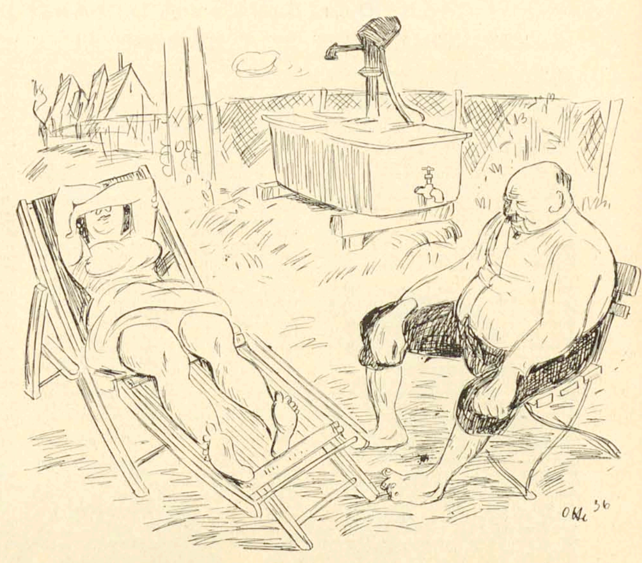
Meine Schwester Hermine, die Pfarrersgattin in einem schlesischen Kirchdorf, hatte den Großbauern zum Abendessen geladen. Bei Tisch richtete ich einige neugierige Fragen an ihn über den Viehbestand seines Gehöftes und so weiter. Es war zu spät. Er hatte bereits mit dem Essen begonnen, und ich muß sagen, daß die Mengen, die er nach und nach wortlos, nur immer kauend, verzehrte, recht ansehnlich waren. Endlich — wir waren längst fertig — machte er eine Pause, lehnte sich behaglich zurück, wischte sich umständlich den bärtigen Mund und wollte anfangen, mir etwas von seinem Gehöft zu erzählen, bemerkte aber gleichwohl als Erklärung, daß er schon jetzt auf meine Fragen einging: „Wenn moan su a holbe Stunde jählings gegessa hoat, doa is eem asu, als wenn der Optit a wing noachlassa täte.“

Das Paradies

Der französische Historiker Duclos, der ein primitiver Genießer des Daseins war, erörterte einmal in einer Abendgesellschaft den Begriff des Paradieses und meinte, daß jeder Mensch eine sehr verschiedene Vorstellung vom Paradiese habe.
„Ja“, meinte die anwesende Frau Rochefort, „für Sie ist es ein gutes Abendessen, ein gutes Glas Wein und die erste beste.“

Ferien

(O. Herrmann)



„Ick langweile mir hier noch zu Tode.“ — „Macht nischt; det is gerade jesund.“

Der Boliman / Von Heinz Weis

„Und öb mit liichtem Fueß und stillem Tritt
E Geist vorüber wandlet, weiß i nit."
Joh. Peter Hebel

Die Nacht trat aus dem Tannenwald und schritt mit mir über die Halde auf das Haus zu, das Iseles bewohnten. Der kräftige Geruch von Tieren, von Rapskuchen, gebrühter Kleie und geschroteter Frucht machten den Atem dieses Hauses aus. Im Hausflur schnurrte die Zentrifuge, schnurrte, ohne daß jemand zu sehen war, der sie bewegte. Die hellen Flurwände aus ungestrichenem Tannenholz waren von den Türen durchbrochen. Durch ein Fenster sah ich in die hellerleuchtete Küche. Ein dünner Rauch von Reisigfeuer wellte durch das Fenster und die Küchentür.
„Der Herr isch do", rief eine Kinderstimme, und sogleich traten sie alle aus der Küche: das junge Bauernpaar mit seinen beiden Knaben von etwa fünf und sieben Jahren und die Großeltern.
Der alte Leo Isele, der Großvater, blieb in der Türe stehen. Er war trotz seines Alters ein aufrechter, stattlicher Mann. Die harte Arbeit eines Bergbauernlebens hatte ihn nicht krümmen können. Er strahlte eine lächelnde Milde aus. Die Sicherheit gemeisterten Lebens verlieh ihm einen unsichtbaren Marschallstab. Er aber schien ihn freiwillig und gelassen schon lang in die Schublade gelegt zu haben und sich für den Rest seiner Jahre in Urlaub zu befinden. Mit behutsamen Händen ergriff er seine beiden Enkelkinder und nahm sie an seine Seite.
Ich schüttelte die Hände, die sich mir entgegenstreckten. Der junge Bauer, ein stämmiger, gebräunter Mann von mittlerer Größe, half mir den Rucksack ablegen, die junge Frau stieß die Türe auf.
Ich trat in die niedrige, aber geräumige Stube. Vier Fenster starrten hinaus in das Dunkelwerden. Zu je zweien befanden sie sich in den beiden Außenwänden, die sich im Herrgottswinkel trafen. Dort hing neben vielen frommen Bildern der Gekreuzigte am schwarzen Holze. Eine Eckbank und der große Tisch standen darunter.
„Sie werden Hunger haben", meinte die junge Bäuerin. Ich bat um einen Tee. Dann setzte ich mich auf die Eckbank an die lange Kante des Tisches. Die beiden kleinen Buben und die junge Frau umsäumten ihn vollends. Die Bäuerin war eine dunkelhaarige, glattgescheitelte Frau. Ihr Antlitz strahlte vor Freude. Sie war der Motor, das Herz und die Seele des Hauses. Sie trieb alle Dinge um und um. Ihr Mann hatte sich auf die Bank am kalten Kachelofen zurückgezogen und streifte stumm die Schuhe von den Füßen.
Während ich den Rest meiner halbvertrockneten, belegten Brote aß, und nachdem sich die Bäuerin wieder in die Küche entfernt hatte, rückten die beiden Buben immer näher. Schließlich setzten sie sich zu mir auf die Eckbank. Eine buntfarbige Urkunde unter den zahlreichen Heiligenbildern erweckte meine Neugierde. Ich las mit einiger Mühe: „Beim Kinderabfahrtslauf des Skiklubs Altglashütten erhielt Bernhard Isele den ersten Preis." Es folgten Stempel, Datum und Unterschriften.
„Hast du noch einen größeren Bruder?", fragte ich den Siebenjährigen mit einem Nicken nach dem Bilde hin. Da ging ein unbeschreibliches Leuchten über das Gesicht des Bübchens. Seine dunklen Augen weiteten sich vor Freude.
„Sell bin i! Sell bin i!" stieß es glückselig hervor.
In diesem Augenblick dröhnte gegen die Scheibe eines Fensters ein Schlag. Das Jauchzen des Bübchens erstickte jäh im Schrecken. Wir wandten die Köpfe. Ein schwerer Gegenstand mußte wohl vor dem Fenster baumeln, und der Wind, der sich draußen erhoben hatte, schien ihn gegen die Scheibe gestoßen zu haben. Ich beugte mich wieder über Brote und Tee, die Kinder jedoch saßen reglos und lauschten erschrocken. Der kleine Preisträger bekam vor Furcht große, angsterfüllte Augen.
„Der Boliman", flüsterte er scheu. Und der Kleinste, der fünfjährige Karle, nahm den Daumen aus dem Mund und sprach es ehrfürchtig nach: „Der Boliman." Dann rückten beide wie auf ein gemeinsames Zeichen hin vom Fenster ab und flüchteten auf die Ofenbank.
„Der Boliman springt manchmal an die Fenster", begann Bernhard, „er kann das Liecht nit lide."
„Ist der Boliman ein Mensch oder ein Tier?", fragte ich den Buben. Bernhard zögerte mit der Antwort, sah seinen kleinen Bruder an, dann seinen Vater, seinen Großvater, der aus der Kammer trat, und sagte endlich: „Der Boliman isch e Dier."
Am Tage liegt er im „Roten Meer" (mooriger Gemarkungsteil) und schläft. Wenn es aber dunkel wird, kommt er aus seiner Höhle hervor und schaut sich um. Und streckt sich. Er kann den Kopf ganz verdrehen, er kann sogar nach hinten lauschen. Nachts schleicht der Boliman „müslistill" umher. Er hat vier Beine mit schrecklichen Krallen und ist viel größer als ein Hund, viel größer als der Wolf. Sein Zottelfell ist ganz schwarz. Die Ohren schlappen ihm über die großen, roten Augen. Der Boliman sieht gut. Sein Maul reicht bis zu den Ohren.
Die ganze, lange Nacht läuft der Boliman umher, er läuft über die ganze Erde und kommt dabei an jeden Ort. Er kennt alle Kinder der Welt.
Manchmal hält er an und tut „lose" (lauschen), und wenn er dann lärmen hört, so springt er darauf zu.
Der Kleine erhob sich von der Bank, kroch auf allen vieren in die Mitte der Stube und zeigte, wie es der Boliman macht, wenn er stehen bleibt und seinen Kopf

(Schluß auf Seite 274)

Avancen

(Max Heiß)



„Für einen Mann ist's immer die große Frage, wie weit er bei einem Flirt gehen darf, Fräulein." — „Aber wieso? Bis zum Heiratsantrag selbstverständlich!"

Komm, tua g'stát mit deine acht Zylender ...

(Schwäbisch)

(E. Thöny)



Komm, tua g'stát mit deine acht Zylender!
Guck der s' a' en áller Ruah:
Selle Baure, selle Kuah
Ond den Wage Mist dahenter.

Dau geischt Gas ond loscht de Berg nuf laufe,
Ond dei' G'stank ond Staub bleibt zruck.
Beim Kollege Baure geit's koa' Stuck —:
D' Kuah ist tráchtig ond ka's kaum verschnaufe.

Vor e' Stond hot er de Karre g'lade,
Sauber g'lade, mit em Brittle bátscht.
De'scht am ganze wúaste G'schäft no 's Nettscht —;
Schónheit bei dr Arbet ka' net schade.

Noh e' Stond, no ist er erst beim Donge,
Ond verreibt er grad sein Mist em Klai,
Bist scho' mit dei'm Mensch am Bodesai
Ond hoscht hondert Kilometer zwonge.

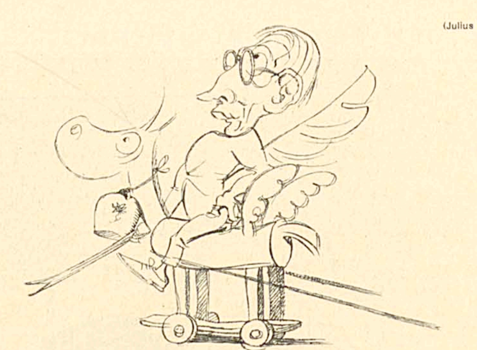
Komm, tua g'stát; die Goaßel vo' dem Baure
Ist für d' Kuah ond et für di —.
Ond etz frog de: „Brauch i ehn, er mi,
Ond dr wel wurd wele-n-überdaure?"

Wer ist d' Feder vo' dem ganze-n-Uhrwerk?
Aohne ehn — was bist ond frißt?
Z'erste, Mándle, kommt der Wage Mist,
Ond no lang nenz ond no erst dei' Fuhrwerk.

Glitze teant die nagelneue Scherbe
Grad wia d' Sonne, eb's e' G'witter geit.
Dir pressiert's — dr Bauer, der hot Zeit.
Als dei' Ähne wurd er de noh erbe.

Komm, tua g'stát mit deine acht Zylender.
Guck dr s' a' en áller Ruah:
Selle Baure, selle Kuah
Ond den Wage Mist dahenter.

Peter Strick



(Julius Kreis)

Ballade vom verirrten Schmetterling

Ein Schmetterling leichsinn'gerweise
begab sich auf Entdeckungsreise . . .
und landete in Staub und Hitze
auf eines Schutzmanns Silberlitze —

Die hatte er ganz aus Versehen
für eine Blume angesehen . . .

— — — Da überzog es wie ein Licht
— ein Lächeln zwischen Traum und Pflicht —
des Schutzmanns dienstliches Gesicht.

. . . Nun flog und wippte unser Schelm
dem Schutzmann auf den Sommerhelm . . .

Und wippte hin . . . und wippte her . . .
und machte unserm Ordnungsmann
den Helm so schwer . . . den Helm so schwer . .

. . . War's nicht, als ob sekundenlang
um rhn ein Lied der Kindheit sang?:

ein Spiel am Bach . . . an grünen Hügeln . . .
und vor ihm durch den Sommerglanz
beseligt-leicht des Falters Tanz
und Spiel auf hauchbeschwingten Flügeln . . .

— — — Die Dorfuhr tönt . . . Wie war es doch? . . .

Der Schutzmann lächelt immer noch:
ein Jungenlächeln im Gesicht — — —
Sekunden nur — — — nun schreckt er auf
und blickt zum Lichtermast hinauf:

Hier . . . rotes . . . gelbes . . . grünes Licht!
und Hast und Lärm und Dienst und Pflicht:
Wachtmeister Krause! Träume nicht!!

— — — Der Schutzmann Krause reißt sich los
von Traum und Kindheit, Dorf und Bach . . .
und steht nun wieder schlank und groß
mit Dienstgesicht und überwach. — — —

Die Straßenbahn mit Klang und Kling
versperrt mir plötzlich alle Sicht — — —
Wo ist denn nun der Schmetterling,
der uns mit seinem Traum umfing?! . . .
Hier ist er nicht . . . dort ist er nicht . . .

Der wirbelt längst schon frei und leicht
weitab vom Lärm und vom Gebimmel
durch seinen bunten Falterhimmel
dorthin, wo ihn kein Wort erreicht . . .
und nachts als Gruß aus stillen, milden
und wahrhaft lieblichen Gefilden
durch Schutzmann Krauses Traum . . . vielleicht . . .

Peter Burlach

Der Boliman

(Schluß von Seite 272)

lauschend in den Nacken dreht. Das Bübchen strengte sich gewaltig an, um den Hals nach hinten zu verrenken. Dann kehrte es wieder an die Seite des Großvaters zurück und meinte: „Der Boliman kann es noch viel besser!" Und als sähe es ihn leibhaftig vor sich, dämpfte es plötzlich seine begeisterte Stimme: „Große Sprünge kann er machen, so lang wie die Stube. Und wenn Kinder beim Abendläuten nicht nach Hause gehn, kommt der Boliman angesprungen — von hinten her, daß ihn niemand sieht, und so leise, daß ihn niemand hört — und beißt den Kindern den Kopf ab. Happ! macht er. Happ! Happ! Und der Kopf ist ab. Denn der Boliman hat zwei lange, spitzige Zähne, die stehen aus seinem Maul hervor. Und dann frißt er die Kinder auf."

Das Bübchen war vom Erzählen ganz erschöpft und schwieg. Es war nun still geworden in der Stube. Und wer Ohren hatte, zu hören, der hörte jetzt die Knochen der armen Kindlein krachen, die der Boliman zermalmte.

„Hast du den Boliman schon gesehen?", fragte ich nach einer Weile.

Statt des größeren Bruders antwortete plötzlich der kleine Karle.

„Jo!" sagte Karle. Sein Ja war endgültig und schloß jeden Zweifel aus. Karle hatte den Boliman gesehen. Er gab sogar darüber hinaus noch eine kurze, unverständliche Erklärung. Der Großvater übersetzte sie ins Verständliche: „Karle hat den Boliman auf der Brücke sitzen gesehen; da hat er die Augen zugemacht, weil er Angst hatte." Karle bestätigte durch Kopfnicken.

Unterdessen waren dem größeren der Brüder neue Eingebungen gekommen: „Oh, er ist schlau, sehr schlau, der Boliman. Er schleicht nachts um die Häuser und tritt durch die Türen ein, die offen bleiben. Er kann sich auch ganz dünn machen und sich durch schmale Spalten zwängen. Bei uns war er auch schon!" Hier hielt er ein wenig inne und fuhr dann mit geheimnisvoller Stimme und scheu um sich blickend fort: „Im Stall! E Chue (Kuh) isch loschumme. De Boliman het si losghenkt un het si mitnemme wolle. Do isch aber der Vatter gli gschprunge!" —

Bernhard sah zum Vater auf. Der Vater lächelte und — nickte stumm.

„Ist der Boliman schon alt?", fragte ich, als der Kleine nicht mehr weiter wußte.

„Jo! Jo!" Und mit gedehnter, schauerlicher Stimme: „en alter Kerl!"

„Wie der Großvatter", warf Karle ein. — Der Großvater nickte.

Als Bernhard merkte, daß alle Erwachsenen ihm lauschten, schwollen seine Worte mehr und mehr vor Stolz. Entschlossen rutschte er von der Ofenbank, trat einige Schritte auf mich zu, blickte mich mit der Miene eines Befreiers an und prahlte siegesgewiß: „Du! Wenn i groß bin, werd i de Boliman an de Fieß a'binde und mit der Axt metzge."

„Do wird er di in de Finger beiße", fiel ihm Karle prompt ins Wort.

Bernhard wandte sich ärgerlich nach dem Bruder um: „Wenn i aber e Gwehrli hett un e Patron, wollt i de Boliman scho schieße!"

Karle zweifelte zum anderen Mal: „Der Boliman goht nit tot." Und dabei sah er zum Großvater empor und flehte mit den Augen.

Bernhard war in die Enge getrieben. Er sah sich in Gedanken dem leibhaftigen Boliman gegenüber und sollte ihn nicht töten können. Die Verzweiflung gab seinem rettenden Geiste Riesenkräfte.

„Doch!", schrie er, „dri Kuegle müessens sy . . .", — da dröhnte wiederum die Scheibe. Der kleine Schütze — als säße ihm der Boliman im Nacken — tat einen gewaltigen Sprung nach der Ofenbank.

Unser Gelächter entfiel. Ich rückte den Blick nach der Scheibe. Die schwarze Neumondnacht füllte prall die Fenster. Die Männer auf der Ofenbank schlugen die Augen nieder und schwiegen. Der Geist des großen Boliman war unter uns getreten. Er stand inmitten der Stube und krallte seine Füße in den Dielen fest. Sein scheußlicher Kopf war in den Nacken gedreht. Aus der schartigen Oberlippe hervor spielte seine lange, gespaltene, zuckende Zunge. Mit lautloser Erregtheit glitt sie ein und aus und spreizte die nadelfeinen Enden. Dann ruckte er den Kopf von einem zum andern, glotzte ihn aus roten entzündeten Augen an, fletschte die Zähne, fauchte hohl und schlug mit dem Schwanz.

Das kleine Bübchen hatte ihn zitiert.

Wir Erwachsenen verharrten reglos. Bernhard schlug die Hände vors Gesicht. Nur der kleine Karle ruhte gesichert und gelöst im Arm des Großvaters und lutschte den Daumen.

„Er bollet" (bellt), sagte Karle seelenruhig nach einer Weile und verwies damit wieder den Geist des Hauses.

„Er bollet", und alle glaubten zu hören, wie sich das Bellen in der Nacht entfernte.

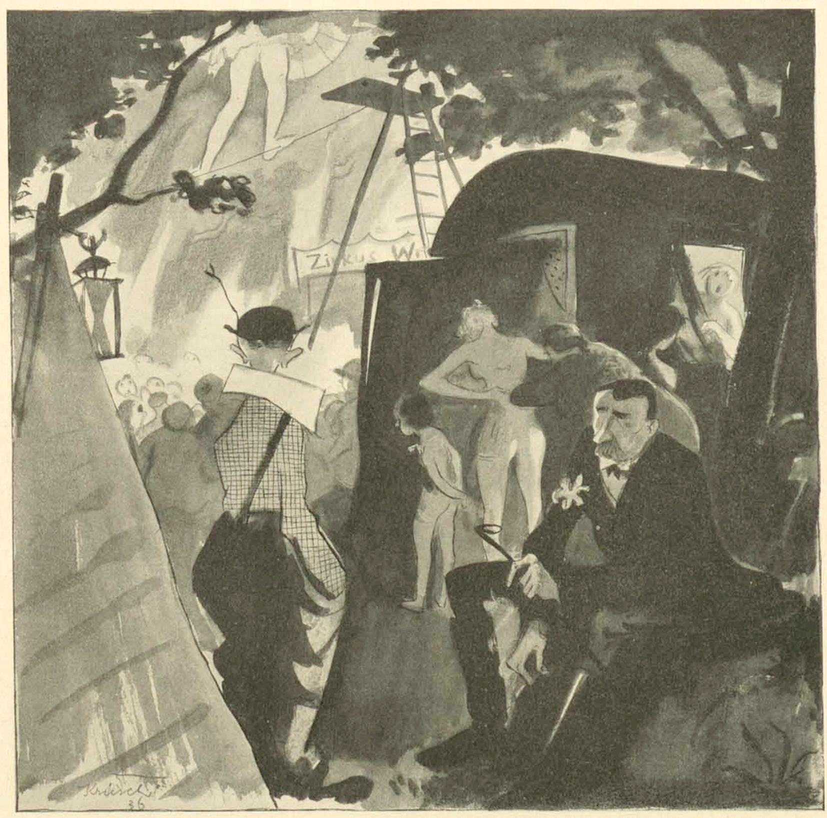
Denn der Boliman kennt kein Verweilen. Er läuft in einer Nacht um die ganze Erde und kommt dabei an jeden Ort. Er kennt und erschreckt alle Kinder der Welt.

Mit großen, raumgreifenden Sprüngen rast der Boliman über und um die Erde. An den

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • DA. 11822 II. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Zirkus

(R. Kriesch)



„Fabelhaft! Det Publikum rast vor Bejeisterung." — „Ja — und wenn's dann ans Einsammeln jeht, will's keener jewesen sin."

breiten Flüssen und an den Strömen bleibt er stehen und löscht seinen Durst, ehe er mit einem einzigen Sprung hinübersetzt.
Wer ihn fürchtet, vor dem taucht er urplötzlich auf, und wenn einer des Nachts über Land geht und nur ein wenig an ihn denkt, so wird er nimmer den Gedanken los. Und der Gedanke genügt schon, um den Boliman auf seine Spur zu lenken.
Nur noch die Zeit ist ebenso schnell und ebenso unsterblich wie der Boliman. Die große Uhr in der dunkelsten Stubenecke, die immer eine Weile Schritt um Schritt mit der Zeit einhergeht, bis sie des Gleichschritts müde wird und stehen bleibt, — schlug unerwartet zehn. Wie wenn die Erde aus Erz wäre, das tief auftönt, wenn der Boliman mit schlanken, dunklen Sprüngen darüber rast, so mächtig und doch eingehüllt in weite Fernen schlug die Uhr. Die Pfoten des Boliman waren zu Hufen der Zeit geworden.
In der Kammer schlug eine zweite Uhr, dann eine über unseren Köpfen, in einem anderen Stockwerk, nein, draußen in der rabenschwarzen Nacht, ganz hinten, am Ende der Welt, schlug jene Uhr. Ihre Schläge fielen wie schwere Tropfen von flüssigem Eisen und zersprangen in unzählige Funken. Und als ich durch das Fenster sah, entdeckte ich sie als Wandelsterne auf dem schwarzen Grunde der Nacht.

Lieber Simplicissimus!

Babette, unsere neue Hausangestellte, läßt an ihrer vergangenen Herrschaft, besonders an der Hausfrau, kein gutes Haar. Nachdem sie schon mehrere Untugenden aufgezählt hat, bringt sie noch vor: „Und das ist ganz ausgeschlossen, daß die einem Dienstboten ein Vergnügen gönnt: sogar die Zeitung für den Abort hat sie in lauter kleine Stücke geschnitten, damit man ja nicht eine Romanfortsetzung im ganzen hat lesen können!"

*

Die Leute über mir waren bis spät in die Nacht hinein von einer munteren Beweglickeit, die mir die Ruhe raubte, so daß ich eines Tages auf die Suche nach einem ruhigeren Zimmer ging. Ich hatte auch bereits ein mir zusagendes gefunden, aber da fiel mein Blick im letzten Moment auf eine über dem Bett angebrachte Brandmalerei: „Der Herr über dir schläft noch schlummert nicht." — Worauf ich dankend auf das Zimmer verzichtete.

Der Glaubenswind

Als früher die Blasbälge der Orgeln von Bälgetretern bedient werden mußten, gab es oft Streitigkeiten zwischen dem Organisten und dem Windmacher, der natürlich an einem großen Windverbrauch des Orgelspielers keine Freude hatte, weil er dadurch sehr auf den Trab gebracht wurde und andauernd in den Tretbügeln der Bälge hängen mußte. So kam einmal ein solcher Streit vor den Pfarrer, wobei der Organist erklärte, der Kalkant (wie man den Bälgetreter damals nannte) habe nicht schnell genug getreten, und vor allem beim Glauben (Credo) sei nicht genug Wind dagewesen. Dagegen verteidigte sich der Bälgetreter, er sei schon seit vielen Jahren an der Orgel tätig und wisse besser als der neuangestellte Organist, wieviel Wind zum Glauben gehöre!

Der Député vor seinen Wählern

(Wilhelm Schulz)



„Eh bien, die Fünfmächtekonferenz kommt zustande, und ich kann euch versichern: Frankreichs Chancen sind ausgezeichnet." — „O weh, da werden wir also wieder n e i n sagen?!"

München, 6. September 1936 41. Jahrgang Nr. 24

SIMPLICISSIMUS

Sowjetrussische Aufrüstung

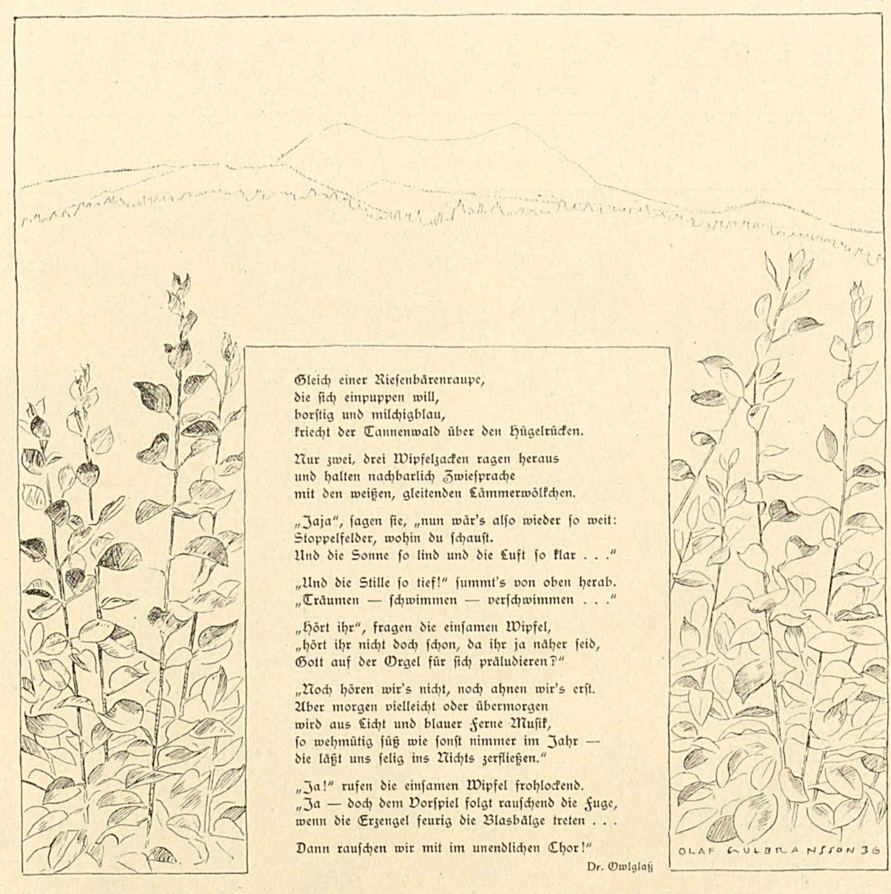
(Wilhelm Schulz)



Und wenn ihr euren Drachen noch so mästet, daß er die ganze Welt zu verheeren droht — die Welt wird auch den jungen Helden stellen, der ihn zu Fall bringen wird.

September

(Olaf Gulbransson)



Gleich einer Riesenbärenraupe,
die sich einpuppen will,
borstig und milchigblau,
kriecht der Tannenwald über den Hügelrücken.

Nur zwei, drei Wipfelzacken ragen heraus
und halten nachbarlich Zwiesprache
mit den weißen, gleitenden Lämmerwölkchen.

„Jaja", sagen sie, „nun wär's also wieder so weit:
Stoppelfelder, wohin du schaust.
Und die Sonne so lind und die Luft so klar . . ."

„Und die Stille so tief!" summt's von oben herab.
„Träumen — schwimmen — verschwimmen . . ."

„Hört ihr", fragen die einsamen Wipfel,
„hört ihr nicht doch schon, da ihr ja näher seid,
Gott auf der Orgel für sich präludieren?"

„Noch hören wir's nicht, noch ahnen wir's erst.
Aber morgen vielleicht oder übermorgen
wird aus Licht und blauer Ferne Musik,
so wehmütig süß wie sonst nimmer im Jahr —
die läßt uns selig ins Nichts zerfließen."

„Ja!" rufen die einsamen Wipfel frohlockend.
„Ja — doch dem Vorspiel folgt rauschend die Fuge,
wenn die Erzengel feurig die Blasbälge treten . . .

Dann rauschen wir mit im unendlichen Chor!"

Dr. Owlglaß

Die böhmische Geige / Von Rudolf Adrian Dietrich

Ich war sechzehn Jahre alt und Lehrling in einer Fabrik. Aber es waren Ferien, und ich hörte nicht die Schornsteinsirene, die früh um acht Uhr, um zwölf Uhr zur Mittagspause und um sechs Uhr zum Feierabend pfiff. Die Stadt lag jetzt hinter den Bergen, Wäldern und Wiesen, und ich wanderte von Tetschen nach dem Schreckenstein und fuhr mit einer Bahn von Aussig nach Teplitz. Es war ein Morgenfrühzug, und Hochwürden saß im schwarzen Rock und mit dem Hirtenhütchen zwischen den jungen Arbeiterinnen, die wohl in eine Fabrik fuhren, die hier im Kohlengebiet zwischen Bergen, Wäldern und Wiesen lag. Es waren ganz junge Mädchen darunter, und drei waren demütig aufgestanden, damit Hochwürden den Platz erhielte, den sie erst besetzt hatten und den er gewichtig und selbstverständlich einnahm. Da las er nun im Brevier, die Lippen kräuselten sich zu stummbleibenden lateinischen Worten. Aber seine Augen schleckten bald über das eine, bald über das andere Gesicht einer der jungen Arbeiterinnen. Nur auf mich gab niemand acht, obgleich ich alle aufmerksam betrachtete, die vor jener hügeligen Landschaft standen oder saßen, welche am anderen Coupéfenster vorüberflog. In Teplitz verließ ich den Zug; zwei junge Arbeiterinnen hatten kleine Brüste und schmale Lenden. Ich fühlte, wie sie wie ein frisches Bachwasser um mich herum und an mir vorbeiliefen und um den großen, schwarzen Felsen Petri, der weiter auf der Straße in seinem Brevier las. Dann waren wir allein, und da sah der Schwarze mich einmal an, so als wunderte er sich etwas, und bog achselzuckend in eine Seitengasse ein, während ich entdeckte, welcher Art diese Stadt war. Sie hatte Kurhäuser, Hotels, Fabriken, Geschäftsstraßen, verschiedene Denkmäler und Brunnen, auch Equipagen und Gemüsekarren, roch nach Kohle, Schweiß und Veilchenparfüm und verlief in eine heiße Mittagslandschaft. In diese Landschaft mußte ich gehen, denn mitten darin war Böhmens großer Berg, der Milleschauer. Ich würde wohl am Nachmittag oben sein; es war so schön, an keine Fabrik zu denken und nur an eine der jungen Arbeiterinnen, die vielleicht gern mit mir in die heiße Landschaft gegangen wäre. Aber ich war sechzehn

Jahre, und sie hätte womöglich über mich gelacht und sich noch mehr verwundert als Hochwürden und als ein Fiakerkutscher, der vom Bock aus in Teplitz mich eine Weile beobachtet hatte. Ich fühlte, daß die junge Arbeiterin aber vielleicht doch mit mir gegangen wäre, denn ich dachte fortwährend an das kleine silberne Kreuzchen, das im Zug zwischen ihren Brüsten hin und her gewippt hatte. Die Sonne brannte sehr, und die Landstraße war gelb und staubig. Auch die Felder waren gelb und wie von einem leisen Staub überhaucht. Ich fühlte bald Durst in der Kehle und daß mir die Füße zu brennen anfingen. Das war der vierte Tag, den ich unterwegs war. Nach einiger Zeit war mein Haar ganz naß von Schweiß, und die Sonne stand über meinem Scheitel. Ich weiß nicht, wie die kleinen, böhmischen Dörfer in der Umgegend hießen, deren Hütten und Kirchtürme dann und wann aus der Landschaft über die reifen Felder nach mir hinsahen. Einmal läutete es wo, und ich dachte, das sei zum Gedenken an Hochwürden, und ob er strafend wohl hinterdrein sah, wie ich atemlos mit der netten jungen Arbeiterin ihm davonlief in die heiße Landschaft? Ich kannte die Namen der böhmischen Dörfer sonst nicht, aber ich weiß doch, daß es an der Landstraße zwischen Auperschin und Boreslau war, wo ein vereinzeltes Wirtshaus stand. Ich nahm mein Geldtäschchen und holte zehn Kreuzer hervor — die eigentlich zwanzig Heller waren (man sagte nur im alten Kaiserreich, auch in Böhmen, gern noch Kreuzer) — dann ging ich an die offene Tür und sah ins Innere dieses einsamen Hauses in der heißen Landschaft. Es war kein Mensch darin, aber an den Wänden ringsum hingen Geigen, hingen offen da mit den dazugehörigen Geigenbögen. Ich saß ein Weilchen und dachte an nichts, obgleich ich etwas traurig war und nicht wußte warum. Doch plötzlich ergriff mich eine sündige Lust, zu spielen, und ich nahm die erste beste Geige von der Wand, spannte den Bogen etwas straffer, schob das schlanke Instrument mir unters Kinn und begann zu horchen, wie die Töne mir kamen. Und sie kamen immer schöner, und ich dachte, wenn es jemand hörte! Und ich spielte noch hingebender, denn ich hatte auf dem ganzen Weg kein Wort zu ihr gesagt; nun aber wollte ich ihr alles sagen, was ich ihr sagen könnte: daß ich sehr glücklich sei, und daß wir wohl bald oben sein würden auf dem Milleschauer, und daß sie mein böhmisches Mädel sei, und daß ich sie gleich gern gehabt, als ich in Aussig in das Coupé gestiegen. Die Herzgeige sang und schluchzte; aber obgleich ich nun glücklich war, war ich doch zu gleicher Zeit sehr traurig. Ich wußte nicht mehr, wo ich war. Nur daß einmal ein Schatten über mich fiel und daß es drin kühler war als draußen in der Landschaft. Auf dem Tisch hatte sich etwas bewegt, eine Hand, und dann hatte da ein Glas gestanden, ein Glas mit Bier. Und eine Frau hatte den kühlen Schatten mitgebracht. Und sie sah mich an, wie ich spielte, und sie war nicht alt, und sie lächelte, und ich trank und legte ihr die zehn Kreuzer hin und wollte beschämt die Geige weghängen, aber sie schob die zehn Kreuzer zurück und lächelte, und da fühlte ich eine Lust weiterzuspielen — warum ich nur nicht ganz froh sein konnte? Aber ich spielte weiter, und zwischen Singen und Schluchzen, Stakkato und Tremolo und in die vierte Lage hinauf mit einem kleinen Triller sah ich, daß die Frau lächelte und sich etwas nach der Musik bewegte, als ob sie immer froher würde, indes ich immer schwerer und trauriger ward. Und einmal war sie weg und kam gleich wieder und hatte ein neues Glas Bier, und ich schob ihr wieder die zehn Kreuzer hin, und sie schob sie abermals zurück. Und ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und trank und dachte, ob ich die Frau wohl kennte, ob ich das Gesicht schon einmal im Leben gesehen? Und wie sie nun lächelte und ihre Augen in der Sonne sich in Gold verwandelten — nahm ich wieder die Geige, und nun drang ich tiefer ein in das Geheimnis ihrer Töne und nahm zwischen G- und D-Saite die dunklen Mollklänge und liebkoste die seltene Stunde, die drin so kühl und draußen so voll Sonnenglast war, und beim dritten Glas wurde ich etwas müde, und die Frau lachte und frohlockte, und mir kamen Tränen, ich begriff nicht warum . . . Es nahm mich etwas hin, und ich sehnte mich nach meiner Mutter, obgleich es wohl auch nicht meine Mutter war, und dann legte ich die Geige hin und stand wieder in der Haustür. Drüben hörte ich ein Sensendengeln, und jemand rief, und es war wohl die Frau, die er rief. Und der Nachmittag legte sich blau mit violetten Wolken über meine seltsame Traurigkeit, und ich lief weiter; die zehn Kreuzer brannten mir in den Fingern, und als ein Muttergottesbildchen kam, legte ich sie dort nieder und ging befreiter auf die Wolken des Abends zu und auf den Berg, den Milleschauer, der sich zwischen ihnen erhob. Die Dämmerung kam bald mit einem tiefen Blau, das mit den ersten Sternen bestickt war. Ich stieg hinauf, höher und höher. Die Waldbäume strömten schon den Nachtduft aus, und der Wind, der den Tag über schlafen gelegen, erhob sich mit Flüstern und Raunen. Plötzlich rief jemand: „Geht es hier nach K.?“ Ich erschrak; denn ich hatte lange keinen Menschen gesehen und begriff nicht, daß ich gefragt wurde. Von der anderen Seite kam nun auch noch jemand und fragte: „Guten Abend. Geht es hier nach K.?“ Ich trat zu den beiden, die den Weg suchten, und wir einigten uns, selbdritt weiter zu gehen, und fanden Aus-

(Schluß auf Seite 281)

Kartoffelernte

(Karl Rössing)



Theorie und Praxis

(E. Schilling)



Sie täten auch besser daran, Herr Blum, Ihren schönen Grundsätzen erst einmal im eigenen Haus Geltung zu verschaffen!

Der gute Rat

(Wilhelm Schulz)



„Geben Sie dem Angst-Teufel ja nicht den kleinen Finger — sonst nimmt er die ganze Hand, Herr Braddock!“

Die böhmische Geige

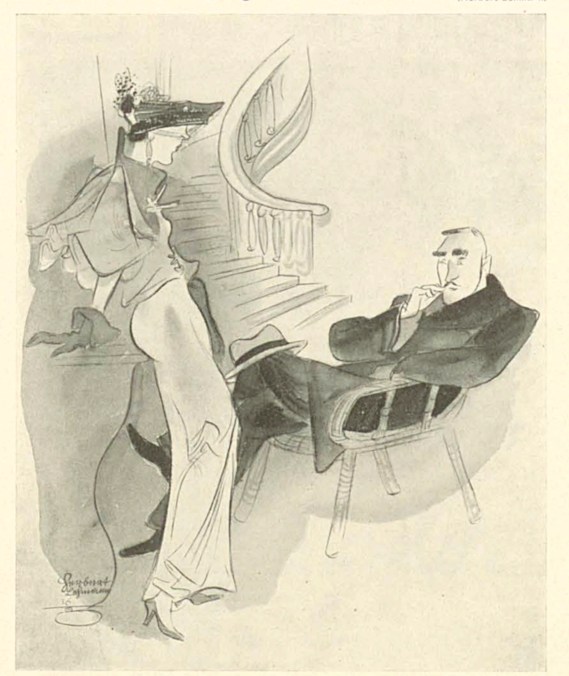
(Schluß von Seite 279)

blicke ins abendtiefe Land und fanden in der Nacht eine Herberge in einem Orte, der Lobositz hieß. Es waren Studenten aus Schlesien auf einer Wanderung nach Prag, und ich ward gleich mit eingeladen in ihr Quartier und schlief eine lange dunkle Nacht. Das Muhen der Kühe weckte mich und die Morgensonne. Die beiden waren schon beim Ankleiden. Auch ich stand nun auf, entsann mich der Frage: „Geht der Weg hier nach K.?“ und daß wir nun gerade entgegengesetzt gegangen waren. Vorm Fenster lag der Ort. Das Vieh hatte auf dem Marktplatz die Tränke, und als die Morgenglocken läuteten, knieten die beiden Studenten halbangezogen nieder und beteten und küßten ihre kleinen schwarzen Büchlein. Ich aber entsann mich plötzlich eines Traumes: oder war es kein Traum? — Etwas davon aber war sicherlich geträumt: und ich hatte sie nicht erkannt. Oder war es doch eine andere gewesen, die mir das Bier eingeschenkt in dem Wirtshaus an der Landstraße bei Auperschin? War es nur das ähnliche Gesicht gewesen, dieses böhmische Mädchengesicht und dieses ähnliche Lächeln? Oder war es doch die junge Arbeiterin gewesen, die liebe Herzgeige, der ich vorgespielt hatte, und die mich schon im Zuge einmal so sonderbar angesehen? — Die Studenten sangen ein geistliches Lied, dann trennten wir uns, und es war ein herrlicher Morgen. Der Friedhof von Lobositz lag schräg hügelig am Strom, als zöge die Zeit an der Ewigkeit vorüber. Indes die Studenten weiter wanderten die Straße nach Melnik und Prag, trug ein Fährschiff mich hinüber nach der Stadt Leitmeritz. Wie eine Spielzeugpuppe, so klein, stand dort auf dem Platz bei der hohen Barockkirche eine Strahlenmadonna. Und ich sah sie an, und wie sie lächelte, dasselbe Lächeln! Und die sündige Lust kam mich wieder an. Ihr könnte ich wohl alles, auch das Letzte, sagen. Aber als ich dachte, wie schade es sei, daß ich keine Geige hier habe, klang aus der Kirche das Brausen der Orgel. Und nun war aller Mittagsspuk des vergangenen Tages vorbei: mein Herz war erlöst, und die Stadt nahm mich gastlich auf.

Wie lange das her ist! Ein Vierteljahrhundert ist seitdem vergangen. Durch viele Länder bin ich gezogen — aber nie wieder diesen Weg. Ich würde ihn auch gewiß nicht mehr finden.

Entgegenkommen

(Herbert Lehmann)



„Über deinen Geschäften vergißt du ganz, daß ich auch noch da bin!" — „Na, dann mache ich mir von nun an einen Knoten ins Taschentuch."

Mein Reklamechef / Von Wilhelm Lichtenberg

Eines Tages stand dieser kleine, bewegliche Herr Mollino vor mir im Zimmer und brüllte mich an: „Warum sind Sie noch kein Bernard Shaw? He?" Eingeschüchtert antwortete ich: „Weil ich kein Engländer bin . . ." — „Nein!" überschrie sich Herr Mollino jetzt, „sondern weil Sie keinen Reklamechef haben! Weil Sie im Zeitalter der Raumrakete noch immer mit der Postkutsche vorwärtszukommen meinen!" — „Ach", sagte ich zaghaft, „lassen Sie mich, Herr Mollino. Ich bleibe schon beim alten Leisten. Aus mir werden Sie keine Raumrakete machen." — „Doch, doch!" drang der kleine Mann auf mich ein. „Doch, doch, doch! Sie werden mich als Reklamechef engagieren, und ich mache aus Ihnen in sechs Monaten einen weltberühmten Schriftsteller. Oder glauben Sie vielleicht, daß es darauf ankomme, was Sie schreiben? Hahaha!" Er schüttelte sich vor Lachen. „Naivling! Es kommt darauf an, was Sie — oder vielmehr Ihr Reklamechef — aus sich machen! Nie können Sie populär werden, wenn Ihr Name immer nur in der Kunstrubrik auftaucht. Neunzig Prozent aller Menschen lesen die Kunstnachrichten erst gar nicht. Und bei den übrigen zehn Prozent können Sie nie populär werden — weil die selber schreiben! Ihr Name wird in Zukunft in allen Rubriken der Zeitung vertreten sein. Im Tagesbericht. Bei den Unfällen. In der Skandalchronik. Im Gerichtssaal . . ." — „Hören Sie auf!" wehrte ich mich. „Wollen Sie einen Al Capone aus mir machen?" — „Nein. Nur einen weltberühmten Schriftsteller. Es darf kein Tag vergehen, an dem man nicht von Ihnen liest. Es darf keine Gelegenheit geben, bei der Ihr Name nicht genannt wird. Es darf sich kein Skandal ereignen, in den Sie nicht verwickelt sind."

Und da sagte ich nein. Energisch nein. Aber meine Frau meinte: „Es wäre halt doch gut, wenn aus dir endlich ein weltberühmter Schriftsteller würde. Und wenn dir Herr Mollino dazu verhelfen will — warum vertraust du dich ihm nicht an?" Frauen sind ja um soviel ehrgeiziger als wir Männer. Und deshalb glaube ich auch, daß Junggesellen niemals große Karriere machen. Ich schloß also mit Herrn Mollino einen Vertrag. Der Vertrag verpflichtete ihn, in sechs Monaten eine Weltgröße aus mir zu machen, mich aber, allen Weisungen meines Reklamechefs zu entsprechen und mein gesamtes Hab und Gut für seine Zwecke bereitzustellen.

Die ersten Taten des Herrn Mollino bestanden darin, mich aus meiner kleinen, behaglichen Wohnung zu reißen und eine Luxuswohnung im Botschafterviertel Wiens zu mieten. Außerdem kaufte er ein riesengroßes Auto für mich und nahm einen livrierten Chauffeur auf, dessen abweisende Vornehmheit sofort Minderwertigkeitsgefühle in mir erzeugte. Schon diese ersten Maßnahmen entsetzten mich. Aber Herr Mollino meinte: „Wir eskomptieren eben Ihre Weltberühmtheit. Jeder weltberühmte Schriftsteller hat sich erst das Auto und die Luxuswohnung verdient, nachdem er sie bereits hatte. Der Standard macht es, mein Lieber! Und Geld verdienen kann man nur, wenn alle Leute sagen: ‚Donnerwetter, muß der Geld verdienen'!"

Am nächsten Tag erschien Herr Mollino bei mir: „Heute müssen wir einen Autounfall haben!" — „Wie?" fragte ich verständnislos. — „Naja! Wie wollen Sie sonst in die Zeitung kommen?" — „Aber ich kann mir doch wegen meiner Weltberühmtheit nicht die Knochen zerschmettern lassen?" — „Warum nicht? Jeder berühmte Mann muß kleine Opfer bringen. Der Chauffeur ist bereits instruiert. Er wird ein bißchen unvorsichtig fahren, es wird einen kleinen Zusammenstoß geben, Sie werden eine mäßige Gehirnerschütterung abbekommen, aus der ich natürlich eine große Affäre machen werde. Dann liegen Sie einige Wochen im Sanatorium . . ." — „Und?" — „Was denn: und? Mensch, sind Sie aber schwer von Begriff! Da gibt es vor allem einen Bericht über Ihren Autounfall. Dann tägliche Meldungen: ‚Der Schriftsteller W. L. dürfte kaum mit dem Leben davonkommen . . . Dürfte doch mit dem Leben davonkommen . . . Aber wahrscheinlich doch nicht . . . Und vielleicht doch . . . Geringe Hoffnung vorhanden . . . Stärkere Hoffnung vorhanden . . . Befindet sich bereits außer Lebensgefahr . . . Auf dem Wege der Genesung . . . Bereits genesen . . .' Also, reden Sie nicht viel und lassen Sie mich nur machen."

Nach sieben Wochen verließ ich das Spital. Mollino brachte mich im Triumph nach Hause. „So!" meinte er, nachdem wir uns gesetzt hatten, „und jetzt werden Sie sich eine Freundin anschaffen!" Diesmal protestierte meine Frau. „Warum soll sich mein Mann eine Freundin anschaffen?" — „Gnädige Frau, lassen Sie bitte alle bürgerlichen Sentimentalitäten aus dem Spiel. Ein weltberühmter Schriftsteller ohne Freundin ist wie ein General ohne Säbel. Beide müssen etwas zur Linken haben." — „Sie werden doch nicht meine Ehe vernichten wollen, Herr Mollino?" wehrte sich meine Frau verzweifelt. Ich schwieg. Weil mir der Vergleich mit dem Säbel einleuchtete. „Es liegt ja nur an Ihrem Gatten, daß diese Freundschaft platonisch bleibt." — „Gott sei Dank!" atmete meine Frau auf. — „Ja. Die Freundin brauchen wir für einige Skandalaffären." — „Bedaure", entgegnete ich, „aber solche Sachen mache ich sehr diskret ab." — „Stimmt! Deshalb sind Sie auch bis jetzt ein Niemand geblieben. Aber nun haben Sie glücklicherweise einen Reklamechef, der diese Angelegenheiten richtig aufzieht. Wozu brauchen Sie nämlich eine Freundin? Damit die gnädige Frau eine Ehebruchsklage gegen Sie einbringen kann." — „Nein!" schrie meine Frau auf. „Mit den Gerichten will ich nichts zu tun haben!" — „Pardon, gnädige Frau! Das gehört dazu. Wenn Sie nicht wollen, lege ich mein Amt nieder. Eine derartige Klage beschäftigt die Öffentlichkeit monatelang. Die

Autofahrer kennen den Namen Ihres Gatten bereits. Jetzt brauchen wir aber auch die Legion der Gerichtssaalkiebitze für unsere Popularität. Und alle die verheirateten Damen, die für eine verlassene und gedemütigte Frau Partei nehmen werden. Und alle Ehemänner, die gleichfalls Freundinnen haben. Und alle Freundinnen, die sich für den Fall interessieren werden. Glauben Sie mir! Diese Eheaffäre macht Sie populärer als Ihre gesammelten Werke. Und jetzt lassen Sie mich machen."

Herr Mollino führte mir eine sehr kostspielige Freundin zu. Aber das Tragische an der Sache war, daß ich sie nicht ausstehen konnte. Sie war mir zu pompös, zu anspruchsvoll, zu anstrengend, wie die ganze Weltberühmtheit überhaupt. Meiner Frau gefiel sie allerdings sehr, weil sie keinen Augenblick um mich fürchten mußte. Die beiden Damen freundeten sich sogar lebhaft an. Und zwischendurch schlugen sie sich erbittert vor den Gerichten herum.

Eines Tages erschien Mollino und diktierte meiner Frau: „Sie werden morgen ein Eifersuchtsattentat auf Fräulein Titty verüben!" — „Allmächtiger Gott!" wehrte sie sich. „Soll ich sie erschießen!" — „Unsinn! Wir wollen eine unblutige Weltberühmtheit fabrizieren. Ohne Schüsse. Sie geben Fräulein Titty morgen um zwölf Uhr mittags, während des stärksten Korsos, eine Ohrfeige und zausen sie ein bißchen an den Haaren." — „Das liegt mir aber gar nicht", weinte meine so sanftmütige Gattin. „Egal! Ihrem Mann ist der Autounfall auch nicht gelegen und er hat ihn trotzdem über sich ergehen lassen. Die Ehebruchsaffäre beginnt leider schon etwas abzuflauen. Wir müssen die Weltmeinung ein bißchen aufrütteln. Und das kann nur durch eine kräftige Ohrfeige auf dem belebtesten Platz Wiens geschehen."

Was blieb meiner armen Frau übrig? Die Sache hatte schon so viel Geld verschlungen und so viel Nerven gekostet, daß wir nicht auf halbem Wege stehenbleiben durften. Sie ohrfeigte Titty also auf offener Straße; es gab einen Skandal, den meine Pseudofreundin sehr geschickt spielte, und die Zeitungen berichteten spaltenlang über uns.

Und ich weiß nicht, wie die Sache noch weitergegangen wäre, wenn mir Herr Mollino nicht eines Tages das Ansinnen gestellt hätte, einen nächtlichen Einbruch in ein Bankhaus zu verüben, damit mein Name endlich in die weitesten Kreise der Öffentlichkeit dringe. Da wehrte ich mich zum erstenmal ganz entschieden. Aber weil ich meiner Sache doch nicht so ganz sicher war, vertraute ich mich einem Freund an, der selbst Schriftsteller ist, und bat ihn, mir zu raten.

Der Freund lachte herzlich. Und gab mir selbstverständlich den einzig möglichen Rat, diesen Herrn Mollino, der mich jetzt zu einem weltberühmten Einbrecher machen wollte, abzuschütteln und mich wieder in meine behaglichere Bedeutungslosigkeit zurückzuziehen.

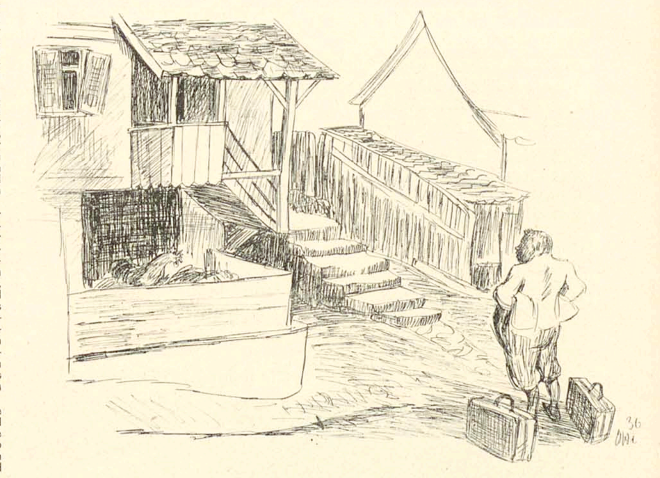
Das tat ich auch. Das heißt — so sehr behaglich war meine Bedeutungslosigkeit jetzt nicht mehr. Denn inzwischen war ich zum Bettler geworden, hatte einen Rattenschwanz von Prozessen zu liquidieren, und außerdem hatte sich die Steuerbehörde für mich sehr lebhaft zu interessieren begonnen. Wobei ich nicht erst erwähnen muß, daß ich während der ganzen Zeit, die ich an den Drähten des Herrn Mollino gezappelt hatte, nicht zum Arbeiten gekommen war.

Und weltberühmt war ich nicht geworden. O nein!

Trotzdem hatte ich einem Menschen zur Weltberühmtheit verholfen. Meinem Freund nämlich, an den ich mich in meiner höchsten Not um Rat und Hilfe gewandt hatte. Der schrieb ein Lustspiel, das von einem Autor handelte, der sich einen Reklamechef engagiert und alle meine Schicksale erlebt. Das Stück hatte in der ganzen Welt Erfolg und machte meinen Freund zum bekanntesten Lustspielautor. Ohne Reklamechef. Wenn mir Herr Mollino zum Abschied wenigstens diesen Rat erteilt hätte!

Stadtverbunden

(O. Herrmann)



„Wenn et 'n noch so bissiger Köter wär', würd' ick ihm einfach eene kleben — aber so 'n unvernünftiges Federvieh kann einem ja uff 'n Kopp kommen!"

Lieber Simplicissimus!

Kürzlich lag in meinem Briefkasten ein Flugblatt, das eine neue Erfindung anpries. Es enthielt unter anderem folgende klassische Sätze:

„Ein neuer Werkstoff zur Abformung von Körper und Gegenständen ist erfunden worden. Es ist kein Gips und kein Wachs nicht und kein Harz nicht oder sonst etwas Altherkömmliches nicht, aber der Zahnarzt, der Chirurg, der Orthopäd, der Rasseforscher und viele Techniker können damit Abformungen vornehmen. Unter ihrer Hand entstehen Nachbildungen, welche flach noch eben, klein und schattenhaft, sondern bis in die kleinsten Einzelheiten völlig naturgetreu sind, hoch, tief, breit, lang, in Originalgröße.

Unser Verfahren gibt jedes Fältchen, jedes Härchen, jede Pore wieder. Wir dächten es müßte für Brautleute eine Wonne sein, ihr körperhaftes Konterfei auf Konsole oder Schreibtisch zu stiften und in späteren Jahren sich noch vergegenwärtigen zu können, wie ‚lieblich in der Jugend Prangen' sie aussahen."

Die ältere Generation wird es lebhaft bedauern, daß dieser famose Werkstoff nicht schon zur Zeit ihres „jugendlichen Prangens" erfunden wurde.

Feierabend in der Fabrikstadt

Ueber verschnaufender Stadt
Kriecht letzter Qualm aus den Schloten,
Stockt vor dem abendlich roten
Gewölk, noch von Kesselglut satt.

Weiße Straße saugt Scharen
Heißer Belegschaft ins Grüne;
Die lauter Arbeit waren,
Strömen zu blühender Bühne:

Gärtchen mit Sonnenrosen,
Wicken, Salat und Nelken!
Wilder Wein turnt an losen
Windschiefen Laubengebälken!

Binden des Alltags entfallen
Der Seele: blind war sie nie.
Zwischen duftenden Hecken
Huschen Spinnerin, Weber, und necken
Die von Stahlwerk A.-G. und Chemie.

Hei! und der Kesselnieter
Küßt schon die blonde Marie.

Max Bittrich

Lieber Simplicissimus!

Unser Rathaus in L. hat viele Eingänge. An einem hängt ein Schild:

„Aufgang zum Standesamt II. (Nur für Eheschließungen.) Fahrräder und Kinderwagen im Hausflur einstellen."

Das nenn' ich mir Dienst am Kunden!

Maximaldosis

Der alte Internist S. — er hat auch längst das Hörrohr mit irgendeinem Blas- oder Saiteninstrument bei den himmlischen Heerscharen vertauscht, der Gute — war ein gemütlicher Herr.

Einmal legte er einem Examenskandidaten folgenden Fall vor: „Sie werden zu einem Mann gerufen, der an einer heftigen Gallensteinkolik erkrankt ist. Was geben Sie dem Patienten zur Schmerzlinderung?"

„Morphium!" sagte der Kandidat richtig.

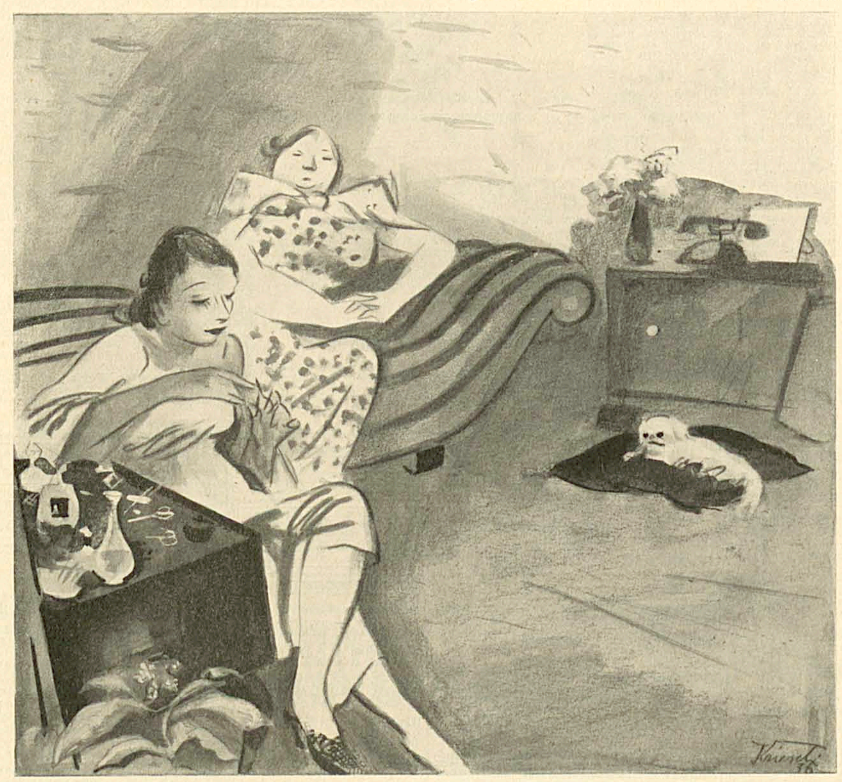
„Schön. Und welche Menge?"

Der angehende Äskulap hatte die vertrackten Dezimalstellen nicht fest im geplagten Köpfchen, antwortete aber dreist und gottesfürchtig: „Null Komma fünf Gramm."

„Gut. Und was machen Sie dann mit der Leiche, Herr Kollege?" fragte Professor S. weiter.

Einst und jetzt

(R. Kriesch)



„Es kommt eben heute alles aufs Äußere an." — „Allerdings! Zu meiner Zeit haben die Dessous eine viel größere Rolle gespielt."

Steinböcke in Oberbayern

(Olaf Gulbransson)



„Herzlich willkommen in meinem Paradies! Und nun seid fruchtbar und mehret euch, wenn ihr euch zunächst auch mit dem Dialekt vielleicht noch ein bißchen hart tut!"

Eine alltägliche Geschichte / Von Ernst Hoferichter

Als die Waschschüssel geringelte Sonnenkätzchen an die Decke warf, erwachte Kajetan.
Es war ein Morgen mit wasserblauem Himmel und vergoldeten Turmspitzen. Von der Straße herauf klingelten Radfahrer, und der Spritzwagen holperte über das Katzenkopfpflaster.
Durchs offene Fenster wehte Grasgeruch. Und der Duft trug in die Miethäuser das Ahnen frisch gemähter Wiesen . . .
Kajetan war noch voll von abgerissenen Träumen, die sich wie fallende Vorhänge in seinen Morgen schoben.
Die nörgelnden Dinge und kleinen Tücken des gestrigen Tages meldeten sich vergrößert im Schlaf. Der Fehler im Kassenhauptbuch, der schiefe Blick des Chefs und eine Anzüglichkeit aus dem Munde des Prokuristen wurden zu schwindelnden Abgründen und stürzenden Wolkenkratzern, die ihn lebendig begruben . . .
Das jubelnde Licht der Frühe verscheuchte diese Ängste nicht.
Und erst als er an den kommenden Abend dachte, wurde die Welt rosarot und azurblau.
Zwanzig Uhr fünfzehn hatte er sich mit Franzi Ecke Schiller- und Mozartstraße zusammenbestellt. Sie ist rothaarig wie ein Dachkater, ihre Lippen gleichen der stürmischen Bucht von Biskaya, und die Augäpfel ähneln kleinen Seen, in denen sich der Wald ihrer Wimpern spiegelt.
Und die Vorfreude auf dieses Bild erst hatte die Kraft, alles Graue wie von einer Schiefertafel auszuwischen. Beim Gurgeln hörte er ihr Lachen aus dem Wasserglas, und das Rasieren war ihm heute zu einer Lust geworden; denn mit jeder abgeschabten Bartstoppel wurde ein gemähter Platz für ihren Mund frei.
Schön war der Gang ins Büro. Das Tuten der Autos und das Läuten der Trambahnen wurde ihm zu einem Morgenlied. Kein Geräusch störte. Das Geschrei der Zeitungsverkäufer bog sich zu einem Choral um. Und jeder Schritt, der Arbeit entgegen, brachte ihn auch jenem Augenblick näher, da sie um die Ecke kommen mußte. Es schien ihm, daß heute der Portier besonders freundlich grüßte. Traf er auch eine Franzi — oder wußte er, daß Kajetan um zwanzig Uhr fünfzehn — — —?

*

Im Geschäft stellte er fest, daß vier Kollegen einen neuen Leinenkragen trugen. Der Abteilungsleiter hatte sich die Haare schneiden lassen, und ein Tippfräulein sang das Lied von jenem Pfannkuchen, der Geburtstag hat . . .
Es ging ihm prächtig. Jede Addition stimmte. Ein halbes Dutzend faule Kunden zahlten ohne Mahnung. Der Chef klopfte aus besonderem Vertrauen die Asche der Zigarre in Kajetans Papierkorb ab; es fehlte nicht viel, und er hätte sich von ihm ein Streichholz erbeten. Dann drängte sich zwischen Soll und Haben wieder die Ecke Schiller-Mozartstraße. Und so berauscht war Kajetan von diesen Namen, daß er den „Gang nach dem Eisenhammer" vor sich hersagte und über dem Konto von „Vordermaier sel. Erben" ein Menuett pfiff . . .
In der Mittagspause schenkte Kajetan sein Wurstbrot dem Ausgeher und sättigte sich an den zwei Zahlwörtern: zwanzig Uhr fünfzehn . . .
Der Nachmittag wurde zu kurz. Die Stunden purzelten aus dem Zifferblatt wie Schokolade aus einem Automaten. Und er wollte sich doch noch länger freuen — nichts als freuen . . !
Um sechs Uhr fiel der Jubel maßlos über ihn her. Er schob den Radiergummi und eine Handvoll Büroklammern in seine Tasche, damit auch sie das Rendezvous miterleben dürften. Und als er ging, bedauerte er das Tintenfaß und die Schreibmaschine, die nicht dabei sein konnten.
So verließ er seinen Arbeitsplatz, tauchte in das Wogen des Feierabends unter und hatte das Gefühl, als wäre aller Verkehr nur da, um seinen Weg zu umrahmen.
Kajetan sah allen Passanten ins Auge, um abzulesen, ob auch sie einer jubelnden Ecke entgegenstürmten. Da schien es ihm, daß alle Straßen, die Stadt, ja die ganze Welt einem Treffpunkt näher kämen . . .
Knappe zwei Stunden vor der vereinbarten Zeit war er angelangt.
In Gedanken setzte er sich wieder auf seinen Drehstuhl im Büro zurück, fingierte ein Diktat, ließ den Chef an sich vorüberschleichen und die Zigarrenasche in den Papierkorb fallen . . . Und wie ein Hund lief er den Weg her und hin, indes die Zeit durch die Straßen schlich.
Fünf Minuten vor Viertel . . ! Jetzt dachte er nichts mehr. Häuser, Wagen und Menschen waren hinter einem eisernen Vorhang verschwunden. Kajetan fühlte nur das Hämmern seiner Pulse. Er wurde zum Mittelpunkt der Erde.
Und obgleich er nur ein Monatsgehalt von hundertvierzig Mark und ein möbliertes Zimmer besaß, war er Eigentümer aller fünf Kontinente geworden; denn der eiserne Vorhang würde sich heben und . . . und . . .
Von einem Kirchturm schlug es zwanzig Uhr fünfzehn Minuten. Es war e i n Schlag. Die Gardine hob sich — und Franzi kam auf ihn zu. Sie hatte an der gegenüberliegenden Ecke ebenso lang gewartet.
„. . . jetzt soll die ganze Welt untergehen . . !" rauschte es in ihm. Aber die Welt war schlau genug und tat es nicht. Und zwei Menschen verschwanden trunken in ihr und ließen sie an diesem Abend noch oft zusammenstürzen, nur damit sie aufs neue erstehen könne.
Das war Weltgeschichte genug für einen kurzen Tag! Aber so reich sind eben nur Verliebte . . .

* * *

Komintern in Spanien

(Ottomar Starke)



„Sauf' den Malaga, Genossin Natascha – es ist wahrscheinlich der letzte!"

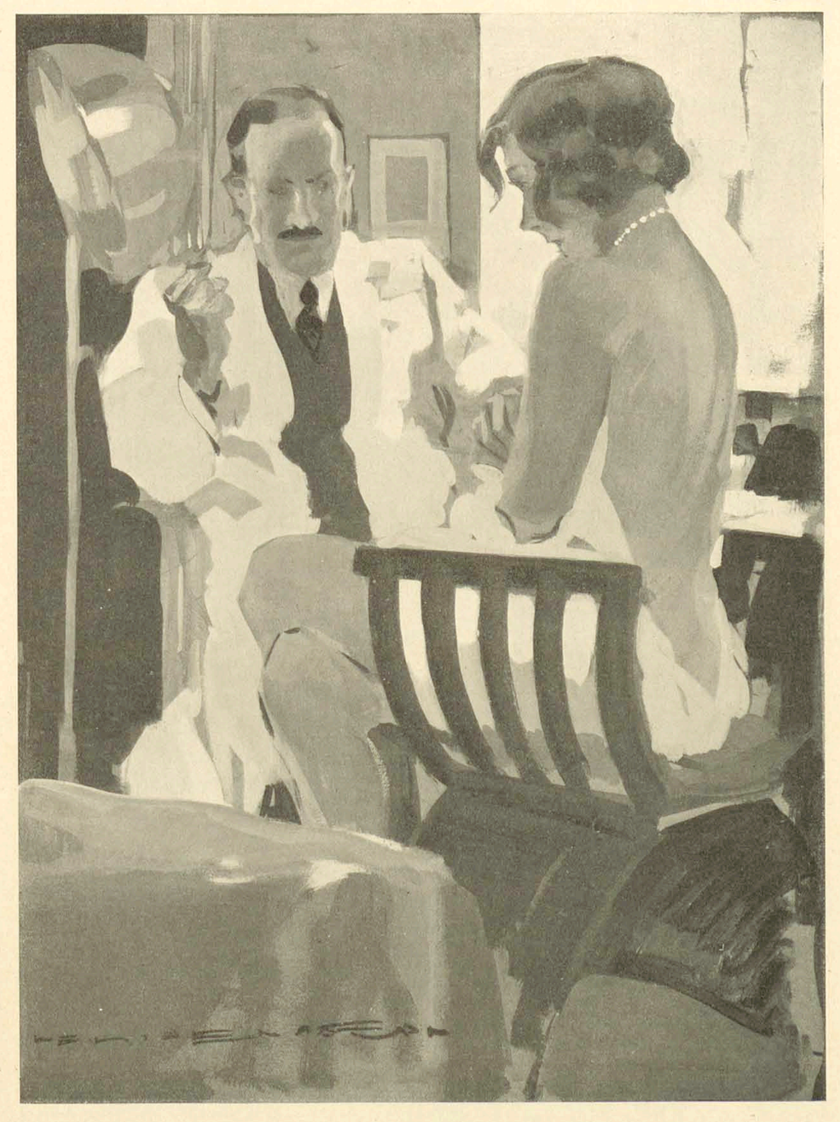
Kleines Mißverständnis

Als Strobels Ältester das Licht der Welt erblickte, befand sich der Papa gerade auf einer Geschäftsreise und erfuhr das freudige Ereignis auf telegraphischem Wege. Die sparsame junge Mutter depeschierte ihm: „Jesaja 9, 6", und wenn Strobel etwas weniger begriffsstutzig gewesen wäre, dann hätte ihn ein Blick ins Alte Testament auf die richtige Fährte gebracht: „Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben . . ."
Er aber las das rätselhafte Telegramm wieder und wieder und meinte schließlich kopfschüttelnd zu seinem Geschäftsfreund: „Offenbar ist es ein Junge, der neun Pfund und sechs Gramm wiegt. Ich verstehe nur nicht, wie meine Frau auf die verrückte Idee kommt, ihn ausgerechnet Jesaja zu nennen!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 11822 II. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Schwieriger Fall

(Kurt Heiligenstaedt)



„Es sollte Ihrem Mann doch möglich sein, Sie zu verstehen!" — „Er versteht mich schon, aber er begreift mich nicht!"

Im Manöver

(E. Thöny)



„Geh zua, Lois, lauf' zur Nanni und sog, d' Munition is uns ausganga — sie woaß nacha scho!" —
„Ja . . . d' Leberknödl san aber no net ferti!"

Stuttgart, 13. September 1936 **Preis 60 Pfennig** 41. Jahrgang Nr. 25

SIMPLICISSIMUS

Ahnungslose Bourgeoisie an der Bidassoa

(E. Thöny)



„Fabelhaft interessant! Das ist doch wieder mal was anderes als das langweilige Taubenschießen in Biarritz!"

(J. Kreis)



Das Orchideenhaus

Von Edmund Hoehne

Das geschah jüngst im brennenden Spanien, doch ist es lehrreich auch für andere Länder. Ein alter Herzog, eigentlich verarmt, aber immer noch gegen Not gesichert, hatte vom Erbbesitz das Orchideenhaus und die Gärtnerwohnung behalten. So konnte er die Leidenschaft glänzenderer Tage, die kostbaren tropischen Blüten zu züchten, fortsetzen. Noch immer gab es Samenkapseln aus dem sagenhaften Urwaldinnern am Amazonenstrom zu kaufen, die kein Blumenlaboratorium zu Erfurt oder Brighton aus Kreuzungsexperimenten gewinnen konnte. Für solch dürres Häuflein von Erbsengröße, das aber ein Geheimnis der Schöpfung in sich barg, bezahlte der Herzog Unsummen. Oft, wenn er die dichtverschlossenen Holzkassetten aus Rio, die länger als ein halbes Jahr unterwegs waren, öffnete, prangten ihm volle Blüten, ernährt aus etwas feuchtem Korkmehl, entgegen. Alles hütete er mit unendlicher Sorgfalt. Er stand um Mitternacht auf, um die Glasklappen zu schließen, wenn von der See oder den Pyrenäen ein herber Wind blies. Selten gelang es den Händlern, ein zartfarbiges neues Wunder aus unbekanntem Inkasumpf von ihm zu kaufen; der greise Magus hegte es fast priesterlich. „Es ist das Edelste, was ich kenne", sagte er zum einzigen Diener; „diese phantastische Schönheit ist das Symbol vom Urgedanken der Welt. Alles andere ist längst verfälscht, entartet, verdreckt oder Lehrobjekt technischer Hochschulen. Sie sind edler als Menschen, meine Orchideen."

Der Diener trug solche Äußerungen, ins Grobe verzerrt, eifrig hinaus. Der ganze Haß der Vorstädte, aus heimlichem Katholizismus und offener Moskauhörigkeit in seltsam-gefährlicher Mischung, wandte sich gegen diese Götzendienerei. „Er nährt Pilze auf fetter Milch für seine Keimlinge; manches eurer Kinder könnte sich satt dran trinken", hetzte der Bote vom Sündentempel. „Hundert Häuser kann man euch bauen für Triebe von teuflisch-tierischen Formen. Er malt sie auf Seidenpergament mit teuren Farben. Er tut nichts als sinnlos verschwenden; er ist irrsinnig. Man sollte ihm das Haus überm Kopf anzünden."

Als der blutige Bürgerkrieg ausbrach und die Granaten schrieen: „Die Welt ist falsch gebaut!", da hatte man zunächst anderes zu tun, als in den Park des Narrenherzogs zu ziehn und die Drohung wahr zu machen. Als endlich ein Haufe hinter der roten Fahne einbrach, trat ihm eine Kommission aus eigenem Lager entgegen und befahl Ruhe und Abmarsch. Ein Fehlschuß von Freund oder Feind war in ein Militärdepot von Gasgranaten gegangen; Hunderte von Opfern der Arbeitermiliz mußten in ein Sonderlazarett, das nirgends vorbereitet war.

Der Oberarzt sah sich prüfend um, schüttelte den Kopf und sagte zum Besitzer: „Man könnte meinen, Sie hätten den Auftrag ausgeführt, ein Giftgaslazarett einzurichten. Es ist wenig zu ergänzen oder abzuändern. Hier sind Ballen von Watte für Wunden. Sie haben damit die Pflanzenstiele gegen Insekten geschützt; für uns ist es Sanitätsmaterial, das überall fehlt. Ich finde Berieselungsanlagen für meine äußerliche Lungentherapie; Sie erzielten damit Tropenklima. Kork, Holzkohle, Torf, Kieselgur liegt bereit. Sie wollten die Luftwurzeln Ihrer Lieblinge einbetten, ich werde alles für absorbierende Packungen brauchen. Sie haben Reagenzgläser, Wannen, feine Scheren, unauffindbare Medikamente —, kurz, Sie haben das Hospital ausgestattet, das diese schreckliche Stunde fordert, um so mehr, als alle Krankenhäuser der Stadt überfüllt sind."

„Ich bitte um zweierlei", sagte der Herzog. „Lassen Sie mich rasch das Wichtigste meiner Zucht im Keller bergen. Dann möchte ich als Hilfspfleger tätig sein. Ich erzog mir beim Pikieren eine behutsame Hand."

„Ich danke Ihnen — ja!", sagte der Chefarzt und reichte dem stillen Kauz die Hand. „Ihr Keller steht unter militärischem Schutz. Hier gehorcht man, geht es doch ums Leben der Kameraden."

Im Garten lagerte der leise gewordene Trupp. „Ein Wunder!", sagte der eine. „Geheimer Befehl? Geheimes Einverständnis?", fragte der andere. „Vielleicht heilen die Hexenkräuter, legt man sie den Vergifteten auf die Brust. Wozu wohl der Millionenspaß doch gut war?" überlegte der Anführer und warf den Brandzunder in den Seerosenteich.

Reifer Tag

Von Karl Bröger

Die Stunden stehen satt und dicht.
Die Luft ist milder Wein.
Als zärtlich grauer Schleier flicht
sich über jedes Ding ein Licht
und hüllt die Höhen ein.

Der Wald liegt still und fern im Raum.
Kein Wipfel, der sich rührt . . .
Doch jeder lichtumflossene Baum
ist ganz von einem reifen Traum
aus Gottes Hand berührt.

Russisches Theater

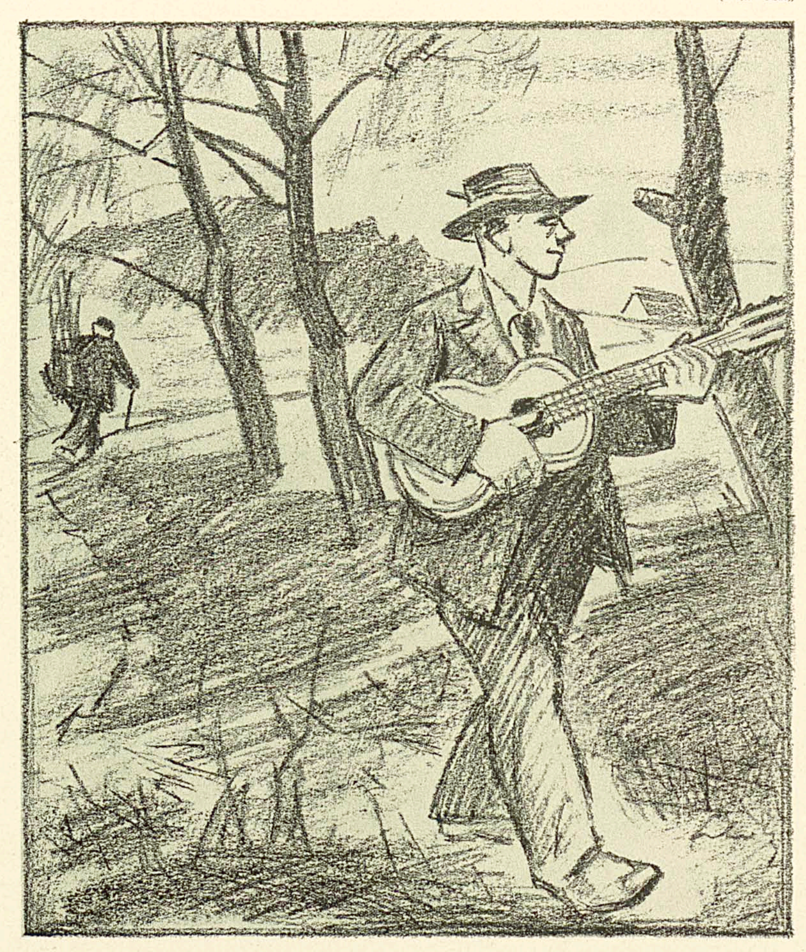
(J. Knoke)



„Nieder mit den Trotzkisten! Für besondere Zwecke genügt Trotzki."

Herbstanfang

(Wilhelm Schulz)



An einem Blausonntag, ich schritt in das Land
Und hatte auch meine Zupfgeige zur Hand,
Da war es, ich wußte nicht wie und warum:
Da ging in mir drinnen ein Zeiger herum.

Es roch in den Lüften, ich wußte nicht was,
Ein Atem, ein herber, strich über das Gras,
Ein Rieseln und Raunen war rings um mich her,
Ein Zirpen und Summen so inwendig schwer.

Ein seltsames Raunen, und doch so vertraut,
Ein tiefer, ein wunder, ein zagender Laut
Trieb leise von fern her, wo goldbraun das Moor
Und einsam verglühte, und suchte mein Ohr.

Es schleierte über die Wälder hinein
Ein seltsam gedämpfter, gebrochener Schein,
Der nach und nach über die Fluren sich bog
Und nach und nach nun auch mein Herz überzog.

Und als ich den Staren zuhörte am Steg,
Da wankte ein Graubart herein in den Weg
Mit Reisig und Pilzen, und bald war er nah.
Nun wußte ich plötzlich: Der Herbst, er ist da.

Wilhelm Schussen

Der kleine Adam

(J. Hegenbarth



„Willst du 'nen Appel haben?" — „Nee, mit Obst ist bei uns Männern von heute nischt mehr zu machen."

Der alte Mann und die Rose

Von Ottilie Häußermann

Der alte Mann geht langsam wie ein Kind,
weil ihm die Füße so müde sind.
Und wie jenes denkt er wenig Gedanken.
Wer kennt die vielen, die ihm versanken?

Der Weg zum Nachbarn hinüber ist weit.
War denn früher die Straße schon so breit?
An der Mauer verschnauft er ein wenig, der Alte,
wo eine Rose blüht aus enger Spalte.

Und er riecht daran mit zittrigem Atemzug:
Wie gut das ist! Kaum bekommt er genug.
Es bleibt ihm ein Tröpfchen Tau an der Nase;
so trippelt er lächelnd über die Straße.

Aus Schlesien

Wir hatten einen alten, treuen Kutscher namens Heinrich, der es rührend gut mit den Pferden meinte, ja, dem sie über alles gingen. Nur einen Fehler hatte er, das war seine Dickköpfigkeit. Wenn man ihm in sein Fach etwas dreinreden wollte, wurde er grob. Eines Tages ließ mein Vater den Landauer einspannen, um einige Gäste nach Schweidnitz zu begleiten. Heinrich war gewohnt, auf dem weichen Sommerweg der Straße zu fahren, weil dies den Hufen der Pferde bekömmlicher war. Mein Vater hatte aber angeordnet, daß der Wagen auf der Straßenmitte fahren solle, weil er da glatter rollte. Heinrich stellte sich schwerhörig und folgte nicht. Da wurde mein Vater zornig. „Heinrich", rief er vor zum Kutscher, „ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen in der Mitte fahren! Hören Sie nicht?" Worauf Heinrich mit halber Kopfwendung zurückrief: „De Hingaschta honn de Vurdaschta nischt zu gebitta!"

Die Auskunft

Ich komme als harmloser Käufer in ein kleines Obstgeschäft. Nur der etwa fünfjährige Sohn ist hinter dem Ladentisch. Der antwortet sonderbarerweise auf alles, was ich auch frage, mit „nein". — „Ist denn die Mama nicht da?", frage ich endlich — und siehe, das war das rechte Stichwort; denn nun plappert der Knirps los: „Nein, die Mutti ist auf dem Markt, aber die Möbel gehören den Großeltern."

Lieber Simplicissimus!

Der Schaufensterdekorateur einer Dresdner Buchhandlung hat mit sinniger Hand zwei Werke nebeneinander gestellt, nämlich

Brustkrebs (Ein Vortrag von . . .) und
Gekocht oder roh? (Von . . .).

Daß die Passanten lachten — ist das roh?

D'Luftschnapper

(Schwäbisch)

Onsre Kurgäst hent e' prima Mittel,
Wia mr 's Wetter schöner mache ka':
Au wenn's renget, ziegt mr weiße Kittel,
Dirndelkloidle ond Sandale-n-a'.

Herrgott, hent die Leut e' Herrelebe:
Kaffee trenket se am neune noh —.
D' oinzig Sorg' ist: was wird's mittags gebe,
Ond was könne mer bis do na' do'?

D' Mama sächt: „Mer gehet 's Teuchelwegle.
D' Hauptsach ist, daß sich dr Papa schont.
Wemmer steiget, wiederholt sich 's Schlägle.
D' Luft ist gut dort, ond au d' Aussicht lohnt."

Onterwegs begegnet se Bekannte.
Lieber Gott, mr sieht sich scho' zeh' Johr.

„Ist des net em Dr. X. sei' Tante?
Kennst se noh? Etzt hot se blonde Hoor.

Selle dort geht gwiiß uf schlechte Bahne.
Papa, guck de net so om noch ihr!
Jede' Tag sprengt se em gleiche Fahne
Rom ond wechselt bloß de' Kavalier!

Gute Morge, Frau . . ., wie ist dr Titel?
Ach, verzeihe Se, Frau Studienrat!
I kenn etzt e herrlich's Abführmittel:
Pflaumemus, gemischt mit Krautsalat."

Ond so weiter. Alles plogt sich redlich,
Daß dr Urlaub rom goht, Stond om Stond.
Wemmer sächt, die Langweil do sei tödlich,
Täuscht mr sich. Se haltet se für g'sond.

Viermarkfufzig koschtet's en dr „Lende".
D' Karte schreibet se vom „Waldlust" aus.
D' Ruth wird desmol au en Herre fende.
Langsam wächst se aus dem Alter naus.

E' Beamter, der em „Adler" nächtigt,
Holt se mittags manchmol ab. Was schad'ts?
Sekretäre send pensionsberechtigt,
Obersteuer- oder Unterstaats . . .

D' Mama meint, er tät zur Ehe tauge;
's wär für d' Ruth e' glänzende Partie.
Ond ganz dren mit seine blaue Auge,
Übersieht se seine greane Knie.

Peter Strick

Rechenschaft

Ich hätte niemals gedacht, daß gleich nach dem Tode den Menschen ein solches Bedürfnis nach Rechenschaft überfällt. Aber bei mir war es sehr stark. Vielleicht entsprang es der Erkenntnis, daß man im Jenseits nur mit offenen Karten spielen kann. Gleichviel, wie es auch sein mag, eine Unruhe kam über mich, wie drunten allemal vor dem Abschluß der Jahresbilanz. Aber auch eine stahlharte Entschlossenheit! Ich wandelte den schmalen Gang entlang, der anscheinend ins Endlose führte, und las die Schilder an den Türen. Mir war wie auf dem Finanzamt zumute. Entschlossen trat ich irgendwo ein. Ein himmlischer Moderduft erfüllte die Luft. Es roch nach Akten und Verheißung. Ein Schreiber nagte mißmutig an einem vorsintflutlichen Federhalter. Der Mann gefiel mir nicht. Eine schläfrige Langeweile schien von ihm auszugehen. Ich war nie für Langeweile. Mein Leben war Mühe und Arbeit gewesen. „Köstlich", vielleicht ein paar Grade weniger. Na, ja! Ich wollte Angaben machen. Da war ja nichts zu verheimlichen. Ich war, ehrlich gesagt, stets ein guter Mensch gewesen, so peinlich das auch aus eigenem Munde klingen mag. Einmal zum Beispiel war ich einem alten Mann begegnet und hatte meine letzten fünfzig Pfennige mit ihm geteilt. Es war zweifellos eine gute Tat. Noch viele Jahre später war ich gerührt, wenn ich daran dachte. Ich wollte den Fall zu Protokoll geben, aber der Schreiber starrte mich verständnislos an. Sein Unwille steigerte sich, je mehr ich ihm von all dem offenbarte, was sich bei mir durch all die Jahre an Gemüt und wertvoller seelischer Substanz angehäuft hatte. Ich schwieg betreten. Er aber streifte mich mit einem mitleidslos sachlichen Blick und fragte plötzlich scharf: „Haben Sie drunten Sport getrieben? Bitte welchen? Ihre Muskulatur scheint stark vernachlässigt." Ich sah schuldbewußt zu Boden. „Welche Zeiten haben Sie zum Beispiel beim 5000-Meter-Lauf erzielt?" bohrte er hartnäckig. „Bitte präzise Antwort! Welche Leistungen hatten Sie im Weitsprung aufzuweisen? Haben Sie im Hochsprung einigermaßen diskutable Resultate erzielt? — Natürlich nicht", sagte er spöttisch, und ich sah, wie er schon von vornherein in die betreffenden Rubriken Striche machte. Ich nahm einen matten Anlauf, mich zu rechtfertigen. „Mein ganzes Augenmerk", sagte ich langsam und nicht ohne gewisse Berechnung, „war drunten neben der Sorge um das Fortkommen auf mein Seelenheil gerichtet." Es machte auf ihn keinen Eindruck. „Ein geringer Brustumfang läßt auch auf eine dürftige Seele schließen", brummte er unsachlich. „Haben Sie nicht wenigstens ein bißchen geturnt? Natürlich nicht! Wie ich aus den Akten sehe, haben Sie es als Junge nicht einmal zu einem Handstand gebracht; bei den Übungen am Reck versagten Sie vollständig. Das Resultat ist auch darnach! Noch Ihr Vater hatte einen Brustumfang von 95 Zentimetern; Sie erreichten trotz guter Anlage bloß 83 und taten nichts, das Maß zu verbessern. Kein Wunder, daß Ihr Sohn mit einer Hühnerbrust durchs Leben schleicht!" Er schlug mit einem tintenverschmierten Lineal auf meine Akten und schrie: „Sie haben mit Ihren Pfunden verdammt schlecht gewuchert! Sie sind kein guter Haushalter gewesen! Sie haben mehr verkorkst, als das Zweifache an guten Taten aufwiegen könnte!" Das fand ich ein wenig übertrieben. „Mein Sohn", sagte ich ruhig, „berechtigt trotz allem zu den schönsten Hoffnungen. Er hat erst kürzlich eine weithin beachtete Arbeit über das Seelenleben primitiver asiatischer Bergvölker veröffentlicht; das ist, sollte man meinen, auch etwas."

„Wenn auch nicht gerade viel", bemerkte der andere gelassen. „Mehr wäre es schon, wenn er über sein eigenes Seelenleben im klaren wäre. Aber da lebt er selbstgefällig in einem Muff, der übrigens durchaus seinen Körpermaßen adäquat ist." Er verglich mit beinahe wissenschaftlicher Interessiertheit eine Tabelle aus den Akten meines Sohnes. Bitterkeit erfüllte mein Herz. „Er hat schon viel getan, daß es auf der Welt besser werde", glaubte ich sagen zu müssen. „Es würde

Das Thema

(Jos. Sauer)

Sauer

„Verdammt nochmal, nu habe ick wat erzählen wollen, wat mir eklich jeärgert hat — und nu weeß ick et nich mehr!"

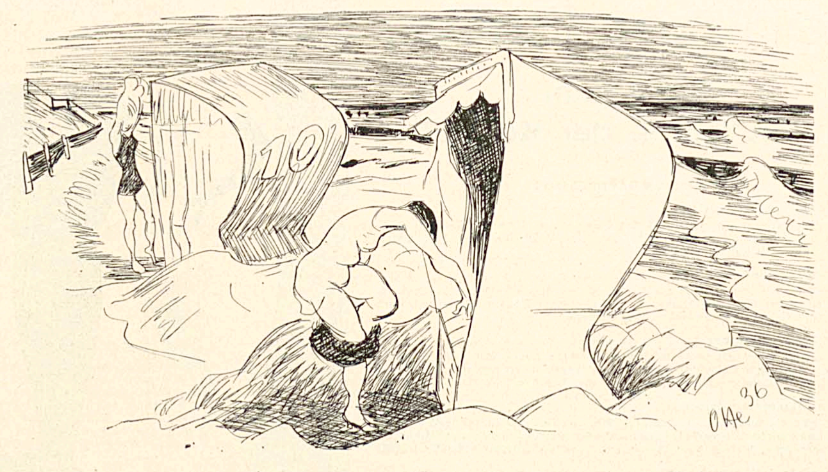
schon genügen, wenn er sie selbst nicht verschlechterte", erwiderte der andere. „Aber er lebt ganz in Ihren Fußstapfen. Daß er einem Bettler mal was gibt, erfüllt ihn mit einem bescheidenen Stolz, der ihn vollständig vergessen läßt, wie viel er durch sein schwächliches Dasein dem Ganzen nimmt." Ich wußte nicht, was zu einer solchen Einstellung noch zu sagen gewesen wäre. Ein großes Verwundern kam über mich. Ich gab mir Mühe, mich an Dinge zu erinnern, die vielleicht noch zu meinem und meines Sohnes Vorteil hätten sprechen können. Aber es fiel mir nichts ein. Das heißt: doch! „Einmal", sagte ich, neue Hoffnung schöpfend, „habe ich auch Gymnastik getrieben!"

„Ich weiß, ich weiß", fiel er mir ins Wort. „Rhythmische Gymnastik für höhere Töchter; morgens von 7 bis 7 Uhr 10; beim drittenmal haben Sie bereits nach 5 Minuten den Radioapparat abgestellt!" Er gab ein dröhnendes Gelächter von sich. Vernichtet wankte ich hinaus auf den Gang, der ins Endlose führt.

mh.

Am Strand

(O. Herrmann)



„Meerwasser zehrt — jetzt müßte es nur noch wissen, an welchen Stellen es bei mir zehren soll!"

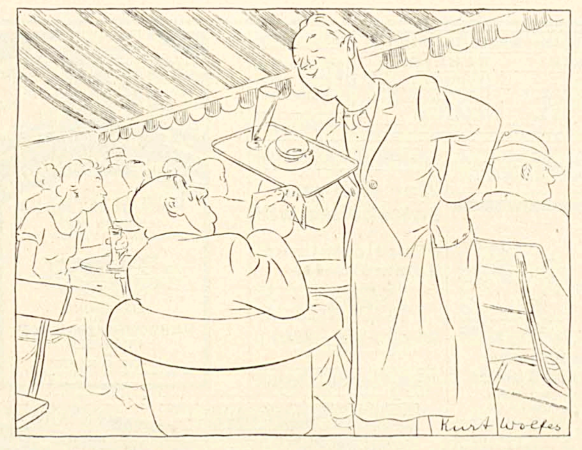
Geschichte einer Resignation

Von Heinz Weis

Vor einigen Tagen, als ich mit meinem Kollegen Fuchs spazierenging, machte ich eine schreckliche Entdeckung. Während einer Arbeitspause schritten wir im Garten unseres Büros auf und ab, und mein Kollege lobte sich und die Seinen in überschwenglicher Weise. Unter den „Seinen" waren alle zu verstehen, die ihm zu Gefallen lebten, die ihn zuerst grüßten und ihn in dem Gefühl seiner Einmaligkeit und Unersetzlichkeit bestärkten. Mein Kollege Fuchs stellte, indem er darüber wachte, einen Teil der öffentlichen Meinung dar. Wenn jemand versäumte, meinen Kollegen zu grüßen, oder es wagte, anderer Meinung zu sein, so war er bei Fuchs unweigerlich durch das Sieb gefallen. „Dieser Nichtskönner! Dieser Ignorant!" sprach Fuchs, und die Seinen sagten es nach.
Herr Fuchs war mein bitterer Feind. Ich konnte neben ihm nur bestehen, weil mich ein Vertrag in dieselbe Stellung, zu demselben Amt und derselben Aufgabe berufen und mich mit Herrn Fuchs auf Lebenszeit auf demselben Büro zusammengeführt hatte. Ich konnte neben ihm nur bestehen, weil ich auch ohne diesen Vertrag vor ihm bestanden hätte. Aber dies war es ja gerade, dies war jene gnadenlose Eigenschaft, die ihm das Verzeihen unmöglich machte.
Fuchs war mein Feind, weil ich in zahlreichen Fragen unseres Berufs anders dachte und entschied. Das verdarb ihm das Vollgefühl, das focht ihn an, denn Fuchsens Leben hing am Rechthaben. Wenn er nur immer durchdrang, dann lag für ihn die Welt in goldner Abendsonne, dann schmolz er vor Rührung, dann konnte Fuchs vor Ergriffenheit weinen, dann wurde Fuchs zuweilen sogar freigebig und spendete Wein und Zigarren. Und den Wein mußte man annehmen, die Zigarren rauchen, und wer es nicht tat, war wiederum durch Fuchsens Sieb gefallen.
Seit zehn Jahren waren wir Feinde. Seit zehn Jahren haßten wir uns wie Feuer das Wasser, wobei ich ihm die Wahl lasse, ob Feuer, ob Wasser. So wenig wiegt mir seine Feindschaft.
Und nun gingen wir spazieren. Wir sind älter geworden. Und eitler? Ja, doch, im Falle Fuchs war es noch möglich.
Und ich? Ich zog das Zigarettenetui. „Man täuscht sich manchmal", sagte ich zu Fuchs. „Sie sind doch ein ganzer Kerl! Mit Ihnen steht und fällt das Büro!"
Über meine Seele lief eine Gänsehaut. Ich fror.
Herr Fuchs glühte. Seine Sonne funkelte im Zenith.
„Von Ihnen das zu hören, ehrt mich ungemein. Und ich versichere, ich habe nur für das Büro gelebt."
Er nahm sich eine Zigarette. Ich reichte ihm Feuer. Herr Fuchs war wiederhergestellt.
Ich ging an den See hinunter, legte mich in die Sonne, denn mir war auf einmal

(Schluß auf Seite 298)

(K. Wolfes)



„Sie verrechnen sich aber häufig; addieren Sie denn nicht nach?" — „Nee, mein Herr: Zeit is Jeld!"

Französische Bürgerkriegslieferanten

(E. Schilling)



„Gratuliere, Marcel, die Aktien steigen! Deine achtzehn neuen Bomber sind eben über die Grenze gekommen."

Geschichte einer Resignation

(Schluß von Seite 296)

hundekalt und elend zumute. Und sah nach den Wolken aus.

Der Abend erhob sich aus dem Gebüsch, wo er während des Nachmittags geruht und gewartet hatte, und umzingelte die Wasserfläche. Am Strand spielte ein Mädchen mit einem großen Ball. Ganz einsam spielte das Mädchen am Strand. Die Stadt lag eine halbe Stunde hinter uns. Ich sah zurück. Niemand war da außer ihr und mir.
Sie spielt für sich und mich, dachte ich. Sie tat es unaufdringlich und sagte dazu, ohne daß sie der Worte bedurfte: siehe, ich bin jung. Ich habe Freude an mir. Meine Schenkel sind ganz braun, meine Arme, mein Nacken sind braun. Meine Haut spiegelt matt. Mein Blut ist um Grade wärmer als der Abend. Ich freue mich, ohne den Grund zu wissen. Jetzt möchte ich mit jemandem meiner Wahl längs des Ufers gehen; auf jenen Steinen sitzen. Ich würde noch einmal hinausschwimmen, wenn ich nicht so allein wäre. Der Abend und die Schale, in der er ruht, die Erde, machen, daß ich hier verweile. Ich fühle mich ebenbürtig dem Abend und der Erde.
Daran war kein Wort zuviel. Es gibt Geschöpfe auf jenem schmalen Grat vom Mädchen zur Frau, die an solchem Mittsommerabend sagen dürfen: ich fühle mich ebenbürtig.
Sie war schön nicht nur von Gestalt, sondern auch von Angesicht. Ihr Kopf besaß jene edle Form, daß man hätte mit ihr gehen mögen, ohne zu fragen: wie heißt du, wo wohnst du? Wäre zu fragen gewesen, nicht sie, sondern ich hätte in Frage gestanden.
„Spielen Sie mit", fragte das Mädchen so unvermittelt, daß ich erschrak. Ich sah mich um: da war niemand, und ich errötete. Ich errötete, weil gerade vor mir, in Augenhöhe über den Wassern, die Sonne stand und mir ins Antlitz schien. Ich errötete, weil der Klang ihrer Stimme bestätigte, was ich wünschte: daß sie eines jener seltenen Geschöpfe sei, von denen man lange wach träumte, ehe man die Hoffnung aufgab, ihnen zu begegnen.
Nun kam sie wie ein dunkler, geheimnisvoller Kern aus dem flammenden Untergang der Sonne auf mich zu geschritten. Der See spiegelte hinter ihr einen Sonnenpfad, den sie hätte gekommen sein können. So nahe und so unantastbar blieb sie vor mir stehen.
„Spielen Sie mit?"
Ihr kleiner, fleischfarbener Mund zuckte, ihre Augen wogen mich. Nichts widersprach und entzweite sich darin. Die Seele dieses Mädchens kam aus dem Feuerofen des himmlischen Töpfers. Sie war so wenig wie ihr Körper von Menschenhand zu Menschenhand gegangen, sie stand abseits wie eine selten vollkommene Schale, die niemand zu kaufen wagt. Denn bei jedermann ist dunkel vorhanden, wonach er zu greifen hat, zur Schale oder zum Geschirr —
„Spielen Sie mit?"
Niemals wurde ich eindeutiger ausgezeichnet. Niemals war ich ungewisser, ob ich gemeint sei. Ein junger Fant hätte gejauchzt. Aber unsereiner hat seine Zweifel in sich selbst, Zweifel, ob jener geziemende Wein vorhanden sei, den man für solches Gefäß zu schaffen hat. „Spielen Sie weiter", erwiderte ich darum mit meiner versöhnlichsten Stimme, „aber lassen Sie mich aus dem Spiel! Nach mir wird einer kommen, wer weiß, ob er der Bessere ist, . . . aber er wird sicherlich jünger sein, und das heißt unbekümmerter sein, . . . er wird mit Ihnen hinausschwimmen und dabei seine Künste zeigen, . . . er wird die tollsten Begebenheiten erzählen, aus denen er als Sieger hervorging, und damit rechnen, daß dies seine Wirkung tue, . . . er wird mit Ihnen auf jenem Rasenpolster sitzen und glauben, ein Anrecht zu haben, er wird Ihren Arm streicheln, Ihre Haare, und wird versuchen, Ihren Mund zu küssen, . . . er wird die These aufstellen, daß der Erfolg rechtfertige, und wird damit wiederum Erfolg haben, . . . er wird, . . . er wird . . . Es ist nur die Frage, was dann aus Ihnen wird", sagte ich zum Schluß und merkte, daß ich das Mädchen eingekreist hatte mit meinem Zweifel, mit meinen Ahnungen, mit meiner Resignation, mit dem Geist der Schwere und des Verzagens.
Ein Narr könnte hier fragen: warum hat es nicht in dir frohlockt? Warum bist du nicht mit ihr gegangen? — Als ob wir es in der Hand hätten, wann wir zu jauchzen und wann wir zu weinen haben . . .
Ich verließ das Mädchen und ging vollends zum Strand. Zur Seite der Landungsbrücke lag mein kleines Segelboot, die „Alette". Wie einer, der nicht recht weiß, was er tun soll, schlug ich die Persenning zurück und machte das Boot klar. Ich setzte die kleine Fock und das Großsegel. Das Tuch wellte leer im Abendwind.
Als ich loswerfen wollte, sah ich noch einmal zurück. Das Mädchen stand reglos noch immer auf derselben Stelle, den Ball im Arm, und sah zu mir her. Da kletterte ich nochmals auf die Brücke, ging die wenigen Schritte zum Ufer und reichte ihr die Hand.
Sie stand vor mir, glühend rot und glühend braun. Denn die Sonne, in einiger Entfernung, war auf die Höhe unsrer Hände, unsrer Knie, unsrer Füße herabgesunken.

Ich stieß das Boot von der Brücke ab, ergriff die Pinne, holte die Segel nach Steuerbord, jetzt griff die Brise an und füllte das Tuch. Das Boot nahm Fahrt auf. Mit einigen Kreuzschlägen befreite ich mich aus der Umklammerung des Ufers und der Brücke.
Zwei Segler kehrten heim und näherten sich rasch. Ich erkannte den Jollenkreuzer eines Fabrikanten und die kleine, schnelle Rennjolle des Assessors Palm. Palm war wegen seiner spitzen Zunge gefürchtet, und der Fabrikant führte an Stelle der Zunge eine Klinge, eine Ehrabschneiderklinge. Die beiden hatten achterlichen Wind und vergaßen, daß dieser Wind mit ihren noch warmen Worten ihnen vorauseilte . . .
„Sehen Sie nur sein Segel an", höhnte der

So geht's

Ein Hündchen saß vor meiner Pforte,
ein Fremdling, zottelig und klein.
Ich formte honigsüße Worte
und bat ihn herzlich: „Tritt herein!"

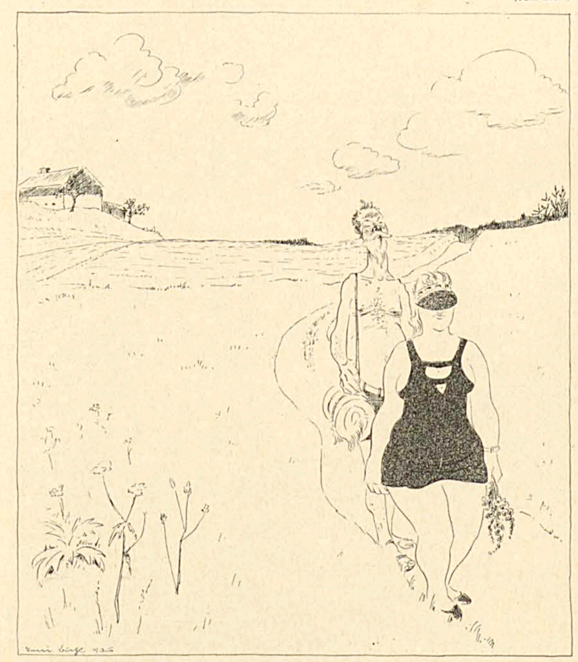
Erst lehnt' er's ab, wie recht und billich.
Dann tat er nur mehr so als ob,
bis eine Schale kühler Millich
ihn weitrer Förmlichkeit enthob.

Ein Knochen, den ich zugesellte,
ergänzte meinen Werbeplan.
Wir wurden Freunde, und er bellte
alsbald den Geldbriefträger an.

Ratatöskr

Bescheidenheit

(Toni Bichl)

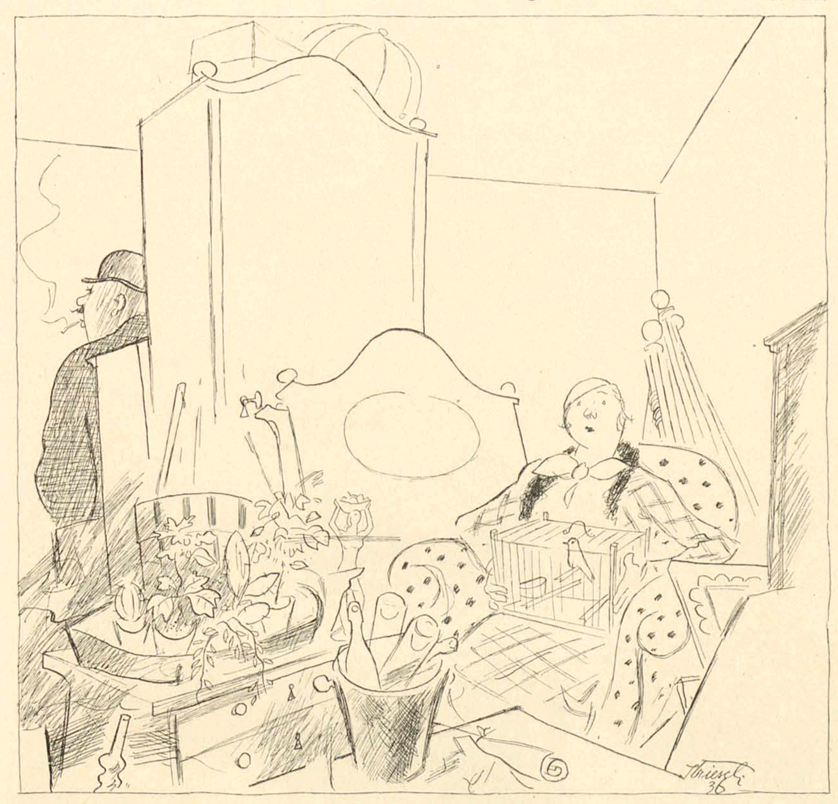


„Hauptsache is, daß man im Umgang mit der Natur dem Weltgeist ein Stückchen näher kommt." — „Na, ick begnüge mir ooch mit 'nem Kirschengeist im nächsten Restaurant."

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 • Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296 456 296 457 • Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München • Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • DA. 11822 II. Vj. Pl. 3 • Erfüllungsort München • Postscheck München 5802 • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Arbeitsteilung

(R. Kriesch)



„Natürlich, ich muß wieder den Umzug leiten, und du denkst an nichts!" — „Doch — ich denke mir: wie sie das nur alles allein so schafft!"

Assessor, „nein, und so was nennt sich ‚Segler'!"
Ich sah zu meinem Großsegel auf: die neuen Latten, die ich gestern eingebunden hatte, waren zu wenig elastisch und etwas zu lang, und nun war der obere Teil meines Segels bei der letzten Wende nicht mit der übrigen Fläche durchgeweht, und der Wind, anstatt in die flache Schale des Segels zu greifen, traf auf eine Wölbung, die häßlich wie der Buckel eines Zwerges war. Ein Griff und ein Rucken am Großbaum oder ein flacher Schlag mit dem Stechpaddel hätte das Übel beseitigt, aber ich verbot es mir, angesichts meiner Feinde mein Segel in Ordnung zu bringen. Ich erlahmte auf eine seltsame, doch keineswegs hilflose Weise. Als sei ich unabhängig geworden von der Beschaffenheit des Segels, von Gnade und Ungnade der Meinungen . . . Unerreichbar geworden für die Verwundungen noch so spitzer Zungen, begann sich das Gefühl einer endlichen und wirklichen Unantastbarkeit in aller Niederlage und Erniedrigung zu regen und zur Gewißheit sich zu formen. Ein Handgriff hätte den Assessor widerlegt, aber ich unterließ ihn. Man muß zusehen können, wie unsre Feinde stolzer und schöner an uns vorüberziehen . . .
„Er könnte einen neuen Stander brauchen", gab der Fabrikant gedämpft zurück, „ich will ihm einen Groschen zuwerfen, wenn wir seinen Kurs kreuzen!"
Als wir uns begegneten, grüßten die beiden freudestrahlend: „Ahoi!" Fast wäre ich rückfällig geworden und hätte sie für Menschenfreunde gehalten.
Und dann, als ich die beiden hinter mir hatte, lag vor mir die herrlichste Einsamkeit, der geräumigste Abend.
Jetzt lohnte sich's. Mein Segel sprang bei der nächsten Wende von selbst in Form. Ich holte dicht und ging spitz an den Wind. Bei dieser Stellung der Segel (jeder Segler weiß darum) wird schon ein sanfter Wind zu einem kleinen Brausen, und der verschwiegene See wird gesprächig, und auch das Boot, die „Alette", nimmt die Zwiesprache auf, eine wunderbar verläßliche Sprache, deren Worte, wiewohl sie sinnlos sind, uns wieder an das Geheimnis knüpfen, an das herzklopfende Geheimnis des Lebens, das verschollen war.

Stilblüten

(aus einer „Redeschule")

Thema: Dankbare Begeisterung. Es freut mich, so viele Zuhörer an meinem Munde hängen zu sehen . . .

*

Thema: Betrachtung. Gar oft bleibt man doch in den Schuhen stecken, in denen man geboren wird . . .

Ersatz

Karl saß verdrossen am Tisch und stierte in die Zeitung, während die Gattin Socken stopfte. „Als Junggeselle", seufzte er, „bin ich um diese Zeit abends regelmäßig ausgegangen!"
„Ich weiß", erwiderte sein Frauchen und strich ihm besänftigend übers Haar, „aber dafür warst du damals auch nicht so glücklich."

Baderätsel

(Olaf Gulbransson)



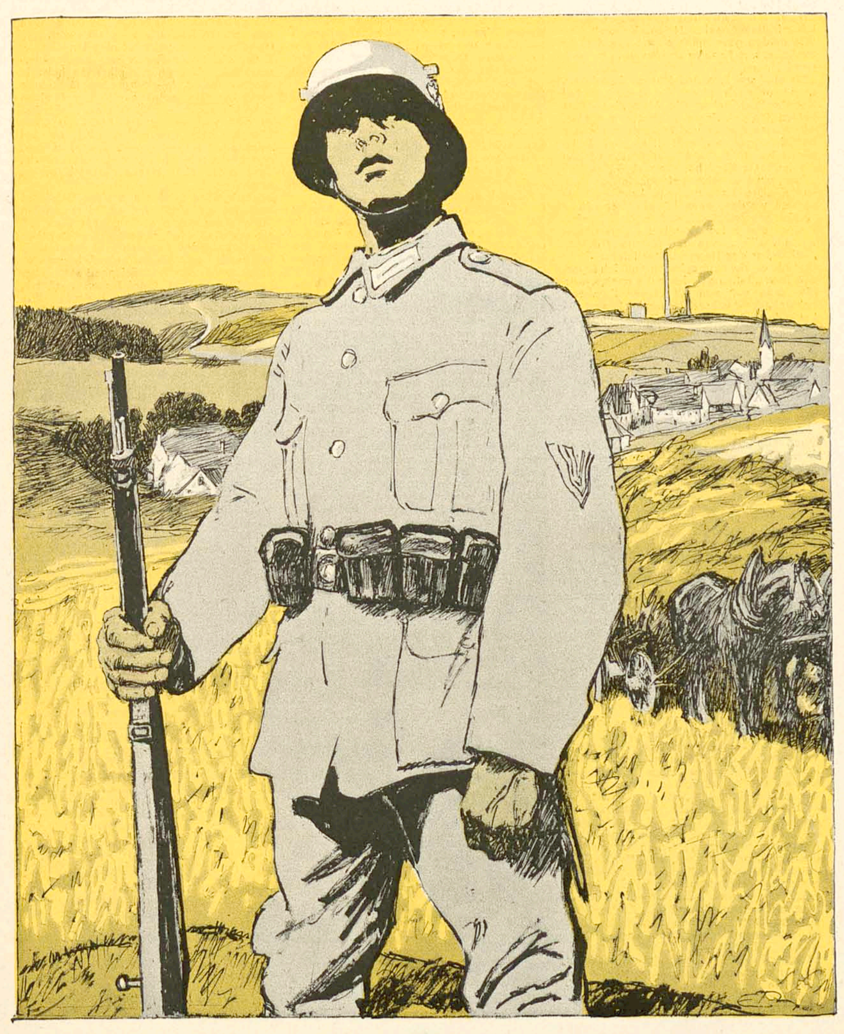
„Er spricht immer bloß von meinem Strandanzug; ist das nun unbeholfen oder ist er aus der Konfektion?"

Stuttgart, 20. September 1936 Preis 60 Pfennig 41. Jahrgang Nr. 26

SIMPLICISSIMUS

Das deutsche Volksheer

(E. Thöny)



„Seit Versailles haben wir auf die Abrüstung gewartet. Nun, da alle Staaten in Waffen starren, sind auch wir so frei, unsere Heimat zu schützen!"

Nach uns die Sintflut! / Von Dr. Owlglaß

Er hatte sich lange nicht mehr bei mir sehen lassen, der alte Knurrhahn. Nun, da er durchs Zwielicht heranstapfte, kam er mir eben recht. Zum Lesen war's nicht mehr hell genug, zum Lichtanmachen noch zu früh, die Laune war griesegrau wie die Luft draußen; was konnte man sich da Besseres wünschen als eine „Ansprache"? Ich half ihm aus dem feuchten Lodenumhang und führte ihn in meine Stube hinauf.

„Stumpen gefällig? Nobler kann ich's leider nicht bieten."

„Wenn Sie nichts dagegen haben, zünd' ich mir lieber meine Holzpfeife an."

Wie er das gewöhnlich so machte, trat er zunächst ans Fenster und schaute schweigend hinaus.

„Sie sind um Ihre Aussicht zu beneiden", sagte er nach einer Weile: „sogar bei Nebelwetter. Sehen Sie bloß diese fünf kahlen Pappelspitzen da unten am Fluß, wie sie so munter und struppig die graue Schleimsuppe durchbohren! Exemplarische Kerle! Wie fünf Sankt Niklausruten winken sie herüber: Kopf hoch, sonst —!"

„Nun, was sonst?" entgegnete ich mißmutig. „Ihre Natursymbolik kann mir gestohlen werden, wenn ich sie erst selber hineinlegen muß! Eine Pappel ist eine Pappel und keine moralische Erziehungsanstalt. Überlassen Sie solche Scherze doch lieber den Herren Leitartiklern!"

Und als er lächelnd schwieg, fuhr ich ärgerlich fort: „Sehen Sie, ich habe nachgerade die Nase voll von all dieser Zukunftsunkerei oder -flunkerei. Unsereins kommt dabei ja doch nicht mehr zum Zug — und was gehen mich im Grund die anderen an? Ich halte mich jetzt einfach an die Gegenwart, so wie sie ist, kapsle mich ein, treibe, was mir behagt . . ."

„Sagen Sie lieber: lasse mich treiben", warf er ein.

„Meinetwegen; jedenfalls pfeif' ich auf das, was hinterher kommt. Damit mögen sich die abfinden, die's trifft."

„Was Sie nicht sagen . . . Nein, lieber Herr, Sie haben heute offenbar aus Versehen oder aus Sparsamkeit oder vielleicht gar aus Genußsucht eine Kreuzspinne gevespert. Stecken Sie Ihre Lampe an und einen frischen Stumpen dazu; ich will Ihnen eine kleine, harmlose Geschichte aus meiner Bubenzeit erzählen."

Er klopfte die Pfeife aus, stopfte sich eine neue, versank tief in dem Lehnstuhl zwischen den Büchergestellen und begann: „Das ist nun wohl schon fünfundvierzig Jahre her. Wir hatten wunderschöne Septembertage, blank wie neue Goldstücke, und weil ich ein passables Semesterzeugnis mit nach Haus gebracht hatte, umgürtete mein Vater seine Lenden mit der Spendierhose und nahm mich mit nach Lindau, wo der Verein für die Geschichte des Bodensees seine Jahresversammlung abhielt. Oder war's vielleicht der Deutsche und Österreichische Alpenverein? Tut nichts zur Sache; denn die Sitzungen und gelehrten Vorträge schwänzten wir natürlich, nach einem mißglückten Versuch, uns über ‚Diluvium und Moränenbildung' aufklären zu lassen, und hielten uns an das vergnüglichere Drumherum.

Wir wohnten in der ‚Krone', wo, wie ich erst sehr viel später erfuhr, schon der Herr von Montaigne auf seinem Spazierritt durchs südliche Deutschland gerastet, sich über das üppige Essen verwundert und der landesüblichen, mit Federn gefüllten Bettdecke allerhöchst seine Anerkennung auszusprechen geruht hatte. Auch die braven alten Schweden Sven Knudson Knäckabröd und Rolf Rolfson Kok genannt Gockele haben dort Anno 1674 ihren ‚Marsch nach Hause' ausspintisiert, worüber Sie Näheres bei Wilhelm Raabe nachlesen können. Heute ist die ‚Krone' zwar nicht vom Erdboden verschwunden wie viele andere Kronen, aber sie ist kein Gasthaus mehr. Schade drum!

Als Abschluß der Tagung war eine große Hafenbeleuchtung mit Feuerwerk vorgesehen, eine kapitale Sache, sag' ich Ihnen, für so ein Landstadtknäblein wie mich, mit seinen halblangen Hosen, die aufs Hineinwachsen eingerichtet waren!

Am Hafenplatz drängte sich das liebe Publikum, Eingeborene und Fremde, erwartungsvoll durcheinander und stellte erfolgreich jenes wirre, summende Grundgeräusch her, das großen Ereignissen vorauszugehen pflegt. Schon flammten an der Mole die ersten Lichter auf, ein paar Kähne mit farbigen Lampions schossen durchs Wasser, eine Musikkapelle begann zu spielen, und mit einem Schlag tauchte das ganze leuchtende Mirakel aus der Dunkelheit; der steinerne Löwe erglühte rot wie Rubin, der Leuchtturm war im Handumdrehen ein märchengrünes Minarett geworden, bunte Kerzengirlanden schwangen sich durch die Nacht, wohin man nur immer blicken mochte. Und nun fuhren die ersten Raketen gen Himmel, zerstoben in knatternde Sternengarben und versanken lautlos in der Finsternis, die dann tiefer noch dunkelte als zuvor. Seltsam schwer wurde mir dabei ums Herz.

Mein Vater und ich hatten uns an der Terrassenmauer des vornehmsten Hotels postiert, dessen Gäste in kleinen Gruppen um runde Tische herumsaßen und auf das niedrige Volk und seine kindlichen Freuden hoheitsvoll herabblickten.

Gerade uns zu Häupten befand sich so ein Grüpplein, drei Herren und eine Dame, die lebhaft durcheinandersprachen und alles komisch zu finden schienen; denn sie kamen aus dem Lachen nicht heraus, was mich in meinem ländlichen Ernst befremdete und doch auch wieder fesselte. Das war eine andere und offenbar höhere Welt, als ich sie bisher kennengelernt hatte, leichter, rascher, beschwingter, dazu von einer äußeren Eleganz, die mich zugleich bezauberte und bedrückte.

Ich spitzte die Ohren, um etwas von ihrem Gespräch zu erhaschen; aber das Gelärme rundum verschlang alles. Da tauchte droben an dem Tischchen ein Kellner auf, der aus einem besonderen Behälter vorsichtig mit einer weißen Serviette eine klobig geformte Flasche hob und in vier schlanke Glaskelche etwas gischtig Schäumendes eingoß. Gierig griff alsbald das heitere Quartett zu, und nun vernahm ich deutlich, wie die Dame, indes sie alle anstießen, mit einer vor Übermut gellen Stimme rief: ‚*Après nous le déluge!*' Fragend blickte ich zu meinem Vater auf; aber der schien nicht hingehört zu haben. *Après nous* — nun, so viel Französisch hatte ich schon intus, daß ich übersetzen konnte: nach uns. Jedoch das andere? Da ließ mich der alte Ploetz im Stich.

‚Du, Vater, was heißt *le déluge?*'

‚Wie kommst du darauf?'

‚Die da droben . . .'

‚Ach so; mußt du deine Ohren auch überall haben? Nun, weil du's denn schon gehört hast: *déluge* heißt Sintflut. Ich will dir's dann nachher explizieren. Jetzt suchen wir einmal einen anderen Platz, wo wir den Löwen besser sehen können.'

Daran lag mir im Augenblick nicht sehr viel; lieber hätt' ich noch länger in diese fremde, geheimnisvoll lockende Welt hineingespitzt. Wir drängten uns weiter nach vorn, und innerlich erregt, aber natürlich ergebnislos, biß ich dabei an der wunderlich glitzernden Nuß herum, die mir soeben aus höheren Regionen zugefallen war.

Der Feuerwerksspektakel ging langsam zu Ende, die Leute fingen an, auseinanderzulaufen, und auch wir pilgerten heim in unsere ‚Krone'. In der großen Gaststube steuerte mein Vater sogleich auf einen Eckplatz zu; denn er liebte es, rückenfrei zu sein und das ganze Lokal zu überblicken. Sehr gesprächig ging es bei solchen Sitzungen gewöhnlich nicht her; ‚gut beobachten bringt mehr ein als viel Senf unter sich lassen', pflegte er zu sagen.

Heute machte er eine Ausnahme. Zunächst bestellte er einen halben Liter weißen Terlaner, schenkte auch mir ein Glas voll ein und ließ mich aus dem Brotkörbchen eine altbackene Laugenbrezel nehmen.

‚Wir wollen erst einmal sehen', begann er dann, ‚woher das französische Wort *déluge* kommt. Aus dem Lateinischen natürlich, von *diluere*, was fortspülen bedeutet. Wie heißt da wohl das dazugehörige Substantiv?'

Ich wußte es nicht.

‚Du hast es gestern in dem Vortrag gehört, aus dem wir dann weggegangen sind, weil er für dich zu hoch war: *Diluvium* und das ist soviel wie Sintflut . . . Der Satz, den die fremde Dame vorhin gebraucht hat, ist eine leichtfertige Redensart und will besagen: mag's nachher drunter und drüber gehen, wenn nur wir selber ungerupft bleiben und guter Dinge sind! Eine liederliche Frauensperson, Pompadour hieß sie, hat so gesagt, als die Nachricht von dem Sieg Friedrichs des Großen über die Franzosen bei Roßbach in Paris eintraf ... Wann war das?'

Ich besann mich einen Augenblick . . . ‚1757.'

‚Gut so . . . Ich will dir jetzt nicht weiter auf den Zahn fühlen. Merk' dir das Wort nur, so unnütz und verwerflich es auch ist, und denk' darüber nach. Vielleicht kannst du's einmal in einem Aufsatz verwerten... Und jetzt trink' aus und geh' ins Bett: ich komme bald nach. Wir müssen morgen zeitig aus den Federn, damit wir das Frühschiff in die Schweiz nicht versäumen . . . Und vergiß nicht, die Stiefel vor die Tür zu stellen!'

. . . Die Morgenfahrt über den Bodensee und das Rheintal hinauf war über alle Maßen herrlich; so nah war ich noch nie an die Berge herangekommen. Und als wir dann in Ragaz ausstiegen und unverweilt dem Glanz- und Höhepunkt unseres bescheidenen Reischens, der Taminaschlucht, zustrebten, verschlug mir's fast die Stimme. Die Riedholzer Wasserfälle daheim waren doch auch keine armselige Dachtraufe; aber gegen diese Felsenungetüme, gegen dieses Brausen und Donnern in der dämmernden Tiefe kamen sie freilich nicht auf. Am liebsten hätt' ich um die Wette mitgebrüllt, wenn ich mich nicht vor dem Vater gescheut hätte, der solche ‚Kindereien' nicht leiden konnte.

‚Du mußt nicht immer bloß hinabgucken, sondern auch hinauf!' sagte er. ‚Da sieh einmal die tiefe Rinne hier in dem Felsen. Woher kommt sie? Daher, daß tagein, tagaus, Jahr für Jahr ein dünnes Wasseräderchen von oben heruntertropft. Wie sagt der Lateiner? *Gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo.* Verstanden?'

Weil er das *v* altmodisch wie *f* aussprach,

(Schluß auf Seite 305)

(J. Hegenbarth)



Titulescu

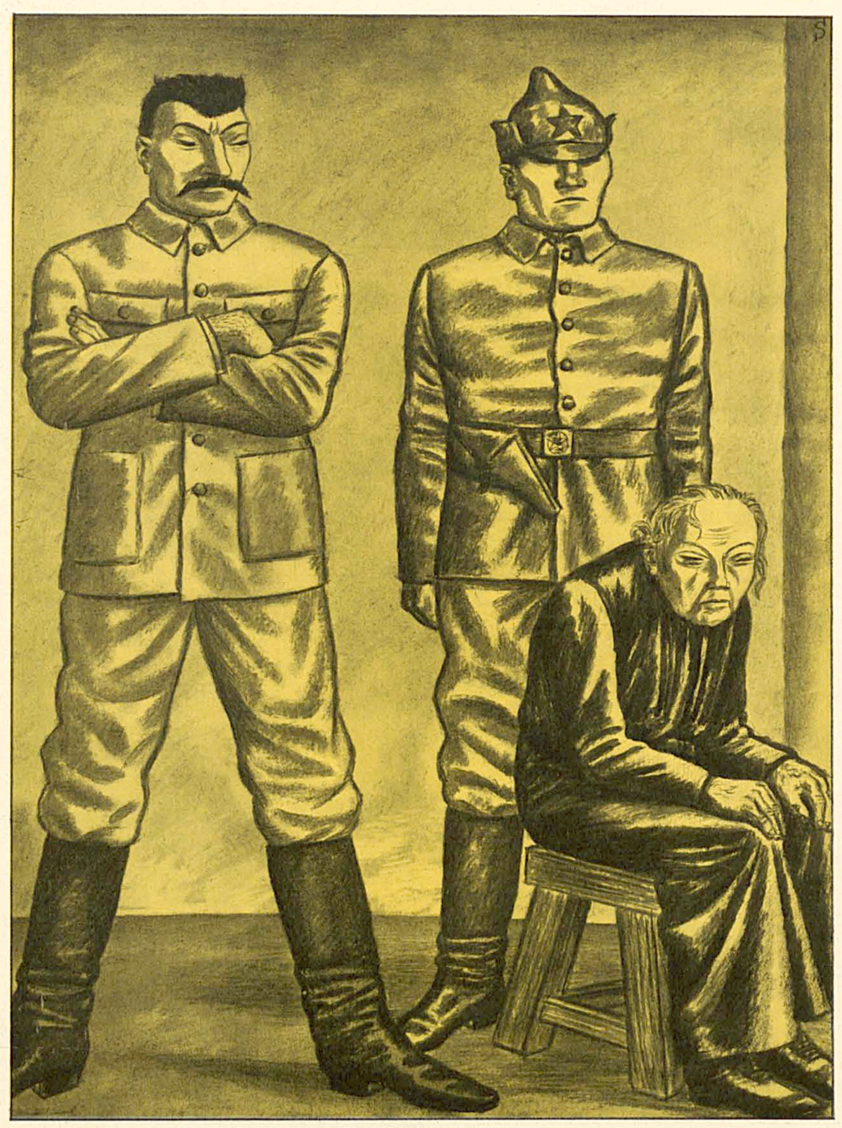
(Olaf Gulbransson)



Zwar ist es gelungen, den Fuchs aus seinem eigenen Bau herauszuräuchern. Wird es aber auch gelingen, ihn aus dem Labyrinth der europäischen Politik zu vertreiben?

Stalin und die Witwe Lenins

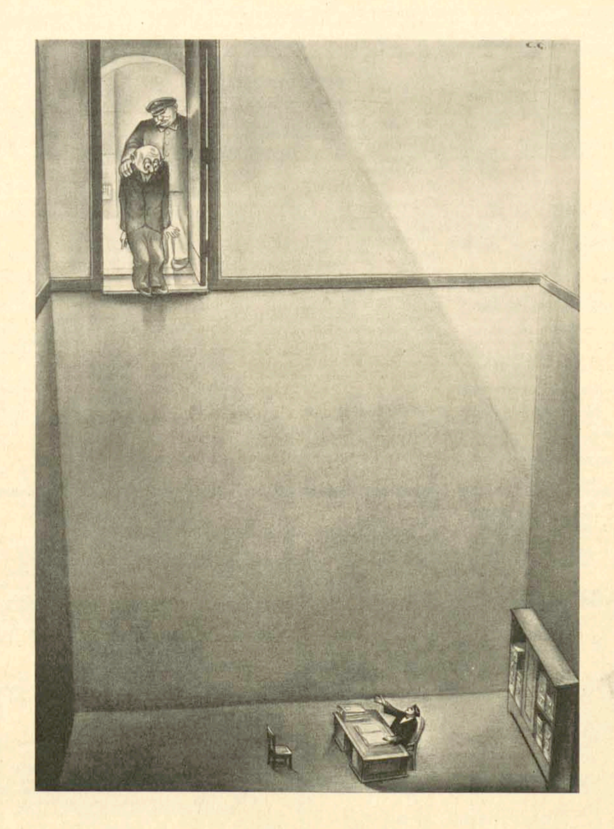
(E. Schilling)



„Man soll uns nicht nachsagen, daß wir das Gute nicht nehmen, wo wir es finden. Ich zum Beispiel hätte große Lust, die altehrwürdige indische Sitte der Witwenverbrennung für bestimmte Fälle auch in Rußland einzuführen.“

Angst

(Ch. Girod)



Nach uns die Sintflut!

(Schluß von Seite 302)

kam ich nicht gleich dahinter; so half er mir, und schließlich kriegte ich doch heraus, daß der Tropfen den Stein höhlt, nicht durch Gewalt, sondern durch stetiges Fallen.

‚Das ist schon ein anderer Grundsatz als der, den du gestern gehört hast; an den mußt du dich halten, wenn es gilt, dicke Brettlein zu bohren!'

Naseweis gab ich zur Antwort: ‚Ja, aber ganz stimmt es doch nicht; jedesmal ist's wieder ein anderer Tropfen.'

‚O du Schlaule!' schmunzelte mein Vater. ‚Darum hat aber auch so ein alter, weiser Spruch meistens nicht bloß einen Sinn, sondern gleich ein paar. Was einer nicht ausrichten kann, muß der nächste fortsetzen und der übernächste und so weiter, bis der Katz' gestreut ist. Das heißt man *sub specie aeterni* leben. Wer bloß immer an sich selber denkt und ans Heute, nicht aber ans Später, wer sich zu gut dafür vorkommt, ein Tropfen zu sein neben den Millionen anderer vorher, jetzt und nachher — nun, der ist eben ein Tropf!'"

Mein abendlicher Gast schwieg und zwinkerte mich verschmitzt an.

„Ihr Herr Vater scheint nicht bloß ein didaktischer, sondern auch ein recht — epigrammatischer Kopf gewesen zu sein", bemerkte ich nach einer kleinen, leicht verschnupften Pause.

„Gelegentlich schon, wenn's drauf ankam. Aber für gewöhnlich war er ein schlichter, etwas pedantischer Verwaltungsbeamter und wußte als solcher nur zu gut, daß die meisten Tropfen, ohne geradezu Tröpfe zu sein, doch lieber mitschwimmen als fallen."

Da gab ich ihm lachend die Hand und sagte: „Lieber Knurrhahn, Sie sind doch der würdige filius Ihres höchst respektablen Alten Herrn. Stülpen wir also schleunigst unseren Fehdehandschuh um und stellen die neue Devise auf: *nous — après le déluge!*"

„Wir wollen vorsichtig sein und uns zunächst mit einem *avant* bescheiden . . ."

Abschied

Laß uns in die Sonne gehn,
uns das letzte Licht gewinnen!
Wenn erst trüb die Nebel spinnen,
wird der Sommer bald zerrinnen
und verwehn.

Welke Blätter fallen schon,
rascheln dürr zu unsren Füßen.
Hörst du dieses wehe Grüßen
aus dem herben, bittersüßen
Abschiedston?

Schwalben schießen schon zum Schwarm.
Bald, so flitzen sie von hinnen.
Laß uns letztes Licht gewinnen!
Wenn erst trüb die Nebel spinnen,
sind wir arm.

Karl Bröger

Lieber Simplicissimus!

Frau Dralle hat einen neuen Untermieter, einen Kunstmaler. Neulich kommt sie ins Zimmer, beobachtet den Maler bei seiner Arbeit und meint dann mitleidig: „Hätten Sie 's nicht leichter gehabt, wenn Sie Photograph geworden wären?"

Das Textbuch / Von Paul Feichten

Zwei Autoren schreiben gemeinsam ein Textbuch. Zu einer Operette. Das sieht so leicht aus und ist doch so schwer. Das heißt, umgekehrt stimmt es auch: es sieht so schwer aus und ist doch so leicht.

I. Akt

Die beiden Autoren sitzen im Zimmer und arbeiten.
„Hast du einen Einfall?"
„Nein! Du?"
„Auch nicht. Aber ich habe etwas gelesen."
„Ich auch."
„Bei wem?"
„Bei Offenbach."
„Sonderbarer Zufall. Ich auch."
„Die schöne Melusine."
„Just ich dasselbe. Dann sind wir ja beide einer Meinung. Gehen wir an die Arbeit. Schreib' du, was du gelesen hast, und ich schreibe, was ich gelesen habe. Aber aus dem Gedächtnis! Wir sind doch keine Plagiatoren!"
„Und dann?"
„Dann mengen wir das Ganze."
„Ein toller Einfall!"
„Ja, lieber Freund, wie willst du ohne Einfälle Operetten schreiben?"

II. Akt

Die beiden Tanten der Autoren sitzen im Kaffeehaus.
„Dein Neffe kann sich freuen, daß er mit unserem Hans Maria zusammenarbeitet!"
„Umgekehrt wird ein Schuh daraus, liebe Freundin. Alle Einfälle sind von unserem Will Wallram Wolf. Unser Will Wallram Wolf hat Humor, euer Hans Maria hat keinen. Unser Will Wallram Wolf hat Phantasie, euer Hans Maria hat keine. Unser Will Wallram Wolf schreibt die ganzen Dialoge, euer Hans Maria nickt nur. Unser Will Wallram Wolf schürzt den dramatischen Knoten, euer Hans Maria knüpfelt nur daran herum."
Die andere Tante: „Was du nicht sagst? Dabei weiß ich von unserem Hans Maria, daß er die ganze Arbeit allein macht, von unserem Hans Maria stammt die Idee, von unserem Hans Maria stammen die Texte, von unserem Hans Maria stammen die Schlagerzeilen, von unserem Hans Maria — euer Will Wallram Wolf hat nur das Papier und die Bleistifte mitgebracht!"
„Das sagt euer Hans Maria!"
„Wenn euer Will Wallram Wolf anders redet, lügt er."
„Wir wissen, was wir an unserem Hans Maria haben! Der war schon immer ein Talent."
„Im Geldausgeben vielleicht."
„Auch das will gelernt sein! Ober, zahlen!"
„Du bist witzig, Tante Tilde."
„Das liegt bei uns in der Familie. Daher hat es auch unser Hans Maria. Euer Will Wallram wird das nie erlernen!"

III. Akt

Die beiden Autoren arbeiten.
„Die Sängerin tritt von links auf."
„Das geht nicht."
„Warum nicht?"
„Nach links ist der Graf abgegangen. Wenn sie von links kommt, muß sie dem Grafen auf der Treppe begegnet sein."
„Und rechts ist der Fürst abgegangen. Wenn sie von rechts kommt, muß sie dem Fürsten auf der Treppe begegnet sein."
„Rechts ist keine Treppe. Rechts ist der Garten."
„Dann ist sie dem Fürsten im Garten begegnet."
„Der Fürst ist nicht so schlimm. Aber der Graf ist böse, weil er erfahren hat, daß sie — er ist wütend nach links abgegangen, und wenn er ihr jetzt auf der Treppe begegnet, würde er es ihr sagen; sie würden sich aussprechen, und unser ganzer schöner Konflikt wäre beim Teufel."
„Aber wenn sie dem Fürsten rechts begegnet, würde er ihr auch sagen, daß der Graf böse nach links abgegangen ist."
„Verdammt!"
„An solchen Kleinigkeiten stockt die Kunst!"
„Und von hinten?"
„Hinten ist das Schlafzimmer. Die Sängerin kommt aber von der Bahn."
„Ich habe es!"
„Was?"
„Sie kommt von oben!"
„Wieso von oben?"
„Durch die Decke!"
„Narr! Man muß doch alles motivieren!"
„Nichts leichter als das! Sie kommt von der Bahn. Die Reise war lang. In ihrer Müdigkeit steigt sie einen Stock zu hoch, oben erkennt sie ihren Irrtum, aber ehe sie umkehren kann, bricht sie durch die Decke, da gerade die Decke ausgebessert wird, was sie nicht wissen konnte, da sie verreist war."
„Fabelhaft!"
„Ein blendender Einfall!"
„Grandios! Also schreib': Die Sängerin bricht mit Gepolter und einem großen Schrankkoffer durch die Decke."

IV. Akt

Der eine Autor sitzt beim Verleger:
„Sie verstehen mich schon — ich will natürlich nichts über meinen Mitarbeiter sagen — aber einmal und nie wieder! Das nächste Stück schreibe ich allein. Ich habe auch dieses Textbuch allein geschrieben — nur daß sein Name noch darauf steht — aber gemacht hat er nichts, ein alter Witz ist von ihm, den hat er in der Zeitung aufgelesen — alles andere ist von mir, er kann eben nichts, absolut nichts — dabei . . . Um Gottes willen, daß Sie es nicht falsch auffassen — ich möchte natürlich nichts über meinen Mitarbeiter sagen . . ."
Der Autor geht ab.
Der Mitautor kommt.
Beide begegnen sich in der Tür.
„Du hier?"
„Ich habe soeben mit dem Verleger in unseren gemeinsamen Interessen gesprochen. Du siehst wieder, was ich alles für dich tue. Bedank' dich bei mir!"
Der erste Autor geht ab. Der zweite Autor tritt zum Verleger:
„Sie verstehen mich schon — ich will natürlich nichts über meinen Mitarbeiter sagen, aber ..."

V. Akt

Nach der Premiere:
„Gratulieren wir uns!"
„Danke. Das heißt — über deine Witze hat eigentlich leider kein Mensch gelacht."
„Das war auch nicht möglich."
„Warum nicht?"
„Die Leute haben über deine ernsten Liebesszenen so viel gelacht, daß sie dann einfach nicht mehr lachen konnten."
„Eine unverschämte Lüge! Einen sah ich sogar bei meinen Szenen bitterlich weinen."
„Das war dein Schneider. Der weint um sein Geld."
„Dir hätte er gar keinen Kredit gegeben!"

Apollofalter

Du lichter Falter,
All deiner Brüder
Zartester, Schönster —
Erscheinst du mir wieder,
Holde Erinnerung,
Hergeweht aus den Sommern der Kindheit,
Silbergeflügelter,
Den ich lange vergaß?
Wieder, wie einst als Knabe,
Beuge ich mich herab,
Reglos, mit süß erschrockenem Atem,
Und seh' sie gebreitet,
Die zitternd gespannten,
Deine zerbrechlichen Flügel,
Darin geheimnisvoll gläsern
Das Geäst der Adern erblüht.
Manchmal bewegst du
Leise die Schwingen,
Daß sie erzittern, die purpurnen Monde
Auf der Fittiche Flaum.
Und nicht wag' ich zu atmen;
Denn es bangt mir das Herz,
Daß du dich aufhebst, Goldäugiger,
Zu den Höhen des Lichts
Und er wieder entschwebt
Auf den silbernen Flügeln,
Der selige, holde
Der Traum von der Kindheit.

Rudolf Kreutzer

Der schuldige Teil

(Otto Herrmann)



„Es scheinen nervöse Verdauungsstörungen zu sein." — „Kein Wunder, wenn man bedenkt, was man in der Ehe alles schlucken muß!"



„Und die Blumen, die man mir schickte?"
„Die habe ich dir geschickt."
„Du?"
„Ja. Zum Begräbnis deiner alten Witze im Textbuch. Die konnten sich kaum noch aufrecht halten."

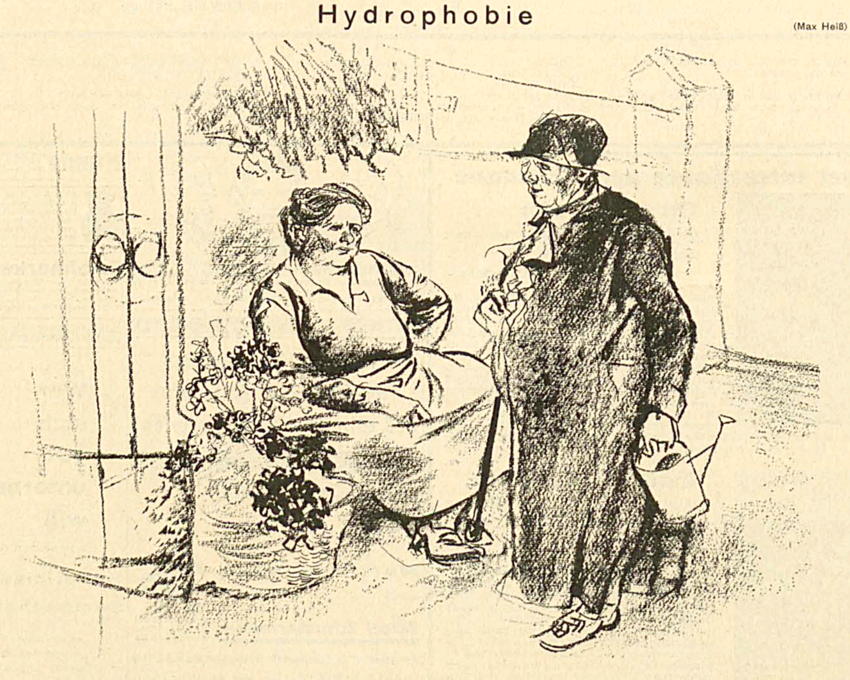
„Trottel!"
„Nichtskönner!"
„Lyriker!"
„Witzefabrikant!"
„Mit dir — nie wieder!"
„Nie! — Das heißt, ich habe gestern einen herrlichen neuen Stoff zu einer Operette gehört ..."
„Gehört oder gelesen?"
„Gehört."
„Übermorgen fangen wir an!"
„Ja. Aber diesmal ist dann die neue Idee von mir."

Ein Maler muß predigen / Von Reinhard Koester

Der Kriegsfreiwillige Anton Bursch, der seiner zierlichen Gestalt und seines glatten Kindergesichts wegen überall sofort mit dem Kosenamen „Bürschchen" angeredet wurde, war kurz nach seiner Beförderung zum Unteroffizier, die er sich in anderthalb Jahren Westfront ehrlich verdient hatte, gefangen genommen worden. Nachdem er sich mit diesem Schicksal abgefunden hatte, begann er darüber nachzudenken, wie er sich den grauen Alltag etwas farbiger gestalten könne, denn er war Kunstmaler von Beruf und jede andere körperliche Arbeit war ihm im Grunde der Seele verhaßt. Doppelt und dreifach aber jede Arbeit, die dem Feinde zugute kam.
Er war zunächst ins Kriegsgefangenen-Sammellager in Le Havre abgeschoben worden, wo es sich bald entscheiden mußte, ob er in einem französischen oder englischen Lager das Ende des Weltkrieges abwarten müsse. Das wäre ihm an sich gleichgültig gewesen, denn der Stacheldraht war überall derselbe und Fluchtmöglichkeiten in beiden Ländern so gut wie ausgeschlossen. Aber zwischen England und Deutschland bestand ein Abkommen, daß Kriegsgefangene vom Unteroffizier aufwärts nicht zu Arbeiten gezwungen werden durften, während Frankreich nicht an eine solche Vorschrift gebunden war. Was hatte also der frischgebackene Unteroffizier jetzt noch von seiner Beförderung, wenn er nicht nach England kam?
Nun hatte Bürschchen, gerade seines jungenhaften Aussehens wegen, auch im Felde eine kleine Eitelkeit nicht abgelegt: er trug außer seiner Schießbrille immer seine sehr große Hornbrille bei sich, die ihm einen gesetzten und gelehrten Ausdruck verlieh. Und jetzt, da er nicht mehr schießen konnte, war sie seine einzige Freude, und er trug sie täglich.
Nach vier erwartungsbangen Wochen setzte sich der bayrische Lagerfeldwebel beim Morgenappell in Positur und hielt folgende gewichtige Rede: „Morgen geht's dahi', Leut'! In die Bretagne und ins Marokko hintri! Aber Stücker fünfzig von euch kommen nach England ins Lager Dannington. Da ham s' freili akrat Theologen angefordert. Also vortreten, die Theologen oder solchene, die net gern arbeiten mögen!"
Das Wort Theologen hatte Bürschchen niedergeschmettert, aber der Zusatz „solchene, die net gern arbeiten mögen" riß ihn wieder empor. Der bayrische Feldwebel hatte damit nur einen Witz machen wollen, aber Bürschchen hielt sich als guter Soldat streng an die Worte seines Vorgesetzten und trat, die große Hornbrille auf der Nase, strammen Schrittes vor.
Er hatte Glück, denn an wirklichen Theologen gab es in dem riesigen Sammellager schon über vierzig, und ein paar aus anderen Fakultäten hatten sich auch rasch eingeschmuggelt. So marschierte er mit dem Trupp der Gottesgelehrten zur Schreibstube, gab seinen Militärpaß ab und landete zwei Tage später im Lager Dannington.
Der Schreiber im Lager Le Havre, der die Überweisungspapiere ausgefertigt hatte, war kein großes Licht und außerdem faul. Darum hatte er hinter jeden Namen der zum Transport Befohlenen der Einfachheit halber das Wort Theologe gesetzt. Und da Bürschchens Namen mit dem zweiten Buchstaben des Alphabets begann, wurde er schon für den zweiten Sonntag zur Predigt kommandiert.
Ihm wurde heiß und kalt, als er den Spruch vernahm. Er wußte schon, daß er als Theologe gemeldet war. Sollte er riskieren, daß man ihn in ein französisches Gefangenenlager zurückschickte, wo er vielleicht mithelfen mußte, rückwärtige Stellungen gegen die eigenen Landsleute zu befestigen? Und selbst wenn es nicht so schlimm käme: er hatte sich gerade schon einen Zeichenblock und Kohlestifte beschaffen können und verdiente sich Zigaretten, allerlei leckere Bereicherungen der Mahlzeiten und sogar hin und wieder einen Schilling für seine Porträtzeichnungen. Das war die Arbeit, die er liebte, und er träumte schon von einer Staffelei, von Leinwand und Farbkasten. (Schluß auf Seite 310)

Hydrophobie

(Max Heiß)



„Wos bedeut't jetzt dös, daß 's Grab vo mei'm Mo so ei'gsunka is?" — „Gell, weil S' so vui giaß'n — dös Wasser mag net a jeder!"

Der Pakt-Genosse

(Karl Arnold)



„Nicht bange machen lassen, mon ami! In Frankreich würden wir den Bolschewismus natürlich nur nach altfranzösischem Brauch einführen."

Robinson spricht zu den Knaben der Erde

Knaben der Erde, Boys,
Good bye!
Indianer im Septemberdunste des Heus,
Gassenbuben beim Abendgeschrei,
Good bye!

Vogelnestersucher, Pack,
Das vor Übermut schäumt,
Good bye!
Im Winkel raucht ihr Tabak,
Wobei ihr von Farmen träumt,
Good bye!

Kerle, gebeugt über das Buch
Vom roten Seehabicht,
Good bye!
Knaben mit heimlichem Fluch
Und narbenbesätem Gesicht,
Good bye!

Knaben der Erde, ach,
Halunken, schäbig und frech,
Good bye!
Mit kenternden Schiffen im Bach,
Aus Holz und billigem Blech,
Good bye!

Gauner, Strolche im Feld,
Gejagt vom Eroberertraum,
Good bye!
Knaben, vom Hund verbellt,
Steht ihr am Herbstapfelbaum,
Good bye!

Knabe, voll Tatengier,
So lange noch donnert das Meer,
Good bye!
Werd' ich geboren in dir,
Bist du meine Wiederkehr,
Good bye!

Anton Schnack

Ein Maler muß predigen

(Schluß von Seite 308)

Nach einer schlaflosen Nacht versuchte er es mit schüchternen Einwänden bei der Lagerkommandantur: er habe noch nie gepredigt — fühle sich zu jung, um alten erfahrenen Leuten das Gotteswort zu verkündigen — und er fürchte auch, seine Stimme reiche nicht aus — ja, er sei heiser . . .

„Machen Sie uns keine unnützen Schereien!" war die Antwort. „Sie brauchen ja keine stundenlange Predigt zu halten. Die Leute sind ohnedies froh, wenn sie nicht so lange still dasitzen müssen. Und außerdem: Befehl ist Befehl!"

Bürschchen sah es ein: Befehl ist Befehl . . . Wieviel Dinge hatte er in seinem Soldatenleben tun müssen, an die er früher in seinen schwersten und verrücktesten Träumen nicht gedacht hatte! Vom Ofensetzen im Unterstand bis zum Desinfizieren der Latrine — vom Knöpfeputzen bis zum Notverbandanlegen — vom Gewehrreinigen bis zum Unterrichtgeben in deutscher Geschichte —! Ein guter Soldat muß alles können und tun —: warum nicht auch eine Predigt halten? Ohne die gewichtige Hornbrille freilich wäre er doch noch im letzten Augenblick zurückgeschreckt: aber als er sich nun durch die Gläser dieser Brille in seinem Rasierspiegel betrachtete, mußte er selbst zugeben, daß er eigentlich zum Prediger geboren sei.

Nur mit dem Text der Predigt wollte es nicht recht vorwärtsgehen. Wenn er zwei oder drei Stunden über ein Blatt Papier gebückt dagesessen hatte, waren darauf allerlei skurrile Zeichnungen entstanden, aber das Geschriebene war zum größten Teil wieder ausgestrichen.

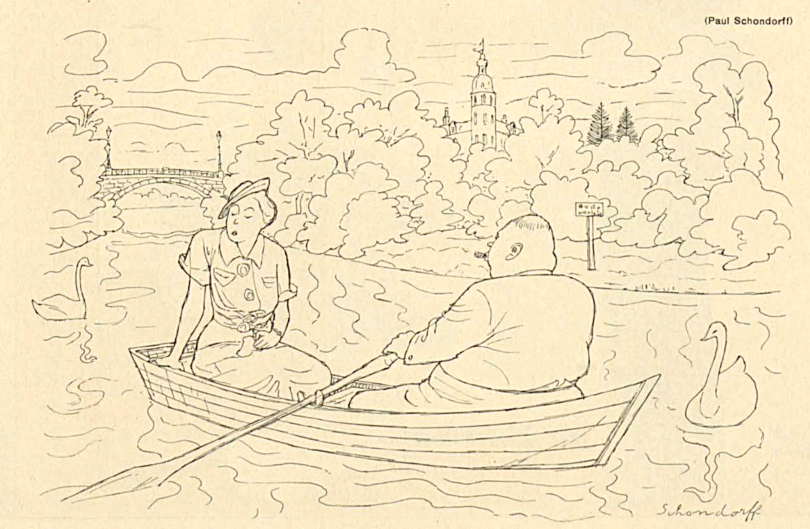
Jetzt eine gute Flasche Moselwein zur Hand haben! dachte er mit sehnsüchtigverzücktem Augenaufschlag, — oder ein halbes Fläschchen Kognak: dann käme der Geist über mich! Aber nun dämmerte schon der Sonnabend — und von der ganzen Predigt stand unverrückbar nur die Anrede „Liebe Kameraden und Leidensgenossen!" fest. Da winkte ihn, knapp eine Stunde vor Schlafenszeit, ein wachhabender Tommy augenzwinkernd zu sich, den er zwei Tage vorher für seine Braut gezeichnet hatte. Und es glitt heimlich eine sanftgerundete Aluminiumflasche in seine Tasche, die — wie er bebenden Ohres im Flüsterton vernahm — guten reinen Whisky enthielt. Eine Stunde später hatte Bürschchen seine Predigt fertig. Im Kopf wenigstens, denn zu schreiben vermochte er nicht mehr . . .

Als Bürschchen am Sonntagmorgen das Predigtpult bestieg, hatten seine Augen einen gläsernen und leicht überirdischen Glanz. Und die Stimme klang etwas rauh, als er in forschem Ton loslegte:

„Liebe Kameraden und Leidensgenossen! Ihr alle wißt, daß ich malen und zeichnen kann, und ihr werdet vielleicht erstaunt sein, daß ich euch nun an diesem Pult als Prediger entgegentrete. Man hat mich abkommandiert, euch das Reich Gottes in Worten zu schildern — und Befehl ist Befehl! Nun hat der liebe Gott freilich in der Bibel geboten, daß man sich kein Abbild oder Ebenbild von ihm machen solle, aber dieses Gebot ist leider von den Malern aller Zeiten nie befolgt worden, denn es gibt keinen Menschen auf der Welt, der so oft porträtiert worden ist wie der liebe Gott selbst. Vielleicht ist er darum auf uns so böse.

Denn wenn ich mir auch nicht einbilde, ein großer Maler zu sein, so muß ich doch ehrlich sagen, daß das Weltbild, wie es uns heute entgegengrinst, weiß Gott kein schönes und erhebendes Bild ist, sondern ein erschreckendes und grausenerregendes! So grausig, daß man annehmen möchte, es handle sich hier gar nicht um das Original des lieben Gottes, sondern um die jämmerlich schlechte und verzerrte Kopie eines Kitschers und Nichtskönners, um ein scheußliches Machwerk, wie es nur der Satan selber zusammenschmieren konnte! Denn ein guter Maler liebt und braucht alle Farben —: das heutige Weltbild aber ist einzig rot in rot gemalt — nur Menschenblut hat dieser teuflische Maler auf

(Paul Schondorff)



Betrachtung: „Der See ist so rätselhaft wie das menschliche Herz; wer weiß, was auf seinem tiefsten Grunde ruht . . ." — „Na, vermutlich 'ne Menge Müll."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • DA. 11822 II. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

seiner Palette — oder höchstens noch das dürftige häßliche Grün der Giftgaswolken, die uns so oft entgegengerollt sind! Nun könnte einer sagen, der liebe Gott habe vielleicht einen anderen Farbensinn als wir sterblichen Menschen und Soldaten, und ihm gefiele sein Weltbild sehr. Aber das glaube ich nicht, denn dazu habe ich eine viel zu gute Meinung vom lieben Gott — und wenn es etwa im Himmel so wäre wie heute auf der Welt, dann würde ich als Maler lieber in die Hölle fahren! Und das mußte einmal gesagt werden. Wie ich jedoch schon betonte, kann es sich bei dem heutigen Weltbild gar nicht um das echte schöpferische Bild handeln, das Gott selbst geschaffen hat! Und zum Trost, liebe Kameraden, kann ich euch sagen, daß man schon oft in der Welt jämmerlich schlechte Kopien oder Nachahmungen für das göttliche Werk großer Meister gehalten hat, bis der Schwindel herauskam und das echte Bild wieder den ihm gebührenden Ehrenplatz erhielt. Hoffen wir, daß es sich mit dem heutigen Weltbild ebenso verhält! Und in diesem Sinne . . ."

„Amen!" sagte der Lagerkommandant laut, mit leicht befehlendem Ton, und erhob sich. Der Harmoniumspieler intonierte auf seinen Wink mit verdächtig tiefgesenktem Kopf ein Kirchenlied, in das die meisten Zuhörer erlöst einfielen. Aber es waren auch nicht wenige einfältige Gemüter, die Bürschchens Predigt andachtsvoll gelauscht hatten und gerne mehr von seinem „Weltbild" gehört hätten, das ihnen auch nicht gefiel.

Der Lagerkommandant nahm Bürschchen beiseite. „Sind Sie wirklich Theologe?"

„Zu Befehl, nein!" lächelte Bürschchen befreit. „Ich bin Kunstmaler."

„Und warum predigen Sie?"

„Melde gehorsamst: weil ich dazu befohlen bin!"

„Und wie kommen Sie unter die angeforderten Theologen?"

„Weil nicht nur Theologen angefordert wurden, sondern auch Leute, die nicht gern arbeiten. Und ich bin Unteroffizier und arbeite nicht gern, Herr Kapitän!"

Der verbiß sich ein Lächeln: „Melden Sie sich in einer Viertelstunde bei mir, Unteroffizier Bursch!"

Das war eine bange Viertelstunde. Aber dann hatte Bürschchen noch einmal Glück: der Lagerkommandant war im Zivilberuf ein Londoner Kunsthändler. Und so bekam Bürschchen zwei Tage darauf eine Staffelei, Leinewand und Farben, und konnte nun hinterm Stacheldraht das Weltbild nach seinem Sinne malen.

Lieber Simplicissimus!

Bei Leutnant X. sind recht wohlhabende Gäste. Es geht lustig her, und der junge Gastgeber will — animiert, nun doch zeigen, daß er schon auch etwas springen lassen kann. „Joseph", sagt er zu seinem Burschen, „geh in den Keller und hole eine Flasche Wein!" Aber Joseph weiß nicht, worauf es ankommt, und fragt treuherzig: „Soll ich gleich alle zwei mitbringen, Herr Leutnant?"

Die freundliche Obstfrau

Von Hermann Sendelbach

Sie gab die Früchte mir wie ein Geschenk,
Und noch ein Lächeln war hinzugetan.
Wie eine Gabe nahm sie meine Münze an
Und lobte sie in ihrem Handgelenk,
So daß sie mehr schien, als die Zahl besagte,
Und hoch das Dargereichte überragte.

Und ich vergaß, daß ich zum erstenmal
In ihrem duftdurchhauchten Laden stand.
Schon spürte ich's wie Heimat zwischen Wand
und Wand.
Die schönen Früchte boten sich zur Wahl,
Als sei hier alles nur für mich gerichtet,
Auf reinen Brettern freundlich aufgeschichtet.

Wie ein Bedauern lag es, als ich ging,
In ihrem Blick, der grüßend zu mir kam.
Es war, als ob ein Freund des Hauses Abschied
nahm,
Von dem es Ehre und Geschenk empfing. —
Nicht ein paar Früchte waren nur erhandelt:
Ein kleiner Handel ward zur Tat gewandelt.

In der Sommerfrische

(R. Kriesch)



„Wos, krank san S'? Woll'n S' an Tee ham?" — „Nein, nein, ich habe Migräne! Lassen Sie den Arzt kommen." — „An Dokta? Ja, woll'n S' eppa gar sterb'n?"

Die Welt erwacht

(Wilhelm Schulz)



Mit dem Weltbrand, den ihr anstecken wolltet, habt ihr der Welt hoffentlich noch zur rechten Zeit ein Licht über euch selber aufgesteckt.

Stuttgart, 27. September 1936 **Preis 60 Pfennig** 41. Jahrgang Nr. 27

SIMPLICISSIMUS

Oktoberfest

(E. Schilling)



„Jessas na! Zwoa Maß Bier, anderthalb Brathenndln, fünf Türkische Honig, an g'salznen Steckerlfisch — alls kriagt ma spendiert — bloß für 'n Kater morg'n — da kommen s' nöt auf, d' Mannsbilder!"

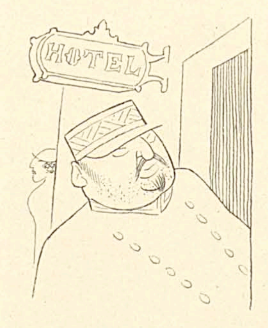
Tanzpalast Regina

Zeichnungen



Der Besitzer:

Einen Besitzer gibt es nicht. Der Tanzpalast gehört einer G. m. b. H. Sie hat ihn von der Herkules-Brauerei übernommen, welche ihn ihrerseits von Herrn Zarapopulos angehängt bekommen hat. Herr Zarapopulos hat in Berlin seine Gründung, den „Regina-Tanzpalast“, hinterlassen, sowie einhundertfünfzehntausend Mark Schulden. Zur Zeit ist er wieder Nachtportier in einem schmuddeligen Hotel in Saloniki, von wo er 1922 nach Berlin gekommen war. Er schimpft jetzt mordsmäßig auf Deutschland.



Der Geschäftsführer:

Er heißt Kalkbrenner und ist seit zweiunddreißig Jahren in der Branche tätig. Er ist unverheiratet, trinkt keinen Tropfen Alkohol, hat eine wertvolle Markensammlung und eine Wut auf die Weiber. Sein sehnlichster Wunsch ist, einmal im Leben um zehn Uhr schlafen zu gehen und kein



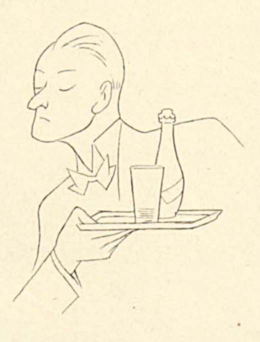
Saxophon mehr zu hören. Er raucht fünfzig Zigaretten pro Tag, wovon er gelbe Fingerspitzen, einen chronischen Bronchialkatarrh und eine Unmenge Zigarettenbilder hat. Jeden Abend um sieben hat er Krach mit dem Ober Nummer 27, der immer falsch „bongt“. Jede Nacht um halb drei ißt er zwei weiche Eier im Glas.

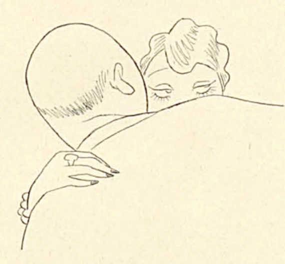
Der Kapellmeister:

Er ist einunddreißig Jahre alt und heißt Feny Petresku. (Laut Paß Peter Findeisen.) Bei den beiden ersten Tänzen läßt er sich durch seinen ersten Geiger vertreten. Er besitzt ein Grundstück bei Werder und ein Mietshaus in Pankow; das hat er sich im Laufe der Jahre zusammengespielt. Er ist zum fünftenmal verlobt, kann sich aber nicht entschließen, zu heiraten. Seine jeweilige Braut darf das Lokal, in dem er spielt, nicht betreten, das schädigt sein Geschäft. In seinen dienstfreien Stunden beschäftigt er sich mit Psychoanalyse und englischen Sprachstudien. (Er hofft auf ein Engagement in USA.) Seine Musiker nennt er „Jungs“, sie können ihn aber trotzdem nicht ausstehen, er ist ihnen zu aufgeblasen. Sie bleiben aber eisern bei ihm; denn sie verdienen sehr gut. Die Kapelle Feny Petresku ist eine der bestbezahlten.

Der Ober Nummer 7:

Er hat eine Zweieinhalbzimmerwohnung in Neukölln, eine junge Frau und Zwillingsbuben, die er abgöttisch liebt. Er ist der aufmerksamste Ehemann und verträgt sich sogar glänzend mit seiner Schwiegermutter. Wenn er abends den sehr eleganten Frack anzieht, um in den Dienst zu gehen, dann verändert er sich ungemein, dann fängt der Mensch für ihn erst bei den Weinmarken über zwölf Mark an. Kredit gibt er nie, seitdem er einmal mit neunzig Mark hereingefallen ist. Der Betrieb in der „Regina“ kotzt ihn an, aber er verdient sehr gut. Noch vier, fünf Jahre — dann wird er ein Hotel im Harz übernehmen. Wenn er dienstfrei hat, geht er mit seiner Frau in ein kleines Kino, am liebsten zu einem Film mit sentimentalem Ausklang. Er spricht fließend Französisch, da er drei Jahre in Paris gearbeitet hat. Er interessiert sich sehr für Außenpolitik. Er heißt Rindfleisch, was ihn schon immer etwas geärgert hat. Er sieht aus wie ein Diplomat und trägt nur Anzüge nach Maß. Er raucht nicht und trinkt nie mehr, als er vertragen kann, am liebsten einige Mollen Helles.





Das Tanzmädchen Erika:

Sie ist kein Mädchen, sondern eine geschiedene Frau. Ihr Mann war Postassistent in Neiße; sie ist ihm durchgebrannt, weil es ihr dort zu langweilig war und weil sie schon immer die Sehnsucht danach hatte, „den Hauch des Reichtums zu spüren“. (Heute würde sie brennend gerne wieder Frau Postassistent in Neiße sein, aber jetzt ist es zu spät dazu.) Von allen Tanzmädchen in der „Regina“ verdient sie am wenigsten; die anderen sagen, sie „habe den Dreh nicht 'raus“. Sie träumt von einem eigenen Geschäft für feine Damenwäsche. Sie schläft bis fünf Uhr nachmittags, dann geht sie ins Kino (fast jeden Tag). Um zehn Uhr beginnt ihr Dienst. Wenn sie von einem Herrn eingeladen wird, zu Abend zu speisen, dann bestellt sie Wiener Schnitzel und Ananasbeignets, das sind ihre Lieblingsspeisen. Alkohol verträgt sie in schweren Mengen; sie leidet darunter, daß sie nie richtig blau werden kann, dann wäre alles viel leichter. Sie ist ungeheuer dumm, hat aber eine prachtvolle Figur und einen sehr schönen Teint. Wenn sie „den Dreh 'raus hätte“, wäre es ja besser, so aber . . .

Eine Porträtsammlung von Walter Sawitzky

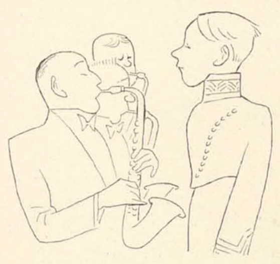
Karl Arnold

Die Gäste am Tisch Nummer 11:

Es ist der Buchhalter einer Gummiwarenfabrik mit seiner Frau, die heute ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag feiert; sie hat sich das als Geschenk gewünscht, abends hierher zu gehen. Ihr Mann hat ihr den Wunsch erfüllt, obgleich er ihn für total verfehlt hält, außerdem darf er höchstens zehn Mark kosten. Die Frau nippt kaum am Wein, ihre Augen sind überall. Wie interessant das alles ist und diese



Mädchen ..! Was würde ihre Freundin in Insterburg sagen . . . nun ja, die Kleinstädter . . . und dieser elegante Kapellmeister . . . ob der Brillant am kleinen Finger wohl echt ist? Nein, danke, sie tanzt nicht . . . mit einem fremden Herrn!! Ist das denn hier so? „Sieh mal, Otto, der Kleine, Dicke, der vorhin Hummer gegessen hat, jetzt tanzt er mit der in Rot!" Unterdessen rechnet Otto: man darf die Weinsteuer nicht vergessen und die Prozente; die letzte Bahn geht ein Uhr achtzehn. Verrücktheit, die ganze Geschichte, na, das war das erste- und letztemal!



Der Page:

Er ist fünfzehn Jahre, heißt Willy Zeschke. Er ist hochaufgeschossen, sehr blaß und hat einen ständigen Kampf mit seinem Haarwirbel zu bestehen. Er ist seit drei Monaten hier, findet den Betrieb eine pfundige Sache, Herrn Kalkbrenner ekelhaft, die Mädchen doof und den Kapellmeister knorke, besonders, wenn er „Regentropfen" spielt. Er möchte auch einmal Kapellmeister werden, weiß nur nicht, wie er das anstellen soll. Jedenfalls wird er sich bald eine Geige kaufen, er hat schon über dreißig Mark dafür gespart. Vielleicht kauft er sich aber auch lieber ein Paddelboot. Wenn doch wieder dieser dicke Amerikaner käme, von neulich, der hat ihm zehn Mark gegeben. Na ja, er war total blau. Eigentlich eklig so was, wie kann man sich nur besaufen!



Der Gast am Tisch Nummer 4:

Er heißt Herr Vieth, in Fa. Vieth & Brinkmann, und ist in Geschäften aus Frankfurt a. M. gekommen. Er hat sich ein feudales Abendessen zusammengestellt; denn er hat heute einen glänzenden Abschluß getätigt. Wenn er mit dem Essen fertig ist, wird er sich eins der Tanzmädchen per Tischtelephon einladen; das ist dann billiger, als wenn sie jetzt schon kommt. Er trinkt einen Chateau Yquem, der eine Idee kälter sein könnte, was er dem Ober mit leisem Tadel sagt. Dann macht er sich eine Notiz in sein Merkbüchlein: Morgen Gebrüder Wittstock anrufen, wegen der letzten Faktura, die stimmte nicht. Sein Blick schweift über die Tanzenden, die pommes frites könnten knuspriger sein, die Mädchen übrigens auch. Er wird seiner Frau eine Karte schreiben, aber nicht aus diesem Lokal hier, lieber morgen. Ganz hübscher Tango, er tanzt aber lieber langsamen Fox, das ist einfacher. Die Dunkle im roten Samtkleid ist ganz nett, so 'n bißchen mollig. „Ober! Welche Nummer hat denn der Tisch?"



Der alte Mann:

Er sitzt hinter einer weißen Tür mit einem goldenen „H" drauf, hat einen weißen Kittel an und außerdem Rheumatismus. Er liest sehr viel Zeitungen und sieht zu, daß die Ober ihm hin und wieder eine Tasse Kaffee zukommen lassen, sonst schläft er ein. Wenn ihm jemand zehn Pfennig gibt, dann knurrt er etwas; dabei kommt die hohe Pacht nicht 'raus. Bis Mitternacht ist kaum etwas zu tun, dann wird es ja lebhafter. Er macht gerne einen kleinen Schwatz, aber die Leute sind immer so eilig hier, als ob sie draußen schon weiß Gott was erwarte. Im Herbst sind es zehn Jahre, daß er hier sitzt. Reich kann man dabei ja nicht werden, aber man muß zufrieden sein. Immer noch besser, als z. B. Nachtwächter. Wenigstens ist's warm!

*



Zigarr'n, Zigaretten . . . Eine Flasche vierundvierzig, nicht zu kalt . . . Regentropfen, die an mein Fenster klopfen . . . nein, Herr Stein war heute noch nicht da . . . jawohl, der Tisch ist frei . . .

Tanzpalast
Regina!

Die Spanische Krankheit

(E. Schilling)



„Die Bakterien auf dem englischen Nährboden wollen sich immer noch nicht recht entwickeln . . .“

Die beiden reichen Armen / Von Katarina Botsky

Der Herbst riß den Weiden die altgewordenen Blätter ab und streute sie in den Strom. Dort schwammen sie nun zugleich mit den Kartoffeln, die einem kleinen Dienstmädchen aus dem Korb gefallen waren. Die meisten dieser Kartoffeln waren faul; darum schwammen sie auch so gut. Heulend und die schwimmenden flehentlich um Stillstand bittend, begleitete sie Dorchen am sandigen Ufer entlang. Kleinen runzligen Puppenköpfen ähnlich guckten die Kartoffeln aus dem Wasser, schienen Dorchen anzugrinsen und schwammen munter weiter. Wie eine dünne schwarze Strippe flog ihr das geölte Zöpfchen beim Nachlaufen um das birnenförmige Köpfchen. Dorchen zählte erst zwölf Jahre; fadendünn war sie und von milder Beschränktheit. Es waren die letzten Kartoffeln einer armen Witwe, bei der sie diente, die ihr beim Abwaschen in den Strom gerollt waren. Dies ereignete sich in einem Notstandsjahr um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts.

Das Gesicht in der Schürze vergraben, den Korb mit den letzten vier Kartoffeln am Arm, begab sich Dorchen auf den Heimweg. Schon am Gartenzaun ihrer Herrin begann sie laut zu schreien, um das Malheur bereits von weitem anzukündigen. Alsbald erschien eine alte Frau auf der Schwelle des winzigen Häuschens im Garten. In ihrem grünlichen Kleid, das einst schwarz gewesen war, in ihrer grauen Haube, die noch immer eine schwarze vorstellen sollte, das bunte Brusttuch um die Schultern und die große Hornbrille auf der fleischigen Nase stand sie breit und freundlich auf der Schwelle und wunderte sich — die Frau Rendant Jielke.

„In der Ragowiecz, in der Ragowiecz", brüllte das kleine Dienstmädchen, von Verzweiflung gepackt.

„Was — che?" fragte die Alte.

„Reinjefallen sind se in de Ragowiecz", lamentierte Dorchen, indem sie die letzten Kartoffeln wie besessen im hochgehobenen Korb springen ließ.

„Komm 'rein! Was jeschähn ist, ist jeschähn", sagte ganz ruhig die arme Witwe.

Die kleine Haustür wurde geschlossen, und das winzige Häuschen bekam bald ein rot leuchtendes Fensterchen. Zwei hatte es nur. Hinter diesem Fensterchen wurden jetzt die letzten vier Kartoffeln, nachdem sie in heißer Asche geröstet waren, mit Salz bestreut auf den Tisch gesetzt. Die letzten vier Kartoffeln, die Frau Rendant Jielke überhaupt noch besaß, so furchtbar war das Notstandsjahr, so arm die alte Frau. Ihre ganze Pension betrug sechsunddreißig Taler das Jahr. Zwei davon erhielt Dorchen als Lohn an jedem Neujahrstage.

Das hungrige Gesicht vom vielen Weinen wie mit Karmin angepinselt, saß sie jetzt ihrer alten Herrin am Tisch gegenüber beim Schein einer Talglichtkerze. Die zwei kleineren Kartoffeln aß die Frau Rendant, die beiden größeren durfte Dorchen essen, weil sie sich im Wachstum befand. Das war das ganze Abendbrot. Alles, was die Speisekammer sonst noch barg, war nicht mehr und nicht weniger als ein Tütchen mit fünf Stückchen Zucker. Eins davon wurde nach beendeter Mahlzeit in zwei Teile zerschlagen, die eine Hälfte genoß die betagte Witwe zu einem Glas warmen Wassers, und die andere durfte das kleine Dienstmädchen auflutschen. „Ein schönes Abendbrotchen, wenn auch etwas wänig", war die Kritik der frommen alten Frau zum Schluß. Nach der Kritik kam das Gebet.

„Laß uns auch bäten", sagte die Witwe, „daß wir morgen etwas zu essen haben." Wie oft kam es vor, daß sie am Abend noch nicht wußten, ob sie am nächsten Tage etwas zu essen haben würden.

Dorchen konnte es nicht lassen, selbst jetzt vor dem Gebet, in den alten Glasschrank mit den bunten Tassen zu glotzen, die so geheimnisvoll im Halbdunkel leuchteten. Die Frau Rendant, die ihr auf dem Wachstuchsofa gegenübersaß, hob, es bemerkend, ihren etwas dicken, etwas steifen rechten Zeigefinger und sagte, nach der verräucherten Decke zeigend: „Länke deine Gedanken nach oaben!" Während Dorchen sich darum bemühte, begann die Alte laut und feierlich zu beten. Fromm und gelassen trug sie dem lieben Gott ihre bescheidenen Wünsche vor, und das kleine Dienstmädchen mußte sie mit- und nachbrummen. Um ein bißchen Brot bat die Alte, um ein bißchen Speck, um ein bißchen „Mähl".

„Könnten wir nicht auch . . .", unterbrach sie Dorchen im Flüsterton mit leckrigen, hungrigen Augen und stockte ängstlich.

„Was — che?"

„Um Grützwurst bäten?" . . .

„Vor den lieben Feiertagen werden wir uns das erkühnen", war die bedächtige Antwort.

Vom Sturm geschüttelt bewegte sich sanft das Häuschen. Die Alte begann fürsorglich einen Spruch gegen Feuersnot und Gefahr herzusagen. Währenddem holte Dorchen das Spinnrad und fing mäuschenstill an zu spinnen. Der Wind pfiff und sang in den Winkeln und Schornsteinen des Städtchens. Blaue Wolkenberge standen über dem Strom und spiegelten sich in seinem messinggelben Wasser. Plötzlich huschte wie ein goldener Kahn der Halbmond aus den Wolkentoren und goß seinen apfelsinenfarbenen Glanz über alles, was er erreichen konnte, auch über das alte Landstädtchen inmitten seiner winterlichen Äcker und Wiesen. Mit dem Weg vertraut, glitt ein silberner Strahl durch das Fenster der armen Witwe und half der Talglichtkerze bei der Beleuchtung. Die Frau Rendant lehnte mit gefalteten Händen in der Sofaecke und überdachte den Tag. Der Schatten ihrer Haube zeichnete den Schädel einer Kuh mit hohlen Augen und mit Hörnern auf die Wand, und die Hörner nickten, wenn der Kopf sich bewegte. Auf den gelben Kattungardinen des enormen Himmelbettes im Winkel ließ das Mondlicht geisterhaft die Rosen erblühen.

Das kleine Kinn des kleinen Dienstmädchens war golden angelaufen vom Schein der herabbrennenden Kerze. Ihr Köpfchen nickte ab und zu wie der Kopf ihrer Herrin; Dorchen war schläfrig. Und wie im Traum wiederholte sie immer wieder flüsternd die Hauptbitten des Abendgebets. Um ein bißchen Brot bat sie den lieben Gott, um ein bißchen Speck, um ein bißchen „Mähl". Aber manchmal kam auch eine Privatbitte, und die lautete: „Auf Weihnacht' ein rosa Kleidchen, lieber Gott". Die alte Frau hörte es.

Mehr als drei Jahre waren seit jenem Abend verflossen. Der nächste Tag hatte den beiden Armen alles gebracht, worum sie an jenem Abend gebetet hatten. Eine wohlhabende Nachbarin machte ihnen am nächsten Tage aus eigenem Antrieb einen ganzen Korb voll Lebensmittel zum Geschenk. „Der Härr hat es ihr befohlen", sagte dankbar die Witwe. Und zu Weihnachten erhielt Dorchen ihr rosa Kleid. Ein verpaßtes Barchentkleid, das für einen einzigen Taler zu haben gewesen war. Seitdem waren mehr als drei Jahre verflossen, Frühling war es jetzt. Das rosa Kleid galt immer noch als ein neues. Nur bei schönstem Wetter durfte es Dorchen am Sonntag zum Kirchgang anziehen, und dann mußte sie es wieder ablegen. Allenfalls durfte sie es noch so lange anbehalten, bis sie nach dem Kirchgang im Garten in der Fliederlaube für die Frau Rendantin das Extragebet verrichtet hatte — das am Sonntag zu ihren vornehmsten Pflichten gehörte.

Heute war die Witwe mit ihrer verheirateten Tochter, die bei ihr auf Besuch weilte, in die Kirche gegangen, und Dorchen hatte zu Hause bleiben müssen. Als Entschädigung dafür hatte sie schon kräftig in den Glasschrank hineinriechen dürfen — was sie für ihr Leben gern tat. Im Glasschrank roch es nämlich immer noch nach dem Kornschnaps des verstorbenen Herrn Rendant, ein Duft, der für das junge Dienstmädchen das Berauschendste war, was es sich denken konnte.

Die Frau Rendant und ihre Tochter hatten sich noch nicht lange entfernt, und Dorchen stand am Glasschrank und bewunderte die Tassen. Selbstvergessen zupfte sie dabei an der Tür — und erschrak. Die Tür war aufgesprungen. Die Witwe hatte wohl den Schlüssel abgezogen; aber sie hatte das Zuschließen vergessen. Was tat das kleine Dienstmädchen, nachdem es sich von der ersten beklommenen Bestürzung erholt hatte?! Es steckte den kleinen schwarzen Birnenkopf tief, tief in den Schrank hinein und sog den Duft vom Schnaps des toten Herrn Jielke ein, bis es fast die Besinnung verlor.

Plötzlich dröhnte (dröhnte, kam es ihm vor) eine gewaltige Stimme hinter ihm in der Stube los. Vorwurfsvoll und pathetisch klang es langsam durch die stille Stube: „Dorchen, Dorchen! So erzieht man sich zur Jenußsucht!" . . . Ihren dicken, etwas steifen rechten Zeigefinger warnend aufgehoben, stand die Frau Rendant in ihrem bunten Umschlagtuch auf der Schwelle und dröhnte also. Sie war noch einmal zurückgekehrt, um den Glasschrank zuzuschließen. Ehe sie dann wieder ging, sprach sie noch dieses: „Du magst heute für dich ein Extrajebät in der Fliederlaube sprechen. Von wäjen deiner Jenußsucht. Für mich wird es die Martchen tun."

Die Fliederlaube war übrigens wunderhübsch. Große alte Fliedersträuche legten ihre langen grünen Arme zärtlich in- und übereinander zu einem Baldachin über einem bemoosten runden Tisch, um den eine bemooste Ruhebank lief. Grad über dem Tisch baumelte manchmal eine große rote Seidenschleife aus der Jugendzeit der Frau Rendant. Dorchen hatte die Gewohnheit, diese Schleife zu Ehren schöner Sonntage in die Laube zu hängen. chen „Petit" bellen hörte, wußte sie, daß Sobald sie im Nachbarhause das Hündie Kirche aus war, daß die Nachbarin soeben nach Hause gekommen war und daß ihre eigene Herrschaft auch nicht mehr weit sein konnte. „Hull . . . hull . . . kattapuh . . .", hörte sie auch bald die Frau Rendant in der Ferne husten und prusten. Breit und behäbig kam sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen in ihren bunten Umschlagtüchern an den uralten schiefen Apfelbäumen vorbei durch den Garten gesegelt. Dorchen trat auf die Hausschwelle und grinste zum Willkommen über das ganze Gesicht in ihrem zu eng gewordenen rosa Kleid.

Frau Martha begleitete sie in die Fliederlaube, um heute das Extragebet für die Mutter zu sprechen. Dorchen nahm in stummer Beklommenheit ihr gegenüber Platz. Bald darauf bedeckten beide ihre Gesichter keusch mit der rechten Hand, und ihre Lippen begannen lautlos zu murmeln. Amüsiert wippte die rote Schleife über den glattgescheitelten gesenkten Köpfen.

„Ich bin fertig", sagte nach einer Weile die junge Frau. Dorchen errötete, denn sie war es noch nicht. „Weswäjen hast du noch zu bäten?" erkundigte sich die Frau.

„Von wäjen dem Petiche", stammelte das kleine Dienstmädchen zerknirscht. „Hab' ihm am Schwanz jerissen."

„Das war nicht brav", bemerkte bedächtig die Hörerin.

Eine Weile blieb es still in der Fliederlaube. Frau Martha betete rasch entschlossen noch für die Tante. Fertig geworden, blickte sie in beschaulicher Ruhe, sanft und zufrieden wie ein Rind auf der Weide, in das Vergißmeinnichtbeet vor dem Laubeneingang. „Weswäjen hast du noch zu bäten?" erkundigte sie sich abermals.

„Von wägen" . . . flüsterte das kleine Dienstmädchen und brach in Tränen aus. „Von wägen . . . hab' zu viel im Glasschrank reinjerochen."

„Das war nicht brav", bemerkte bedächtig die Hörerin.

*

Am nächsten Tage verkündete die Frau Rendant einen merkwürdigen Traum. Ihr hätte geträumt, der heilige Petrus wäre in eigener Person bei ihr am Himmelbett erschienen und hätte ihr von einem guten Geschäft gesprochen. Dabei hätte er merkwürdigerweise immer auf Dorchen gezeigt. Allgemeines Grübeln über diesen Traum zwei Wochen lang. Nach vierzehn Tagen fühlte sich die Frau Rendant mit einem guten Einfall „bejnadet". Hocherfreut sprach sie zu Dorchen: „Pätrus kann nichts anderes jemeint haben, als daß ich dein rosa Kleidchen verkaufen soll, weil es dir zu eng jeworden ist. Das hat er jesähn, der liebe Heilije. Paß 'mal auf, wir werden ein jutes Jeschäft damit machen!"

Und sie machte ein gutes Geschäft damit. Obgleich Dorchen das Kleid drei Sommer getragen hatte, gab ein junges mageres Dienstmädchen, das plötzlich ganz erpicht darauf war, vier Mark dafür. Eine ganze Mark wurde bei dem Handel verdient. „Und eine Mark", pflegte Dorchen in späteren Jahren zu sagen, wenn sie diese Geschichte erzählte, „eine Mark war damals fast so viel wert wie heute zähn."

Paddelfahrt nach Unterwöbbeln / Von Ludwig Beil

Leicht ist es, im Zelt aufzuwachen und zu lauschen, wie man mitten in tauiger Frühe zwischen dem hellen Vogellärm im Grünen liegt und noch ein wenig in den Zeltspalt träumt, der die Nacht über offen geblieben ist; aber schwer ist es, die Glieder von dem schlechtgepolsterten Lager zu erheben. Deshalb kriegt man von irgendwoher eine Zigarette in den Mund geschoben, und eine sanfte Stimme sagt: „Aufstehn, Liebling, sechs Uhr!“ Daß dann gleich hinterm Gähnen das Abmontieren des Zeltes kommt und man keinen Kaffee kriegt, weil der Spiritus alle ist und keine Faser trockenen Holzes in der Nähe zum Feueranmachen: das schafft nicht die Morgenfreude, die die Vögel im Walde allezeit umsonst haben.

Gestern haben die beiden Faltboot und Zelt, der Feuchtigkeit wegen, hoch in den Bergwald hinaufgeschleift, nun muß es natürlich wieder abwärts geschleppt werden. Nasse Sträucher schlagen dem jungen Paar um Gesicht und Arme, die von Schnaken zerstochen sind; im Boden entsteht bei jedem Schritt eine kleine Wasserkuhle um die dünnen Paddlerschuhe, eiskalt; die Kniee indessen sind feuerrot von dem hohen Brennesselgebüsch. Aber es blinkert und blitzt da unten durch die Pappelstämme, und wo Pappeln sind, da ist Wasser — und da ist der Strom, und nun wird alles gut werden.

Ihre Körper dampfen wie die von Pferden, die schwer zu ziehen haben. Aber endlich liegt der Plünnenkreuzer auf dem Wasser, und die junge Frau nimmt auf dem vorderen Sitz Platz — sie ist überhaupt so ärgerlich resolut in der Frühe, denkt Karl, und er rekelt sich träge und mißgelaunt in den Gummisitz — oh, alles ist ja Luft und Gummi, mit Wolldecken und Wasser untendrunter. Dazu kein Kaffee. „Sonst kommen wir vor Abend nicht nach Unterwöbbeln“, hatte Änne gesagt, und bis dahin sind lauter Felsen am Strom, steil wie Festungsmauern, kalte sonnenlose Buchten und kein Landeplatz . . .

Dem Manne leuchtet das nicht ein, ihm leuchtet vor allem Unterwöbbeln nicht ein. Unterwöbbeln ist ihm keinen einzigen Paddelschlag wert, weil er es nicht kennt, das Stromdörfchen Unterwöbbeln mit seinen Schieferdächern über den Fachwerkhäuschen. Zwar meint Änne, es sei „ein wunderbar beseeltes Dorf“ und er ein unbeseelter Banause; aber ohne Kaffee und sonst was im im Magen und mit gesprenkelten Brennesselbeinen hat kein Mann auf der Welt für Unterwöbbeln was übrig.

Nun beginnen die Morgenglocken zu bengern, allüberall.

Eine langgestreckte Insel mit einer Reihe besenstarker Pappeln kommt in Sicht, im Wellenspiegel wird eine Allee tanzender grüner Riesenkorkenzieher aus den Bäumen. Die nassen Schieferdächer ferner Häuser haben etwas Nacktes und Wunschloses in dem Geläute. Als es vorüber ist, singt Änne ein Lied, ganz für sich. Über dem breiten Gerausche ihrer energischen Paddel verschwebt, verklingt es; kein Echo hallt von den Felsen wider, denn sie sind mitten im Strom. Der Gesang ist fein wie der Nebelhauch aus ihrem Munde, sie will den Mann hinter sich froh machen mit ihrem Gesang. Karl sieht das tiefe, angestrengte Atmen ihrer Schulterblätter; das linke Achselband ist etwas über die Schulter gerutscht, auf ihrem braunen Rücken ist da ein weißer Streifen, den die Sonne nicht hat treffen können.

Der Mann sollte nun eigentlich denken: die Frau hält zu mir, durch Wind und Wetter, in Zelt und Nacht, immer ist sie heiter und leicht, das vollere Leben ist bei ihr, und ich habe den Strom nicht geboren. Ich transportiere sozusagen überall mein Büro mit mir herum. Sie weiß es und leidet darunter, gibt mir ab aus ihrer überschäumenden Kraft, soviel sie vermag. Mir ist das Leben, das wir nun schon seit acht Tagen auf dem Strome führen, nur unbequem, ich mache es mit, weil sie es braucht . . .

Die Morgensonne kam stärker und ließ die Pappelreihe auf der Insel wie grüne rauschende Riesenstichflammen aus dem Strome erglühen. Hoch darüber zog die schwarzbraune Qualmfahne eines rauschenden Schleppers vor dem Boot, die ihre Schatten über den Strom flirren ließ und die Wellen da und dort schiefern färbte.

„Karl, feste, den Schleppzug müssen wir kriegen!“ rief Änne und schaufelte wahre Wasserberge hinter sich, so daß ihr Mann den Druck der kräftigen Armstöße durch die Rückenlehne spürte. Um die nächste Felsenecke herum erblickten sie auch bald den hohen, mit Stahlseilen gehaltenen Schornstein des winzigen Schlepperchens, der eine ganze Herde von kohlenbeladenen Lastkähnen hinter sich herzog. An den letzten Kahn hatte sich ein bunter Schwarm von Faltbooten angehängt; lustige Fahnen, lustige Menschen sah man darauf, und das alles ließ eine quirlende Schleppe schäumenden Kielwassers im Strom zurück. Der Anblick gab auch Karl Mumm in die Knochen, denn hier winkte faules Gezogenwerden, da konnte man die Paddel quer wie Hagens Schwert über die hochgezogenen Kniee legen und mit verschränkten Armen, ohne einen Paddelschlag zu tun, vor diesem „wundervoll beseelten“ Nest Unterwöbbeln ankommen. Aber erst hieß es noch einmal hitzig drauflos paddeln; denn ein Schleppzug ist kein Landomnibus, der auf unser Winkewinke auch 'mal außerhalb seiner Stationen hält . . .

Die Kielwelle, die jetzt den Bug schon ganz beträchtlich hob, so daß Karl im Hintersitz manchmal glaubte, er rutsche jede Minute achtern ins Wasser, machte ihnen doch zu schaffen, und oft war es ihnen, als schaufelten sie sinnlos und ohne vorwärts zu kommen das Wasser hinter sich zu Bergen — jedoch erreichten sie schließlich doch das letzte Boot. Drin saß am Steuer ein schlanker Blondling, davor, hübsch in die zahllosen Kissen gebettet, ein dunkelschopfiges Mädchen in buntem Paddlerkostüm. Alles dies machte den Eindruck, als schaufle der junge Mann ein Blumenboot durch die Wellen. Änne rief den beiden zu, sie sollten ein Tau herüberwerfen. Sie erhob sich etwas im Boot auf den Knieen und fing das gewandt geschleuderte Seil auf — da ließ Karl dummerweise mit dem Paddeln nach, Änne wurde über Bord und Bug gezogen, wollte das Seil loslassen und, da sie eine gute Schwimmerin war, zu Karl ans Boot zurückschwimmen. Doch man schrie ihr von allen Seiten zu: „Nicht loslassen, um Gottes willen, die Kielwellen drücken Sie in die Tiefe!!“ Und da ließ sie nicht los, drehte sich wie ein Bohrer durch das Wasser, das ihr im Nu die Schuhe ausriß — der junge Mann drüben zog wie ein echter Matrose das Tau links, rechts, immer näher an seine Brust, und dann griffen die beiden Menschen ihre Arme, rissen die Betäubte an Bord — und schon ganz, ganz dahintengeblieben hatte Karl vor Schrecken zu paddeln aufgehört.

Nicht er, sondern Änne war ins Wasser geplumpst, aber er, als Egoist, bedauerte sich am meisten. Man schrie ihm zu, sich zu beeilen, wenn er sich anhängen wolle; jedoch das Boot, am Bug zu leicht geworden, drehte sich ein paarmal um sich selbst und hatte dadurch soviel an Schwung verloren, daß Karl, obwohl ihm das Herz vor Anstrengung wie ein Hammer gegen die Brust schlug, kläglich und hilflos aus bereits hundert Meter Entfernung zuschauen mußte, wie man die nasse Änne in trockene Kissen packte und ihr irgend was Glitzerndes einflößte, wahrscheinlich Kognak. Meinetwegen Lebertran, dachte der Ehemann.

Was sollte nun werden? Die Leutchen im Boot würden die dumme Änne wohlbehalten und schnell in diesem verfluchten Unterwöbbeln abladen. Sie würde bestimmt schon am Nachmittag dort sein, ohne einen Paddelschlag; vielleicht in einer schönen Heckenwirtschaft am Ufer sitzen, indessen er, mit bis an die Badehosen hängender Zunge, kaum vor Mitternacht in Unterwöbbeln ankommen würde. Schluß! rief er sich zu, Schluß mit der Paddelei, der ganze Naturkram kann mir gestohlen bleiben!

Um die nächste Stromecke war jetzt der Lastkahnzug verschwunden. Die Rauchfahne kam nun über den Felsen weg, der aussah wie ein rauchender Vulkan. Kein Mensch war an diesem Sonntagmorgen zu sehen, auch kein Dampfer, kein Schlepper, der ihn hätte mitziehen können. Karl hörte nur das trostlose Geräusch seines Paddels — doch nein, da war noch etwas inmitten der Felsenstille, ein Plätschern und Schnaufen. Jubelnd hob sich eine Hand, ein Arm aus dem Wasser: „Karl? Karl! Ich bin's! Hier — links im Wasser!“

Richtig, das war Ännes Kopf, das waren ihre Schultern, die wie ein Quirl kraulend und unermüdlich das Wasser durchschäumten. Sie war also aus dem Boot gesprungen, um bei ihm zu sein; denn sie wußte: ihm fehlte ihr starker Arm. Prustend beim Boot angekommen, rief sie: „Laß nur, ich komme schon allein hoch, es genügt, wenn einer naß geworden ist . . .!“

Als sie sich ins Boot gewälzt hatte, umschlang sie ihn lachend: „Liebling, was magst du für Angst um mich ausgestanden haben!“ — Doch er wehrte sie ab: „Ach geh weg, du machst ja das ganze Boot naß, trockne dich gefälligst erst ab!“

Da erstarrte, zum erstenmal vor ihm, ihr Gesicht, ihr Wesen. Zwischen den nassen, angeklebten Schläfenlocken waren ihre Augen jäh dunkel geworden wie zwei braune Brunnentiefen. In dieser Sekunde erfror der Strom, der von ihr zu ihm, doch nie umgekehrt gegangen war, zu Eis. Sie sprach kein Wort, drehte sich nur um, ergriff das Paddel wie eine letzte Pflicht für diesen Mann. Ihre Zähne schlugen aufeinander vor Fieber, doch ließ sie sich nichts anmerken und kam auch durch stärkeres Paddeln über den kieferhämmernden Schüttelfrost weg. Mittag und Abend vergingen schweigend, dann sog die Nacht alle Farben in ihren schwarzen Himmelsmund.

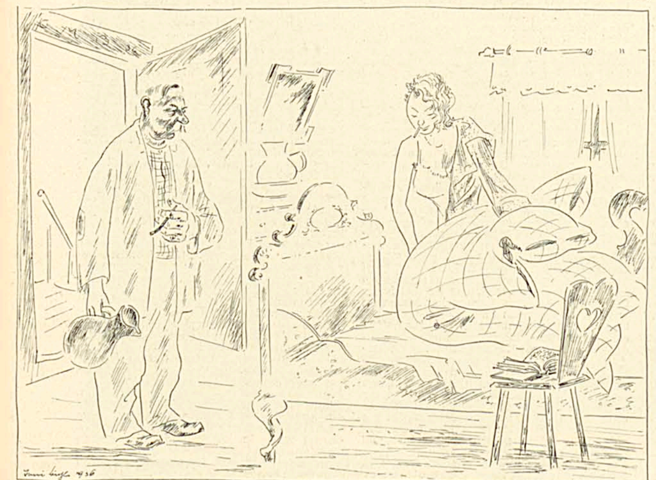
Endlich, hinter der letzten Strombiegung, kam das Dorf; es lag wie ein Diadem aus goldenen Fensteraugen um den toten Samt dunkler Felsen gebreitet. Da war ein Bootshaus — und wieder schleppten sie das Boot an einen Strand, der unbekannt war, suchten einen Gasthof, der unbekannt war . . .

Einmal, in der Nacht, im tiefsten Schlaf, hörte Karl ein Klirren im Zimmer. Erschreckt stob er empor, sah Änne am Fenster stehen, barfuß.

„Was machst du da? Du — was hast du mit der Scheibe gemacht, was fällt dir ein? Zeig her, hast du dich verletzt?!“

„Nein. Nur manchmal — weißt du — manchmal muß man Fenster einschmeißen — Fenster einschmeißen . . .!“

(Toni Bichl)



„Herr Wirt, ich bin heute nacht von Wanzen gebissen worden!“ — „Jetzt so was! Ja, was werd denn da mei Frau sag'n, wann Sie solchene Viecherln mitbringa?!“

(Jos. Sauer)

Heimkehr

„Döswannmei Alte selig wissat, daß i jetzt allaweil an Hausschlüssl dabei hob!"

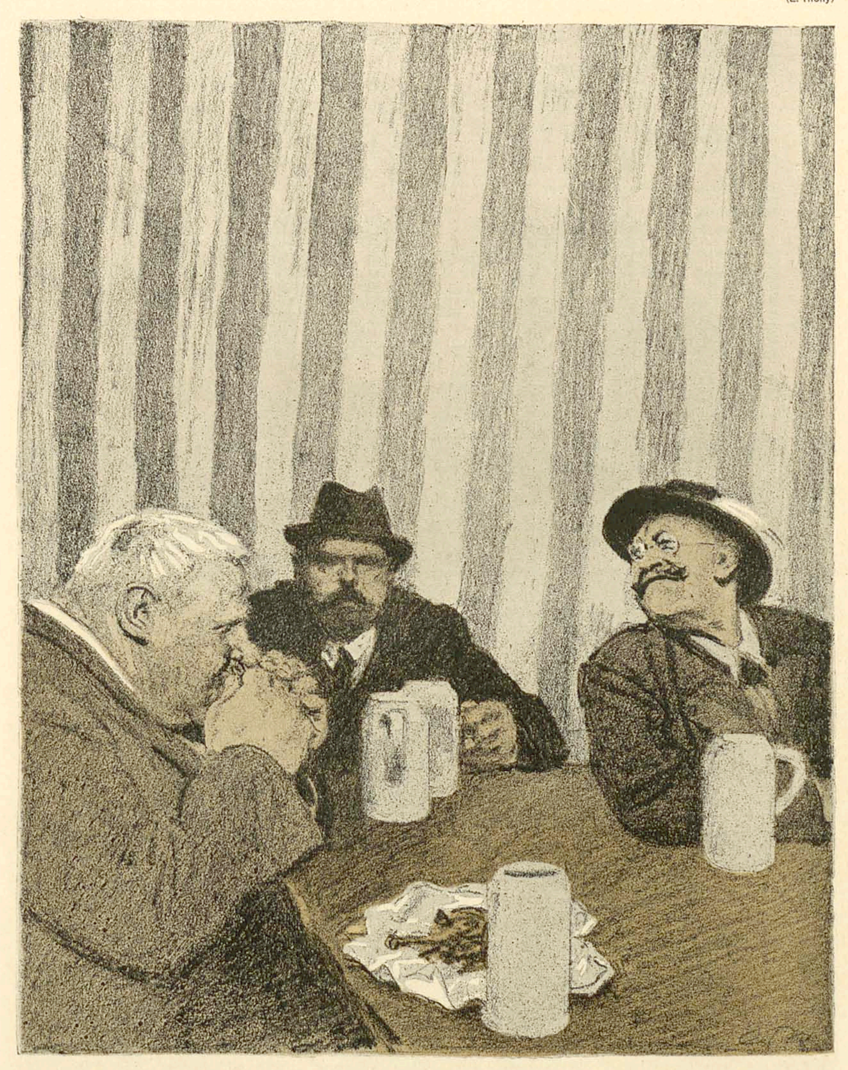
Die Wasserhose

(Alfred Kubin)



Auf der „Wies'n“

(E. Thöny)



„Du, der Huaba is g'storb'n.“ — — — „Wos hot eahm denn g'fehlt?“ — — — „G'suffa hot a.“ — „Respekt!“

Schnecken

Dies ist der Tag der Schnecken:
es hat so warm geregnet.
Nun kriechen sie aus ihren Verstecken,
dehnen sich und strecken
ihre Fühlhörner aus, wenn man ihnen begegnet.

Nur darfst du sie nicht erschrecken.
Geh achtsam, wenn möglich auf den Zehen,
leise, ganz leise:
sonst bleiben die Schnecken erschrocken stehen —
und das verzögert die Reise.

Sieh, wie sie die Fühlhörner nach allen Seiten
strecken und drehen,
jeden Grashalm betasten, besehen,
und dann plötzlich geräuschlos weiter gleiten . . .

Schnecken lärmen nie. Sie wandern stumm,
weil Lärm sie stört.
Lärm finden sie dumm
und können wandernde Gesangvereine nie begreifen.
Ich habe noch nie eine Schnecke singen gehört
oder auch nur leise pfeifen . . .

Ich möchte eine Schnecke sein:
allein,
nicht mit andern,
geräuschlos über Moos nnd Gräser gleiten,
mich verkriechen zuzeiten,
überall zu Hause sein —
und wandern, wandern, wandern!

Siegfried von Vegesack

Zwischen Leipzig und Dresden

Den jungen Doktor Lehrs aus Hamburg hat es jetzt als ersten Assistenzarzt an das Oschatzer Krankenhaus verschlagen.
Kein Grund zur Klage — bewahre! Oschatz ist ein angenehmes Städtchen, in dem sich's wohl leben läßt. Und wenn es dich nach Großstadtluft gelüstet, so bist du in einem knappen Stündchen in Leipzig oder in Dresden, denn Oschatz liegt gerade in der Mitte zwischen beiden. Soweit ist alles schön und gut. Nur der Dialekt, den die Leute in dieser Gegend sprechen, macht dem Doktor Lehrs aus Hamburg manche Schwierigkeiten.
Vorige Woche beispielsweise wird eine gute alte Bauersfrau in das Krankenhaus eingeliefert, die von einem Pferd mit dem Huf gegen das Schienbein getreten oder, wie man dort sagt, „geschmissen" worden ist. Als der Arzt zur Untersuchung an ihr Schmerzenslager tritt, jammert sie gleich los: „Fimbfnsibbzj Jahre bin ich nu alt geword'n un nich ä einzjes Mal grangk gewäsn, un nu bin ich von unsern Fährd geschmissen word'n!"
„Aber, liebe Frau", versetzt der Doktor Lehrs kopfschüttelnd, „wie können Sie denn auch in Ihrem Alter noch reiten wollen . . !"

Lieber Simplicissimus!

Der junge Mann, der neulich beim Klavierabend von Elly Ney vor uns saß, sah doch gleich etwas verdächtig aus. Der Haarschnitt, die eigenwillig geschlungene schwarze Krawatte . . .
Natürlich, auch einer vom Bau! Als seine Freundin, ein hübsches Kind, sich zu ihm setzte und er zu reden anfing, kam's heraus: er war ebenfalls Musiker, und zwar Komponist. Ein ziemlich bedeutender Komponist, wie es schien; denn er dozierte sogar, während Elly Ney spielte, und seine Freundin hörte sehr ehrfürchtig zu.
Und als Elly Ney die Appassionata von Beethoven beendet hatte, sagte der junge Mann vor uns, halb stolz und halb bescheiden: „Komponieren könnte ich das auch. Aber nicht spielen . . !"
Ist das nicht ein Jammer? Da haben wir schon mal den ersehnten neuen Beethoven — und nun kann er's nicht spielen!

Realitäten

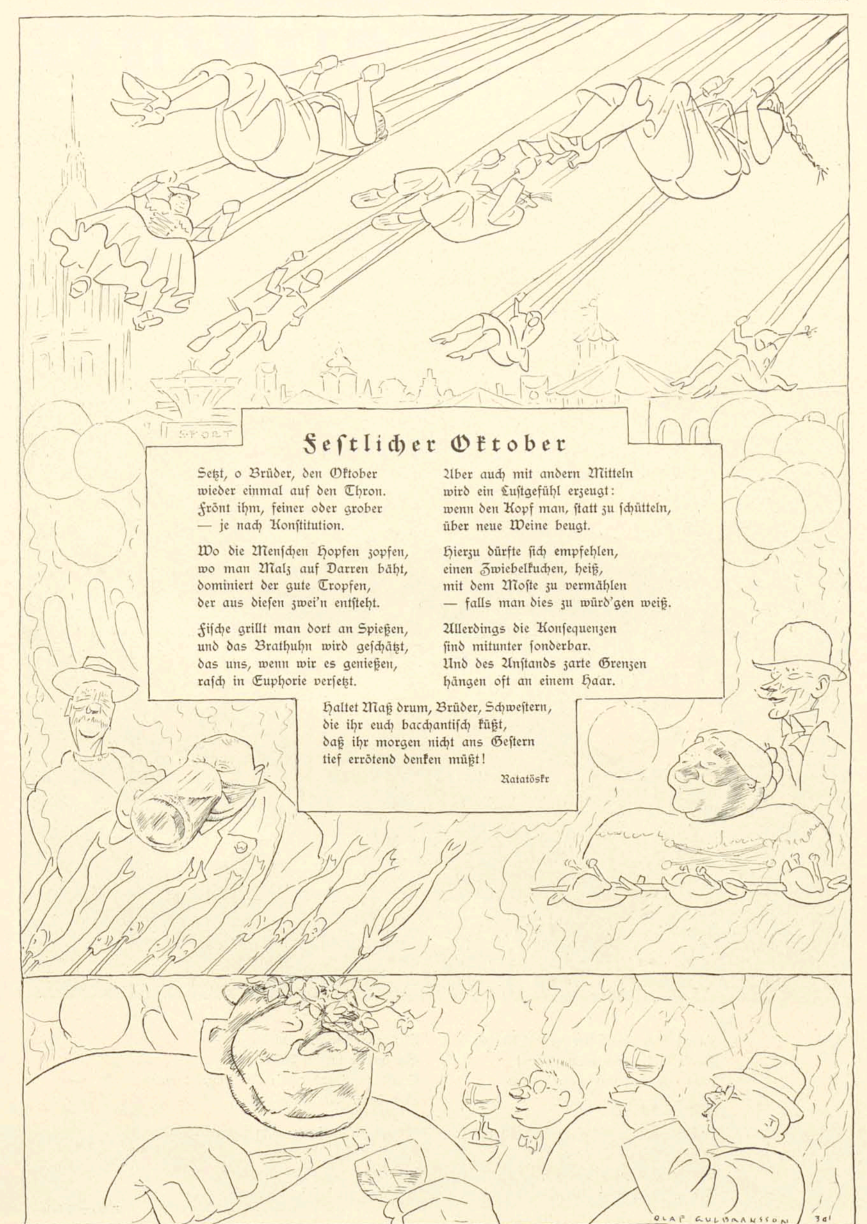
(R. Kriesch)



„Siehste, kleene Maus, det habe ick schon in der Wurstbude jefühlt, daß wir uns lieben!" — „Ja wos? I hab's erst beim Brathenndl g'spannt, daß i di mag."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 M,** Sparkassenstraße 11 Fernsprecher 296456 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • Copyright 1936 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 11822 II. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • **Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.**

(Olaf Gulbransson)



Festlicher Oktober

Setzt, o Brüder, den Oktober
wieder einmal auf den Thron.
Frönt ihm, feiner oder grober
— je nach Konstitution.

Wo die Menschen Hopfen zopfen,
wo man Malz auf Darren bäht,
dominiert der gute Tropfen,
der aus diesen zwei'n entsteht.

Fische grillt man dort an Spießen,
und das Brathuhn wird geschätzt,
das uns, wenn wir es genießen,
rasch in Euphorie versetzt.

Aber auch mit andern Mitteln
wird ein Lustgefühl erzeugt:
wenn den Kopf man, statt zu schütteln,
über neue Weine beugt.

Hierzu dürfte sich empfehlen,
einen Zwiebelkuchen, heiß,
mit dem Moste zu vermählen
— falls man dies zu würd'gen weiß.

Allerdings die Konsequenzen
sind mitunter sonderbar.
Und des Anstands zarte Grenzen
hängen oft an einem Haar.

Haltet Maß drum, Brüder, Schwestern,
die ihr euch bacchantisch küßt,
daß ihr morgen nicht ans Gestern
tief errötend denken müßt!

Ratatöskr

Zur Weinwoche 1936

(Wilhelm Schulz)



Kannst auch beim Bier du fröhlich sein —
Geht's flinker doch beim Weine!
Nicht nur im lauten Freundeskreis,
Auch wenn du bist alleine.

Doch nimmst du die Frau Liebste mit,
Laß heilig sie versprechen,
Daß sie nicht jeden Becher zählt,
Bist emsig du beim Zechen.

Meint sie, nur einer sei dir gut —
Ein zweiter tut dir besser!
Trink', trink' und denk': der Winzer braucht
Auch heuer leere Fässer!

Was würd' sonst aus dem jungen Wein,
Kriegt' er nicht ein Gebinde,
Drin gären er und werden kann,
Daß man sein' Freud' dran finde?

Wilhelm Schulz

München, 4. Oktober 1936
41. Jahrgang / Nummer 28

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

LUDWIG THOMA ZUM GEDENKEN



Mögen heute noch gelegentlich Juden und kommunistische Schulmeister mit ihrer traurigen Halbbildung ihr Unwesen treiben, alles Gesunde drängt zur Heilung.

(Aus einer Handschrift Ludwig Thomas über den Kommunismus)


Ludwig Thoma kämpfte
gegen unechte Bauern auf der Bühne und in der Sommerfrische,
gegen Gschaftlhuber, Wichtigtuer und Berufsparlamentarier,
gegen Standesdünkel, Eitelkeit und Protzentum,
gegen die politische Michelei,
gegen Partikularisten und Spiesser aller Sorten,
gegen intellektuelles Gschwerl und Kaffehausliteraten,
KA 36


im SIMPLICISSIMUS
KARL ARNOLD
WÄHLT ZENTRUM
gegen Volksverhetzer und Apostel des internat. Zukunftstaates,
gegen politisierende Seelsorger, Muckertum und Heuchelei,
gegen Kriegs- und Revolutions-Gewinnler,
gegen gewissenlose Diplomaten,
gegen Bürokraten,
gegen volksfremde Höflinge,
gegen alle inneren und äusseren Feinde Deutschlands.
KA 36

Partikularisten in „I. Klasse“

(E. Thöny)



„Herr Ministerialrat, sagen Sie mal, sind Sie eigentlich geborener Bayer?“ — „Ich bin Unterfranke!“

(Aus Ludwig Thomas „Erster Klasse“)

Der Kanonier

Es sind in unserm Städtchen
Ja der Soldaten viel;
Ein jeder will ein Mädchen
Zum süßen Liebesspiel.
Da suchet sich wohl eine
Und zwei und drei und vier
Viel lieber noch, als keine,
Juhe!
Der lustige Kanonier.

Des Abends in den Gassen
Spazieren wir einher;
Wo wir uns sehen lassen,
Gefällt's den Mädchen sehr.
Sie denken sich im stillen:
„Ein bayrischer Soldat,
Der wär nach meinem Willen,“
Juhe!
Wenn sie noch keinen hat.

Und hat sie einen andern,
Noch an demselben Tag
Läßt sie ihn gerne wandern,
Wohin er gehen mag.
Denn kein Soldat im Städtchen
Macht ja so viel Pläsier
Den liebevollen Mädchen,
Juhe!
Als was ein Kanonier.

Peter Schlemihl (L. Thoma)

Solide Köpfe

Eine altbayerische Vorkriegsgeschichte von Ludwig Thoma



Im Hausflure des Amtsgerichtes hängt an der Wand eine große schwarze Tafel, und auf derselben ist ein Bogen Papier mit roten Oblaten angepappt. Wir können im Augenblicke nicht lesen, was darauf geschrieben steht; denn so ein Stücker fünfzehn Bauernburschen stehen davor und probieren, ob sie das Hackelwerk nicht herausbuchstabieren können. Der Vitus vom Lenzbauern in Huglfing bringt es fertig, und wie er mit dem Stecken Zeile für Zeile nachfährt, tut er uns und seinen Gefreunden den Gefallen und liest es mit lauter und sehr vernehmlicher Stimme vor.

„Sützung — halt a wengl — des Schäfengerüchtes — druckt's net so eina — vom 8. Januari. Vitus Kreuzpointner — aha! — und, und — dös kann i net lesen — Gä — Gä ... — Gänossen hoaßt's — wägen Körperverletzung ... Auweh Zwick! Dös bin i, und die Genossen seit's ös! Paßt's auf, Buam, heunt derleb'n wir was, und nix Guats. Heunt geht der schlecht Wind!"

„Mir g'fallt's aa scho lang nimmer", sagt der Oberknecht Hansgirgl, „sitter, daß ich woas, daß dö Kraglfinger Zeugen macha därfen. Dö wer'n an abscheulichs Zeugnis ableg'n."

„Ja, und die ersten san mer aa", ruft der „Genosse" Anderl, „dös is allamol schlecht. Da ist der Herr Landrichter no frisch g'laden."

„Der letzte hat no net g'schoben", meint jetzt bedächtig dem Hofbauern sein Ältester; „dös woll ma seg'n, ob s' uns was macha kinnen; mir san in einer offenbarigen Notwehr befunden gewesen; mei Vata kennt dö G'schicht von frühender her und hat g'sagt: so lang mir nix bestehen, is überhaupt nix bestanden, und dö Zeugen wer'n ganz oafach verworfa, denen werd nix glabt und außerdem wer'ns überhaupt's meineidig g'macht." — Diese rechtlichen Ausführungen des Hofbauern Peterl machten viel Eindruck auf die Umstehenden; sie schreiten tapfer in den Sitzungssaal, umgeben von einer dicht gedrängten Schar getreuer Anhänger.

Die Nachhut bildet ein buntscheckiger Haufe Frauenzimmer; sie schreiten mit zu Boden gesenkten Köpfen hinter den Burschen in den Gerichtssaal und schieben sich in dem übervollen Zuschauerraume möglichst weit vor.

Geduldig stehen sie auf ihren Plätzen und schauen verwundert aus ihren Kopftücheln heraus auf die ungewohnte Umgebung.

Ihre Gesichter verraten so eine gruselige Neugierde; aber man sieht jeder an, daß sie viel lieber wieder draußen wäre, recht weit weg von dieser unheimlichen Feierlichkeit und den bärbeißigen Gendarmen.

Sie halten jedoch tapfer aus, und das ist recht, denn Freud' und Leid soll ein liebendes Paar gemeinsam haben; wenn e r heute dem gestrengen Herrn Landrichter Red' und Antwort geben muß, so ist es billig, daß s i e in seiner Nähe weilt und des Anblickes genießt, wie der Geliebte vorne beim Gerichtstisch steht und verwegen schaut, eingedenk seiner Heldentaten.

Der geneigte Leser weiß wohl bereits, woran er ist, und daß er einer von den vielen Gerichtsverhandlungen beiwohnen kann, die sich allwöchentlich als Nachspiele der sonntäglichen Vergnügungen abwickeln.

Ich will aber nicht nach bekannten Mustern Bericht erstatten, was der Vitus, der Anderl, der Peterl und die sämtlichen Hintersassen auf die vielen unangenehmen Fragen geantwortet haben; ich will keine Musterkarte der unzähligen und mannigfaltigen Ausdrücke geben, durch welche ständige Übung und uraltes Herkommen die Sprache bereicherten, und die alle miteinander nur den an sich so einfachen Vorgang des Prügelns und Geprügeltwerdens bezeichnen wollen. Ich verzichte darauf, den wundervollen Bilderreichtum, welchen hierin unsere Sprache besitzt, zu schildern und darzutun, woher es denn eigentlich kommt, daß meine Landsleute für jeden Teil des menschlichen Körpers ebensowohl eine eigene Art der Verletzung, als eine drastische Bezeichnung hierfür kennen.

Also davon will ich nicht reden, sondern von etwas anderem, was gewiß erwähnenswerter ist, und was von Rechts wegen schon längst in der Naturgeschichte mit Auszeichnung hätte erwähnt werden müssen.

Ich meine die merkwürdige Beschaffenheit der Köpfe unserer Dorfjugend.

Es gibt heute noch viele gescheite Leute, z. B. Professoren, welche glauben, daß Holz oder Eisen widerstandsfähiger, härter ist, als die menschliche Schädeldecke. Das ist nicht richtig. Wenigstens nicht in den gesegneten Gefilden Ober- und Niederbayerns.

Für einen, der hieran zweifeln wollte, ist diese Verhandlung lehrreich; er wird zugeben, daß er hier den stärksten Köpfen unseres Jahrhunderts begegnet ist.

Der Vorsitzende hat soeben den Schöffen erklärt, daß die zu bestrafenden Körperverletzungen mit „gefährlichen Werkzeugen" verübt wurden, und befiehlt dem Gerichtsdiener, diese Werkzeuge herbeizuschaffen. Jetzt beginnt im Hausgange ein Poltern und Klirren und Rasseln, daß man vermeinen könnte, nebenan würde eine Folterkammer oder ein alter Eisenladen ausgeräumt. Schweren Schrittes erscheint hochbepackt der Gerichtsdiener, und hinter ihm schleift und zerrt sein Gehilfe noch verschiedene Gegenstände, die offenbar einer Ökonomie-Einrichtung angehören und so ziemlich die gesamte „Baumannsfahrnis" eines mäßig begüterten Häuslers darstellen. Die Dinger werden schön gruppiert vor dem Gerichtstische niedergelegt, und wenn vielleicht jemand im Zuhörerraume der Meinung war, daß eine Versteigerung oder so etwas erfolgen werde, so befand er sich in einem Irrtum.

Dies sind nämlich die „Werkzeuge", welche unser Vitus, Peterl, Anderl usw. usw. in ihrer offenbaren Notwehr benützten, um sich nur einigermaßen gegen unvorhergesehene Angriffe zu schützen. Es verlohnt sich wirklich, dieselben näher zu betrachten. Da ist zunächst der Hälfteteil eines Schubkarrengestells, nebendran liegen zwei oder drei Wagscheiteln, ein Hemmschuh mit Sperrkette, und Holzteile, die ersichtlich vor nicht langer Zeit zu den Bestandteilen eines Leiterwagens gehörten. An Stalleinrichtung bemerken wir: einen Melkstuhl, den Stiel einer Mistgabel und vier oder fünf Ketten, die sonst zum Anhängen des Rindviehes dienen; daran reihen sich Schwartlinge, Latten, Peitschenstiele und ein abgebrochener Brunnendengel ... Alle diese Gegenstände tragen die Spuren fleißigen Gebrauches. Die Eisenteile haben Beulen und Düllen, was darauf schließen läßt, daß sie mit s e h r h a r t e n Körpern in Berührung kamen; die Holzteile sind fast alle zerfetzt, an den oberen Enden weich geschlagen und zerquetscht, in Schiefern zerkliebt.

Angesichts dieser Waffen hören wir mit wachsender Bewunderung die Anklageschrift verlesen; sie hört sich an wie ein neues Nibelungenlied. Mit diesen eichenen, buchenen und eisernen Wehren haben die grimmen Huglfinger Helden gestritten gegen die Mannen von Kraglfing, und Hiebe ausgeteilt, daß der weite Saal des Unterbräu erdröhnte von ihrem Schalle.

Und alles um sie herum ging zugrunde, nichts blieb ganz, kein Krug, keine Bank, kein Stuhl; nur die Köpfe hielten es aus.

Denn, lieber Leser, schau nur hin, wie dort die Kraglfinger Zeugen aufmarschieren; nach dem Gehörten hast du vielleicht gemeint, daß die ganze männliche Jugend von Kraglfing auf das Krankenlager geworfen sei, oder sich nur mehr mit Hilfe von Krückstöcken jämmerlich fortbewegen könne. Nichts von alledem ist richtig. Es ist eine wirkliche Freude, ihnen zuzuhören, mit welcher Gleichgültigkeit sie das Ereignis behandeln. Die meisten von ihnen erzählen, daß sie nur ein gewisses Brummen im Schädel verspürten, versichern aber treuherzig, daß sie darauf kein Gewicht legten. Nur zwei oder drei Burschen bestehen darauf, daß sie nach der Affäre beschränkt waren, d. h. arbeitsbeschränkt; denn für das andere wird ja kein Schmerzensgeld bezahlt.

Ihre Wehleidigkeit erregt im Zuhörerraume Entrüstung; es ist nicht recht und wirft ein schiefes Licht auf die Glaubwürdigkeit der Zeugen, daß sie wegen dem bissel „Sonntagsgaudi" ein solches Getu haben. Das ist eine Schande für die Gemeinde, und der Bürgermeister von Kraglfing nimmt sich fest vor, den Burschen ernstlich ins Gewissen zu reden.

Zum Glück sind es bloß ein paar, die sich auf diese Weise blamieren; und so fällt auch die Strafe gegen die Huglfinger Heldenschaft recht gelinde aus — zur großen Zufriedenheit aller Anwesenden.

Die gutmütigen Burschen von Kraglfing hegen nicht den geringsten Groll; sie trösten sich mit dem Zeugengeld und dem fröhlichen Bewußtsein, daß in den heimatlichen Brunnentrögen gar mancher Haselnußstecken im Wasser liegt, um hart zu werden für den demnächstigen Revanchekrieg.

Und du, freundlicher Leser? Gibst du nicht dem alten Gerichtsdiener Schneckel recht, der beim Wegräumen der Ökonomiegeräte brummt: „Dös hoaßt ma jetzt ,g'fährliches Werkzeug'! Derweil is das ganze Glump hin worden. Schad' für das schöne Sach! A ganze Hauseinrichtung und Brautsteuer kunnt ma mit der größten Leichtigkeit auf dö gußeisernen Köpf z'sammschlagen!"

Es geht nix über a guate G'sundheit.

DNB meldet:

Der „Simplicissimus", die bekannte satirische Wochenschrift, erscheint ab 1. Oktober im Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München. Die Künstler Karl Arnold, Olaf Gulbransson, Erich Schilling, Wilhelm Schulz und Eduard Thöny werden wie bisher am Blatte mitarbeiten.

Wir fügen hinzu, dass der „Simplicissimus" von jetzt ab in erweitertem Umfang erscheint und zum verbilligten Preis von 40 Pfennig zu haben ist.

Schriftleitung u. Verlag des „Simplicissimus" Knorr & Hirth G. m. b. H., München.

Besuch da droben / Von Walter Foitzick

Zeichnungen von Olaf Gulbransson



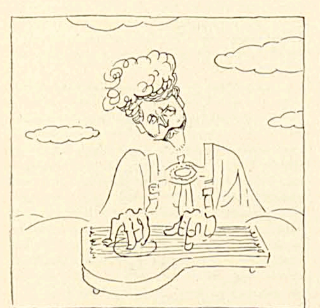
Der Reporter hatte durch Vermittlung einflußreicher Persönlichkeiten, hoher geistlicher Würdenträger, der Direktoren großer Dampfschifffahrtsgesellschaften und durch Thomas Cook und dessen eigenen Sohn persönlich eine Spezialerlaubnis zur Besichtigung der Himmelsanlagen erhalten. Von irgendwelchen Bestechungsgeldern konnte in diesem Falle natürlich gar nicht geredet werden, aber auch die Trinkgelder waren abgeschafft und in den Fundus der guten Werke eingerechnet worden.

Im Empfangsbüro wurde er von Petrus im himmlischen Dienstgewand begrüßt, und wenn der Reporter nicht die sieben eingestickten Planeten bemerkt hätte, so hätte er den netten alten Herrn für einen ganz gewöhnlichen diensttuenden Engel gehalten, so menschlich und leutselig war er.

Sein Pass wurde einige Male gestempelt und er wurde ausdrücklich auf das Verbot der Einfuhr irdischer Devisen in den Himmel aufmerksam gemacht, aber als Zeitungsmann verfügte er sowieso über keine nennenswerten Beträge.

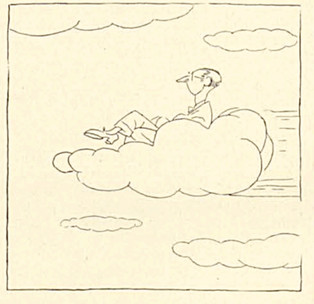
Petrus sagte ihm, er könne sich überall im Himmel frei bewegen, die oberste Himmelsleitung lege Wert darauf, daß die ganze Wahrheit über die ewige Seligkeit drunten bekannt werde, damit endlich einmal sowohl die Märchen, wie die Verkitschungen aufhörten. Man habe hier oben nichts zu verheimlichen.

Dem Reporter wurde eine Sonderwolke zur Verfügung gestellt, die ihn überall hinführen sollte und die den hohen Stand der himmlischen Technik jedermann vor Augen führte. In Wolken war der Himmel ja schon immer führend gewesen, aber die letzten Jahre hatten dem alten Ruhm neuen hinzugefügt. Schnelligkeit und Fahrsicherheit waren in den ewigen Räumen nicht mehr zu übertreffen.



„Sehr großer Verkehr", sagte der Reporter zu seinem geflügelten Chauffeur. „Jawohl", erwiderte dieser kurz in seiner soldatischen Art, „seit dem Weltkrieg haben wir nicht mehr so hohe Prozentzahlen gehabt. Dem Stoßverkehr aus Spanien, der kürzlich schlagartig einsetzte, konnten wir nur durch Verbreiterung der Straßen und Anlage neuer Bahnen in die Ewigkeit einigermaßen begegnen. Das große Problem ist restlos gelöst worden und Legionen von unbeschäftigten Engeln konnten einer aufbauenden Tätigkeit und dem Ewigkeitsprozeß zugeführt werden."

Der Verkehr war wirklich ganz enorm und nur eine neuartige Verkehrsordnung konnte seiner Herr werden und brachte jeden Einreisenden auf den ihm gebührenden Platz gemäß der



himmlischen Rangordnung, nach Dienstjahren und Leistung.

Es war klar, daß dem Reporter zuerst ein Glanzstück der Organisation gezeigt wurde; die große Kartothek, eine Musterleistung von Ordnung und Disziplin. Jede Seele von Anbeginn der Welt war hier auf einer Karte verzeichnet, mit Geburts- und Todesjahr, Auszeichnungen für Tapferkeit vor dem Teufel und Leistungsprämien. Besonders wichtig war auch die Angabe des derzeitigen Aufenthaltes im großen Himmel; denn es geschah sehr häufig, daß irdische Freunde hier oben einander nicht begegnen wollten, andererseits aber gute Feinde einander suchten, um womöglich den alten Streit mit noch geistigeren Waffen weiterführen zu können.

Die Kartothek war sehr praktisch nach Rassen, Sippen und Gehaltsklassen geordnet, so daß jeder in die Ewigkeit Eingegangene sofort identifiziert werden konnte.

Der Reporter wurde von dem büroleitenden Amtsengel auf das liebenswürdigste abgefertigt. „Ich habe den Wunsch, Herrn Ludwig Thoma, Schriftsteller, zu sprechen."

„Kann sofort geschehen." Der liebenswürdige Engel blätterte in der rosaroten Kartothek: „Thoma, Thoma Hans, Thoma Ludwig. Das ist er: Deutsch, bayerische Stammesangehörigkeit, vermutlich Dinarier, schon zu Lebzeiten aufsehenerregender Schriftsteller, nach Übernahme aus dem Leben durchgängig gefeiert und von ehemaligen Gegnern zum Freunde erklärt. Stammwolke 4386, starker Raucher, Jagdliebhaber, Dramatiker. Die Anek-



dote, daß er den bayerischen Gruß erfunden habe, beruht auf Irrtum."

Der Reporter fand das hier zusammengetragene Material ausreichend für 300 Zeilen, glaubte aber noch ein übriges tun zu müssen und wünschte den Meister selbst aufzusuchen.

Der geflügelte Chauffeur trat auf den Gashebel und die schnittige Wolke raste durch den Himmel und bog in eleganter Kurve in die bayerische Sonderabteilung ein. Der dekorative Sinn dieses Stammes hatte sich auch im Jenseits betätigt und aus allerlei Voluten, Blumengebinden und Zwiebelkuppeln ein regelrechtes bayerisches Barock zusammengezimmert. Die Englein schienen hier pausbäckiger zu sein als die schneidigeren preußischen Engel, und Nektar wurde vom Faß, natürlich ohne Kohlensäure-Pression, verschenkt.

An Stammtischen saßen Leute und stritten in himmlisch gemilderten Formen darüber, ob man das Recht auf die alte bayerische Briefmarke aufgeben solle und ob man preußischen Lokomotivführern das Recht zugestehen solle, auf bayerischen Lokomotiven zu fahren. Sie schienen noch immer zu keinem Entschluß gekommen zu sein.

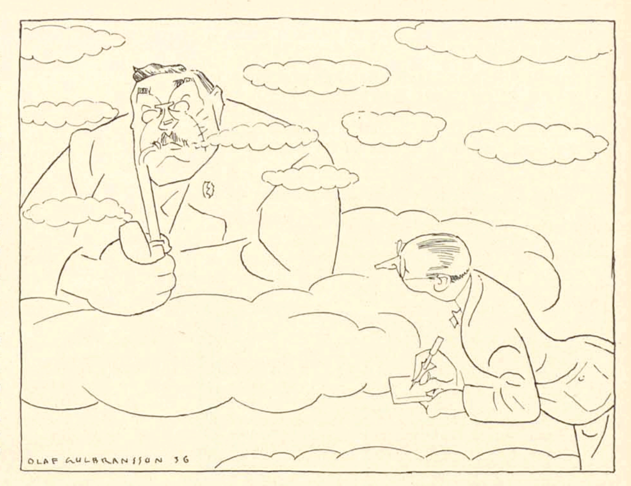


An einem Tisch traf der Reporter eine verblichene Regierung Bayerns um den Präsidenten Orterer versammelt. Hier glaubte der Reporter am ehesten Ludwig Thoma anzutreffen. Da kam er aber

schlecht an. „Nein, mein Lieber", sagte der Orterer, „mit dem Herrn Thoma haben wir nichts zu schaffen, das kann noch vier bis sieben Aeonen dauern, bis wir ihm die Briefe des bayerischen Landtagsabgeordneten verziehen haben. Wir sind nicht nachträglich, aber Strafe muß sein."

Der Reporter hatte zwar oft unten auf der Erde erzählt, daß er der beste Freund vom „Ludwig" gewesen und sowohl beim Tarock, wie auf der Pirsch nicht von seiner Seite gewichen sei, aber hier im Lichte der ewigen Wahrheit stellte es sich doch heraus, daß Thoma ihn nur einmal mit einem kräftigen Lieblingsschimpfwort belegt habe. Dies hatte den Reporter veranlaßt, seine Intimität mit dem Meister zu rühmen. Im übrigen unterschied er sich hier keineswegs von anderen Zeit- und Volksgenossen, die alle den „Ludwig" so gut gekannt hatten und deren Mund von Anekdoten über das „Urviech" nur so überlief.

So kam es, daß der Reporter versehentlich den Ganghofer Ludwig, der gerade beim nachmittäglichen Zitherspiel saß, für den Thoma Ludwig ansprach, daß er, da im Himmel allgemein nur der Vorname gebraucht wurde, an die verschiedensten Ludwige aus allerhöchsten und niedrigsten Kreisen geriet, aber schließlich konnte es die vortreffliche Organisation nicht verhindern, daß er doch an den Richtigen kam.



Da saß Ludwig Thoma, und aus seiner Pfeife entquollen himmlische Wolken, die auch hier nach Latakia dufteten. Thoma tat nichts, als daß er rauchte und durch den Reporter hindurchblickte.

„Großer Meister", redete ihn der Reporter schlicht an, „würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, für mein Blatt ein paar markante Worte von sich zu geben, die Ihre dichterischen Spitzenleistungen und Ihren glänzenden Humor wieder einmal bestätigen können?"

Thoma rauchte ...

„Gewiß, Herr Thoma, man kann es auch so ausdrücken, aber mir wäre eine scharf umrissenere Fassung bei der Art meiner Leserschaft doch noch lieber."

Und Thoma sprach: „Schreiben Sie: Der Thoma ist hier oben noch genau so gegen Spießer, Leimsieder, Mucker, humorlose Burschen und Kriecher, wie er es unten war. Das schreiben Sie, aber nichts davon darf gestrichen werden!"

Aus Briefen Ludwig Thomas

An Dr. Owlglaß 28. Dezember 1910

. . . Ich fühle die eherne Pflicht, noch etwas über R.s Haideraufsatz zu sagen. Ich kritisiere nicht, aber ich habe den Aufsatz höchst blutleer gefunden, bleichsüchtig, chlorotisch und anämisch.
Ich weiß, daß der Mensch jeden Kaktus, den er setzt, noch einmal liebevoll betrachtet, ehbevor er ihn mit Papier oder Waldgras zudeckt. Und so wird auch R. sein Produkt nicht gerne verschmäht sehen und finden, daß alles gut war . . . Mir würde es leid tun, wenn Du Verdrießlichkeiten hättest, aber rede Dich ruhig auf mich aus. Ceteris paribus mache ich das auch so . . .

*

29. April 1911

Hat Dich das Heimweh aus Italia, mich hat's aus Paris getrieben. Wir wollen schimpfen, aber lieben . . .

*

9. Januar 1912

. . . Ich bin innerlich froh, daß ich nicht die Waschzettelkritik finde; denn sie würde mich noch mißtrauischer machen, als es der sog. Bucherfolg schon tut.
Wenn man sieht, wie gerade die guten Bücher nur langsam ins verehrte Publikum dringen, tut man besser, sich zu fragen, ob man denn Kitsch fabriziert hat, wenn es zur 3. und 4. Auflage kommt.
Im übrigen ersuche ich Dich, Deine Gebete um Regen und milden Winter einzustellen. Ich will Kälte und Schnee, und Petrus hat Zeit, daß er sich bald wieder bei mir einschmeichelt. Sonst soll das alte Rindvieh das Wettermachen aufhören . . .

An Dr. Conrad Haußmann Rottach, 2. September 1909

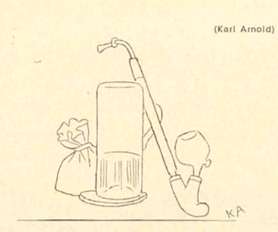
Wir wollen mündlich über Politik reden, und ich will Dein aufmerksamer Hörer und Schüler sein. Denn was meine Person anlangt, so ist bei mir nur das Temperament zuzeiten politisierend. Verstand und Neigung führen mich abseits vom öffentlichen Leben, und recht eigentlich ist mir eine Bauernhütte bemerkenswerter als das Reichstagsgebäude. Ich komme beim Politisieren immer ins Schimpfen; des Positiven ermangele ich, um hochdeutsch zu reden.
Tja, lieber Konrad; da war ich jetzt in Innsbruck und habe 30 000 Bauern defilieren gesehen. 30 000 deutsche Bauern, und jeder einzelne war mehr Germane als sämtliche deutschen Oberlehrer zusammen. Es war unerhört schön. Ethnologisch war es ein Wunder, und künstlerisch nichts anderes. Goten, Bajuvaren und Alemannen, so deutlich zu unterscheiden wie Anno null nach Christus. In weiser Selbsterkenntnis will ich Dir verraten, daß wir Bajuvaren uns vor den Goten verstecken können. Breitschultrig, zum Fettansatz geneigt, etwas nichtssagend im Gesicht stehen wir recht plebeisch neben den adeligen Gestalten der Goten, die um Meran herum sitzen und ganz gewiß die schönsten Menschen sind.
Bauernknechte vom Sarntal sehen vornehmer aus wie englische Lords und sind auch vornehmer. Der deutsche Kaiser mit seinem ganzen Stab und allen Brandenburger Grafen und Baronen, die sind bourgeois gegenüber diesen prachtvollen Mannen des Herrn Dietrich von Bern.
Mein alter Glaube, daß nur der Bauer die Rasse hält, hat seine glänzende Bestätigung gefunden, und ich bin drei Stunden lang glücklich und stolz gewesen, als Deutscher zu sehen, wie unser Volk einstmals war, bevor es Bäckerbäuche und Gelehrtenbrillen verschandelt haben. Herrgott, war das schön! Mit eigenen Augen sehen dürfen, was einen Dürer und Riemenschneider schon entzückt hat. 30 000 kriegerische Germanenbauern; in Gletschereis konservierte Goten. Und da möchte ich nun in Berlin sein und mir von einem wendischen Nabelträger was von Deutschsein erzählen lassen. Pfui Deibel!
Wenn der Kaiser von Österreich seinen Intellekt nicht mit Weihrauch erstickt hätte, müßte er morgen deutsche Kulturarbeit beginnen. Aber die Herrscher kennen nur Untertanen, keine Landsleute.

Rottach, 4. Februar 1917

Amicissime, ich kann keine Artikel mehr schreiben, und was sonst könnte in der kurzen Zeit fertig werden?
Ein Artikel müßte immer Dinge von allgemeinem Interesse behandeln. Ich bin aber stumm geworden.
Das ist nicht Bequemlichkeit, vielmehr die Überzeugung, daß ich in vergangenen Tagen über alles und noch einiges leichtfertig und falsch urteilte. Ich mache nicht pater peccavi, aber mir fehlt die Lust am Rechthaben und am Klugsein. Wenn es mich juckte, über die Dummheit des Beamtentums, dessen Bankerott in den heutigen Verpflegungsschwierigkeiten besiegelt ist, etwas zu sagen oder gar zu schreiben, dann hatte ich das Gefühl, an abgerissene Fäden anzuknüpfen, und ich konnte nicht mehr.
Das unbekümmerte Maulaufreißen aus Schlemihlszeiten kommt mir heute recht klein und jämmerlich vor.
Ich bin nicht sentimental oder gar pessimistisch. Mich reut von dem verlogenen Europäertum, das in Fetzen gerissen ist, gar nichts. Aber ich stehe fest, weil ich glaube.
Glauben und Kritik vertragen sich nicht.
Also, lieber Freund, Artikel fließen nicht mehr aus der Feder.
Ich schreibe gerade Erinnerungen. Erzählungen von meiner Familie und Menschen, die ich in meiner Kindheit kennengelernt habe. Nicht von „mir".
Daß du aus meinem 50. keine offizielle Sache gemacht hast, freut mich. Ich habe den fünfzigsten wie seinerzeit den ersten in unseren verschneiten Bergen zugebracht, still und friedlich.
Stiller als den ersten, an dem ich sehr kräftig geschrien haben soll nach Berichten von Ohrenzeugen, die heute noch im Verlegerhaus in Ammergau leben.

2837 3

Unser Thoma



(Karl Arnold)

An einem Stammtisch im Franziskaner sprach man über Ludwig Thoma. Alois Hierlinger beteiligte sich besonders lebhaft an der Debatte. „Ja, da Thoma! Dös war a Mo'! Zwar oft genannt, oba weni bekannt. Vo' mir an alta Spezi, Gott hab eahm seli! Oba so vageht d' Zeit.

I woaß no wia heint. Da herinn, akrat im Franziskaner, san mir beinand g'sess'n, do am Ecktisch, links an der Schenk'. Dös is anno zwölf g'wen, jawoi, Ende August neunzehnhundertundzwölf.

I also hock dort bei der Schenk und denk an nix, da kummt da Thoma! Ob a Platz frei waar, fragt er. ‚Für Herrn Dokta Thoma', sag i, ‚jedazeit und überall und sogar am Stammtisch.'

Dös sell hot eahm glei' gfreut. No, und so kemma mir zwoa also in an Dischkurs. Ich sag enk, Leutln, a Mo', vom Scheitel bis zur Sohle! Und grad grüabi! Tuat sei' Pfeifn raus, ziagt an Tabak aus'n Sacktaschl und setzt si' hi' wia unseroans — ja, wos sag i, wia-r-a ganz an echta Bauer.

Ich sog: ‚Riacht gut, Eahnera Tabak, Herr Dokta.' Sagt er: ‚Es ist ein Latakia.' ‚Da schaun S' her,' sog i, und frag eahm, ob sell wohl ein ausländischer Tabak ist. Worauf also da Thoma verzählt, woher sein Tabak kimmt und warum dieser ein Aroma hat.

's is a lange Unterhaltung g'wen zwischen uns zwoa. Kurz und gut, da Thoma b'stellt si' a zwoate Halbe Helles und moant: ‚Heint schmeckt's!' — ‚Ko sei', sag i, ‚daß grad o'zapft is.' ‚Ko sei', sagt er. Kurz und guat, so san mir zwoa beianander g'sess'n, i und da Thoma."

„Hast nacha vüll vo' eahm g'les'n, Hierlinger?" „G'les'n, gelesen? Ja, du bist guat! Moanst, du Lalli, i brauchat a G'schriebens vo' eahm? Moanst, i muaß vielleicht a Büachl kaffa, wo i do sozusagen einen persönlichen Kontakt mit eahm g'habt hab? Riendviech! Koa Buach ersetzt, sozusagen, die persönliche Aussprache!" „No ja, dös is halt Glückssache, aba unseroans hat ja bloß an Hand von an Thoma-Büachl einen Einblick."

Nach diesem literarischen Disput entspann sich ein Streit über den gebratenen Oktoberfestochsen. Ein Teil der Herren fand die Stücke vom Kamm, die anderen Herren fanden Teile von der Wampen schmackhafter.

Karl Arnold.

*

Es ist ja wohl schon lange her, daß sich das zugetragen hat. Thoma hatte mich nach Finsterwald eingeladen und wir waren sehr fröhlich. So wurde es denn spät und später und man mußte wohl auch mal zu Bett gehn. Die Fenster meines Zimmers lagen nach Westen zu, und das schien mir angenehm zu sein. Meinen besten Schlaf hatte ich damals in den Morgenstunden und deshalb schätzte ich es nicht, dabei von der Morgensonne beschienen zu werden. Nun, ich schlief großartig. Frühmorgens, es mochten eben die Hähne gekräht haben, erwachte ich. In meinem Zimmer knallte es lärmend und zudem roch es unappetitlich scharf, wie verbrannt. Ich riß die Augen auf und sah feurige kleine Klümpchen im Zimmer herumspringen. Das hüpfte ja wohl wie glühende Teufelchen um mich herum. Na, mir wurde sengerisch und ich hüpfte auch herum im Nachthemd und das knallende Zeug fuhr mir an die Beine und das brannte abscheulich. Tja, ein Feuerwerk im Zimmer ist keine Kleinigkeit und ich hatte zudem Angst, das Bett ginge gleich in Flammen auf und ich wollte Wasser holen. Ich riß die Türe auf und prallte an Ludwig Thoma. Er war fix und fertig angekleidet und lachte wie toll.

„Was ist das?" fragte ich.

„Das sind Frösche!" sagte er.

„Schöne Frösche", sagte ich, „aber sie sind mir zu heiß!"

Dennoch war es ein schöner Morgen; denn wir gingen nachher auf die Jagd.

Wilhelm Schulz.



(Wilhelm Schulz)



Schnadahüpfl / von Ludwig Thoma

(aus dem Besitz von Kiem Pauli)

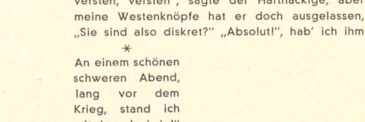
Ja de sell, de i möcht
Waar ma heut no ganz g'recht,
Aba dös sell is a Frag
Ob i's moring, ja moring no 'mag.

Muaßt a's fleißi oschaug'n,
Kunnt da leicht was net taug'n,
Kunnt di leicht was schiniern —
Drum muß ma s'Diandl, ja s'Diandl probiern.

Ja a so muaß ma lebn!
An jed'n Deckel aufhebn,
A jede Schüssel neigspecht,
Ja wann ma's allabest allabest möcht.

(Die literarischen Beiträge wurden, soweit sie nicht Erstveröffentlichungen sind, den bei Albert Langen - Georg Müller, München, erschienenen Werken Thomas entnommen)

Unser Thoma

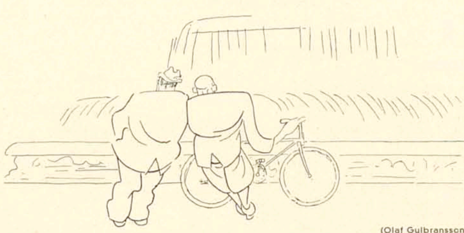


(E. Thöny)

Ich, der Eduard Thöny, werd' oft gefragt, so ganz beiläufig natürlich, wie sich denn das verhalten hat mit dem Ludwig Thoma und ob er so oder so gewesen ist. Und da frag' ich Sie, was soll man da sagen, und wo soll man da anfangen; denn selbstredend ist er so oder so gewesen. Ein bisserl neugierig sind die Leute halt, na ja, wer ist das nicht, ich bin's heute noch, nimmer gar soviel wie früher, als ich mit dem Ludwig Thoma... sagen wir mal durch die Gegend geradelt bin. Radeln war damals große Mode, ja ja, und schön war's. Neulich erst fragt mich doch so ein ganz hartnäckiger Mensch, wie das denn eigentlich wäre mit meinen Erlebnissen mit Thoma. An zwei Westenknöpfen hat er mich gehalten und da hab' ich wohl oder übel beichten müssen. „Wissen Sie", hab' ich zu ihm gesagt, „wissen tu ich noch eine Menge, aber diese Erinnerungen eignen sich nicht zur Veröffentlichung, an die kann man sich eben nur für sich erinnern!" „Aha, versteh, versteh", sagte der Hartnäckige, aber meine Westenknöpfe hat er doch ausgelassen, „Sie sind also diskret?" „Absolut!", hab' ich ihm gesagt, und da ist der Ausfrager gegangen. Und seit der Zeit bin ich diskret geblieben, was den Ludwig Thoma anbelangt. Eduard Thöny.

*

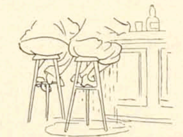
An einem schönen schweren Abend, lang vor dem Krieg, stand ich mit dem „Ludwigl" und meinen anderen Simplkameraden vor dem Wittelsbacher Brunnen. Ich hatte ein Rad dabei und der Ludwig wollte, daß ich auf dem Brunnenrand radfahren sollte. Ich wollte nicht. Dann sagte er: „Vor 10 Jahren hättest du es getan." Also... Ich kam merkwürdigerweise auf das Rad rauf und fuhr weiter. Der Ludwigl wußte aber genau, daß ich am anderen Ende nicht weiter konnte. Ich mußte entweder ins Wasser oder hinunter auf den Asphalt fallen. Ich liebte mein Rad und wählte das Wasser. Als ich drinnen herumschwamm, brüllten meine Kameraden so entsetzlich, daß ein Schandi auftauchte. Ich kam grad noch heraus und verschwand mit einem nassen Streifen hinter mir her den Lenbachplatz hinunter. So wie ich aussah, konnten wir höchstens in die Luitpolder Schwemme gehen. Die war voller Droschkenkutscher. Wie sie mich sahen, sagten sie: „Ja, regnt 's denn so arg draußen?" Und zahlten alle, um hinauszukommen und Geschäfte zu machen.



(Olaf Gulbransson)

Draußen war es aber sternenklar. „So kannst du nicht heimgehen", sagte der Ludwig, „wir gehen in die Bar".

Auf den hohen Barstühlen ging es uns ganz gut mit vielem Whisky und Soda. Bloß kam jede Viertelstunde eine Putzfrau und putzte unter mir auf. Gegen Morgen war ich so weit trocken, daß ich heimgehen konnte. Bloß die Strümpf und Stiefel waren naß. „Unter übl. Vorbehalt": O. Gulbransson



Bauernmoral

Eine Betrachtung von Ludwig Thoma (aus dem Jahre 1908)

Sie wird gepriesen, wenn man großstädtische Lasterhaftigkeit hervorheben will. Die sonderbaren Schwärmer, die nicht einmal sich selber kennen, schildern uns dann ländliche Tugenden ungefähr so, wie sie ihr armseliger Katechismus fordert. Gewiß glauben die Leute daran; wenn man Vorbilder sucht, findet man sie immer, und man dichtet ihnen unwillkürlich alles Gute an, was man in recht summarischer Weise an den Getadelten vermißt.

Auf diese Art erfindet man die sogenannten Idealzustände.

Nicht nur den Dichtern ist es gegeben, über die Wirklichkeiten hinweg ein Traumland zu finden; diese Gabe ist allen Menschen verliehen. Zumeist den beschränkten Propheten, welche die Natur verbessern wollen.

Ich komme darauf zu reden, weil vor einigen Wochen ein Münchner Geschlechtskontrolleur gegen künstlerische Freiheit das reine und unschuldige Empfinden der Bauernweiber anrief.

Ein guter Spaß, der diesem Bedauernswerten aber bitterer Ernst war.

Er lebt selbst auf dem Lande und weiß nicht, daß um ihn herum alle Dinge beim rechten Namen genannt und alle Dinge in der rechten Weise getan werden.

Nicht in der Überfeinerung, die bei ihr Koketterie, bei ihm seufzendes Werben herausgebildet hat, sondern recht und schlecht animalisch.

In seiner Sprache geredet: er glaubt an Strenge bei einem Volke, das alle gedruckten Forderungen hinter die natürlichen stellt, und dem dieser Begriff von Moral fremd ist.

Um mich nicht wuchtigen Vorwürfen auszusetzen, will ich deutlich sagen, daß ich unsern Bauern keineswegs Sittlichkeit abspreche.

Sie folgen einem wirklichen Sittengesetze, aber sie haben so wenig Empfindung für Askese wie für konventionelle Lüge.

Ich berufe mich auf das Zeugnis aller Landärzte, Lehrer und Priester, wenn ich behaupte, daß die Jugend auf dem Lande früher vom Baume der Erkenntnis ißt als die städtische. Und zwar die Jugend beiderlei Geschlechtes.

Ungezwungener Verkehr und frühe Selbständigkeit bringen das mit sich.

Ein Bursche mit sechzehn Jahren, der als Haussohn oder Knecht arbeitet, ist mit wenigen Ausnahmen von lästiger Obhut befreit.

Der Dienstherr hütet sich wohl, ihm beschwerlich zu fallen, wenn er mit seinen Leistungen zufrieden ist. Im täglichen Zusammensein mit den Mägden gibt sich dann alles andere.

Hat einer Neigung oder Anlage zum Joseph, dann setzt er sich dem Spotte der Altersgenossen und nicht zuletzt dem Gelächter der Damenwelt aus.

Sein unnatürliches Benehmen wird ihn verdächtig machen; das Gerücht spricht ihm Fähigkeiten ab, die man haben muß.

Ich erinnere an eine lustige Geschichte, die vor einigen Jahren am Münchner Schwurgericht verhandelt wurde.

Ein junger Bauernbursche war durch Enthaltsamkeit den Mädchen seines Dorfes mißfällig geworden. Sie redeten ihm Mängel nach, die sie nebenher auch neugierig machten.

Eines Tages ging der Bursche allein über Land und fiel drei derben Mägden in die Hände. Sie warfen ihn ohne viel Federlesens auf den Boden und stellten eine Untersuchung an.

Der Leimsieder erstattete Anzeige, und so mußten sich die resoluten Dinger wegen Notzuchtsversuches vor Gericht verantworten.

Der Bürgermeister und andere Zeugen setzten die Sache ins richtige Licht und erklärten sie als berechtigten Spaß, und die drei Sünderinnen wurden freigesprochen.

Ich möchte diesen Fall dem Herrn Baron Freyberg ins Gedächtnis rufen, weil der Gute öffentlich erklärt hat, daß er seine Familie nicht im sündhaften München ansiedeln möchte.

Denn an dem Vorfall ist das einzig Sonderbare die Erstattung der Anzeige; sonst entspricht er in allen Einzelheiten der Landesüblichkeit.

Womit ich nicht gesagt haben will, daß immer drei Mägde einem Burschen so handgreiflich ihr berechtigtes Interesse zeigen; aber wenn einer schon den Lappen spielt, dann sind Verdacht und Gewalt am Platze. Der schöne Zug im bäuerlichen Charakter ist hier Gerechtigkeit. Die Leute wissen aus eigener Erfahrung und aus zoologischen Beobachtungen, daß auch die Weiblichkeit Ansprüche macht, und sie gestehen ihr das Recht auf Erfüllung zu.

Sie unterscheiden sich darin sehr vorteilhaft von unehrlichen Kulturträgern, die den Ehrbegriff in eine männliche und eine weibliche Hälfte spalten und dort erlauben, was sie hier verdammen.

Der Bauer denkt sehr richtig, daß in ein und derselben Sache die zwei Beteiligten nicht verschieden beurteilt werden dürfen, und er ist nicht so grausam, gerade dem schwächeren Teil größere Strenge zu zeigen. Und er urteilt nicht so kompliziert, um zwischen heimlicher und offenkundiger Sünde zu differenzieren; der schöne Begriff des Skandals ist ihm fremd.

Wenn schon einmal jeder Bub sein Mädel haben muß, dann sind auch die Folgen nicht schimpflich. Diese natürliche Denkart hat unsere Bauern vor der schmutzigen Verurteilung lediger Mütter bewahrt, und recht hochstehende Damen und Herren und recht viele berufliche Gottesdiener könnten sich ein Beispiel daran nehmen. Der Bauer schätzt Kindersegen vielleicht aus herzlich nüchternen Erwägungen; immerhin hat er ein schönes Wort für die unehelichen Sprossen gefunden. Er heißt sie „Kinder der Liebe", und in angewandter Wertschätzung der Rassezucht traut er ihnen gute körperliche Eigenschaften zu. Wenn man die Esel und die Gänse der sogenannten besten Gesellschaft ein lediges Kind als „unselige Frucht verbotener Leidenschaft" bezeichnen hört, versteht man den hohen Vorzug bäuerlicher Ehrlichkeit.

Auf dem Lande also bringt es einem Mädchen weder Schimpf noch Schaden, wenn es Mutter wird. Ja, man kann sogar das Gegenteil als Regel gelten lassen.

Der Bauer hat eine natürliche Abneigung gegen kinderlose Ehen, und er sieht ein richtiges Mädel mit günstigen Augen an, das seine normale Beschaffenheit durch ein lediges Kind aufweisen kann.

Beim Heiraten sind nur praktische Gesichtspunkte ausschlaggebend; Neigungen kommen nicht zum Wort.

Doch ist die Geldfrage nicht allein bestimmend; man wünscht sich vor allem eine gute Hauserin; eine fleißige, sparsame Person. Nach diesen Eigenschaften sieht man sich um; keinem Manne wird es einfallen, ein passendes Mädel zu verschmähen, weil es nicht mehr unschuldig ist.

Natürlich will auch der Bauer Grenzen haben.

Aber darin zeigt er wiederum sein natürliches Empfinden, daß er sie dem Alter und der Ehemündigkeit zieht.

Er verschließt sich nicht der Einsicht, daß die Unmöglichkeit, einen Hausstand zu gründen, die Begierden nicht erstickt, und gesteht der Jugend Freiheiten zu, die man ihr nicht mit Erfolg wehren kann.

Aber er verlangt, daß der heiratsfähige Mensch „gescheit" wird, wie er das nennt.

Es gibt verschwindend wenig Junggesellen unter den Bauern; Heiraten geht Hand in Hand mit Übernahme des Anwesens.

Aber auch wer ledig bleibt, darf über die jungen Jahre hinaus nicht Dummheiten machen. Das mindert ihm das Ansehen.

Auf eheliche Treue hält der Bauer.

Nicht aus religiöser Scheu vor dem Bruche seines Gelöbnisses, sondern aus einer starken sittlichen Auffassung häuslicher Würde.

Und da wäre ich bei der wirklichen bäuerlichen Moral, die ich verehre.

Sie ist schon darum wertvoll, weil sie etwas Einheitliches, von allen Phrasen Befreites und aus der Notwendigkeit Herausgewachsenes ist. Lauter Eigenschaften, die unseren Moralbegriffen fehlen.

Sittlichkeit und Ehe sind uns abgestufte Begriffe: Regeln, von so vielen Ausnahmen durchlöchert, daß wir sie mit Redensarten mühsam erhalten.

Nie einheitlich; denn nie ist dem einen recht, was dem andern billig ist; nie festgewurzelt; denn sie wechseln wie Moden.

Ja, die gleichen Geschehnisse können uns in der gleichen Zeit harmlos erscheinen, wenn sie nicht in die Öffentlichkeit dringen, und entehrend, wenn sie der gesetzlichen Strafe verfallen.

Daß unsere Gesellschaft aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt ist, macht das erklärlich; aber die Phrasen, mit denen wir uns Einheitlichkeit vortäuschen wollen, sind darum nicht weniger lächerlich.

Auch darin, wie in so manchem anderen, ist uns der Bauer weit überlegen.

Seine Sittlichkeit, seine Auffassung von Pflichten und Rechten und von Ehre gehen aus einem hervor und führen auf eines zurück: auf die Arbeit.

Sie bildet ihm Inhalt des Lebens, und an ihr mißt er den Wert aller Dinge und Menschen.

Gewiß liegt Härte darin, gewiß scheidet vieles aus, was das Leben veredelt, aber niemand hat das Recht, darüber verächtlich zu urteilen; denn es liegt Größe in dieser unbedingten Hingabe an die Arbeit. Ich will hier nicht im einzelnen zeigen, wie sie alle Empfindungen leitet, wie sie die Abschätzung aller Geschehnisse, wie sie Eltern- und Kindesliebe und alle Beziehungen der Menschen zueinander bestimmt, wie alle Würde in ihr ruht, und wie sie das Rechtsgefühl lenkt.

Aber eines hebe ich noch hervor: wie diese wahrhaftige Moral stark genug ist, um selbst das Sterben leicht zu machen, und wie sie also eine Kraft besitzt, die keiner Religion innewohnt.

Der Bauer schätzt das Glück eines beschaulichen Alters nicht.

Wenn man zu nichts mehr nütz ist, soll man sterben.

Ich weiß nichts so Rührendes und nichts so Großes wie die Ruhe, mit der diese Menschen sterben. Männer wie Weiber.

Sie fügen sich dem Naturgesetze als etwas Selbstverständlichem, ohne Wehleidigkeit.

Wenn die Hände rasten müssen, ist es Zeit, zu gehen.

Ich selbst habe oft gehört, daß alte Leute ihre Untätigkeit beklagten und den Tod herbeiwünschten. In vernünftig gesetzten Worten, nicht mit der Ekstase, die uns andere etwas sagen läßt, was wir nicht denken.

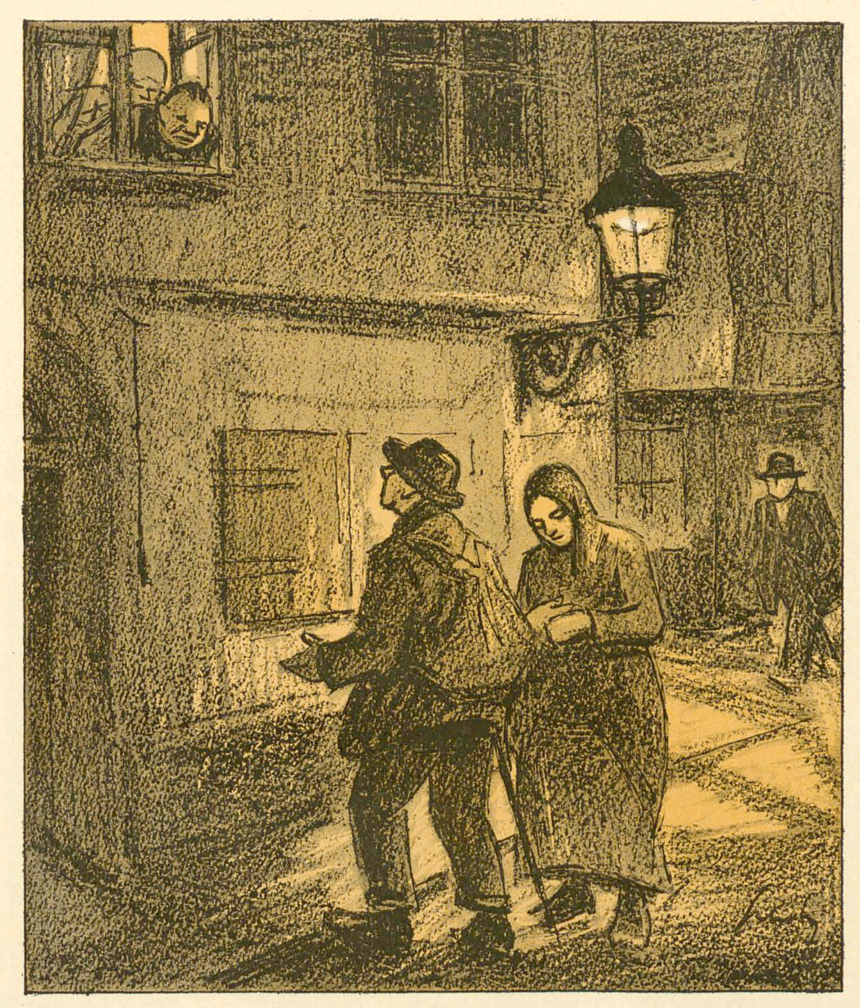
Mit nüchterner Überlegung, die sich auf das Kleinste erstreckt, ordnet der Bauernmensch die letzten Dinge; das soll ihn auch nach dem Tode noch als richtigen Wirtschafter zeigen und als einen Menschen, der seine Arbeit getan hat.

Je mehr ich sie verstand, um so mehr habe ich die Bauernmoral bewundert.

(Olaf Gulbransson)

Die reichen Verwandten

(Wilhelm Schulz)



„Jetzt wart no, i ziahg an da Schell'n
Vom Ummasteh ham ma jetzt gnua,
De wer i ge aussa rebell'n.
He Josias, mach amal zua!

Ja, grüaß di Good, Josias! Kimm
Und laß ins no g'schwind amal nei':
Du kennst mi ganz gwiß an da Stimm,
Mir kemma vo' Nazareth rei'.

Mir san heut scho lang auf da Roas',
Und suach'ma Loschie überall'n,
Und wia'r i z'letzt gar nix mehr woaß,
Da bist ma halt du no ei'gfall'n"

„So moanst du? Da braucht's ja net mehr,
Jetzt geht's scho auf zehni bereits,
Da kamst du ganz oafach daher,
I woaß net amal, wer's ös seid's!"

„Da Joseph. Mir san do vawandt,
Und de Dei' is a Basl vo mir . . ."
„Vo dem is mir gar nix bekannt,
Jetzt geht's amal weg vo da Tür!"

„Geh, Josias, bal a da's sag' . . ."
„Nix sagst d' ma! I kenn di net, di,
Scho deratweg'n, weil i net mag,
Wo's d' her bist, da gehst wieda hi'!"

Jetzt kimmt no a Weibets dazua,
De tuat scho abscheili und schreit:
„A Ruah möcht' ma hamm, inser Ruah!
Was san da denn dös no für Leut!"

„A Vetta! A so waar'n s' ma recht!
Ja, selle Verwandle gab's vui,
Wo jeda was brauchat und möcht,
Und jeda was o'brocka wui!"

Sie hamm jetzt de Fensta zuag'schlag'n
Und wergln und schimpfa no drin.
Da Joseph woaß gar nix zum sag'n,
Es is eahm ganz wunderli z' Sinn.

(Aus Ludwig Thomas „Heilige Nacht")



(Olaf Gulbransson)

Rückblick

Ich weiß nicht wie, ich weiß nicht was,
Ich bin so traurig heute.
Reicht mir noch mal das volle Glas,
Zum Abschied noch ihr Leute!
  Mir ist so wi . . . wa . . . wehmutsvoll
  So schwummelig, so dumm,
  Weil ich von dir jetzt scheiden soll,
  O Publikum!

Ach Gott, wenn ich so recht betracht',
Wie ich das Jahr verbrungen,
Und was für Verse ich gemacht,
Was ich für 'n Zeug gesungen,
  Dann wird mir si . . . sa . . . sengerich,
  Ich fühl' mich nicht gesund,
  Ihr habt mich alle wohl am Strich,
  Mich krummen Hund?

Die Flasche her! Der Pfropfen knallt —
Wenn Sie 'nen Schleim auch hatten,
Die Blume steigt, Herr Staatsanwalt!
Prost! Übers Kreuz! Gestatten!
  Was streichen Sie den Schnurribart?
  Ihr blaues Auge rollt?
  Ich weiß, daß Sie nach Ihrer Art
  Mich mal gewollt . . .

Den zweiten Schluck — wem bring' ich ihn?
Ich will mein Glas erheben:
Was wir nur lieben in Berlin
Ein vivat hoch! soll leben!
  Ich brülle wie ein Wilder brüllt:
  Hurra! Hurra! Hurra!
  Und noch einmal das Glas gefüllt!
  Hurra! Hurra!

Dort hinten sitzt ein dicker Spieß
Der Kerl kann mich nicht schmecken,
Er will nicht wegen das und dies
Die Hand entgegenstrecken.
  Komm her, du frommes Herdenvieh!
  Hab ich dich auch verutzt,
  Du wirst von jetzt aus Sympathie
  Von mir gedutzt. —

Und jetzt zum Schluß mit eurer Gunst!
Ich schmeiß das Glas in Scherben:
Der wir gedient, die freie Kunst,
Niemals soll sie verderben!
  Sie soll uns bleiben frisch und echt!
  Wir haben ihr vertraut,
  Wenn auch so mancher fade Knecht
  Sie nicht verdaut.

Peter Schlemihl (L. Thoma)

Der Einser / Von Ludwig Thoma

Es klopfte, und der königliche Amtsrichter Josef Amesreiter rief: „Herein!" Dann erschien unter der Türe Frau Realitätenbesitzerswitwe Karoline Zwerger. Eine hübsche, junge Frau mit angenehmen Rundungen, da, wo sie am Platze sind.

Sie führte an der Hand ein kleines Mädchen von sieben Jahren, welches verschämt zu Boden blickte.

Auch Frau Zwerger war in einiger Verlegenheit, wie das vielen Leuten geschieht, wenn sie mit Behörden in Berührung kommen. Und dann schielte der Herr Amesreiter so merkwürdig über seine Brillengläser hinaus und schaute sie ganz sonderbar an.

Vielleicht meinte Frau Zwerger . . . ? Aber das war ausgeschlossen.

Denn Amesreiter war ein sogenannter glänzender Jurist, hatte das Staatsexamen mit I gemacht und war sohin zeugungsunfähig.

Nein, an so etwas dachte er nicht.

Er schaute überhaupt immer so, und Frau Zwerger brauchte nicht rot zu werden.

„Also, was wollen Sie?"

Die junge Frau wollte, nicht wahr, dieses Kind also, ihr Mann nämlich war gestorben, und weil sie selber keine Kinder hatten, dieses Kind also zu sich nehmen.

Gut, oder vielmehr nicht gut. Was heißt zu sich nehmen? Was sollen diese unklaren Worte in einem klaren Rechtsgeschäfte?

Frau Karoline Zwerger wollte vermittelst der adoptio oder Wahlkindschaft, und zwar vermittelst der adoptio in specie minus plena, wozu sie nach erstem Teil, fünftes Kapitel, Paragraph elf bereits in der Geltungszeit des Codex Maximilianeus Bavaricus als Weibsperson berechtigt war, an Kindes Statt annehmen die miterschienene Franziska Furtner.

Ist es nicht so?

Und wenn es so ist, Frau Zwerger, warum sagen Sie dann „zu sich nehmen"? Warum sind Sie nicht imstande, Ihrem auf Perfektion eines Rechtsgeschäfts gerichteten Willen deutlichen Ausdruck zu verleihen?

Die rundliche Frau weiß es nicht, aber sie weiß, daß dieser lange Mensch mit den vorquellenden Augen, der sie mit seiner Gelehrsamkeit anspuckt, ein königlicher Richter ist, eine Respektsperson. Und darum wagt sie es nicht, sich darüber innerlich klar zu werden, daß er trotz Stellung und Gelehrsamkeit ein recht saudummer Kerl ist. Ein Viech mit zwei Haxen, wie der Realitätenbesitzer Nepomuk Zwerger — Gott hab' ihn selig — immer zu sagen pflegte.

Nein, sie wagte es nicht; sie beantwortete, eine Stunde lang, die blödesten Fragen, welche der Exameneinser Josef Amesreiter an sie stellte, und wenn ihr manches sonderbar erschien, dann dachte sie bescheiden, daß ihr schlichter Verstand nicht hinreiche, die geheime Weisheit zu sehen. Endlich war die adoptio minus plena fertig. Da sagte Frau Zwerger zu dem kleinen Mädchen:

„So, jetzt bedank dich auch recht schön beim Herrn Amtsrichter, und mach ein Kompliment und gib ihm dein Blumenbukettl."

Fannerl knickste, wie man es in der Schule bei den Englischen Fräulein lernt, und streckte ihr Sträußchen dem gestrengen Herrn hin.

Es waren zwei Rosen und drei gesprenkelte Nelken.

Eine solche Tathandlung war dem Josef Amesreiter noch niemals begegnet, und er geriet in einige Verlegenheit.

Jedoch bevor er sich besann und den Fall richtig prüfte, hatte er die Blumen in der Hand und war Frau Zwerger mit der Adoptatin verschwunden. Er ging einige Male auf und ab und überlegte. Diese Sache war nicht einfach.

Es lag eine Schenkung vor, unleugbar, eine donatio inter vivos, und überdies konnte sie der Belohnung halber geschehen sein. Dies aber war unverträglich mit dem richterlichen Amte. Wie gesagt, Amesreiter überdachte mit juristischer Schärfe dieses Geschehnis und fand nach eifrigem Suchen den richtigen Ausweg.

Er befahl dem Schreiber, das Protokoll noch einmal vorzunehmen und diktierte:

„Nachtrag — haben Sie?"

„Nachtrag."

„Erstens: Nach Abschluß des obigen Protokolles übergab das Wahlkind auf Betreiben der Wahlmutter dem unterfertigten Richter fünf Blumen — fünf Blumen.

Halten Sie, was sind das für Blumen?"

„Zwoa Rosen", sagte der Schreiber, „und dös andere san Nagerln, Nölken!"

„So? So — — also schreiben Sie: fünf Blumen, Komma, welche diesgerichtlich als zwei Rosen und drei Nelken bezeichnet wurden.

Zweitens: Der unterfertigte Richter nahm die obengenannten Blumen an in der Erwägung, daß die Annahmeverweigerung das natürliche Gefühl der Dankbarkeit in dem Wahlkinde zu ersticken geeignet war.

Drittens: Fünf Blumen mit Akt an den Herrn Gerichtsvorstand mit dem Ersuchen um geneigte Rückäußerung, ob gegen die Annahme Bedenken bestehen."

So, das war geschehen. Und der Schreiber wickelte um die Rosen und die gesprenkelten Nelken einen blauweißen Faden und legte sie zwischen die Aktendeckel, wo sie baldigst erstickten, wie alles frische Leben, das in Aktendeckel gelangt.

Josef Amesreiter aber fühlte sich in gehobener Stimmung. Er hatte gehandelt, wie man es von einem Einser erwarten durfte.

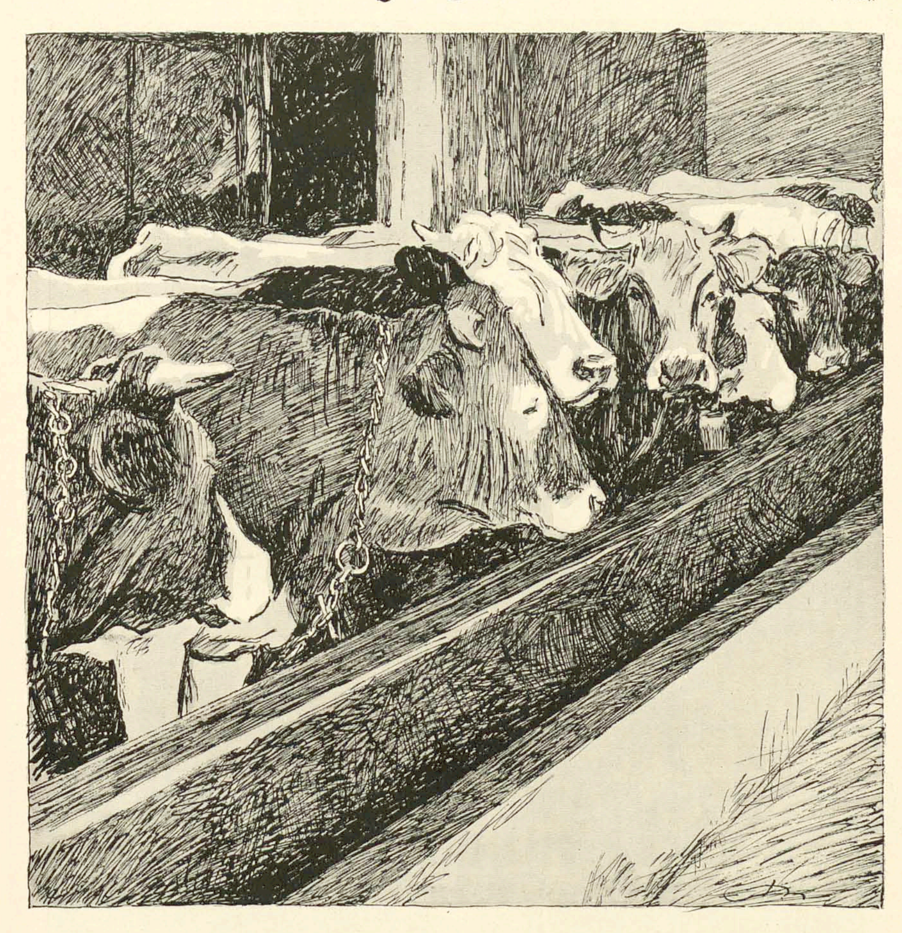
‚Von einem Viech mit zwei Haxen', wie der selige Herr Zwerger zu sagen pflegte.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. II. VJ. 36 11822. Auflage dieser Nummer 20 000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Im Stall

(E. Thöny)



Es brummt an alte Kuah:
„Oes Kalma, loosts ma zua,
Oes habts ja nix erfahrn
Wia d'Zeit'n früahra warn,
Drum redts so gscheidt.
Dös war an oafachs Lebn:
Mir hamm halt Milli gebn
Koa Mensch hats weida g'acht
Und hat an Aufhebn g'macht
Zu meiner Zeit.

*

Und wann i Milli sag —
Net so wia heunzutag —
Dös is a Milli gwen,
So könnts heut koani sehgn,
Dös war a Rahm!
Dös war koa sellas Gfrett,
Dee war no gelb und fett,
Net so a blaue Brüah!
Ja, selle Millikúah
De sechts heut kam.

*

Und daß i's richti sag,
Mir warn a guta Schlag,
San do bescheid'n bliebn
Und hamm koan Hochmut triebn
Wia's ös oan treibts.
Oes moants, dös bleibt a so,
Ma is um Jede froh?
Oes wißts ja alle z'weng,
Oes werds as scho no sehng,
Bals übri bleibts."

*

An alta Ochs danebn,
Der ko si nimmer hebn
Er sagt: „Jetzt hätt i's gnua,
Du waarst de selle Kuah,
De brav gwen is?
Da werds ma anderst z'Muat,
Di woaß i fei no guat
Und hab herent und drent
Koa größers Luada kennt,
Des sell is gwiß!"

*

Es is wia überalln:
De Altn derfa prah'n
Vor junge Leut.
Da geht's Kimmt aber wer,
Ders kennt von früahra her,
Na is scho g'feit.

Ludwig Thoma

(aus dem Besitz von Klem Paull)

Magdalena

(Erich Schilling)



Mariann: „Hoſt du über dös nachdenkt, was jetzt ſei werd? Daß d' nimma in d'Stadt nei derfſt, dös muaßt d' do ſelber wiſſ'n?"

Leni: „Halt auf a paar Jahr net."

Mariann: „Deiner Lebtag nimma, Madl; dös muaß aus ſei, und du derfſt koan Gedank'n mehr an dös hamm. Es handelt ſi um dös, daß du g'ſund werſt! Daß d'wieder ſauber werſt! Wia mir de Botſchaft von deiner Straf' kriagt hamm, bin i krank wor'n, und ſiehgſt ſcho, wia'r i dro bin."

Leni: „Gel, na ſagſt d', du ſchimpfſt net! J waar net hoam kemma, wenn i net müaſſ'n hätt . . ."

(Aus Ludwig Thomas „Magdalena")

München, 11. Oktober 1936
41. Jahrgang / Nummer 29

40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

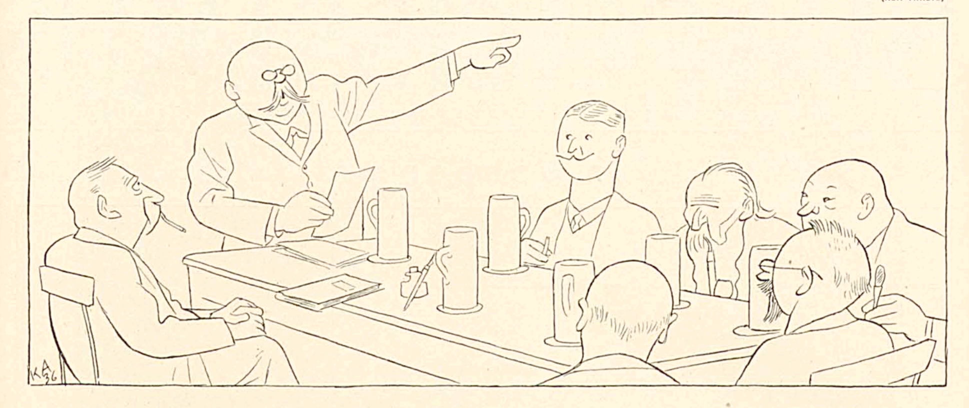
Ein Sehbericht

(Karl Arnold)



„Achtung, Achtung! Hier Radio Moskau! Ein Genosse aus der Ukraine wird die Nachricht über Hungersnot lächelnd zurückweisen!"

(Karl Arnold)



Der Weg nach Tipfelsdorf / Eine Vereinsrede

Liebe Vereinsbrüder!

„Nachdem der Herr Kassenwart sie auf pünktlichere Zahlung der Vereinsbeiträge hingewiesen hat, und unser hochverehrter Herr Vorsitzender nichts weiter hinzuzusetzen hat, ergreife ich das Wort und springe mitten hinein in mein Thema, den Fremdenverkehr von Tipfelsdorf, oder ich springe eigentlich nicht hinein, weil nichts zum Hineinspringen da ist, indem sowohl Ihnen wie mir seit langem schmerzlich bekannt ist, daß ein Fremdenverkehr in Tipfelsdorf noch in den Windeln liegt. Ich berühre diese wunde Stelle unserer Heimatgemeinde nur mit Bewegung, denn der Zustrom von Fremden aus aller Welt nach Berlin und nach Garmisch-Partenkirchen hat uns die Schuppen von den Augen fallen lassen, und wir erkennen, daß wir einen Vergleich mit diesen Metropolen des Übernachtungsgewerbes zu scheuen haben.

Sie werden mir bestätigen, daß unser Verschönerungsverein seine nimmermüden Hände auch nicht im Schoß hat ruhen lassen. Ich erinnere Sie nur an die Bank, die wo wir im vorigen Jahr an der Kapelle droben aufgestellt haben. Sie hätte ein Anziehungs- und Ruhepunkt für jeden Fremden beiderlei Geschlechts aus jeder Weltgegend sein können. Aber bisher haben sich die Fremden nicht anziehen lassen, und nur der Topfer Alisi aus unserer lieben Nachbargemeinde Apfelbach hat sich dort niedergelassen. Wir haben nichts gegen die Apfelbacher, aber der Topfer Alisi kommt sowohl für das Gastwirtsgewerbe, wie auch für die Belebung der Geschäfte in Tipfelsdorf nicht in Betracht, indem er keine Devisen besitzt und auch kein Geld und in einer mieslichen wirtschaftlichen Lage ist.

Aber diese fehlgeschlagene Bank soll uns nicht mutlos machen; denn Schwierigkeiten sind dazu da, daß sie überwunden werden und wir werden den Fehlschlag durch einen neuen Anstrich ausmerzen. Wann aber der Schorsch wieder ein Herz mit seinem damischen Namen hineinkratzt, gebe ich eam a Fotzn, daß er den Fremdenverkehr sei Lebtag net vergißt.

Sie entschuldigen schon, meine Herren, wenn mich bei dieser Sache der gerechte Zorn erfaßt, wo es eine gemeinnützige Sache ist, die er versaut hat. Der Fremdenverkehr kann nämlich nicht bei uns selbst erzeugt werden, er muß von auswärts kommen, und wenn er nicht kommt, muß er herbeigezogen werden. Denn was unterscheidet uns von anderen erfolgreicheren Gegenden? Das frage ich Sie und ich antworte: Nichts. Hier ist eine Natur und hier ist eine gute Luft, so eine gute Luft, daß sie auf chemisch sogar radiohaltig ist. Ich sage Ihnen, es kann uns nichts hindern, daß Tipfelsdorf ein Radioluftbad ist. Immer mehr bricht sich in Fachkreisen die Erkenntnis Bahn, daß der Fremde sich nach ländlicher Ruhe mehr sehnt als nach Kurkonzerten und an solchenen Krampf. Meine Herren, ich möchte denjenigen, der behauptet, er könne bei uns durch moderne Asphalterscheinungen belästigt werden, einen gemeinen Lügner nennen und einen damischen Uhu, den ich wegen Beleidigung belangen werde.

Welchen Segen uns der Fremdenverkehr bringen wird, das läßt sich statistisch nachweisen; denn wir können schon auf gewisse Anfänge des Fremdenverkehrs zurückblicken. Ich erwähne nicht das ausländische Auto, das in diesem Frühjahr in Tipfelsdorf zu tanken versuchte und sich dabei fürs Kühlwasser unserer ganz vorzüglichen Quelle bediente, deren Ruf für diese Zwecke gewiß weiteste Verbreitung finden wird. Ich nenne nur jenen Wagen, der in der vorigen Woche hierher kam und dessen Erkennungsnummer von fachkundigen Kreisen aus unserer Jugend sofort englisch genannt wurde. Der Wagen hielt vor unserem Wirtshaus und die Fremden hatten begreiflichen Durst. Nach der sonderbaren Art von Fremden wiesen sie unser Bier zurück und wollten nur Tee trinken. Ich frage Sie: wann ist bei uns von einer gesunden Person schon einmal Tee getrunken worden? Das frage ich Sie! Und Sie werden mir in schöner Einmütigkeit antworten: Noch nie. Sehen Sie, meine Herren, und doch hatte der Wirt noch vom letzten Bauchweh seiner Schwägerin einen Tee im Hause und konnte unserem Fremdenverkehr damit dienen. Daraus ergibt sich, wenn Sie etwas von Volkswirtschaft verstehen, daß der Umsatz von Tee im Wirtsgewerbe dahier geradezu um mehr als 1000% emporgeschnellt ist. Daraus erkennen Sie die ganze Bedeutung eines wohlgeleiteten Fremdenverkehrs.

Ich möchte Sie nicht mit weiteren Beispielen ermüden, aber jeder von Ihnen wird erkennen, daß die Abhaltung der Olympischen Spiele, wenn sie in unserem Tipfelsdorf stattgefunden hätte, sich sehr segensreich ausgewirkt hätte. Und was heute nicht ist, kann vielleicht morgen werden. Als voriges Jahr der Zirkus bei uns war, kamen auch drei aus Bichlbach herüber und wann s' net so bsuffa gwen warn, nacha hättn s' aa zum Fremdenverkehr zähln kenna, aber so hat s' nur ein Rafats gegeben. Das ist gewiß nicht die richtige Art der Propaganda, aber die Unsern waren nicht schuld, wie gerichtsnotorisch festgestellt wurde, und die Zeit hat die Wunden wieder geheilt, die wir dem Fremdenverkehr und den Bichlbachern geschlagen haben.

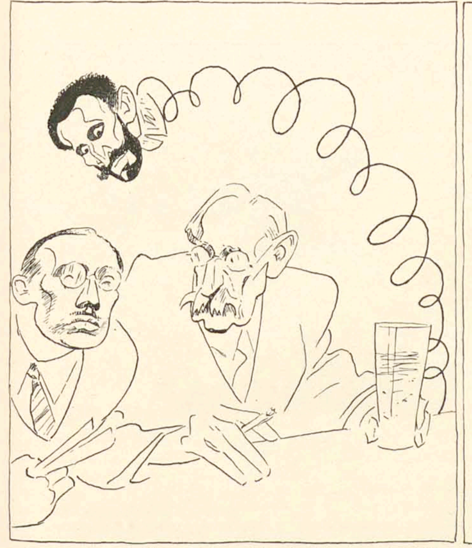
Auch meine Zeit eilt, und ich komme zu der ganz wichtigen Sache. Die Fremden wollen eine Ernährung, und zur Ernährung gehört eine Speisenkarte, auf der alles draufsteht, denn sie lesen das Schweinerne gern geschrieben, weil es gebildete Leute sind, und dadurch erhöht sich der Preis.

Unsere Aufgabe muß es daher sein, den Fremdenverkehr auf uns zu lenken. Wodurch aber lenkt man einen Fremdenverkehr? Durch einen Wegweiser, sage ich; denn wenn ich nicht weiß, wo es ist, kann ich nicht hinfahren und gehen, wo ich nicht hinwill. Das wird auch den meisten von Ihnen klar sein, daß ich hier das Wichtigste berühre. Deshalb stelle ich den Antrag, daß unser Verschönerungsverein alle Kräfte daran setzt, einen gutleserlichen Wegweiser zu errichten, der den Fremdenstrom richtig lenkt, gerade auf uns zu, in die gute Luft. Auch Garmisch-Partenkirchen hat klein angefangen und wenn kein Wegweiser dagewesen wäre, hätte niemand den Wintersport gefunden und auch im Sommer nicht. Aber diesen Mangel haben die Garmischer rechtzeitig erkannt und das Übernachtungsgewerbe blüht jetzt dort. Deshalb schließe ich mit dem Rufe: Wir brauchen einen Wegweiser.

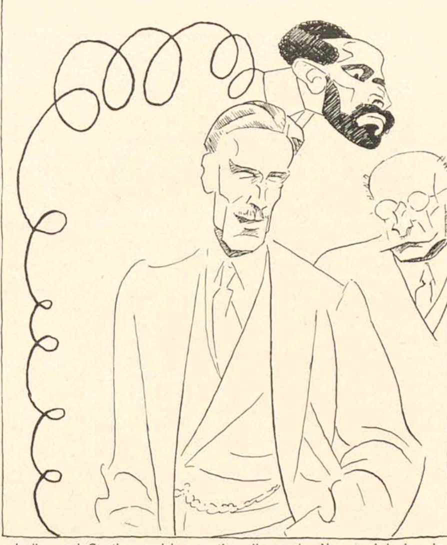
W. F.

Das Schachtel-Teufelchen von Genf

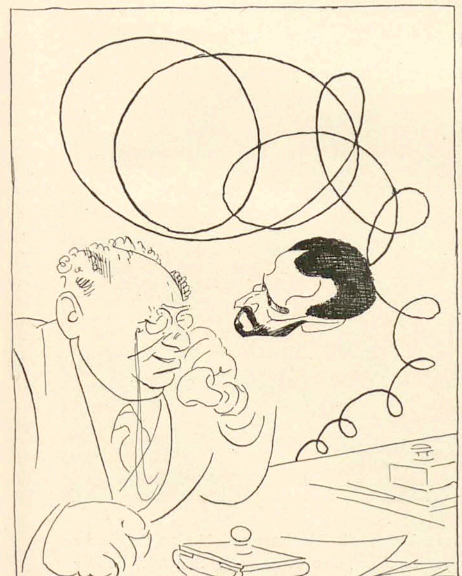
(Olaf Gulbransson)



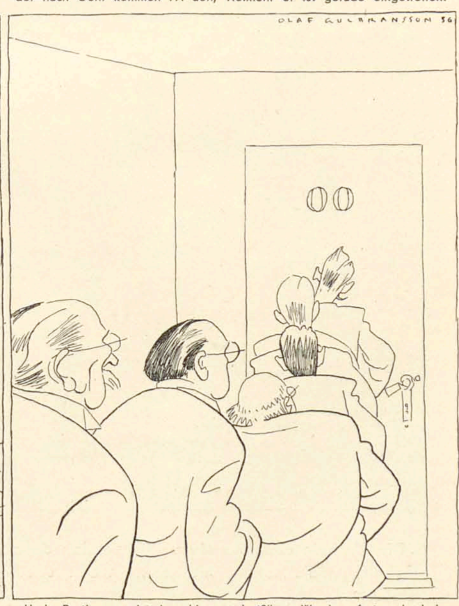
„Also, Messieurs, der Negus wird uns nicht mehr stören, so wahr ich Blum heiße. Den haben wir la begraben! Der Negus ist ... mon dieu, wieder da!"



„Ladies and Gentlemen, ich garantiere Ihnen, der Negus wird nie wieder nach Genf kommen ... aoh, vielmehr er ist gerade eingetroffen!"



„Hier Litwinow! Ist Moskau dort? Sowjet-Beziehungen zu Negus streng geheim! ... Sie hier? Genosse Selassie, Sie kompromittieren mich ja!"



„Heda, Portier, was ist denn hier passiert?" — „Werde sofort nachsehn!.. Ja, meine Herren, auch hier ist Ihnen der Negus eben zuvorgekommen!"

Zur deutschen Kolonial-Tagung

(Erich Schilling)



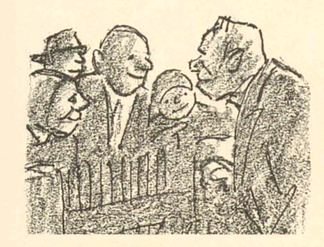
„Die Muskeln des Menschen stärken sich durch die Arbeit, die Muskeln der Nation durch die Arbeit für die Nation, und solche Arbeit ist die Kolonisation, und im Bereich der Welt ist nur sie es.“

Paul de Lagarde

Das Kürbisfest

Geschichte eines Riesen und Gespenstes / Von Görge Spervogel

Zeichnungen von Wilhelm Schulz



Wir mußten ihn haben, diesen dickbäuchigen, gelben Riesen, es war nicht anders auszudenken. Wir sahen über die Hecke, wie er auf Frau Birnstiels Komposthaufen lag und sich sonnte, er krachte gewissermaßen schon in allen Nähten, so gut erging es ihm — kein Wunder, wenn man seine Pflegemutter betrachtete; er artete ihr in allem nach. Trotzdem, ein kräftiger Regenschauer hätte ihn umbringen können, den überfressenen Kerl, er wäre geplatzt. Ging nicht die Rede, Frau Birnstiel habe ihm heimlich Tierblut, zerfaserte Wollstrümpfe und geraspelte Kuhhörner zu schmausen gegeben? Laß uns schweigen von dem alten Filzhut, dem Ofenruß, den Hühnerfedern und den fetten, nährenden Güssen, mit denen er gemästet worden war, laß uns gar nicht erst darüber sprechen! Sollten wir nicht die Frau Birnstiel kennen? Da lag er, und wir standen an der Hecke, die wir so oft schon bezwungen hatten. Wir waren auch jetzt nicht um Schlupflöcher oder Überstiege verlegen, so wenig wie uns das Gewicht dieses abgestürzten Mondes in Ratlosigkeit versetzte. Es waren auch nicht Strafen und Gesetze, die uns abschreckten — all dieses hätte uns nicht hindern können, ihn mit List und Entschlossenheit zu rauben, jedoch: er war ein Opfer.

Denn es herrschte in den Gärten unserer Vorstadt ein gewaltiger Wettstreit, wer die strotzendsten Kohlköpfe, die längsten Gurken, die dicksten Kartoffeln und die prahlerischsten Blumen erzielte, würdig genug, beim Erntefest den Tisch des Herrn zu schmücken. Um das strahlende Kernstück der Lobsagung, den mächtigsten Beweis von Erdesegen und Wettergnade, darum sich beim Aufbau der Ausschmückung alles andere mit Bescheidenheit einordnete, den in Farbe, Dicke und Gewicht hervorragendsten Kürbis wogte der Wettkampf am heftigsten. Und wir, die wir alle Gärten am besten kannten, wir wußten, daß Frau Birnstiels unvergleichlicher Riese der Kürbis aller Kürbisse war.

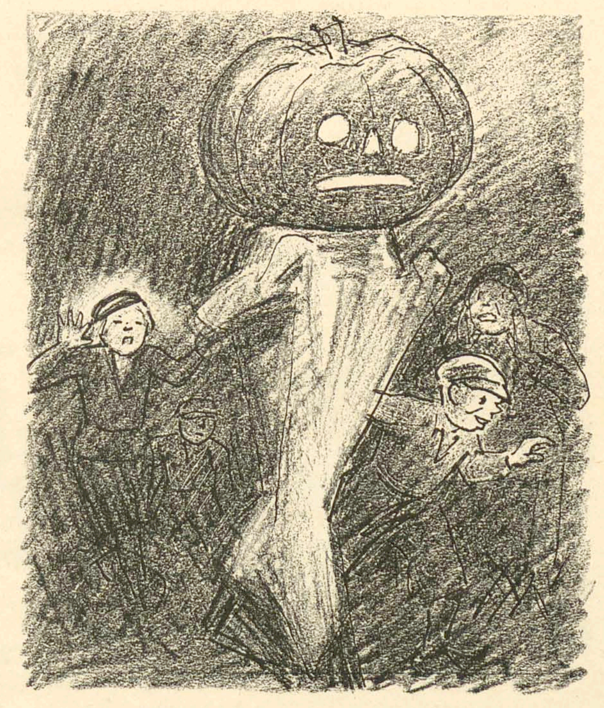
Das ist der Grund, warum wir unsere Hände nicht an ihn legen durften, konnten und wollten.

Karel, der Drachen, Schiffe und Zelte zu bauen verstand, Karel kam auf den wahren Gedanken. „Der Kürbis kommt in die Kirche", sagte er, „nicht? Dann ist Sonntag und Erntefest, alle sehen ihn, und dann?" — „Dann kommt er in das Armenstift", ließ sich der kleine Thomas vernehmen. „Und ich sage, er kommt niemals dahin!" erklärte Karel, aber Petra, die Besitzerin eines Fahrrades, hatte dagegen etwas einzuwenden. „Den armen Leuten können wir ihn nicht wegnehmen", sagte sie. Aber Heinie, der ein Eichhörnchen sein eigen nannte, Heinie wußte von einem Kürbis der gleichen Sorte, den sein Vater einmal herangezogen hatte. „Nicht zu genießen", sagte Heinie, „ohne Geschmack und holzig wie ein Ast". — „Stimmt!", sagte Petra, „nun kenne ich ihn auch. Man braucht entsetzlich vielen Zucker dazu." — „Und dann soll er ins Armenstift? Dafür haben wir bessere Sorten!" Das sagte Karel, und es war richtig gesagt. „Melonenkürbis von der süßen Sorte, den sollen sie haben!"

So war es abgemacht. Wir suchten den Ersatz für Frau Birnstiels Riesen aus und überlegten ausführlich, wie es alles werden sollte. Vor allem mußten wir ja von Anbeginn darauf achten, daß wir es nicht waren; denn wir waren zu leicht verdächtig, immer.

Gut, der große Kürbis kam, wie es nicht anders sein konnte, vor den Altar, und Frau Birnstiel saß auf zwei Plätzen in der ersten Reihe, lehnte sich nach rückwärts und machte spitze Ohren, um die Meinungen über ihren Kürbis zu erfahren, aber sie hörte nur über das Tierblut, die Hühnerfedern und das Kuhhorn flüstern, und ob das nicht geradezu sündhaft wäre. Wir aber hielten uns an den Vorsteher des Armenstiftes und vernahmen, daß der Küster die gespendeten Früchte am Montagabend hinüberbringen sollte.

Um aber sicher zu sein, mußten wir den ganzen Montag von mittags an in den Gewölben über der Kirche verbringen, weil auf den Küster kein rechter Verlaß war, und weil Thomas den Turmschlüssel vom Sonntagläuten nicht allzulange behalten durfte. So ließ er uns mittags ein und legte sein Gesangbuch oben hin, damit er es vergessen haben und den Schlüssel sich noch einmal ausbitten konnte, abends, wenn wir hinaus wollten. Der Küster kam, nachdem er bis unter die Kir-



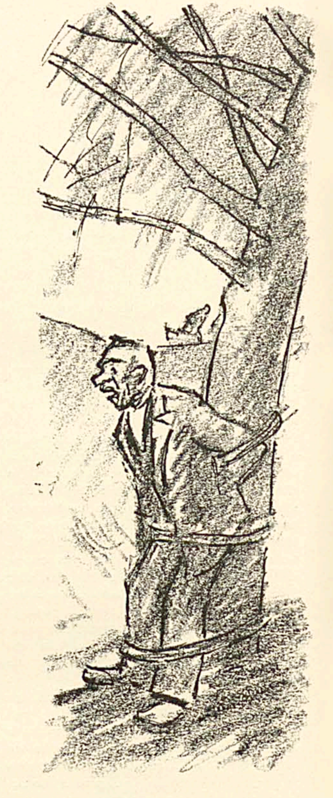
chentüre mit seiner Haushälterin über den Kaffee geschimpft hatte, und fing mit dem Hinaustragen an; es war eine große Menge Obst und Früchte aller Art, die feinsten Sorten, und von den Äpfeln, den Pflaumen und den Erbsen aß er! Wir blickten durch die Rüstlöcher des Gewölbes, hatten keinen Kaffee bekommen und mußten ihn nun schmausen sehen, und es gehörte ihm nicht! Aber er sollte es büßen, vor allem, weil er zu uns Kindern immer so streng war, ohne Grund.

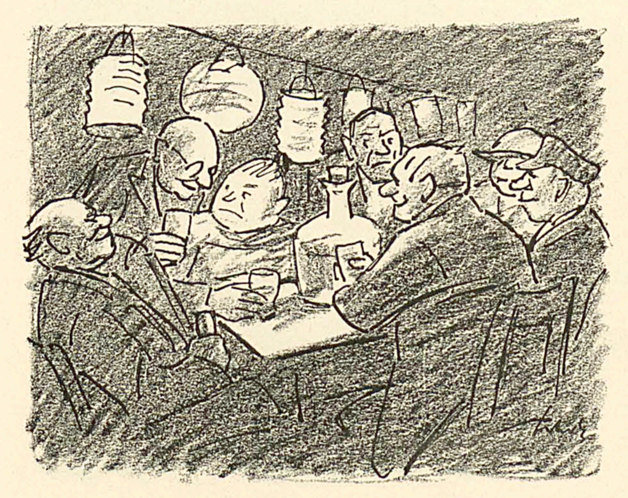
Endlich befreite uns Thomas, wir kletterten voller Wut über die Kirchhofsmauer und mußten nun doch erst nach Hause. Aber dann versammelten wir uns, nahmen die Waffen und Ausrüstungen und warteten auf Petra, die mit ihrem Rade auf Kundschaft aus war. Als sie mit der Meldung kam, er wäre unterwegs, liefen wir zum Flusse hinab, wo er um den Wald einen Bogen macht, und versteckten uns hinter den Bäumen. Wir hatten Melonenkürbisse genug mit, und unsere Gesichter bemalten wir noch schnell mit Schwarz und Rot, weil uns der Küster sonst kannte. Endlich hörten wir seinen Karren quietschen, und wir hatten alle Herzklopfen, ob es Karel ja gelingen würde, den Küster gleich beim ersten Male mit dem Lasso zu fangen. Er fing ihn! Aber leider die Deichsel des Karrens mit, und als wir nun alle an dem Stricke zogen, um den Küster über den Rand des Hohlweges hinaufzuziehen, kam der Karren hinterher und alles fiel herunter. Da ging es leichter, wir banden den Küster fest an einen Baum, er schrie nicht, sondern knurrte und riß an dem Tau, aber es hielt.

Nun luden wir den Karren wieder voll und taten statt Frau Birnstiels Riesen unsere Melonen darauf, und Äpfel, Pflaumen und Erbsen aus des Küsters Garten hatten wir auch mitgebracht, damit er es den Armen nicht gestohlen hatte. Damit er uns nicht verfolgte, wenn wir ihn losbanden, denn Karel wollte seinen Lasso nicht darangeben, fesselten wir ihm die Füsse, und bis er sich mit dem Knoten abgegeben hatte, waren wir weg, Frau Birnstiels Riese mit uns. Es war eine schwere Arbeit, ihn durch die Büsche zu rollen, schon über den ersten Zaun kamen wir nicht weg, und so machten wir ein Lager und begannen ihn auszuhöhlen, damit er leichter wurde, und so ging es denn.

Der Küster aber machte eine solche Schande von dem Raub und Überfall, daß alles untersucht wurde, und wir kamen in Verdacht, weil wir sagten, es wäre kein Raub; denn von den Melonen sagte er nichts. Na ja.

Am nächsten Sonntag sollte nun das Erntedankfest in den Gärten stattfinden, und nach alledem war uns nun gar nichts mehr übergeblieben, als mit dem Kürbis ein Gespenst zu machen. Karel stieg auf die Stelzen und bekam Bettücher um. In den Kürbis kamen drei Kerzen, so leuchteten die eingeschnittenen Augen, der Mund und die Nase ganz gefährlich. Wir gingen alle mit und machten Geisterstimmen, weil Karel das nicht auch noch konnte; Stelzenlaufen und den schweren Kopf aufhaben und nur nach unten gucken können, das wäre genug, sagte er. Alle Leute entsetzten sich sehr, sie waren wie die ganz kleinen Kinder, aber Karel sah auch zum Erschrecken aus, wie er so hoch mit dem großen Kopf auf den Schultern durch die Dämmerung dahinwankte. Dazu strengten wir uns mit den Geisterstimmen nicht wenig an, aber das Beste sparten wir uns doch für Frau Birnstiels Garten auf. Sonst waren wir nur die Wege entlanggezogen, aber hier marschierten wir hinein, an den Lampions vorbei, erst einmal ganz leise. In der Laube brannte Licht, wir machten verstohlen die Türe auf und Petra sah hinein. Sie sprang ganz plötzlich in die Luft, sie steckte die Hände in den Mund und sprang umher und schmiß Karel um. Von drinnen sahen sie wohl das Gespenst, nun stürzte es mit Prasseln und Dröhnen ab, Frau Birnstiel jammerte laut, und herausgeschossen kam der Küster.





Wir glaubten, es wäre zu Ende mit uns allen. Aber sonderbar, er schimpfte nicht und fing auch nicht an zu drohen oder sich uns zu merken, er sagte nur, wir sollten nichts sagen. Jedoch mit Petra war nicht zu reden, sie rannte weg, mitten unter die Leute, die sich an der Gartenpforte versammelt hatten, und sie erzählte etwas, wobei sie bersten wollte, und auch die Leute vergnügten sich sehr. Es half dem Küster nichts, er mußte hin zur Pforte und die Leute hereinbitten, Stühle wurden geholt und Tische, und Frau Birnstiels ganzer Obstwein mußte an diesem Abend daran glauben, denn es gab nichts, was dem Küster half, es wurde eine Verlobung daraus. Seine Haushälterin wollte zuerst weinen, aber dann lachte sie. Um uns aber kümmerte sich kein Mensch. Wir waren deswegen nicht unzufrieden. Am Ende beschlossen wir, Frau Birnstiel und dem Küster unseren Kürbis zu schenken. Leider freuten sie sich nicht sehr darüber, und am nächsten Tage lag er wieder auf dem Komposthaufen und guckte mit seinem Gesicht in den Himmel.

Die Katastrophe

(R. Kriesch)



„So kann ich nicht unter die Leute gehn! Zwanzig Kleider im Schrank und kein einziges von dem Lila, das in diesem Herbste tonangebend ist!"

Der Liebhaber

Pinselstrichs haben eine neue „Perle", namens Minna.

Wenn Minna etwas kaputt macht — oder sonst ein Unheil anrichtet, so schiebt sie es vorerst immer noch ihrer Vorgängerin, der glorreichen Auguste, in die Schuhe.

Neulich geht Frau Pinselstrich aus; sie kommt aber bald darauf zurück, um noch etwas aus ihrem Kleiderschrank zu holen. Als sie jedoch die Schranktür öffnet, steht sie erschrocken einem verdutzten männlichen Individuum gegenüber.

„Um Himmels willen!" fährt sie ihre Perle Minna an. „Wie können Sie nur auf den Gedanken kommen, Ihren Verehrer ausgerechnet in meinem Kleiderschrank zu verstecken?!"

„Wieso icke?" fragt Minna unschuldsvoll. „Den hat doch die Aujuste da stehen lassen!" ...

Finale

Nach langer Zeit hatten sich die letzten vier Abiturienten vom Jahrgang 96 wieder einmal im Hinterstübchen des Ratskellers zu fröhlicher Dauersitzung und handfestem Männertrunk zusammengefunden. Mitternacht war längst vorüber und ein gutes Dutzend Pullen erledigt, als man endlich aufbrach und gemeinsam dem Bahnhof zustrebte, nicht ohne unterwegs noch an einigen Likörstuben zu stranden. Trotzdem gelang es dreien von ihnen, in letzter Sekunde auf den abfahrenden letzten Zug zu springen. Der vierte blieb auf dem Bahnsteig zurück und — lachte minutenlang aus vollem Halse, daß ihm die Tränen nur so über die Backen purzelten ...

„Worüber lachen Sie eigentlich?" fragte der Bahnhofsvorsteher gereizt.

„Ha—haben Sie eben die dreie a—a—abfahren sehen?" prustete der andere und bog sich noch immer vor Lachen, „die wollten m i c h zur Bahn bringen! ..."

Lieber Simplicissimus

Vor einem Jagdhause im Oberbayerischen lag ein erlegter Hirsch, dem nach Weidmannsbrauch ein grüner Bruch durchs Geäse gezogen war.
Da kamen Ausflügler des Weges. Befremdet betrachteten sie das tote Tier.
Sie wunderten sich sichtlich.
Endlich faßte sich ein Herr mit einer Brille auf der Nase: „Man möchte es nicht für möglich halten, also tatsächlich nicht für möglich halten, den haben se umgelegt, gerade als er sein Grünzeug futterte!"
Staunend vernahm es ein Jäger.

*

Ein Ehepaar sah in Baden-Baden dem Roulettespiel zu.
Etwas verlegen standen die beiden vor dem Spieltisch.
Nach einiger Zeit kamen sie mit einem Herrn ins Gespräch.
Der sagte: „Möchten Sie es nicht einmal versuchen, bittschön? Damen haben fast immer Glück, besonders wenn sie die Zahl ihres Alters setzen!"
Die mollige Frau setzte tatsächlich, setzte auf Nummer 26, aber Nummer 31 gewann.
Da hörte man den Gatten leise aber vernehmlich grollen: „Das kommt davon, wärste bei der Wahrheit geblieben, hätten wir gewonnen!"

*

Der Klotzbüchler und seine Frau waren beide beinahe achtzig Jahre alt und über fünfzig Jahre miteinander verheiratet, als die Klotzbüchlerin sich eines Tages hinlegte und kurz darauf starb. Nachdem sich der Klotzbüchler einigermaßen von seinem Schmerz erholt hatte, fühlte er alsbald an allen Ecken und Enden die Abwesenheit der treu waltenden Ehegesponsin. Schnell ging er infolgedessen dazu über, ihr den „unzeitigen" Abgang zu verübeln, und eines Tages meinte er in seinem Groll: „Wenn e g'wußt hätt', daß se mr glei wieder wegstirbt, hätt' e se gar net erscht g'heiratet."

Gerda hat, wie sie sich's wünschte, ein Schwesterchen bekommen. Nach ein paar Wochen erkundigt sich im Scherz die Nachbarsfrau: „Nun, Gerda, was macht das Schwesterchen? Kann es denn schon laufen?" — „Laufen kann es noch nicht", sagt Gerda ernsthaft, „aber Beine hat es schon."

(Vierthaler)



Der kleine Peter ist ein Lausbub und sein Schwesterchen ist auch nicht gerade zahm. Vor kurzem kommt die Mutter dazu, wie sich die Kinder gerade kräftig beschimpfen. „Blödian" und „Rindvieh" sind die Hauptwörter in diesem kindlichen Streit.
Sofort schickt die Mutter die Kleinen ins Bett: „Da bleibt ihr bis morgen früh", sagt sie, „vergeßt die garstigen Reden und wacht mir als brave Kinder auf!"
Am nächsten Morgen aber hört die Mutter den kleinen Peter im Bettchen für sich flüstern: „Rindvieh..., Rindvieh..., ätsch, ich hab's doch nicht vergessen!"

In einem Zivilprozeß wurde ein Brautpaar als Zeugen vernommen. Die Aussage der Braut stimmte mit der des Bräutigams, der nach ihr vernommen wurde, im wesentlichen überein. Daher verzichtete der Richter darauf, die Aussage des zweiten Zeugen, des Bräutigams also, wörtlich zu protokollieren, sondern ließ ins Protokoll lediglich einen Vermerk aufnehmen, wonach der Zeuge die Aussage der Zeugin, der Braut, für richtig erkläre und zu seiner eigenen mache.
Als der Protokollführer jedoch dem Richter das Protokoll vorlegte, las dieser zu seinem Erstaunen: „Dem Zeugen X. wurde die Aussage der Zeugin Y. vorgelesen. Er erklärte: Sie ist richtig, ich mache sie zu der Meinigen!"

*

Drei alte, breitkronige Apfelbäume hat der Leitnerbauer in seinem Garten stehen. Und die Äpfel sind groß wie ein Kindskopf schier und saftig schauen sie aus.
Sommerfrischler haben den Leitnerbauern gefragt: „Sagen Sie mal, wann werden denn die Äpfel reif?"
Da hat der Leitnerbauer in die Sonne geblinzelt, hat sich kräftig geräuspert und dann erst kam seine Antwort: „Wann d' Sommerfrischler furt san, ehnder net!"

*

In Guglhausen geht die Hauptstraße hart an der Kirche vorbei und das Wirtshaus liegt auch dicht am Straßenrand. Am Sonntag aber brummen die Autos nicht schlecht durch den Engpaß, und an einem solchen Sonntag kommt eine Städterin nach Guglhausen. Sie ist ein wenig dick, die Städterin, und sie geht langsam durch den Engpaß, und da schnauft schon ein Auto heran. Da fängt die Dicke zu laufen an, nach links und nach rechts und überzwerch. Sie hat Glück, nur gestreift ist sie worden. Ein alter Bauer aber, der aus dem Wirtshaus kommt, sagt entschuldigend:
„O mei — 's is halt a Stadtleut ..."

Lieber Simplicissimus

Sie kamen vom Wein, die beiden älteren Herren, und sie wackelten ein wenig, aber sie gingen dennoch gerade. Der eine glich einem Zwetschgenmännchen und er setzte seine Beine vorsichtig auf das Pflaster, der andere hingegen war feister und voller, er glich fast dem Herbstmond.

„Gut war der Pfälzer!", knurrte das Zwetschgenmännchen.

„Hm", sagte der Mann mit dem Mondgesicht.

Da blieb plötzlich das Zwetschgenmännchen stehen vor dem Schild eines Arztes, das im Laternenlicht kaum zu lesen war.

„Geht nicht so weiter mit meinen Hämorrhoiden", ächzte das Zwetschgenmännchen, „morgen geh' ich zu dem Spezialisten da!"

Da grinste das Mondgesicht: „Der ist nicht der richtige für dich, der ist Spezialist für die oberen Luftwege!"

*

Isolde hat zwei Paar Schuhe, das heißt ein Paar Halbschuhe und ein Paar Stiefel. Die Stiefel trägt sie gar nicht gern, und sie gerät mit der Mutter oft in Streit deswegen. Um dem immerwährenden Widerspruch ein Ende zu machen, schlägt die kluge Mutter eines Tages vor: „Isolde, wir wollen etwas ausmachen: Wenn du am Tage vorher artig gewesen bist, darfst du am nächsten die Halbschuhe anziehen, bist du aber ungezogen gewesen, dann mußt du die Stiefel tragen." Isolde leuchtet das ein. Als nach einiger Zeit die Mutter fragt: „Was ziehst du denn morgen für Schuhe an?", da antwortet Isolde: „Wenn ich ehrlich sein soll, muß ich morgen an den einen Fuß einen Halbschuh und an den andern einen Stiefel ziehen."

*

Dorle ist seit Wochen damit beauftragt, die Hände und besonders die Fingernägel bei der kleinen Gesellschaft der Schulanfänger auf ihre Reinlichkeit zu kontrollieren. Erst hat es ihr Spaß gemacht, aber nach längerer Zeit wird es ihr doch zu langweilig; sie möchte, daß es auch einmal eine andere täte. Dieses Anliegen bringt sie dem Lehrer mit den Worten nahe: „Herr Lehrer, ich möchte gern einmal meine Hände abgeben!"

(J. Kreis)



Der Forstdirektor Z. in K., der auch Eigentümer eines großen Waldgutes und nebenbei Junggeselle war, kränkelte, als er die Siebzig überschritten hatte. Fast jeden zweiten Tag kam sein Hausarzt zu Besuch, der dem alten Herrn mit Rat, Diätvorschriften und vielerlei Rezepten das Leben verlängern wollte. So wurde der Patient 82 Jahre alt, als er eines Tages sich hinlegte und starb. Das Haus füllte sich mit Leidtragenden, die wohl auch nebenher auf die Öffnung des Testamentes warteten. Und der große Augenblick kam. Keiner war vergessen, auch der Hausarzt nicht; denn für ihn waren „Papiere" in einem deutlich angegebenen Schubfach bestimmt. Mit größter Spannung nahm der Bedachte die Papiere entgegen, um sie nach raschem Durchblättern enttäuscht fallen zu lassen: es waren die unbenutzten Rezepte, die er dem Forstdirektor gegen hohes Honorar verschrieben hatte.

*

In der Ramsau gibt es besondere Quellen. An Regentagen schießt deren Wasser gefährlich dahin, nach ein paar Sonnentagen jedoch ist es fast versiegt im Kieselgeröll.

Neulich kommt ein älteres Ehepaar über den Holzsteg, der die Quellen überbrückt. Suchend betrachtet es die Gegend. Schließlich fragt die Frau einen Holzknecht: „Sachen Se, wo sind hier man bloß die Gletscherquellen?"

„Dö san da drunten!"

Unsäglich enttäuscht schaut das Paar auf die bemoosten Wackersteine. Dann sagt die Frau: „Ach soo, Emil, die werden am Abend abjestellt!"

*

Am Stammtisch hatte der junge Postsekretär erklärt, er freue sich, daß sich seine Frau ihm gegenüber eine gewisse Selbständigkeit bewahrt habe. Das erregte bei einigen heftigen Widerspruch. „Was ein rechter Mann ist", schrie der junge Oßwein, „dringt darauf, daß ihn seine Frau in allem — einfach in allem — um seine Ansicht fragt!"

„Nee", erwiderte ein Erfahrener, „da tu ich nicht mit; wenn mich meine Frau in allem fragt, tut sie in **allem** das Gegenteil von dem, was ich will — so aber bloß in einigem!"

Fräulein Hildegard wünscht sich was . . . / Von Hans Kricheldorff

Der junge Innenarchitekt strich sich wehmütig über die Stirn. „Ach ja", sagte er, „so ist es nun einmal im Leben. Es erfüllen sich leider nicht alle Wünsche, mit denen man hinauszieht."

Fräulein Hildegard lächelte harmlos. „Bei mir ist eigentlich alles in Erfüllung gegangen", sagte sie. „So?" Er beugte sich ein wenig vor und sah sie an. Es mußte von Interesse sein, zu erfahren, was Fräulein Hildegard für Wünsche an das Leben stellte. „Was denn zum Beispiel?" fragte er.
„Ach", antwortete sie träumerisch, „ich habe mir immer eine Rheinreise gewünscht, und in diesem Frühling habe ich nun auch wirklich hinfahren dürfen." Sie war achtzehn Jahre alt und die Tochter eines Oberstudiendirektors. Der junge Innenarchitekt, der in Berlin ein kümmerliches Dachzimmer bewohnte, mußte lächeln. Er sagte nichts. Auch Fräulein Hildegard schwieg, und der Wind wehte über das Wasser und über die kleine Brücke, auf der sie saßen.

Schließlich äußerte Fräulein Hildegard die Absicht ins Wasser zu gehen. Sie legte den weißen Bademantel ab und enthüllte unter anderem einen wohlgeformten Busen, was den jungen Innenarchitekten zu dem Gedanken veranlaßte, daß sie eigentlich doch ein ganz nettes Mädchen sei. Die Brücke hatte eine kleine Leiter, an der sich Fräulein Hildegard ins Wasser hinabließ. Sie plätscherte erst eine Weile mit ihren runden Beinen darin herum und sagte, zu dem jungen Mann hinauflachend, das Wasser sei naß. Dann ließ sie sich ganz hineingleiten und schwamm davon.

Der junge Innenarchitekt zündete sich eine Zigarette an und erinnerte sich an Fräulein Hildegards Lebenswünsche. Er dachte, daß es mit den Frauen doch viel einfacher sei, als er bisher immer angenommen hatte.
Dann traf er sie wieder am Abend seines letzten Urlaubstages, wo er, um Abschied zu nehmen, bei seinem Freund Klawieter saß, mit dessen Schwester sie befreundet war.
Herr Klawieter war Zahnarzt und besaß ein prächtiges Grammophon. Sie saßen in den üppigen Sesseln seines Wohnzimmers herum, und Fräulein Hildegard sagte, wie sehr sie Musik liebe, besonders Beethoven. Dabei blickte sie den Zahnarzt mit ihrem so harmlosen Lachen an. Herr Klawieter aber war ein Schalk, antwortete nichts und legte eine Ouvertüre von Suppé auf, die sie sich alle gläubig anhörten. Nachdem der Rest des Abends unter unbedeutenden Gesprächen über Segelregatten und Methoden des Zahnersatzes verlaufen war, erklärte Fräulein Hildegard um viertel vor zehn fröhlich, gehen zu müssen, da ihre Eltern ihr nicht erlaubt hätten, länger fortzubleiben. Auch der junge Innenarchitekt erhob sich, da es sich als notwendig ergab, daß er Fräulein Hildegard nach Hause brachte. Er empfand eine sanfte Rührung für dieses liebe, kindliche Mädchen, das Suppé für Beethoven nahm, eine Rheinreise als Lebenswunsch betrachtete und zugleich über einen so anmutigen Busen verfügte.

Arm in Arm wanderten sie in lebhaftem Gespräch über die wirtschaftlichen Verhältnisse von Zahnärzten und den gegenwärtig in dem kleinen Kino laufenden Film durch die stillen, nächtlichen Gassen, und als sie in die dunklen Parkanlagen des Stadtwalles eintraten, erzählte Fräulein Hildegard, daß neulich, als sie mit ihrer Mutter hier gegangen sei, sogar eine Nachtigall gesungen habe.
„Eine richtige Nachtigall?"
„Ja. Eine richtige Nachtigall. Ach, es war wundervoll!"

Die Unterhaltung stockte ein wenig, von der jenseitigen Straße schimmerte durch die Blätter der alten Kastanienbäume das Licht einer Laterne und zauberte phantastische Schatten auf den Weg.

Der junge Innenarchitekt blieb plötzlich stehen.

„Sehen Sie mal", sagte er, „wie schön das aussieht!" Und ehe Fräulein Hildegard eine Antwort geben konnte, hatte er den Arm um ihre Schulter gelegt und den frevelhaften Versuch gemacht, sie zu küssen.

Fräulein Hildegard entwand sich ihm schnell und war empört. „Nein", sagte sie, „nein! Was denken Sie sich nur! Ich finde so etwas ganz schrecklich", fügte sie mit schmollender Mädchenstimme hinzu, und der junge Innenarchitekt strich sich beschämt und zugleich wehmütig über die Stirn, während sie weitergingen.

Sie war aber gar nicht böse, sondern begann sogleich wieder zu plaudern. „Wissen Sie", sagte sie, „ich muß Ihnen etwas erzählen, was ich noch niemandem erzählt habe, und Sie müssen mir versprechen, noch nicht darüber zu reden" (ihr Vertrauen ergriff ihn), „denken Sie nur, heute nachmittag hat mir mein Vater erlaubt, im September noch einmal für vierzehn Tage an den Rhein zu fahren! Ist das nicht wundervoll?" Und sie erging sich in ausführlichen Schilderungen von Landschaft, Volksgebräuchen und offenen Weinen, bis sie vor dem elterlichen Hause angelangt waren, wo der Herr Oberstudiendirektor bereits vom Balkon nach seiner Tochter Ausschau hielt.

„Bist du es, Hildegard?" fragte er herunter, und der Abschied vollzog sich, entgegen den Träumen des jungen Mannes, kurz und ohne weitere Zwischenfälle.

Der junge Innenarchitekt kehrte in seine Pension zurück, ein wenig bekümmert über die Wohlerzogenheit des Mädchens, und fuhr am nächsten Morgen nach Berlin. —

Es bleibt zu erzählen, daß Fräulein Hildegard sich im Dezember plötzlich verlobte und unmittelbar darauf, noch im gleichen Jahre am zweiten Weihnachtstag die Ehe einging.

Im folgenden Sommer berichtete Herr Klawieter dem jungen Innenarchitekten, daß jener Rechtsanwalt, mit dem sie sich in einer süddeutschen Großstadt niedergelassen hatte, aus Bacharach am Rhein stammte und daß sie ihm bereits im Juni ein gesundes Knäblein geboren hätte.

„Im Juni?" fragte der junge Mann. Er dachte an Fräulein Hildegards Lebenswünsche. Mit den Frauen war es also doch wohl nicht so einfach, wie er neuerdings angenommen hatte . . ?

Nächtlicher Spuk im Wirtshaus

(Otto Schubert)



„Donnerwetter, haben die Burschen vom Stammtisch sich verändert! . . .“

Doktor Servatius Störr / Von Hans Watzlik

Einem meiner Freunde, einem gewesenen österreichischen Militärkapellmeister, träumte einst, er ergehe sich müßig auf dem Wenzelsplatz in Prag, und da käme ihm auf einmal ein ungewöhnlich und grell gekleideter fremder Mensch entgegen. Er gewahrte ihn schon von weitem aus all den lustwandelnden oder vor den Schaufenstern weilenden Leuten heraus. Der Fremde ging mit weitgreifenden, hastigen Schritten, er war bloßköpfig, hatte zerzaustes graues Haar, scheue, ständig zuckende, schmale Augen, eine hagere Nase, eine von senkrechten Falten zerschnittene Stirn, Wangen mit dunkelblauen Flecken, einen Vatermörder um den wie spürend vorgereckten Hals, eine giftgrüne Krawatte und eine grellgelbe Weste. Er kam immer näher und näher heran, und der Kapellmeister wußte, nun müsse sich etwas Schreckliches ereignen. Wahrhaftig, jetzt stand der Unheimliche vor ihm und riß aus der Tasche eine kleine, blitzende Spritze heraus und rannte sie dem Kapellmeister in den Hals. Dann floh er. Der Kapellmeister verfolgte ihn, mühevoll das hemmende Gewühl der Gassenmenge durchbrechend. Er erreichte ihn und packte ihn beim Rock. Der Rock zerriß. Da zeigte es sich, daß der Verbrecher darunter weder Weste noch Hemd trug, sondern nackt war. In seinem Rücken war eine scheußlich offene Wunde in der Form eines Drudenfußes gebrannt. In fürchterlicher Aufregung schrie der Kapellmeister: „Der Doktor Störr hat mich vergiftet! Der Doktor Störr!“ Er erwachte an der Anstrengung dieses Schreies und spürte erwachend noch den Namen des Verbrechers auf den Lippen und hörte ihn durch das Schlafzimmer hallen. Er dachte nun darüber nach. Unter seinen Bekannten war kein einziger, der so hieß, und er hatte überhaupt diesen Namen sein Lebtag nie vernommen. Im Laufe der Jahre vergaß der Kapellmeister die meisten seiner Träume, diesen finsteren Traum aber nicht.

Nach langer Zeit saß er wieder einmal in einem Prager Kaffeehaus, da ließ sich nach halblaut gestammelter Entschuldigung an seinem Tisch ein magerer, vergilbter Herr nieder. Er schlug sofort ein altes, dickes Buch auf, das er eben aus einem der dumpfen Trödlergewölbe der Altstadt geholt haben mochte, und begann eifrig darin zu lesen, wobei er öfters mißbilligend den eisgrauen, wie an tausend Lastern verwitterten Kopf schüttelte. Der Kapellmeister beobachtete den sonderbaren Tischgefährten, und ihm wurde allmählich bewußt, daß er diesem schon einmal unter außergewöhnlichen Umständen begegnet sein müsse. Doch so sehr er auch sein Gedächtnis durchkramte, es versagte. Der Unbekannte klappte indes das Buch mit einer heftigen Gebärde zu, er nahm eilends und ungeschickt einen Schluck Wasser zu sich, bohrte seinen dunklen Blick wie ein Verlorener in das Nichts und zeichnete schließlich dabei mit dem Wasser seines halbverschütteten Glases einen Drudenfuß auf die marmorene Platte. Da wandte sich der Kapellmeister an ihn: „Verzeihen Sie, mit wem habe ich das Vergnügen? Ich habe sie schon irgendwo getroffen.“ Der Fremde schrak auf, stierte ihn einen Augenblick an und schrie dann: „Niemals! Sie sind ein Verleumder. Ich kenne Sie nicht!“ Die Gäste sahen verwundert zu dem Schreienden herüber, und der Lärm im Raume verstummte. Kellner eilten herbei. Der Fremde sprang auf, warf etwas Geld auf den Tisch und jagte zur Tür hinaus.

Das Buch hatte er zurückgelassen. Der Kapellmeister öffnete es in ahnender Angst. Es waren wunderlich verjährte ärztliche Anordnungen und Beschreibungen von Heilmitteln darin abgedruckt. Und auf dem vordersten Blatt stand in unsicherem, uralt schnörkeligem Schriftzug: Doktor Servatius Störr, Stadt Moldautein, anno 1717.

Fragen klaffen. ... Wir wandeln im Zwielicht der Geheimnisse.

Neuer Wein

Das ist des Winzerherbstes froher Schluß:
Die Kelter dröhnt, im Wingert fällt ein Schuß!

Geschmückte Fässer fahren durch die Stadt,
Die einen neuen Geist gewonnen hat.

Der „Neue“, der im Faß rebellisch tut,
O, er hat Feuer, Ungeduld und Glut!

Zu kosten ihn, die Zeit wird lange sein,
Die Nebel kommen schon ins Land herein.

Wenn über Nacht auch manche Hoffnung starb —
Der Wein vergelte, was das Jahr verdarb!

Georg Schwarz

(Erich Schilling)



Herbstlicher Zuspruch

Das trübe Wetter paßt dir nicht.
Du heulst nach seligen Inseln
und willst das Defizit an Licht
als unverdient bewinseln.

Du unkst wie ein geprellter Lurch,
prinzipienvernagelt . . .
Halt' aus und drück' die Knie durch,
ob's regnet oder hagelt.

Stell' nur im Leben deinen Mann
— es ist so rasch zerronnen.
Und wenn's schon nicht besonnt sein kann,
sei's wenigstens besonnen!

Ratatöskr

Freßnix, die treue Seele / Von Heinz Weis

Freßnix saß vor vielen Jahren Schulter an Schulter mit mir auf derselben Schulbank und war ein guter Kamerad. Damals hörte er noch auf den Namen Eduard. Eines Tages mußten wir von einander scheiden. Meine Eltern zogen in die Stadt, um mir den Besuch der höheren Schule zu ermöglichen. Eduard blieb im Dorf zurück und wurde ein Maurer.
Als ich nach achtjähriger Abwesenheit zurückkehrte, war Eduard an Leibesgröße und Kraft ein Bär geworden, hatte infolge einer mißglückten Wette seinen neuen Namen erhalten und stand gerade auf dem Backhaus des Lochbauern, um den zerbrochenen Schornstein wieder aufzumauern. Er hatte in das niedrige Dach des Backhauses eine Lücke gebrochen, indem er die Ziegel abgenommen und fein säuberlich auf den lehmigen Rücken des Backofens gelegt hatte.
Nun stand er in der Lücke und führte Stein um Stein den Schornstein hoch, schon wuchs das Mauerwerk über das Dach hinaus. Eduard beugte sich darüber, visierte kritisch daran herum, nahm dann ein schweres Scheit Holz, legte es waagrecht an eine Seitenwand des Schornsteins, ruckte kurz und — purzelte samt dem Schornstein plötzlich vornüber...
Das Mauerwerk verkrümelte, und Eduard krachte mit der Stirne gegen die Ziegelkante.
Rasend wie ein Rächer, das Holzscheit noch immer in der Hand, erhob sich Eduard. Das Blut schoß von der Stirne in die Augen, er wischte sie mit dem nackten Unterarm. Hals und Nacken schwollen ihm vor Wut, er richtete sich zu voller Höhe auf, umkrampfte das Scheit und schrie...
„Scheiße!" schrie Eduard.
Sein Gebrüll riß den Knecht aus dem Stall, den Bauern ans Fenster, die Magd stieß von innen her die Aborttüre auf und sah über den Misthaufen hinweg zum Backhaus hin... „Scheiße!", schrie Eduard, schwang das Scheit und knallte es auf das Dach, daß die Ziegel spritzten. Und da es ihn zu erleichtern schien, wiederholte er das Verfahren, bis er von seinem Platze aus keinen Ziegel mehr erreichen konnte.
Dann stieg er gelassen das Leiterchen in den Hof hinunter. Es war vier Uhr. „Für heut bin ich fertig", sagte er zum Knecht und schritt zum Brunnen. Die Wunde an der Stirne klaffte und blutete sehr. Ich trat zu Eduard. „Laß mich...!" fuhr ich ihn an. Vor Verwunderung über das unerwartete Wiedersehn hielt er still. Die Bäuerin brachte essigsaure Tonerde und Leinen. Gemeinsam verbanden wir Eduard. Abwechselnd murmelte er „Scheiße!" und „Merci!", was soviel wie „Danke!" heißt. Und im Tone der Anerkennung zu mir: „So, so! Du bist ein Doktor geworden!"
Das war mein erstes Wiedersehen mit Eduard.
Abends im Wirtshaus bestellte ich Schnaps und ließ ihn gurgeln; denn es zeigte sich, daß auch sein Mund verschwollen war. „Spuck aus!", befahl ich ihm, aber Eduard schluckte hinunter. „Den teuren Schnaps?", fragte er vorwurfsvoll. „Schwein!", sagte ich. Er aber lächelte mühsam und verquollen... Dann sassen wir Schulter an Schulter am Tisch. Unser Gespräch ging wie auf Stelzen dahin; denn die Antworten auf das „wie geht's" und das „ja, so ändern sich die Zeiten" waren bald gegeben. Aber Eduard ruhte nicht.
„Du liest also sehr viele Bücher? Hm! Wie lange brauchst du für ein Buch?"
„Das ist unterschiedlich."
„Bist du schon tief in die Kultur eingedrungen?"
„Es geht so!"
Eduard trank. Er trank ein zweites Mal und schien etwas nervös. Plötzlich schlug er groß und treuherzig die grauen Augen zu mir auf und fragte gerade heraus und unwiderstehlich: „Glaubst du, daß ich auch für die Kultur geeignet bin?"
Ich sah in seine Augen: seine große, untersetzte, kindliche Seele pflanzte sich breit darinnen auf, so daß ich meiner Worte nicht mehr mächtig war. Ich stammelte: „Ja! Eduard, ganz bestimmt!"
Eduard strahlte.
„Ich habe aber noch was in der Tasche", fuhr er schlitzöhrig fort, und ich merkte plötzlich, daß das mit der Kultur nur ein Geplänkel gewesen war. „Ich habe aber noch was in der Tasche", wiederholte er und zog's heraus. „Ein Angebot vom Lechler — hier, schriftlich — ob ich sein Holzaufkäufer werden wolle — Stammholz, weißt du! und Grubenholz und Lärchen zum Schindelmachen — hier herum und in der Obercent — —"
„Gratuliere!" sagte ich, und ein Stein fiel mir vom Herzen, „Eduard, ja, greif zu! Der Lechler ist reell."
„Ich glaub' auch", meinte Eduard nachdenklich, „— der Lechler ist mir sicherer als die Kultur."
So wurde Eduard Holzaufkäufer. Er ging bald darauf in Gamaschen und einem neuen Regenmantel einher und wurde mit den Leuten der näheren und weiteren Umgebung bekannt.

*

Als ich vor einigen Wochen — es sind seit jener letzten Begegnung zwölf Jahre vergangen — zur Konfirmation meines Patenkindes in die heimatliche Kreisstadt zurückkehrte, überraschte und überwältigte mich gleich am Bahnhof eine riesige Reklame: Zum Bauen — nur noch die Freßnix-Platte / den Freßnix-Baustoff / Freßnix wärmt / Freßnix kühlt / Freßnix läßt nichts durch / Freßnix — bruchfest, biegsam und nagelbar / Mit Freßnix bau'n — auf Gott vertrau'n!
Ich staunte. Mein Freund Eduard hatte es weiter gebracht als ich: er hatte, dort stand es schwarz auf weiß, den lieben Gott zum Kompagnon.
Beim Festmahle begegnete ich ihm (Eduard) von Angesicht zu Angesicht. Als er mich umarmte, stand das Fest in Gefahr, eine andere Wendung zu nehmen. Unser Wiedersehen schien der eigentliche Gegenstand des Festes geworden zu sein. Die unglücklichen Eltern, das hungrige Patenkind, der Pfarrer und die sprachlosen Gäste sassen verschüchtert und abwartend vor den dampfenden Tellern.
„Weißt du noch", trompetete Eduard und schritt mit großmächtigen Schritten auf und ab, „wie ich damals auf das Maul gefallen bin?"
Ich machte ihm heimlich ein Zeichen. Eduard verstand. „Ach Gott, Herr Pfarrer", trompetete er weiter, „Sie sind ja auch noch da! Na ja! Nichts für ungut! Da wollen wir uns gleich mal an die Suppe machen!"
Er setzte sich und aß wie ein Scheunendrescher. Sein unverwüstlich fröhliches Herz lachte und kollerte dazu, und jedesmal wenn Eduard lachte, begannen die drei Gänse mit den gebratenen Schenkeln zu wackeln, der Pudding fing zu zittern an, und der Wein schwappte in den Gläsern hin und her.
Nachdem drei Gänge überwunden waren und man hoffen durfte, daß sich nunmehr die Friedfertigkeit der Gesättigten im festlichen Raume ausbreite, fing Eduard, entgegen meiner Erwartung,

(Schluß auf Seite 354)

Abschied von Madrid

(Eduard Thöny)



„Wo sollen künftige rote Revolutionen ihre Köpfe hernehmen, wenn wir die unsrigen nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen?!“

Freßnix, die treue Seele (Schluß von Seite 352)
an, merklich unruhiger zu werden; er ruckte hin und her, wischte sich vielmals den Mund, trank, trank... schneuzte sich und klopfte endlich mit einem kleinen Löffelchen ans Glas.

„Mein liebes Fritzchen", begann Eduard. „Du bist eigentlich der Held des Tages. So klein! Und schon ein Held! Ein Held und Streiter! Denn soviel, wie ich davon verstehe, ist die Sache so, daß du jetzt vollwertiges Mitglied bist. Du bist sozusagen volljährig im Geiste. Dieser Tag ist also ein Eckstein in deinem Leben. Und du wirst sicher dein Leben lang daran zurückdenken, nicht nur, weil wir alle herbeigeeilt sind, um mit dir das Fest zu feiern, sondern weil das immer so ist, daß große Männer an diesem Tag mit Vorliebe hängen. Dasselbe wird zum Beispiel von dem großen Napoleon Bonaparte gesagt, als es mit ihm zum Sterben ging. Es war auf Sankt Helena. Sozusagen in der Verbannung..." Eduard wurde ganz melancholisch. „... da sagte der große Napoleon: ‚Ja, der Konfirmationstag, der war doch der schönste Tag meines Lebens!'"

Eduard beendete seine Rede in jenem tragischen Ernste, der jeden Zweifel ausschloß. Sogar der Pfarrer war überzeugt und für diese ‚Letzten Worte' gewonnen; denn er bewegte beifallsfreudig die Hände. Eduard strahlte. Fritzchen mußte ihm die Hand reichen und sich bedanken. Alsdann trank Eduard sein Glas leer, erhob sich nochmals in seiner ganzen Größe und hob die Tafel auf, indem er sagte: „Der Rest ist für die Weiber! Ich habe mir noch nie etwas aus Torte gemacht!" Und zu mir: „Kommst du mit? Heim zu mir! Ich will dir meinen neuen Wagen zeigen. Adjö, Herr Pfarrer! Sehen wir uns beim Abendessen? So, so, eingeladen, beim Spitzenwirt! Na ja! Nichts für ungut!"

Er fuhr mich in seinem funkelnagelneuen geräuschlosen, wunderbaren Wagen vor das Städtchen.

„Er ist bezahlt", sagte Eduard zufrieden, „bar bezahlt."

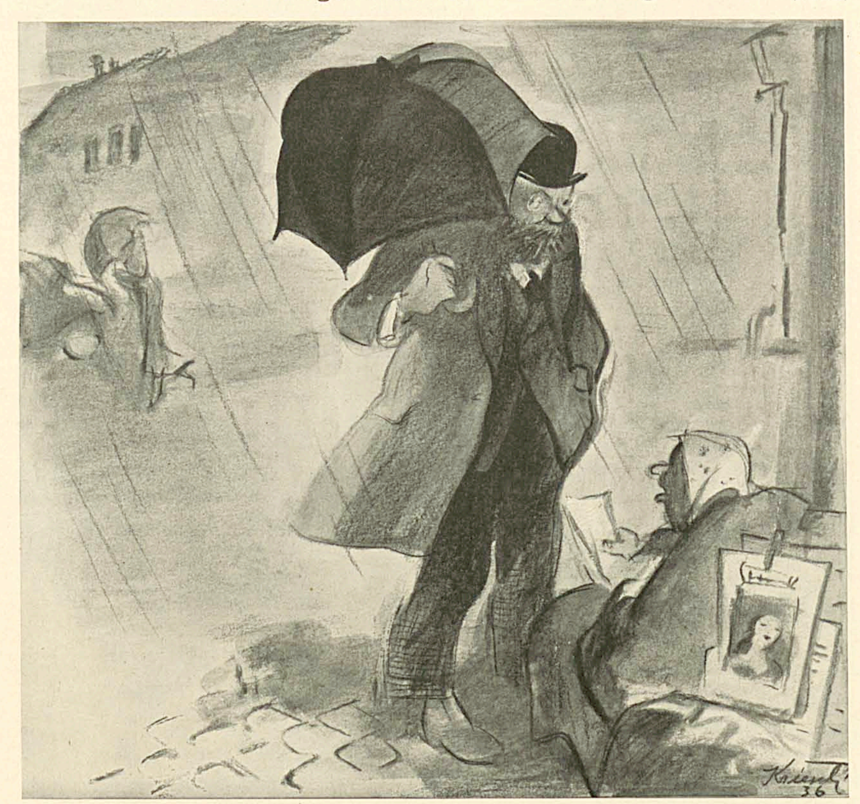
Alles durch „Freßnix", dachte ich ohne Bitterkeit. Als ich Tags darauf abreiste und das Bähnchen sich gerade in Bewegung gesetzt hatte, kam Eduard mit einer Kiste Zigarren unter dem Arm und vier Flaschen Wein in den Händen auf den Bahnsteig gestürzt, trat ums Haar den Mann an der Sperre nieder, und schrie, daß ihm die Adern am Halse schwollen.

„Haaalt!" schrie Eduard. „Pemm!" machte unser Bähnchen und stand.

„Ich habe dir noch was zum Rauchen gebracht", sagte Eduard glückselig wie ein Kind, „und was zum Trinken. Und vergiß nicht dein Versprechen! Du wirst es gut haben bei mir. So lange du willst." Und mit einer Handbewegung zum Zugführer: „So! Meinetwegen! Nichts für ungut! Jetzt kann's losgehn!"

Astrologische Niederschläge

(R. Kriesch)



„Na, Frau Wieslinger, das ist heute ein Hundewetter!" — „Koa Wunder, is halt a Mondjahr!" — „Sehr merkwürdig! Woher wissen Sie denn das?" — „Ja, dös kennt man glei': Am Sauwetter!"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. II. Vj. 36 11822. Auflage dieser Nummer 19 000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Pariser Elegien

(Paul Scheurich)



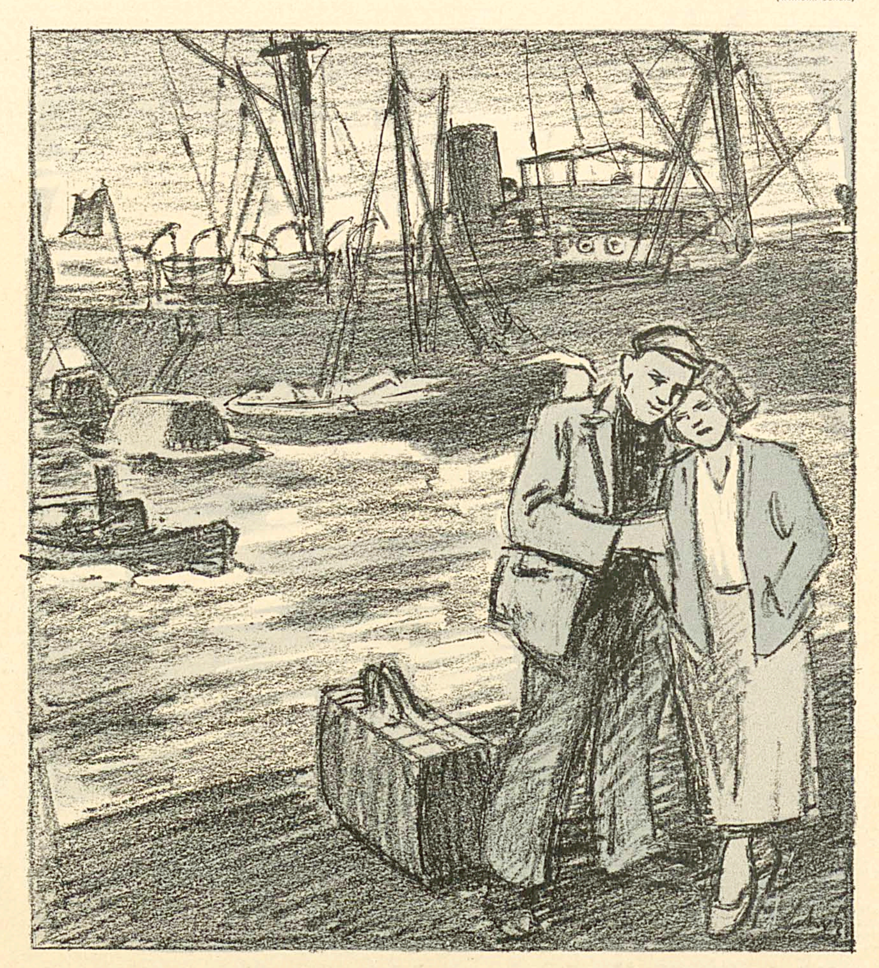
„Was, du Filou, du willst meine Rente auch um 30 Prozent kürzen?"
„Chérie, Angleichung an die Lage! Schließlich hat die Zeit dich auch beträchtlich abgewertet!"

Stammgäste

In Wien ist ein neues Café eröffnet worden. Folglich gehe ich hin, freilich erst nach Wochen. Der Kaffee ist gut, das Wasser frisch und es gibt selbstredend Zeitungen, viele Zeitungen, darunter solche aus dem Reich. Die hole ich mir.
Als ich sie säuberlich auf dem Stuhl neben mir verstaue und zu lesen anfangen will, kommt der Ober. „Entschuldigen der gnä' Herr", sagt er, „aber Sie derfen allaweil bloß ane Zeitung haben und net mehr gleichzeitig, bittschön!"
Schon will er mir die anderen Zeitungen wegnehmen. „Halt", sage ich, „da sitzen doch viele Leute, die haben mehrere Zeitungen bei sich liegen!"
„Bittschön, das sind Stammgäst'!"
„Ja, kennen Sie denn die Stammgäste alle?" frage ich und bewundere sein Gedächtnis.
„Wieso kennen?"
„Hm", sage ich, „woher wissen Sie denn, daß die alle Stammgäste sind?"
„Aber bittschön, bei mir ist jeder Stammgast von einem halben Schilling aufwärts, und jeder Stammgast kann Zeitungen hab'n, so viel er mag!" I. B.

Einmal rund um Kapstadt

(Wilhelm Schulz)



Wenn es wieder Herbst wird, Alie,
dann ist grad die wunderschönste Zeit,
rund um Afrika, das ist nicht weit,
einmal rund um Kapstadt und Port Said,
dann bin ich schon wieder da, Alie.

Bei der Hochzeit, weißt du noch, Alie?
Friedje spielte Handharmonika,
und die großen Dampfer brummten da
uns das allerschönste Gloria.
Das war wunderbar, Alie.

Bleib ich einst bei dir an Land, Alie,
unser Kind und das ist dann schon groß.
Dann ist mit der Seefahrt nichts mehr los,
und er fährt auf Zeppelinen bloß,
und das geht ja schneller dann, Alie.

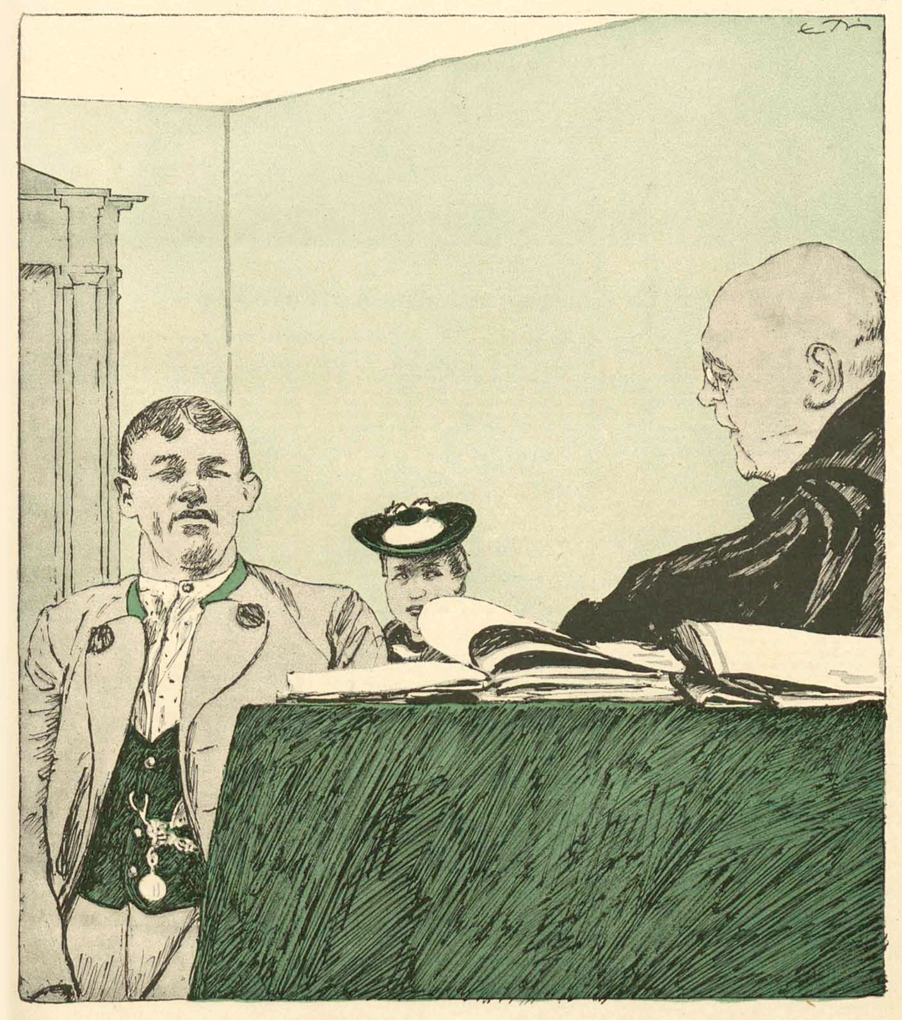
Aber ich gehör auf See, Alie,
wo ein Schiff noch auf dem Wasser fährt
und viel Schweiß und Arbeit zu gehört,
bis der Seemann manchmal wiederkehrt.
Und nun wolln wir lustig sein, Alie!

Hans Leip

ünchen, 18. Oktober 1936
l. Jahrgang / Nummer 30
40 Pfennig
SIMPLICISSIMUS
VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

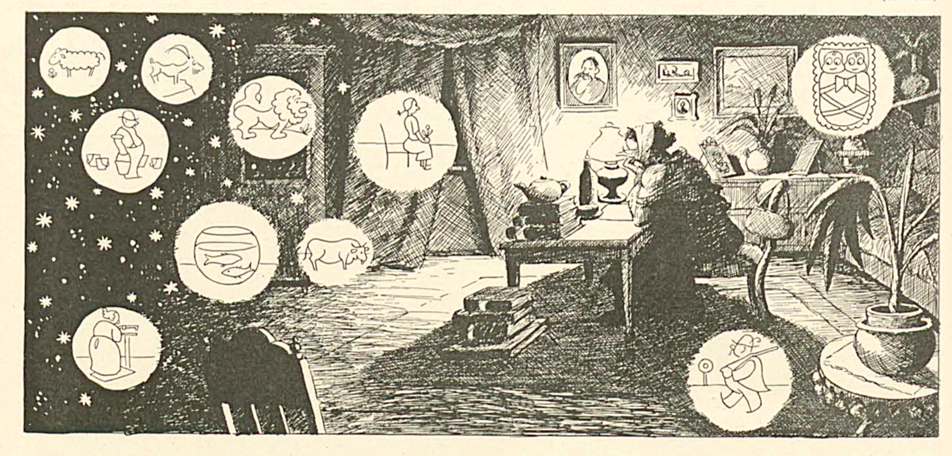
Der Leumund

(Eduard Thöny)



„Die Vorzeugen stellen der Anastasia Huber das beste Leumundszeugnis aus. Und Sie, Hinterleitner Xaver?" — „J? Ja i aa, Herr Amtsrichter." — „Die Rauferei hat aber damit angefangen, daß Sie gefensterlt haben. Hat sie es denn zugelassen?" — „Naanaa, Herr Amtsrichter, glei hot sie mir's aufg'macht!"

(O. Nückel)



Tante Emma und die Astrologie

Wenn ich von Astrologie rede, muß ich von Tante Emma sprechen, meiner Tante Emma. Tante Emma ist ein herzensguter Mensch, sie tut keinem Lebewesen außer den Motten etwas zuleide, sie hat noch niemals silberne Löffel gestohlen, und ist auch sonst mit den Gesetzen bisher nicht in Konflikt geraten. Und doch, zwischen mir und Tante Emma ist ein Zerwürfnis, zwischen mir und Tante Emma erhebt sich die Astrologie. Sie hat es nämlich mit der Astrologie und will, daß ich es auch mit ihr habe. Sie wissen ja: Astrologie, das ist die Sache mit den Sternen, und wenn man nach Stuttgart fahren will, so darf der Mars damit nichts zu tun haben, oder das Sternbild der Jungfrau oder gar die Zwillinge. Ganz genau weiß ich das nicht, aber Tante Emma weiß es genau. Sie befindet sich mit ihren Rechnungen immer einige Millionen Kilometer über der Erde. Ich weiß, Tante Emma steht damit nicht allein, da gibt es z. B. eine Firma, die hat einen Leibastrologen, wie Wallenstein seinen Seni, und immer wenn sie ein Geschäft von größerem Umfang tätigen will, fragt sie ihren Seni. Der Astrologe setzt sich dann hin, zeichnet etwas mit Kurven und Schnittpunkten und astronomischen Zahlen und sagt: „Ausgeschlossen, die Sache muß schief gehen!" oder auch: „Am nächsten Mittwoch um ½3, da ist der richtige Zeitpunkt, da ist Jupiter in Konjunktur mit etwas anderem." Dann greifen die Herren von der Firma mitten in die Konjunktur, aber kürzlich machten sie pleite. Ich glaube, ihr Astrologe hatte die irdische Konjunktur mit der himmlischen verwechselt. Aber ich weiß das nicht genau. Tante Emma weiß es. Sie sagt immer, sie sei ein Löwenmensch, meine gute Tante Emma. Kann sein, aber mit der Mähne hapert's bei ihr stark. Von manchen Menschen behauptet sie, sie seien Fischmenschen und Krebsmenschen und Waagemenschen und Zwillingsmenschen, auch bei solchen, von denen durchaus feststeht, daß sie einzeln das Licht der Welt erblickt haben. Sie sieht es ihnen an. Ich kann das nicht, wenn es mir auch manchmal gelingt, einen Esel, einen Stier und eine Jungfrau auf den ersten Blick zu erkennen. Aber Tante Emma sagt, Esel gäbe es nicht; denn die seien kein Sternbild.

Gelegentlich komme ich mit Tantchen hart aneinander, wenn ich behaupte, die ganze Astrologie könne mir den Buckel entlang rutschen. Da braust sie auf: „Was, den Buckel entlang rutschen, wo doch Jahrtausende an sie geglaubt haben und auch die alten Babylonier im fruchtbaren Mesopotamien, die schon Gesetzbücher gehabt haben, und Briefe orthographisch auf Tontafeln schrieben!"

Ich wage dann ganz schüchtern einzuwerfen, daß sich die Sonne ja auch jahrtausendelang um die Erde gedreht habe und kürzlich laut Wissenschaft doch von der Erde umtanzt werde. Ewige Wahrheiten ändern sich eben eines Tages. „So", sagte dann meine leibliche Tante, „du willst also den Zusammenhang der Dinge, den Satz von der Kausalität leugnen, das hätte ich nicht von dir gedacht."

„Aber Tanti", flüstere ich, „ich kann nicht einsehen, warum der Eintritt des Planeten Venus in die Zwillinge so katastrophale Einwirkungen auf das Eintreffen meines Geldbriefträgers haben soll..."

„Bitte, zieh' diese Dinge nicht ins Lächerliche, wir sind eben nicht so weit, bis ins kleinste die Zusammenhänge aufzuzeigen und die geheimen Fäden zwischen Venus und Geldbriefträgern klar ans Licht zu stellen."

Schön, dann warte ich eben noch einige tausend Jahre, bis Tante Emma so weit mit der Forschung ist.

Ich will die Büchse nicht zu früh ins Korn werfen, die Trambahn ist auch nicht auf Anhieb erfunden worden, sondern zuerst hat man — nach Tantchen — Bernsteinstücke gerieben und damit Hollundermarkkügelchen angezogen. Tantchen soll mich nicht enterben, ich will auch ganz bestimmt hoffen, daß man mit ihren Hollundermarkkügelchen einmal trambahnfahren kann, aber am Mars und an der Venus kann man halt nicht reiben, und deshalb bin ich so skeptisch.

Tante Emma hat auch einen Kreis von Gleichgesinnten — nicht zu verwechseln mit Tierkreis — der kommt bei ihr zusammen. Meist sind es nette ältere Damen, die eine Sehnsucht nach Höherem haben. Dann kreisen bei ihnen Kaffeekannen und Planeten; sie reichen sich Kuchen zu und Schicksale und schlucken beides mit Appetit, lassen's sich sozusagen auf der Zunge zergehen, besonders die Schicksale. Sie sind nicht kleinlich, sie stellen das Horoskop ihren Enkeln, fremdesten Souveränen und Staatswesen. Sie wissen, wie es mit Palästina werden wird und mit dem kleinen Franz, der die Masern hat, während Palästina schwerer erkrankt ist. Es wird kriegerische Verwicklungen geben und irgendwann auch Katastrophen. Daran ist natürlich der Saturn schuld. Mein Gott, an was ist dieses Scheusal von einem Planeten nicht alles schuld: an den chinesischen Wirren, an Lieschens Blutarmut und an der Frankenabwertung, bloß weil er bei der Geburt Chinas und Lieschens und des Frankens in einem falschen „Hause" stand. Hätte dieser Saturn sich nicht mit dem Wassermann herumgetrieben, wäre alles anders gekommen. Das hätte man eben vorher sich überlegen sollen und das neue China, das kleine Lieschen und das französische Kleingeld zu einer anderen Stunde aus der Taufe heben müssen. Aber niemand hat Tante Emma seinerzeit gefragt, als man die einleitenden Schritte tat.

Das meiste sieht Tante Emma in den Büchern nach, in denen wie in einem Kursbuch viele Zahlen untereinander gedruckt sind. Darin steht genau geschrieben, um wieviel Uhr der Jupiter abfährt. Wenn er aber Verspätung hat, weil er auf den Anschluß der Venus warten muß, dann gerät alles in Unordnung und Onkel Eduard verliert an der Börse, obwohl es für ihn ein fabelhaft günstiger Moment zum Abschluß von Geschäften, Antritt von Reisen, Eheschließungen und Wohnungswechseln gewesen wäre. Bestimmte Personen aber mußten sich vom Eingehen von Freundschaften, Verkauf von Rindvieh und Graben von Brunnen und Bergwerken hüten.

Ich hab's gleich gesagt, Onkel Eduard hätte lieber einen Brunnen graben sollen, als Aktien von Merbitz und Söhnen bestens zu verkaufen. Der Mond hatte nämlich störend eingegriffen auf Merbitz und seine Söhne, und außerdem will und will Onkel Eduard keinen Brunnen graben, sondern benutzt immer nur die Wasserleitung, obwohl er nach den Gestirnen für Erdarbeiten geradezu prädestiniert ist.

Auf Tantchens Drängen habe ich mir endlich doch mein Horoskop stellen lassen. Es war sehr verwikkelt, mit vielen Linien, Elypsen und Kreisen. Ich habe es mir nicht genau angesehen. Eines Tages brachte ich es meiner guten Tante. Sie hat es lange betrachtet, den Kopf geschüttelt und gemeint, es sei ein älteres System. Aber soviel konnte sie doch erkennen, daß der Bösewicht Saturn bei mir eine große Rolle spiele und ich müsse mich vor unnützen Geldausgaben hüten. Dabei wies sie auf eine Stelle des Blattes, wo die Linien heillos durcheinander gingen.

Die Sache hat sich später doch noch günstig gestaltet; denn ich hatte mein Horoskop mit einem alten Schnittmusterbogen für Kindernachtanzüge verwechselt, und wo Tante Emma den gefährlichen Saturn mit den unnützen Geldausgaben feststellte, da waren es nur die Hosenlätzchen für die kleinen Lieblinge. Foitzick.

Der Brunnen

Von Hasse Zetterström

Meine Frau hatte eine Wasserkaraffe in den Brunnen fallen lassen, der zu unserer Wohnung gehört. Die Karaffe war untergegangen, und meine Frau kam und sagte:

„Ich habe die Karaffe in den Brunnen fallen lassen! Ich bin ganz unglücklich."

Ich wurde gleich sehr böse; denn die Karaffe hatte fünfzig Öre gekostet, und ein Mann soll immer auf Ordnung halten.

„Hast du je gesehen, daß ich eine Karaffe habe fallen lassen? Oder etwas anderes??? Nein!!! Ich verliere nie etwas! Aber jetzt gehe ich und hole die Karaffe wieder heraus."

Ich ging nach dem Brunnen. Ich nahm eine lange Stange und steckte sie in den Brunnen. Die erreichte den Boden nicht. Ich holte noch eine Stange und band sie an die andere Stange.

Ich rührte in dem Brunnen herum, bis das Wasser ein dicker Lehmbrei geworden war. Dann ging ich auf die Veranda und ruhte mich aus.

Da kam das Mädchen des Majors, der nebenan wohnt, an den Brunnen:

„Warum sieht denn das Wasser wie Lehmbrei aus?" sagte das Mädchen des Majors, der nebenan wohnt.

„Weil meine Frau eine Karaffe hat in den Brunnen fallen lassen", erwiderte ich.

Das Mädchen des Majors rannte nach Hause und schrie den Major an:

„Jetzt haben sie Karaffen in den Brunnen geschmissen, so daß das Wasser wie Lehmbrei aussieht!"

Der Major ging auf den Hof hinaus und schrie seine ganze Familie an:

„Niemand darf Wasser aus dem Brunnen trinken! Die Frau von dem Zeitungsschreiber hat das Wasser vergiftet!"

Da zog ich meinen weißen Anzug an, nahm einen Eimer in die Hand und schöpfte das ganze Wasser aus dem Brunnen. Der Brunnen war 10 Meter tief und faßte 200 Eimer.

Ich goß das ganze Wasser über das Erdbeerbeet das Majors und stahl dann eine Leiter aus einem gegenüberliegenden Schuppen.

Ich kletterte dann in den Brunnen und holte die Karaffe heraus. Ich holte auch ein Beil, zwei Strumpfbänder, einen Fuchsschwanz, einen Kuhschwanz, eine Haarflechte, ein Korsett und eine Mundharmonika heraus. Ich legte alles in den Eimer und ging auf die Veranda, um mich auszuruhen.

Nach einer Weile kam das Mädchen des Majors, der nebenan wohnt, nach dem Brunnen. Sie warf einen Eimer in den Brunnen und zog den Eimer herauf. Er war leer.

„Ach du mein Gott und Schöpfer", sagte das Mädchen des Majors, der nebenan wohnt, „warum ist denn kein Wasser in dem Brunnen??!!"

„Weil ich die Karaffe, die meine Frau hat fallen lassen, heraufgeholt habe", rief ich.

Da rannte das Mädchen des Majors nach Hause und schrie den Major an:

„Jetzt haben sie die Karaffe herausgeholt, so daß das Wasser alle ist, und nun steht man da!"

Da ging der Major auf den Hof hinaus und schrie seiner ganzen Familie zu:

„Nun kann keiner mehr Wasser aus dem Brunnen holen; denn der Zeitungsschreiber hat das ganze Wasser ausgeschöpft!"

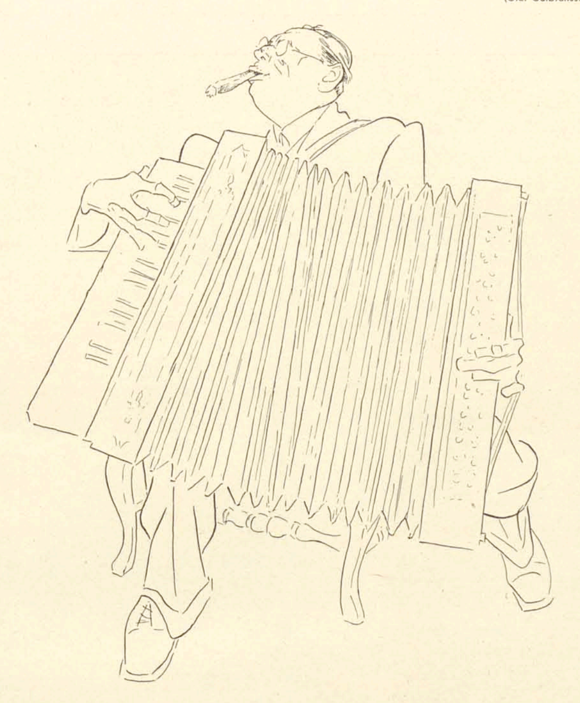
Worauf der Major bei der Wege- und Wasserbauverwaltung, bei der Ortspolizei und bei dem Landrat des Kreises anklingelte.

Wir haben aber immer noch kein Wasser in dem Brunnen.

Ich selber nehme die Sache ziemlich ruhig hin, denn ich trinke Selterwasser, das ja sehr wohlschmeckend ist, besonders, da man es nicht gut ungemischt trinken kann.

(Aus dem Schwedischen von M. Müller-Assindia)

(Olaf Gulbransson)



Die Ziehharmonika

von Ratatöskr

Horch auf, o Mensch, wie das so seltsam tönt,
wie's schmetternd jubelt und aus Tiefen stöhnt.
Was ist's im Grunde, das da lockt und ruft?
— Ein Sack voll Luft!

Ein Sack voll Luft, dem eines Meisters Hand
die Seele, die drin schlummerte, entband.
Nun ist sie frei und singt ohn' Unterlaß
ihr Glück, ihr Leid, ihr Sehnen, ihren Spaß.

Ein Luftsack ist auch deine Menschenbrust.
Der alte Goethe hat das schon gewußt:
„Du danke Gott, wenn er dich preßt,
und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt!"

Wenn der Herbst kommt . . .

(M. Dudovich)



„So ein Tag erinnert mich immer an Ferdinand! Das Feuer ausgebrannt und nicht mal mehr so viel Glut, daß man sich wenigstens die Hände dran wärmen kann!"

Die Seeschlange

von W. W. Jacobs

„Wenn Sie mich nich gefragt hätten", sagte der Nachtwächter, „denn hätte ich die Luke dichtgelassen; aber wenn Sie mich so batz fragen, denn muß ich Ihnen wohl sagen, was ich damit erlebt habe. Sie sind der erste Mensch, der es fertigbringt, daß ich den Eid breche. Das war



nämlich so 'ne dolle Sache war das, daß die ganze Kruh sich damals Stillschweigen zugeschworen hat, weil wir keine Lust hatten, uns von den Landratten auslachen zu lassen.

Na, also es war im Jahre 1884, an Bord des ‚George Washington', zwischen Liverpool und New York. In den ersten acht Tagen war nix Besonderes los, aber am neunten, da kam es denn ja. Ich stand grade mit dem Steuermann achtern und zog das Logg ein, da hörten wir von oben ein Gebrüll, und einer von der Mannschaft, den wir den Stottersam nannten, kam runtergesaust, als wenn er rein unklug wäre, und die Augen waren ihm beinahe schon ganz raus aus dem Kopfe.

‚D — d— — die Sssssssssseeschschschsch — —!' sagte er.

‚Die was?' fragte der Steuermann.

‚D — d — die Sssssssssseeschschschsch — —!' sagte Sam.

Der Steuermann nahm sein Taschentuch raus und wischte sich das Gesicht ab.

‚Nu hör mal zu, Sam, mein Junge', sagte er. ‚Stell mal deine Wasserleitung ab, bis daß du wieder hinter der Puste bist. Wenn man mit dir redet, denn is das, als ob man 'ne Sodaflasche aufmacht. Na, was is nu also los?'

‚D — d — die Ssseesch — sch — schl — schlange', sagte Sam mit einem Ruck.

‚Muß 'ne ziemlich lange Schlange sein, nach deinem Bericht zu urteilen', sagte der Steuermann und grinste.

‚Was ist los?' fragte der Alte, der grade dazukam.

‚Der Mann da hat die Seeschlange gesehn, Käpt'n', sagte der Steuermann. ‚Weiter ist nix los.'

‚Ha — ha — hab ich', sagte Sam, und es klang so ähnlich wie'n Schluchzen.

‚Na, da kann man ja nu im Augenblick nich viel dran machen', sagte der Alte. ‚Das Beste is wohl, du gibst ihr erst mal 'ne Scheibe Brot.'

an Deck und saust nach unten wie unklug. Der andere war hastenichgesehn hinterher, und der Zweite Steuermann packte das losgelassene Ruder und schrie dem Alten was zu, was wir nich verstanden.

‚Was zum Deubel habt ihr denn eigentlich?' brüllte der Alte.

Der Steuermann zeigte nach Steuerbord, aber indem daß seine Hand so bibberte, daß er bald auf den Himmel und bald auf den Meeresgrund zeigte, wurden wir davon ja auch nich viel klüger. Auch als er mit der Hand wieder klaren Kurs hatte, sahen wir noch nix: Ganz plötzlich aber tauchte ungefähr zwei Meilen entfernt, so was Ähnliches wie'n Telegraphenpfahl aus'm Wasser auf, vielleicht zwei Sekunden lang, und denn duckte es sich wieder und hielt grade auf das Schiff zu.

Sam war der erste, der was sagte, und diesmal verlor er gar keine Zeit mit Stottern und Stammern. Er wollte nu erst mal runtergehn, um die Scheibe Brot zu holen, sagte er, und war weg, bevor der Alte oder der Steuermann ihn aufhalten konnte. In weniger als 'ner halben Minute waren bloß noch die drei Offiziere und ich an Deck. Der Zweite Steuermann hielt das Ruder, der Alte hielt den Atem an, und der Erste Steuermann hielt mich fest. Es war der sensatschonellste Augenblick meines Lebens.

‚Ob wir mal die Kanone auf sie abfeuern —?' fragte der Alte mit wackeliger Stimme und sah die kleine Messingkanone an, die wir zum Signalschießen hatten.

‚Da reizen wir sie bloß mit', sagte der Steuermann und schüttelte den Kopf.

‚Möchte wohl mal wissen, ob sie Menschen frißt', sagte der Alte. ‚Vielleicht holt sie sich einen von uns?'

‚Sehr viel Auswahl hat sie an Deck ja nu nich', sagte der Steuermann und sah ihn mit einem vielsagenden Blick an.

‚Das ist wahr', sagte der Alte sehr nachdenklich. ‚Ich will mal alle Mann an Deck schicken. Als Kapitän habe ich die Pflicht, das Schiff als Letzter zu verlassen, wenn es irgend geht.'

Wie er die Jungens an Deck kriegte, weiß ich heute noch nich; aber er kriegte sie. Wenn er mal richtig in Fahrt kam, war er einer von den ganz Scharfen, und er fuhrwerkte dermaßen los, daß sie wahrscheinlich dachten, schlimmer könnte die Seeschlange auch nich sein. Jedenfalls — sie kamen rauf, und da standen wir nu alle auf einem Hümpel und sahen der Seeschlange zu, wie sie näher und immer näher kam.

Sie mochte wohl ihre hundert Ellen lang sein, und sie war ja nu wohl das gräsigste Geschöpf, das Sie sich vorstellen können. Wenn Sie 'ne Kreuzung aus dem dullsten Viehzeug der Welt machen würden, Gorillas und so was, denn wäre das, was da rauskäme, immer noch 'n Weihnachtsengel im Vergleich zu ihr. Sie schwamm nu erst mal neben uns her, in Höhe des Achterdecks, und ab und zu

kommen lassen. Versucht's mal mit 'nem Laib Brot.'

Der Koch ging nach unten und holte gleich 'n halbes Dutzend, und einer von den Jungens faßte sich 'n Herz und warf eins über die Reling, und bevor einer noch kuckmal sagen konnte, hatte die Schlange es schon runter und peilte nach mehr. Sie machte den Hals lang und kam ganz dicht ran, wie die Schwäne im Viktoriapark, und sie war nich eher zufrieden, als bis daß sie zehn Brote und 'n ordentlichen Happen Fleisch binnen hatte.

Der Alte sah sie an, wie sie da so längsseits schwamm und das Schiff mit ihrem Auge, das so groß wie 'n Suppenteller war, immer so zärtlich anplierte. ‚Ich glaube, wir machen sie bloß immer dreister', sagte er.

‚Vielleicht verdrückt sie sich, wenn wir uns gar nich mehr um sie kümmern', sagte der Steuermann. ‚Wir wollen mal so tun, als ob sie gar nich da wäre.'

Na, wir taten denn ja nu so, bis wir vor lauter Anstrengung das Schwitzen kriegten; aber wir taten es alle an der Backbordreling, und wir richteten es so ein, daß wir ganz kurzfristig unter Deck verschwinden konnten. Als das Biest schließlich seinen Hals über die Reling schlängelte, als ob es was suchte, gaben wir ihm noch mehr zu fressen. Wir sagten uns, wenn wir es ihm nich gäben, denn würde es sich womöglich was nehmen, und wir wollten ihm lieber nich die Auswahl überlassen. Aber wir machten es damit tatsächlich immer dreister, und noch lange nach Dunkelwerden hörten wir es hinter uns schnauben und plätschern. Wir wurden allmählich rein wunderlich davon, und schließlich schickte der Steuermann runter und ließ den Alten wecken.

‚Ich glaube nich, daß sie jemandem was zuleide tut', sagte der Alte und kuckte über die Reling. Es klang warraftig, als ob er über Seeschlangen und ihren Charakter genau Bescheid wüßte.

‚Wenn sie nu mal mit 'm Kopf rüberkommt und einen von uns holt?' fragte der Steuermann.

‚Denn macht ihr mir sofort Meldung', sagte der Alte mit fester Stimme und ging wieder zu Koje. Na, ich war denn ja froh, als es acht Glasen schlug und ich nach unten gehen konnte. Ich hoffte natürlich, daß das Vieh nich auf mich warten würde. Aber als ich wieder an Deck kam, war es warraftig noch da und spielte im Wasser — so richtig heiter; wie 'n kleines Kind, könnte man sagen. Der Alte hatte es nämlich wieder füttern lassen.

‚Es is 'n ganz herrliches Tier', sagte der Alte, ‚und nu habt ihr ja alle mit eigenen Augen die Seeschlange gesehn. Daß mir aber keiner 'n Wort davon erzählt, wenn wir an Land kommen!'

‚Warum denn nich, Käpt'n?' fragte der Zweite.

‚Weil euch das kein Mensch glaubt', sagte der Alte streng. ‚Und wenn ihr die Bibel küßt und bei allen Knochen eurer Großmutter einzeln schwört — es glaubt euch doch keiner. In den Witzblättern



Der Steuermann lachte laut los, und an der Art, wie der Alte grinste, konnte man wohl sehn, daß er sich selber sehr gefiel. Die beiden lachten immer noch so richtig herzlich, als wir mit'm mal von der Brücke her'n gräsiges Gebrüll hörten. Einer von den Jungens läßt das Ruder los, springt

machte sie das Maul auf und ließ uns 'n paar Meilen in ihren Rachen hineinsehen.

‚Sie scheint friedlich aufgelegt zu sein', flüsterte der Erste Steuermann nach 'ner Weile.

‚Vielleicht hat sie keinen Hunger', sagte der Alte. ‚Aber wir wollen sie gar nich erst in Rasche

verkohlen sie uns, und in den anständigen Blättern steht, es wären Tang oder Möwen gewesen.'

‚Denn können wir sie ja man mit nach New York nehmen', sagte der Erste ganz plötzlich.

‚Was können wir wohin mitnehmen?' fragte der Alte.

‚Indem daß wir sie jeden Tag füttern', sagte der Erste und wurde ganz aufgeregt, ‚und uns 'n paar Haihaken zurechtmachen und 'ne Rolle Drahtseil. Immer anlocken, daß sie mitkommt, und denn mit 'n Haken angeln. Vielleicht kriegen wir sie lebendig und können sie nachher für Geld zeigen. Zwanzig Schillinge pro Kopf Eintritt, mindestens. Oder wir kriegen wenigstens den Kadaver, wenn wir sie sauber harpunieren.'

‚Donner ja, wenn das ginge!', sagte der Alte und kam auch richtig in Fahrt.

‚Wir können es doch versuchen', sagte der Erste. ‚Heute morgen hätten wir sie ja schon entern können, wenn wir gewollt hätten; und wenn sie denn das Seil zerreißt, können wir sie ja immer noch mit der Kanone durch 'n Kopf schießen.'

Es klang ja mächtig romantisch, aber wenn man sah, wie zahm das Vieh war und wie anhänglich es mitschwamm, denn kam einem der Plan gar nich mehr so blödsinnig vor.

Nach 'n paar Tagen hatte überhaupt niemand mehr Angst vor ihr. Wenn man nämlich bedenkt, wie groß daß sie war, denn war sie das schüchternste Tier aus der ganzen Zohlogie — richtig ängstlich. 'ne Maus hat mehr Mut als unsere Seeschlange. Als eines Tages mal der Zweite zum reinen Schandudel die Leine vom Nebelhorn in die Hand nahm und 'n bißchen tutete, warf sie erschrocken den Kopf hoch und drehte bei und wendete und haute ab.

Daß der Alte nich überschnappte, is 'n wahres Wunder. Ganze Brote warf er über Bord und Schweinefleisch und Würste und Schiffszwieback; und als das Vieh sich schließlich wieder 'n Herz faßte und rankam, strahlte er wie 'n Kronleuchter. Und er gab Befehl, daß keiner mehr das Nebelhorn anrühren durfte, noch nich mal bei Nebel oder Kollisionsgefahr. Nich mal die Glocke durfte mehr geläutet werden — der Bootsmann sollte statt dessen den Kopf in die Back reinstecken und die Leute rausrufen.

Als das Vieh nach drei Tagen immer noch mitschwamm, zweifelte niemand mehr, daß wir es nach New York mitkriegen würden; und ich glaube, wenn Joe Cooper nich gewesen wäre, denn gäbe es schon längst keine Seeschlangenfrage mehr. Er war der häßlichste Mensch, den man sich vorstellen kann, war Joe; so was von Gesicht kann man sonst bloß in den Witzblättern sehn. Und empfindlich war er, und übelnehmerisch — da brauchte auf der Straße bloß einer stehn zu bleiben und zu pfeifen oder mit 'm Finger auf ihn zu zeigen, denn mochte er das schon nich. Mal, als ich 'n bißchen mit ihm sympathisierte, erzählte er mir, nur ein einziges Mal hätte 'ne Frau 'n nettes Wort zu ihm gesagt, und das wäre im Nebel gewesen. Damals war er so glücklich, war Joe, daß er in den Kanal reinlief, bevor er merkte, wo er mit ihr war.

Am vierten Morgen, bloß noch drei Tagereisen von Sandy Hook, war der Alte mit 'm verkehrten Bein zuerst aus'm Bett gekommen und schnappte nach jedem, der seinen Kurs kreuzte. Na, und da wollte es denn ja das Unglück, daß er nach vorn kam und Joe sah, der grade seine Phiesognomie über die Reling hielt und die Seeschlange bekuckte.

‚Was, beim Deubel, machst du denn da?', brüllte der Alte. ‚Was soll das?'

‚Was **was** soll, Käpt'n?', fragte Joe.

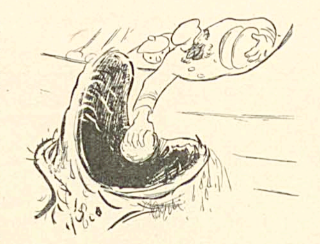
‚Daß du dein häßliches schwarzes Gesicht über die Reling hältst und mir meine Seeschlange scheu machst', donnerte der Alte. ‚Du weißt doch, wie ängstlich sie ist!'

‚Ich mach' die Seeschlange scheu?' sagte Joe und wurde ganz weiß im Gesicht und kriegte über und über das Zittern.

‚Mein Junge', sagte der Alte fuchswild, ‚wenn ich deine Visasche noch mal an der Reling seh, denn kriegst du 'n blaues Auge. Hau ab!'

Joe haute ab, und der Alte, der seine schlechte Laune so ziemlich weggeschimpft hatte, ging wieder nach achtern und machte 'n ganz freundlichen Schwatz mit dem Ersten. Ich war zu der Zeit grade unten, und deshalb hörte ich erst nach mehreren Stunden davon. Da kam nämlich einer von den Heizern zu mir und machte 'n ganz geheimnisvolles Gesicht. ‚Bill', sagte er, ‚du bist doch Joe sein Freund. Komm doch mal mit runter und sieh zu, ob du nich mit ihm klarwerden kannst.'

Ich wußte ja nich, was er meinte, und ging mit ihm runter in den Maschinenraum. Da saß Joe auf 'nem



Kübel und stierte ganz fünsch vor sich hin, und ein paar von den andern standen um ihn rum und hielten die Köpfe schief und kuckten ihn an.

‚So is er nu schon seit drei Stunden', flüsterte der Zweite Maschinist. ‚Rein wie bedußt is er.'

Joe schüttelte sich 'n bißchen. ‚Ich mach die Seeschlange scheu', sagte er. ‚Ogottogott!'

‚Weiter sagt er nu überhaupt nix mehr', sagte einer von den Heizern. ‚Es is ihm aufs Gehirn geschlagen.'

‚Wenn wir ihn bloß mal zum Weinen bringen könnten', sagte der Zweite Maschinist. Der hatte nämlich 'n Bruder, der auf Arzt studierte. ‚Das würde ihm vielleicht den Verstand retten. Aber ich weiß nicht, was auf ihn wirkt.'

‚Man müßte ihm freundlich zureden', sagte der Heizer. ‚Darf ich's mal versuchen?' Er räusperte sich erst, und dann ging er zu Joe und legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte ganz sanft und mitleidig:

‚Nimm's dir nich so zu Herzen, Joe; nimm's dir nich so zu Herzen! Unter 'ner häßlichen Visage versteckt sich oft ne gute Seele.'

Bevor daß er sich noch mehr Freundliches ausdenken konnte, hatte Joe ihm eins mit der Faust gegeben, daß ihm beinahe 'n paar Rippen kaputtgegangen wären. Und denn drehte Joe sich weg und schüttelte sich wieder 'n bißchen. Und nu sah er auch wieder so bedußt aus.

‚Joe', sagte ich und schüttelte ihn. ‚Joe!'

‚Ich mach die Seeschlange scheu', flüsterte er und glotzte ganz leer.

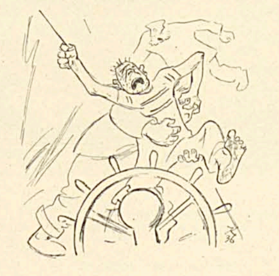
‚Joe', sagte ich, ‚Joe, kennst du mich nich? Ich bin doch dein alter Freund Bill.'

‚Richtig, Bill', sagte Joe und wurde 'n bißchen klarer.

‚Komm', sagte ich. ‚Komm, ich bring dich zu Bett, da bist du am besten aufgehoben.'

Damit faßte ich ihn beim Ärmel, und er stand ganz ruhig und gehorsam auf und ließ sich führen wie 'n kleines Kind. Ich brachte ihn in seine Koje, und nach 'ner Weile schlief er friedlich ein, und ich dachte, nu wäre das Schlimmste vorüber. Aber da täuschte ich mich. Nach drei Stunden stand er auf und schien wieder ganz vernünftig, bloß daß er herumging, als ob er über irgendwas mit aller Gewalt nachdächte, und bevor ich noch rausbatte, was es war, kriegte er 'nen Anfall.

Der Anfall dauerte zehn Minuten, und kaum war



er vorbei, da kriegte Joe auch schon 'nen neuen. Um vierundzwanzig hatte er sechs ausgewachsene Anfälle, und ich will gar nich leugnen, daß ich mich wunderte. Was für einen Spaß er dabei fand, hinzufallen und steif dazuliegen und nach uns zu treten, das konnte ich nich begreifen. Im einen Augenblick stand er noch ganz ruhig und umgänglich da, und im nächsten packte er schon den ersten besten Gegenstand und kriegte 'nen gräsigen Anfall und lag auf'm Rücken und trat nach uns, wenn wir versuchten, ihm die Fäuste aufzumachen, weil wir ihm die Hände tätscheln wollten.

Die andern sagten, es wäre ihm auf's Gehirn geschlagen, daß der Alte ihn so beleidigt hätte, aber ich ließ mich nu ja nich so leicht verkohlen, und als ich mal mit ihm allein war, sagte ich ihm das auch.

‚Joe, alter Junge', sagte ich, ‚wir sind doch immer gute Freunde gewesen.'

‚Das sind wir ja wohl', sagte er und kuckte ziemlich schief.

‚Joe', flüsterte ich, ‚was hast du auf'r Pfanne?'

‚Auf was für 'ner Pfanne?' fragte er.

‚Joe', sagte ich und sah ihn ganz scharf an, ‚es hat keinen Zweck, daß du so dumm und harmlos kuckst. Ich seh doch mit meinen eignen Augen, daß du Seife kaust.'

‚Seife —!', sagte Joe höhnisch, und es klang richtig häßlich. ‚Seife —! Wenn man dir 'n Stück zeigt, weißt du ja nich mal, was das is.'

Der Alte machte sich nich viel aus Joes Anfällen. Er sagte bloß, wir sollten aufpassen, daß die Seeschlange Joes Gesicht nich sähe, wenn er sein Dolles kriegte; und als der Erste Joe vom Wachdienst befreien wollte, sagte der Alte: ‚Nee. Ob er nu seine Anfälle im Dienst kriegt oder im Bett — das soll mir egal sein.'

Wir waren nur noch ungefähr vierundzwanzig Stunden vom Hafen entfernt, und die Seeschlange schwamm immer noch mit; und abends um sechs wurden von der Schiffsführung alle Vorbereitungen getroffen, um das zohlogische Tier am andern Morgen um acht einzufangen. Um ganz sicher zu gehn, stellte der Alte auf Deck 'ne Extrawache auf, die ihr alle halbe Stunde was zu fressen geben mußte; und als ich um zehn Uhr zu Koje ging, war die Seeschlange so nahe, daß man ihr den Kopf hätte kraulen können.

Ich war vielleicht 'ne halbe Stunde im Bett, als ich durch den gräsigsten Krach aufgeweckt wurde, den ich je gehört hab'. Das Nebelhorn heulte immerzu, und auf Deck war ein Gebrüll und Getrampel, als wäre der Deubel los. Na, wir dachten, die Seeschlange hätte sich womöglich das viele Brot zuwidergegessen und benähme sich nu schlecht. Infolgedessen steckten wir bloß die Köpfe aus dem Luk und lauschten. Der ganze Krach schien auf der Brücke zu sein, und weil da die Seeschlange nich zu sehen war, faßten wir schließlich Mut und gingen an Deck.

Na, und da sehen wir denn ja die Bescherung. Joe hatte mal wieder 'n Anfall gekriegt, während er am Ruder war, und da hatte er in seinem unbewußten Zustand die Leine vom Nebelhorn gepackt und riß an ihr, als ob es ums Leben ginge, und wenn wir ranwollten, trat er nach uns. Der Alte raste in seinem Pitschama 'rum und tobte noch schlimmer als Joe; und als der Krach am schlimmsten war, kam Joe 'n bißchen wieder hinter sich und ließ die Leine los und fragte mit schwacher Stimme, warum eigentlich das Nebelhorn immer so tutete. Ich glaube, der Alte wollte Joe umbringen, aber der Zweite hielt ihn fest. Na, und als nu alles 'n bißchen ruhiger wurde und wir über die Reling kuckten, da war von der Seeschlange natürlich nichts mehr zu sehn.

Wir blieben die ganze Nacht an Deck, aber es war alles umsonst. Als es hell wurde, sahen wir, daß die Seeschlange spurlos verschwunden war. Dem Alten geschah es ja eigentlich ganz recht, aber wir andern mußten ja alle mit drunter leiden, und es ist ein gutes Beispiel dafür, was dabei rauskommt, wenn man keine Rücksicht auf die Gefühle seiner Mitmenschen nimmt. Denn wenn der Alte meinen Freund Joe nich beleidigt hätte, denn wüßte die Wissenschaft jetzt alles über die Seeschlange, und die Zeitungsschreiber könnten sich nicht mehr über ehrliche Seeleute lustig machen."

(Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Karl Lerbs. Zeichnungen von Rudolf Kriesch.)

Der Naturschwärmer

(P. Scheurich)



„Ja, meine Gnädigste, der Herbst hat es in sich. Da zeigt die Natur ihre ganze Fülle und . . .“
„ . . . wieso? Ich hab mich noch immer für schlank gehalten!“

Himmlische Idylle / von Ricarda Huch

„Nun sind wir wieder unter uns Göttern“ –
sagte der Mond, als der Abend dunkelte
und winkte zum Reigen den Planeten,
seinen Vettern;
das Goldblech funkelte
beim festlich melodischen Schritt.

Dann reichten sie die Leier
der Erde, Scheherasade.
Und alle lauschten
ihrer glorreich wilden Ballade.
Die Nacht summte träumerisch mit.
Die Tränen rauschten . . .

Werk einer Sichel

Von Heinz Weis

Als die beiden kleinen Knaben — keiner von ihnen war schon zehn Jahre alt — an einem Nachmittag die Kiesgruben vor der Stadt durchstreiften, fanden sie nur magere Beute. Heinchen Geffert las einen Türgriff auf, Georg trug ein Stück zusammengerollten Fliegendraht unter dem Arm. Sie durchwühlten ein Schuttloch nach dem andern, stiegen über einen hohen Rain in eine andre Kiesgrube hinein und sahen plötzlich am Abhang neben rostigem Gerümpel einen leeren Kinderwagen stehen.

Dieser Kinderwagen war uralt. Er wies Spuren eines weißen Anstrichs und im Innern einige Fetzen Wachstuch auf. Das Alter und die Schicksale hatten ihm eine deutliche Schlagseite nach Steuerbord verliehen. Er federte ganz fein im Wind, und das sah aus, als ob er nickte, nickte...

Der Glanz einer großen Entdeckung überzog in diesem Augenblick die Gesichter der beiden Knaben. Sie duckten sich hinter eine Rampe rostiger Töpfe, sammelten umherliegende Flaschen und warfen sie dann in schweigender Übereinkunft nach dem Ungetüm.

Von den Flaschen getroffen, wogte der Kinderwagen hin und her, lüpfte sogar einmal die beiden Räder einer Seite, als ob er hinüberstürzen wollte... Obwohl der Wagen niemand zu gehören schien und auch weit und breit niemand zu sehen war, duckten sich die beiden nach jedem Wurfe nieder und beobachteten die Wirkungen ihrer Geschosse. „Wir müssen stürmen!", meinte endlich Heinchen, aber Georg hielt ihn zurück. „Erst kommen noch die Bomben!", und er las einige Backsteinstücke auf. Sie kamen überein, zu gleicher Zeit und auf Kommando zu werfen. Ihre ersten Würfe zerfetzten den Rand des Weidenkorbs und die zweiten warfen das Vehikel um. Es fiel nach Steuerbord, nach jener Seite, die, von Schicksalen geschwächt, schon lange überhing. Es fiel und fiel, da es an einem Abhang stand, und blieb endlich mit den Rädern nach oben liegen. „Wie eine alte Geiß!", kicherte Heinchen vor Wonne, und dann stürmten sie vor und stießen dem Ungeheuer ihre „Dolche" in den Leib.

Als sie annehmen konnten, daß der Feind erledigt sei, ließen sie von ihm ab, setzten sich auf einen Stein und besahen sich ihr Werk. „Wir müssen ihn skalpieren", meinte Heinchen. Aber der praktische Georg schlug vor, statt dessen die Räder herauszumachen, das wäre wenigstens eine Beute, ja, das lohnte sich!

Und so klopften sie vereint die Splinte aus den Achsen, zogen die Räder ab, wendeten den Korb wieder um und füllten ihn zuletzt mit Steinen. Aus einem Weidenast und einer alten Suppenkelle fertigten sie ein Kreuz und steckten es darauf. Dann verließen sie, die Räder in den Händen, den Kampfplatz.

*

Die Witwe Rössel war schon zweiundsiebzig Jahre alt und sichelte noch immer ihren Geißen das Futter. Jetzt kam sie mit einer Schürze voll harten, halbverdörrten Grases durch die Kiesgruben geschritten. In der Rechten hielt sie die Sichel, mit der Linken den Zipfel ihrer Schürze. Sie sprach vernehmlich mit sich selber. „Fünf Schürzen machen meine Chaischen voll", sprach die Witwe Rössel und blieb wie angewurzelt stehen. Vor ihren Füßen, auf dem Grunde der Kiesgrube — lag ihr malträtierter Wagen. „Jesses Maria!" stammelte sie. Alsdann verhärtete sich ihr Blick, ihre alten Augen, die die Wahl hatten, tückisch zu werden oder überzufließen, ihre alten, kahlen Augen wurden feucht, sie bewegte rasch und lautlos die Lippen und das Kinn. Sie hatte das Kreuz, den Steinhaufen und die Überreste ihres Wagens erblickt. Ihre Hand, die den Schürzenzipfel hielt, sank mutlos herab. Das mühsam gesichelte Geißenfutter rutschte zur Erde. — Da tauchten aus einem anderen Kiesloch die beiden kleinen Knaben auf, in jeder Hand ein Kinderwagenrad. Sie drehten der alten Frau den Rücken zu und schlenderten ahnungslos dahin... Wütend tat die Witwe Rössel einige unglaublich schnelle Schritte, blieb dann plötzlich wieder stehen, fuhr mit der Sichel in Richtung der Knaben durch die Luft, als ob sie grasen wollte, und schrie gellend: „Ihr Bankert!"

Die Knaben wandten sich erschrocken. „Her mit de Rädder!" schrie die Witwe Rössel weiter: „Her mit de Rädder!" und tat, die Sichel in der erhobenen Rechten, abermals einige jähe und heftige Schritte nach vorn. Die Knaben, von diesem Anblick und von der Verfolgung erschreckt, umkrampften fester ihre Beute und wandten sich zur Flucht.

Das war der Witwe Rössel zu viel: sie raffte mit der Linken die Schürze, beugte die Rechte mit der Sichel vor die welke Brust und setzte ihnen nach. Als sie den Abhang hinunter in die Kiesgrube hinein mehr rutschte als lief, stülpte sich eine leere Konservendose über die zerschlissene Spitze ihres linken Schuhs. Der zurückgebogene, zackige Dosendeckel schlappte nach unten. Als die Alte den nächsten heftigen Schritt auf ebener Erde tat, blieb sie hängen, stolperte und stürzte vornüber. Sie hatte keine ihrer beiden Hände frei, um sie schützend vorzuhalten, und so fiel sie denn auf das Gesicht. Die Sichel, die sie dabei an sich drückte — die Sichel, das hilfreiche Werkzeug ihres Lebens — die Sichel, die sie Jahr für Jahr selbst schmalgewetzt und dünngeschliffen, drang bei diesem Sturz mit ihrer Spitze ein. Wer die Sichel kennt, weiß, daß sie dort am schärfsten ist. Zwischen zwei Rippen fuhr der gewetzte Stahl hindurch...

Mit einem Ruck warf sich die alte Frau herum, so daß sie auf den Rücken zu liegen kam, riß mit entsetzter, heftiger Gebärde die Sichel aus der Brust und — legte sie neben sich. Ihre Augen sperrten schreckensweit. Der blaue Himmel stand darin. Gesicht und Kleider waren sandbedeckt. Mit der Rechten, als wollte sie sich reinigen, fuhr sie einige müde Male die Brust auf und ab, die Linke umkrampfte noch immer den Zipfel der Schürze. Nach einer kleinen Weile jedoch schien die Witwe Rössel trotz ihrer sperrweit wachen Augen einschlafen zu wollen. Nun war es nur noch ein mattes Streicheln an der Brust, bis endlich die Hand ganz stille stand — vor Müdigkeit, und weil die Arbeit ihres Lebens getan war...

2837 3

Blinder Alarm

(R. Kriesch)



„Wat, zu Neujahr wolln Se gratulieren? Jetzt im Oktober und nachts um drei?"

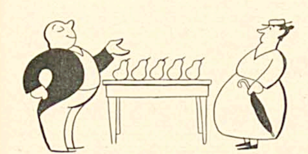
Stimme von oben

Während meines Aufenthaltes in Lübeck lernte ich dort auch einen Pastor namens Petersen kennen, der in vieler Beziehung ein Original war. Im Grunde war er ein altes Kind in seiner strengen Gläubigkeit. Den Dingen der Welt völlig abgewandt, zumeist in seiner Studierstube eingekapselt, ging er ganz in seinem Berufe auf und war felsenfest davon überzeugt, der liebe Gott werde sich ihm vor seinem Abscheiden irgendwie persönlich offenbaren.
Nun bedurfte die Stirnseite des Pfarrhauses dringend der Erneuerung. Dem Herrn Pastor konnte man mit so etwas Weltlichem nicht kommen. Darum nahm die resolute Frau Pastorin die Sache in die Hand. Sie bestellte die Handwerksleute, ein Gerüst wurde angebracht und alle sonstigen Vorbereitungen wurden getroffen. Der Herr Pastor merkte von alledem nichts, auch nicht die Verdunkelung seiner Studierstube. Er las, schrieb und meditierte wie sonst.
Eines Morgens rief nun ein Maurer vom oberen Gerüst einem untenstehenden Handlanger zu, der auch zufällig Petersen hieß: „Petersen! Petersen! Bring mir ook 'n Tau ruf!"
Der Herr Pastor hatte den ganzen Satz nicht vernommen. Schon beim ersten Rufe des Namens war er erregt aufgestanden. Da war ja die Stimme von oben! Da war die sehnlich erwartete Offenbarung!
Und verzückt kniete Pastor Petersen nieder, kreuzte die Arme über der Brust, neigte demütig das Haupt und sprach: „Rede, Herr! Dein Knecht höret."

Zu den Amtsobliegenheiten Pastor Petersens gehörte es auch, den Studierenden des Lehrerseminars Religionsunterricht zu erteilen. Bei der weiten Entfernung zwischen Pfarrhof und Seminargebäude hatte man mit Rücksicht auf das Alter des Geistlichen die Vereinbarung getroffen, daß die Seminaristen die Religionsstunden im Pastorat erhielten. Aber auch bei schneller Gangart brauchten die jungen Leute für den Weg hin und zurück je zehn Minuten. Man einigte sich also dahin, daß die der Religionsstunde vorausgehende Unterrichtsstunde fünf Minuten früher geschlossen, die ihr nachfolgende fünf Minuten später begonnen werde. Aber auch Petersen sollte von seiner Stunde am Anfang und am Ende je fünf Minuten opfern. Als die Seminaristen ihm diesen begründeten Wunsch vortrugen, da rief er schmerzlich aus: „Aber, meine Herren, Sie kürzen mich ja vorn und hinten!"

Lieber Simplicissimus

(Zeichnungen von O. Nückel)



Gutsbesitzer L. in N., ein tüchtiger Landwirt und Obstzüchter, hat eine neue Birne gezüchtet. Er benennt sie nach seiner Frau. Eines Tages schickt er mir die letzte Nummer der Obstzüchterzeitung. Sofort fällt mir im Anzeigenteil die groß aufgemachte Empfehlung dieser neuen Birne auf:

Neu! Aus meiner Edelzucht! Neu!
Olga L., dickbauchig und feinhäutig.
Gutsbesitzer L. in N.

*

Welche junge Mutter wäre nicht hoch erfreut, wenn man das Lob ihres Sprößlings singt!

„Dunnerwettstock noch eens", sagte die alte Frau Grothe, Mutter unseres Dorfgastwirts und selber schon vielfach Großmama, zu meiner Frau: „Ihr Kleener is ja all een oddentlich handlicher Bursche!"

„Ja", entgegnete meine Frau stolz, „ich nähre ihn auch selber!"

„Na, denn ook!" meinte Mutter Grothe. „Ick hewwe mine ook alle selber jenährt — jedet een janzet Johr lang. Wat is aber ook ut die Würmers jewodden! Seihn Se sick blot minen Ältsten an, den Krüjer — twee unn een'n halben Zentner hett der jetzt uff'n Puckel!"

Der Herr Pfarrer hatte in seinem Garten drei neue Birnbäume angepflanzt, die aber trotz aller Liebe und Sorgfalt nicht recht gedeihen wollten. Schließlich ließ er den Nachbar Christian zu sich bitten, der zwar nicht sehr fromm war, aber von den Bäumen etwas verstand. Ihm klagte er sein Leid. Da er außerdem den Christian gerne auf bessere Bahnen gebracht hätte, ließ er auch allerlei erbauliche Worte einfließen vom Segen des Herrn, der über das Wachsen und Gedeihen der Natur sich breite, wenn man ihn gläubigen Herzens erbitte. Der Christian nickte dazu, besah sich die drei kranken Bäume, betastete die Rinde und untersuchte den Boden. „Herr Pfarrer", meinte er dann und kratzte sich hinter der Mütze, „wenn i ebbes sage dürft: do hilft's Betta nix meh, do g'hört Mischt naa!"

Sprachlos vernahm's der Pfarrer.



Kruschkes haben seit kurzem ein neues Mädchen. Neulich klingele ich abends um 9 Uhr in einer dringenden Angelegenheit bei Kruschkes an.

Nach einer ganzen Weile meldet sich das Mädchen. Hastig sagt sie: „Hier bei Kruschke und Herr und Frau Kruschke sind weggegangen und Sie möchten ein andermal anrufen."

„Augenblick, liebes Fräulein", rufe ich, „seien Sie doch, bitte, so gut und schreiben Sie einen Zettel für Herrn Kruschke, er möchte sofort . . ."

„Huch!" kreischt da das Mädchen entsetzt auf. „Ist dort ein Herr? Ich kann doch jetzt nicht mit einem Herrn telefonieren! Ich bin doch schon im Nachthemd!"

Und legt den Hörer auf die Gabel.

*

Die Kunst, folgerichtig zu denken, muß frühzeitig geübt werden. Jedenfalls ist die Schule dieser Meinung. Sprachlehre aber ist besonders geeignet zur Entwicklung der jugendlichen Logik. Kürzlich sollten nun Schüler durch Anhängen von Endsilben Wörter bilden.

„Zum Beispiel", sagt der Lehrer, „Bild — Bildnis oder Gleich — Gleichnis, verstanden?"

„Jawohl! Hintern — Hinternis", ruft da der kleine Xaverl.

*

Ich sitze in der einzigen Rasierstube meines Dorfes und warte geduldig auf den Augenblick, in dem der gewichtige Fleischermeister, der vor mir an der Reihe ist, geschabt zu werden, sich erhebt. Auch seinem Söhnchen, das er mitgebracht hat, scheint die fast feierliche Handlung allmählich zu lange zu dauern. Zuguterletzt bringt der Barbier dem Dicken einen Schnitt am Hals bei und bemüht sich nun emsig, mit dem Alaunstift das stark hervorquellende Blut zu stillen. Da wird es dem Kleinen denn doch zu bunt und ebenso neugierig wie eindringlich fragt er: „Vadder, wos schreibt dir denn der Mann noch an dein' Hals?"

Lieber Simplicissimus

Als nach dem großen Kriege für Frauen und Mädchen die Mode der kurzen Röcke aufkam, schieden sich die Leute in drei Lager. Die eine Gruppe fand Gefallen an der Neuerung und machte auch kein Hehl daraus, die andere schäumte über von sittlicher Entrüstung, die dritte endlich setzte sich aus denen zusammen, die die Sache an sich ganz nett und harmlos fanden, sich aber von Amts und Berufs wegen wenigstens nach außen hin entrüsten mußten. Damals wurde im Allgäu eine Bezirkslehrerversammlung abgehalten. Die Rock-Frage kam natürlich auch zur Sprache. Mehrere Redner hatten schon gegen die neue Mode gesprochen. Als dann aber auch noch der Bezirksschulrat sich über die Verderbtheit der heutigen Weiblichkeit ereiferte, da konnte sich eine junge Turnlehrerin, ein fesches Sportmädel, nicht mehr halten und rief in die erstarrende Versammlung hinein:

„Send doch froh! Da brauchet ihr no nimme so weit naufz'denke!"

*

Im Jagdhause war einmal die hübsche junge Nichte des Jagdherrn, eine Stadthannoveranerin, zu Gast. Er nahm sie mit auf Pirsch und Ansitz in seinem Bergwaldrevier. Als sie in das Jagdhaus zurückgekehrt waren, meinte er:

„Daß unser Stadtmädel mir in der Dunkelheit auf den schwierigen Wegen so gut hat folgen können, ist wirklich überraschend."

„Aber Onkelchen!", antwortete sie, „du hast ja so 'nen nüdlichen Rückstrahler!"

Und streichelte sein kahles, schimmerndes Hinterhaupt.

*

Ein dem Frauenstudium nicht sehr geneigter Professor begann, nachdem sich bei ihm auch Studentinnen eingefunden hatten, seine Vorlesung im Wintersemester mit den Worten: „Meine Herren und Damen! Ich sage nicht, meine Damen und Herren, weil die Damen nur in der Minderzahl sind. Früher habe ich nur zu sagen brauchen: Meine Herren! — Das war eine sehr schöne Zeit."

*

Die Revisoren bei Großbanken haben es nicht immer leicht, ihren Tätigkeitsberichten den genügenden Umfang zu geben, und so empfahl ein Revisor vor kurzem folgendes: Die Rechnungen für Klosettpapier sind in Zukunft nicht mehr über Konto „Büromaterial", sondern über Konto „Reinigung" zu verbuchen.

*

Inge besucht mit ihrer Mutti zum ersten Male den Zoologischen Garten. Beim Anblick der vielen unbekannten Tiere ist Inge ganz benommen, und ihr kleines Plappermündchen bleibt stumm. Plötzlich taut sie auf und ruft: „Mutti, hier sind auch richtige Tiere!" Und leuchtenden Auges betrachtet sie eine Schar Hühner.

*

In der Anfängerklasse öffnet sich die Tür und lächelnd tritt der Schulrat ein. Staunend betrachten die Kleinen den fremden Mann. Dann hebt ein kleines Mädchen den Zeigefinger. Der Lehrer sieht es mit Unbehagen; denn das Mädchen ist seine eigene Tochter.

„Nun", sagt der Schulrat gütig, „was willst du sagen?"

„Ich weiß, wer du bist! Mein Vater hat gar keine Angst vor dir!" kräht die Kleine ins Schulzimmer.

*

Als ich auf einem Pirschgang einen Weg kreuzen mußte, kamen zwei Frauen, offensichtlich Kurgäste, daher. Ich grüßte und wollte weitergehen, als die eine meinte: „Ach, Herr Förster (Kleider machen Leute!), könnten Sie uns wohl sagen, wo hier die Vogelschau ist?" —

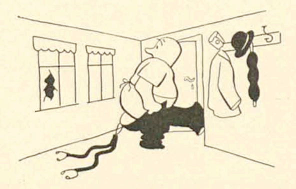
„Vogelschau?" fragte ich.

„Ja", sagte die Sprecherin, „Vogelschau! Es soll hier von der Vogelschau aus so 'n wunderschönen Blick auf das Herzberger Schloß geben und da möchten wir gern hin!"

— ! ? ! —

*

Unlängst, Anfang Oktober, komme ich zufällig in eine kleine Siedlung am Stadtrand, die vor zehn Jahren recht kunstlos errichtet worden war. Verwittert sind die Häuschen und so winzig, daß die Möbelwagen fast größer sind, die der Umzugszeit halber an den Straßen stehn. Nachdenklich schlendre ich dahin, als es klirrt. Richtig, im Hause

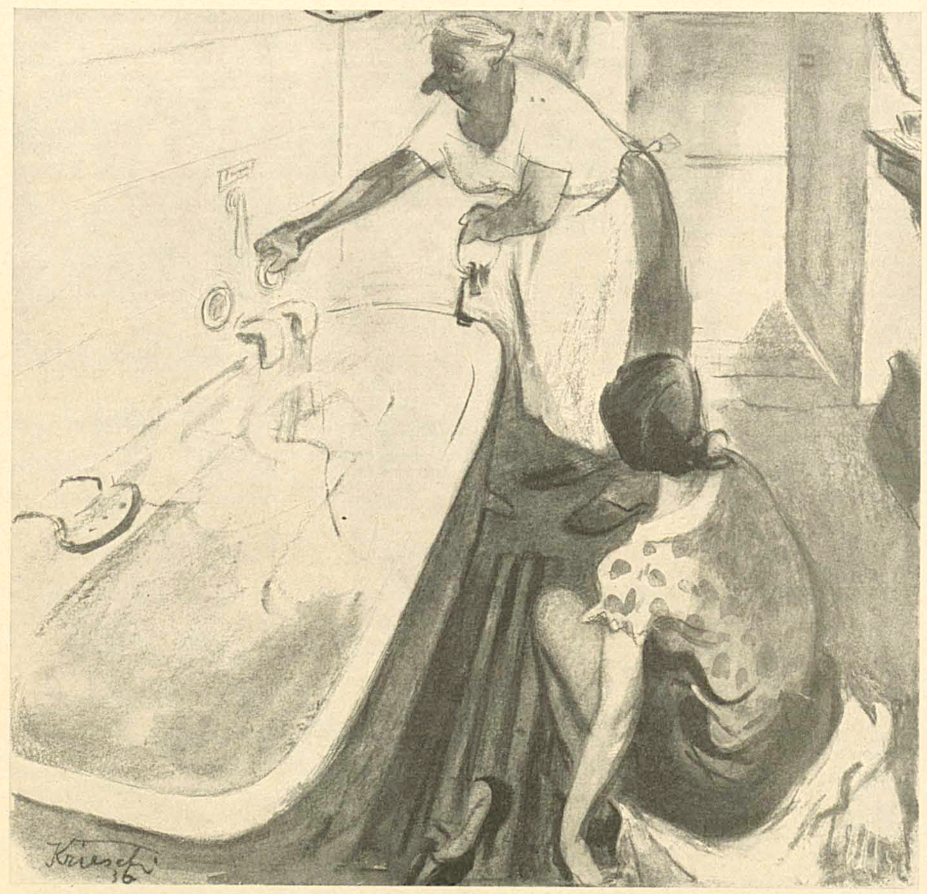


vor mir ist die Fensterscheibe zerbrochen. Durch das Loch aber dröhnt ein Männerbaß:

„Justav, wie oft hab' ich dich nu aber schon jesagt, du sollst det Fenster uffmachen, wenn du dich das Jakett anziehst!"

Kühle Mädchen

(R. Kriesch)



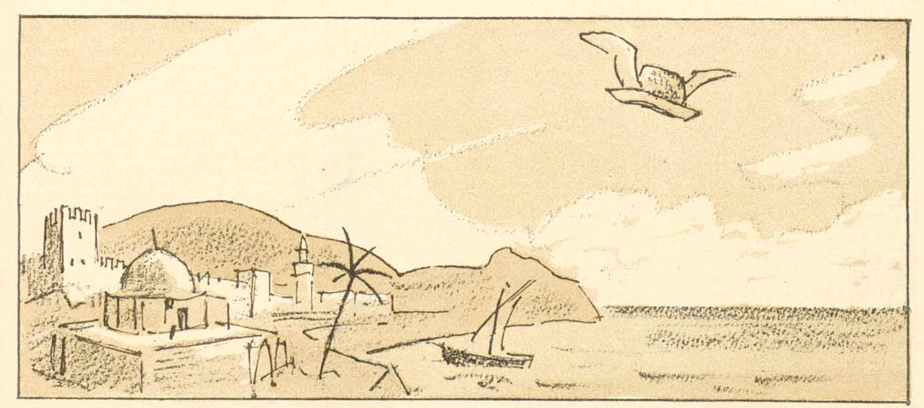
„Was, das Wasser ist Ihnen noch net heiß genug? Ich weiß net, zu meiner Zeit haben die Madeln viel mehr innere Hitzen g'habt!" — „Kunststück, die waren auch wie 'ne Kochkiste angezogen!"

Zweikampf mit Geschenken

Zwei Jagdnachbarn, die sich so vergrämt gegenüberstanden, daß sie kein Wort miteinander sprachen, suchten sich gegenseitig zu treffen und auf ihre waidmännischen Schwächen und Sünden aufmerksam zu machen, indem sie sich mit durch die Post zugestellten Büchern, deren Inhalt oder Titel Anspielungen auf jene Schwächen und Sünden enthalten sollten, bombardierten. Die Widmungen lauteten jeweils immer: „Herrn — — zur Beachtung" oder „Herrn — — zur Warnung". So erhielt der eine das Buch „Kein Heger, kein Jäger", woraufhin er dem andern das Werk „Die Hege" übersandte. Der eine suchte den andern mit dem „Geschenk" zu übertrumpfen, aber bisher hatten die anzüglichen Gaben sich ungefähr die Waage gehalten. Auf das Buch „Schach dem Wilddieb" erhielt der Spender vom Gegner das Werk „Wilddiebereien und ihre Bekämpfung". Als der eine einsah, daß der andere die Hiebe abzuwehren wußte, glaubte er, den Gegner durch die Übersendung von „Knigges Umgang mit Menschen" in einer kaum abzuwehrenden Weise zu treffen, aber die Antwort war nicht von Pappe; denn der Nachbar sandte ein Werk über Säuglingspflege. Schließlich hatten sie die Nase voll und wollten Schluß machen, aber jeder wollte den letzten Trumpf haben. So verfiel denn jeder auf das berühmte Werk von Goethe, das schon manche Streitigkeit auf kurzbündige Art beendet, manche aber auch vor den Richter gezogen hat: sie beschenkten sich gegenseitig mit „Götz von Berlichingen" und jeder lachte sich, bevor die nächste Post eingetroffen war, im stolzen Bewußtsein der tödlichen Niederlage des Gegners ins Fäustchen. Da brachte die Post gleichzeitig jedem die gleiche Schlußabrechnung und keiner war zunächst froh, bis der eine sich überzeugte, daß die ihm zugesandte Gabe ihrer Bedeutung (in diesem Zusammenhange!) beraubt war und er sich nicht getroffen zu fühlen brauchte. Er hatte eine Schulausgabe bekommen, in der die bewußte Einladung gestrichen war. H.

Mittelmeer-Probleme

(Wilhelm Schulz)

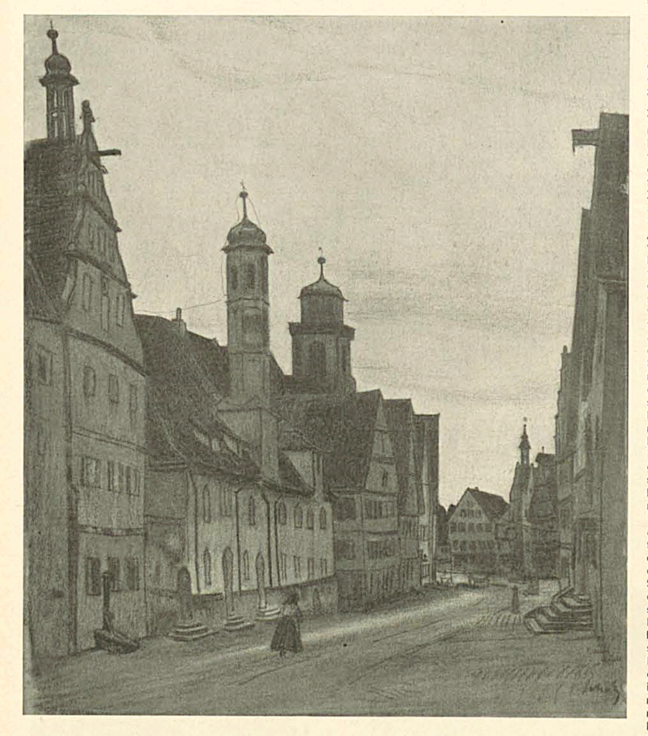


In Famagusta auf Zypern lebte bekanntlich vor vielen hundert Jahren Fortunatus, der jenen unerschöpflichen Geldseckel und jenes Wunschhütlein besaß, mit dem er ungesehen fliegen konnte, wohin er wollte.

Wir empfehlen den derzeitigen Machthabern der Insel, im Hinblick auf ihre kostspieligen militärischen Pläne unter der Bevölkerung eine Razzia nach dem Verbleib besagter Wertgegenstände anzustellen, die ja, wie die alten Volksbücher berichten, früher sowieso schon einmal in englischem Besitz gewesen waren.

(Wilhelm Schulz)

Dinkelsbühl



Nächtlicher Besuch

Wie ein Dieb bin ich in der Dunkelheit in diese Straßenecke geschlichen. Im hintersten Winkel habe ich mich zwischen Wagenrädern und Karren versteckt. Hier verstaut der Schmied seit Jahren die reparaturbedürftigen Stücke. Niemand vermutet an diesem Platz und zu dieser späten Stunde einen Menschen. Die ganze Straße ist nur durch zwei Gaslaternen schwach beleuchtet. Es geht auf den Winter zu. Wenn ich noch eine Stunde in meinem Versteck ausharre, wenn mich kein Hund verbellt, kann ich mein Vorhaben ausführen. Es ist ganz still um mich, man geht hier in diesem ländlichen Flecken zu vorgeschriebener Stunde schlafen.

Da drüben liegt „unser Haus", die Stätte meiner Kindheit. In der großen Stube ist noch Licht, die Fensterläden sind fest verriegelt, kein Ton dringt zu mir. Die Wetterfahne, deren sich der Vater immer rühmte, klappert noch wie früher. Das Licht in der großen Stube wird ausgelöscht. Ich tat es vor Jahren so oft; denn ich war immer der letzte der Familie, der seine nächtliche Ruhestatt aufsuchte; mit überwachen Sinnen glaube ich die Drehung des Gashahnes wahrzunehmen. Was habe ich vor, was trieb mich hierher? Soll längst Verklungenes noch einmal aufleben? Der Verstand doziert: „Laß ab von deinem Plan, guter Freund, geh wieder zurück zum Bahnhof! In zwei Stunden bist du in der Stadt, bei einer Flasche Wein kannst du deinen Rückfall ins Romantische vergessen!"

Kannst du's?

Das Sprechenlernen ist nicht schwer.
Es geht fast spielend, sozusagen.
Nach höchstens fünfzehnhundert Tagen
schießt tadellos das Maulgewehr.

Und gerne knallt's dann, oft und laut,
einfache Schüsse und verzwickte.
Mitunter freilich gibt's Konflikte,
was manchen weniger erbaut.

Trotz alledem: man treibt's so fort.
Man wehrt sich für die meisten Fälle
vermittels sprachlicher Duelle.
— Erst mit uns selber stirbt das Wort.

Wer denkt: wozu? Wer sagt: umsunst?
Wer blinzelt fragend nach den Sternen? . . .
Ja, lieber Freund, das Schweigenlernen
ist eine schwierigere Kunst!

Dr. Owglaß

Während mir diese Gedanken durch den Kopf schießen, bin ich schon über die Straße auf die andere Seite gehuscht. Mein Herz klopft wie rasend; überflüssige Furcht, sage ich mir, man schläft ja hier schon längst! Ich verweile einen Augenblick am Lattentor; fest darf man sich nicht dagegen lehnen, es quietschte damals, wenn man es tat. Das Schloß brauche ich nur ein wenig anzuheben, und lautlos öffnet sich das Hoftor. Der jetzige Besitzer scheint kein großer Neuerer oder vorbildlich korrekter Mensch zu sein; er hat es nicht für notwendig befunden, Schloß und Riegel in Ordnung zu bringen. Gut so! Ein Schritt vorwärts, meine Hand greift nach der Eisenstange, die ungefähr drei Meter hoch am Haus hinaufführt; sie dient als Erdung für den Blitzableiter. Zwei tüchtige Kletterzüge würden genügen, und ich könnte mühelos ins obere Stockwerk in meine Schlafstube gelangen. — Die Leute, die jetzt „unser Haus" bewohnen, sind anscheinend recht vertrauensselige Menschen; der Hausschlüssel hängt nämlich wie bei uns am Nagel an der Türfüllung. Schon habe ich ihn in der Hand. Mit einiger Übung konnte man früher geräuschlos aufschließen. Es gelingt mir auch jetzt. Derartige vertraute Handgriffe verlernt man nie. Die Mutter freute sich immer über diesen Trick, den nur ich allein vollbrachte. Ja, die Mutter! Sie verriet nie die Stunde meiner immer so späten Heimkehr. Elf Stufen führen in die drei oberen Zimmer. Lautlos nehme ich mehrere Stufen auf einmal, nur bei der sechsten muß ich große Vorsicht walten lassen, die knarrte früher ganz gefährlich. Jegliche Beklemmung ist von mir gewichen. Es kommt mir nicht in den Sinn, daß man mich hören könne, Lärm schlüge und „haltet den Dieb" riefe, nein, ich bin so ruhig, daß ich mich selbst wundere — gehöre ich nicht hierher? Die Tür zu meiner Schlafstube ist nur angelehnt, ich lausche einige Sekunden; erwachsene Menschen scheinen hier nicht zu schlafen. Es war auch nur Platz für ein Bett da. Vorsichtig drücke ich die Tür weiter auf und trete ein. Durch die zwei kleinen Straßenfenster fällt spärlich Mondlicht auf ein Kinderbettchen, nun höre ich auch die ruhigen Atemzüge des Kindes. Ich vermeide, es anzusehen. Zwei Schritte weiter, und ich schlage den Vorhang zu einer kleinen, schmalen Kammer zurück. Hier verstaute ich meine Kinderschätze, hier las ich wahllos Buch für Buch, hier zierte ich die Wände mit Drucken aus den verschiedensten illustrierten Zeitschriften! Auf einem Stuhl, den ich in der Dunkelheit greife, verträume ich etliche Zeit. Wenn jetzt die Mutter leise riefe: „Karl, bist du da?", würde ich ohne Zögern „ja" antworten. Ich mühe mich nach dem Todesjahr der Mutter ab, ich weiß es nicht mehr. Es fällt mir so schwer, meine Gedanken zu sammeln, ein schlimmes Erinnern jagt das andere. Ich denke an den Bruder in Brasilien. Warum ging er so von heute auf morgen fort, warum schrieb er nicht ein einziges Mal in den langen Jahren? Ja, und seit dieser Zeit wurde die Mutter immer weniger, und sie weinte viel, und im Hause ward's still, unheimlich still, der Vater starb, die Mutter siechte schmerzlos dahin.

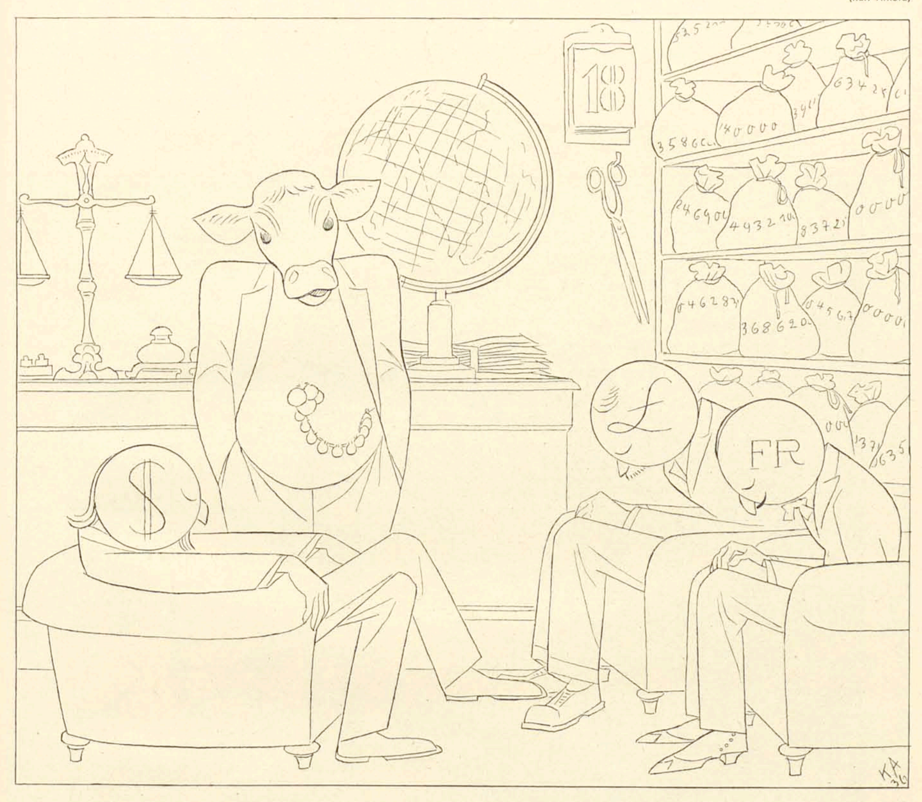
Man gab mir einen Vormund. Der tat mich in die Lehre, er meinte, es sei „höchste Zeit". Das Essen schmeckte mir bei den Leuten nicht, die nun den unteren Stock des Hauses bewohnten. Mein Schmetterlingsnetz war eines Tages verschwunden, wahrscheinlich hatte man es verbrannt. Geige durfte ich nur sonntags spielen, wochentags war der Kasten verschlossen — über den Schlüssel durfte ich nicht verfügen. Drei lange, qualvolle Jahre „betreute" man mich; als meine Lehre beendet war, vermittelte mir ein Bekannter eine Stelle in der Stadt. Der Vormund ließ mich gehen, und wie gern ging ich! Die Welt stand mir offen. Nun bin ich wieder hier und muß immer an die tote Mutter denken. Ich möchte so gerne nach unten in die große Stube. Früher beobachtete ich manchmal durchs Schlüsselloch die Mutter, wie sie über dem Kinderbildnis des Bruders Tränen vergoß, den Kopf auf den Arm legte und lautlos schluchzte. Und schon schleiche ich die Treppe herab . . .

Die Türe ist offen. Hier rechts hing die Uhr, deren heller Schlag durchs ganze Haus tönte. Leise, leise öffne ich das Fenster nach des Nachbars Hof. Auf dem Fensterbrett standen immer

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. III. VJ. 36 11 643. Auflage dieser Nummer 20 000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Dreimächtekonferenz beim Währungsdiktator Goldkalb

(Karl Arnold)



„Abwertung ist noch keine Bewertung, meine Herren! Der Wert der Bewertung ist Stabilität!"

viel Blumenstöcke, Schnittblumen liebte die Mutter nicht. Ich will gerade versuchen, in der Dunkelheit die Gegenstände des Zimmers zu unterscheiden, als ich mit dem Arm an etwas stoße. Es fällt zur Erde, es klirrt, aus dem früheren elterlichen Schlafzimmer ruft eine Stimme: „Mann, steh' auf, es ist jemand in der Stube, schnell, mach' Licht!" — Ich setze ohne Besinnen über die Fensterbrüstung in den Hof, schwinge mich über die Mauer, gelange in einen Garten, Hunde fangen an zu kläffen, Stimmen werden laut, das letzte Hindernis, der Gartenzaun, ist genommen, ich jage durch die kleine Gasse, am Bach entlang, aufatmend verschnaufe ich im Feld an einem alten Baum. Tränen kollern mir über die Backen, meine Hände sind zerschunden. Ich laufe nach der nächsten Bahnstation. Der erste Frühzug fährt erst in drei Stunden. Müde, zerschlagen, mit wirren Gedanken gehe ich, ein Heimatloser, auf der alten Landstraße dahin, der ungeheuren, mich verschlingenden Stadt zu... Karlpeter.

Die Kapelle

In X. ist eine neue Kapelle eingeweiht worden. Onkel Balduin war auch dabei. Nach seiner Rückkunft erzählte er: „Kinder, stellt euch vor: Vor der Kapelle ist 'ne Kanzel aufgebaut, links davon steht der Kirchenchor, rechts davon die Musikkapelle. Schön. Vor der Kanzel die Festteilnehmer. Erst wird ein Choral gesungen, dann die Glocke geläutet, daß ich denke, das Türmchen fällt ein, dann singt wieder der Kirchenchor, daß die Lüfte zittern. Alles ist erschüttert, so dröhnt es. Dann steigt der Geistliche auf die Kanzel und redet, nein donnert! Seine Stimme ist wie ein Gewitter. Dann setzt wieder der Chor ein und der Gesang schwillt an wie ein Orkan. Alles um uns herum bebt förmlich, so gewaltig ist der Schall! Und in das Abschwellen des Gesanges, in das Nachzittern der vielen Stimmen fällt plötzlich die Kapelle ein ..."

„So mußte es kommen", rief der Vetter Emil und lachte wie ein Sachverständiger, „jaja, diese Baumeister!"

Tante Minna aber setzte voll Genugtuung hinzu: „Ein wahres Glück, daß wenigstens niemand in der Kapelle drinnen war!"

Billige Kur

Zu einem bekannten Urologen kommt ein lebenslustiger alter Herr und klagt über ein Blasenleiden.

„Wie alt sind Sie jetzt, Herr Oberberger?", fragt der Arzt.

„Siebzig gewesen, Herr Doktor."

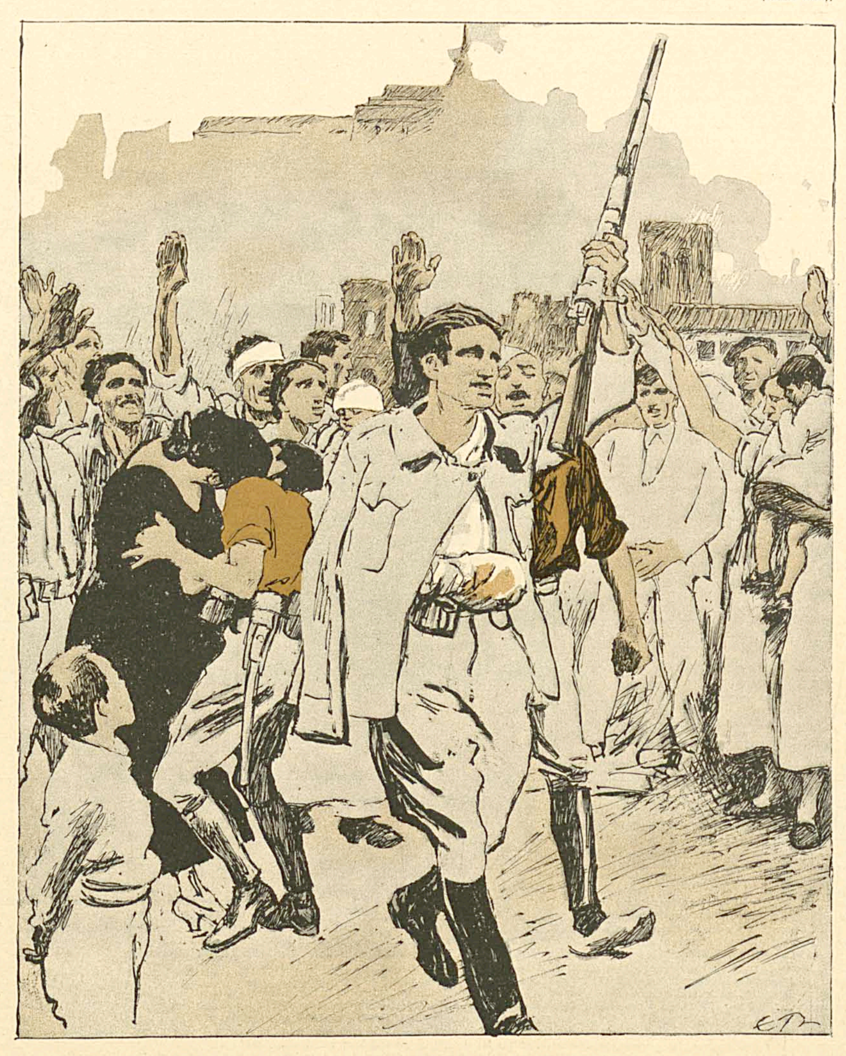
„Na, in diesem Alter sind derartige Beschwerden keine Seltenheit."

„Aber", meint der Patient etwas gekränkt, „mein Freund Max ist noch älter und sagt, daß er ganze Nächte lang ohne jegliche Beschwerden durchbummeln könne."

„Nun, sagen Sie das eben auch!", beruhigt ihn der Arzt.

Den Helden des Alkazar

(Eduard Thöny)



Sie hielten aus und wankten nicht,
den Höllenschrecken preisgegeben,
und taten schweigend ihre Pflicht.
Nun leben sie und – sollen leben!

ünchen, 25. Oktober 1936
1. Jahrgang / Nummer 31

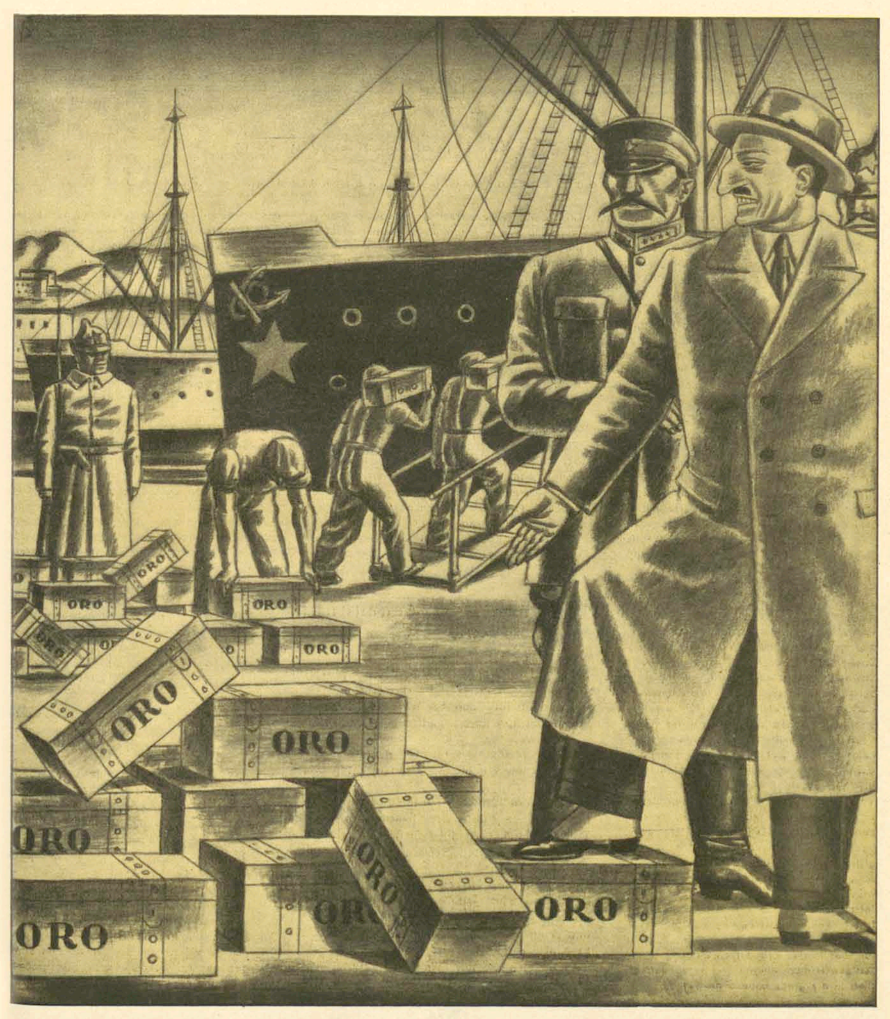
40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

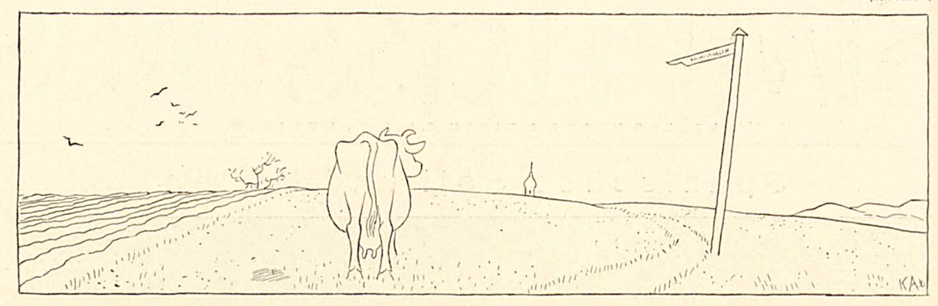
Spanisches Soll und Haben

(Erich Schilling)



„Das Geschäft stimmt, Genosse! Spanien hat sein Blut gegeben, und Moskau bekommt dafür sein Gold!"

(Karl Arnold)



Wenn Winter wird

Von den Sorgen eines Aestheten

Edgars Herz pochte, seine Schläfen hämmerten, und seine goldene Armbanduhr tickte; sonst war nichts in dem geschmackvoll eingerichteten Raum zu hören, dessen verchromte Möbelgestänge in bewußtem Gegensatz zu den geblümten Chintsüberzügen, den dem Körper angepaßten weichgepolsterten Sitz- und Halbliegegelegenheiten standen. Edgar trat ans Fenster und preßte die glühende, hohe, leicht gefurchte Stirn, die sich über der männlich schön geschwungenen Nase wie die marmorne Bastion einer altchinesischen Tempelstadt aufbaute, gegen die kühlenden Fensterscheiben.

Draußen hatte es zu schneien begonnen, und ein kalter Wind trieb die ersten Flocken des Jahres sowohl an den kühlen Scheiben, wie auch an der glühenden Stirn vorüber. Es schneite, jetzt im Oktober, zu früh für das Jahr und viel zu früh für Dr. Edgar Wellensittich. Der Schnee legte sich schwer auf die noch belaubten Bäume und drückte sie und Edgars Gedanken nieder. Ach, wie kurze Zeit war es erst her, daß er in nicht auffallend gebügelter weißer Flanellhose und knapp geschnittenem meerblauem Jackett am Strande gewandelt war, sinnend, was er wohl beginnen könnte, aber es war ihm nichts eingefallen. Noch lag die Bräune auf seinen Wangen, die er sich in langen Sommerstunden in mühevoller Kleinarbeit am Strande liegend erarbeitet hatte. Manche Stunde hatte er dazu gebraucht, um Helligkeiten unter Nasenflügeln und Augendeckeln in das gleichmäßige Braun zu verwandeln, das man jetzt trug und das von Sport zeugen sollte und stahlharten Muskeln und von Gefahr-trotzen, und ohne das kein Mann von Welt sich unter seinesgleichen zu zeigen wagte.

Vorbei, vorbei, und jetzt schneite es schon, jetzt, wo er mit seinen Wintervorbereitungen noch längst nicht fertig war. Das war es, weswegen seine Wangen glühten, seine Schläfen pochten, sein Herz schlug — und nur die Uhr tickte auch sowieso.

Jetzt galt es zu handeln, jetzt mußte Dr. Edgar Wellensittich zeigen, daß er ein Mann war, einer von schnellen Entschlüssen, der in das Rad der Entwicklung mit hurtigen Händen eingriff und es vorwärts trieb in die große unbekannte Ferne.

Oh, er war ja kein Neuling auf seinem Gebiet, er kannte die Fachliteratur, die sich mit seinen Dingen befaßte. Hatte er nicht mit heißem Bemühen die Journale durchaus studiert, in denen man lesen und sehen konnte, wie sich der elegante Mann zu tragen hatte? Jawohl, das hatte er, da konnte er sich nichts vorwerfen. Ihm war es niemals passiert, daß sein Wagen etwa eine Lackierung zeigte, die man voriges Jahr getragen hatte. Keine Mühe hatte er vorgeschützt, sich mit den von der Mode kategorisch geforderten Hunderassen stilvoll zu umgeben, und er hätte mit der etwa notwendigen blauen Ulmer Dogge sein letztes Stückchen Brot geteilt, um ihnen zu gleichen, von denen die eleganten Journale in Bild und Wort kündeten. Ja, er hatte nicht mit der Wimper gezuckt, als der Ruf zum Volkhaften auch sein feingeschnittenes Ohr erreichte, und er hatte sich hinter dem Pflug fotografieren lassen und mit Garbe und Dreschflegel beim Erntefest. So überaus nah stand er seiner Zeit und verstand ihre feinsten Regungen und Anregungen. Wenn es ein Parfüm gegeben hätte, das den Duft der saatenschwangeren Scholle ausströmte, kein Zweifel, er hätte darnach gegriffen und seinem hüftenumspannenden Frack einen Hauch Kuhstall verliehen. Aber ach, wie langsam arbeitete auf diesem Gebiet die chemische Industrie, und nirgends fand er eine Anpreisung, in der es hieß: Sie umweht der Hauch des morgendlich erfrischten Hirten, wenn er aus der Stalltür tritt, und der ganze Zauber der Landwirtschaft...

Aber jetzt spielten seine langen schmalen Hände nervös auf der Fensterscheibe — was hätten sie auch sonst anderes tun sollen? Dieses Verweilen bei der hinauszögernden und zeilenverschwendenden Tätigkeit älterer Romanhelden dauerte bei diesem Manne der Tat, in dem wir unschwer einen Brückenbauer oder sonst eine technisch verhaftete Idealgestalt aus der nie rastenden Fantasie eines Filmregisseurs erkennen dürfen, die im ersten Akt mit wehendem Schopf und trotzig zurückgeworfenem Kopf ins Leben hinaus- und im fünften ins stille Glück hineinturnt, nur den Bruchteil einer Sekunde. Sein ganzer sehniger Körper straffte sich, wurde ein stahlhartes Nervenbündel, gesammelte Kraft, gefesselte Energie, gebändigte Schönheit, zackige Stromlinie, unaufhaltsames Vorwärtsdrängen, vollsaftige Männlichkeit und so weiter und so weiter.

Jeder Kenner verwickelter psychischer Vorgänge hätte auf den ersten Blick erkennen können: hier hat sich einer durchgerungen.

Wie weit sind wir doch noch davon entfernt, die Geheimnisse des Menschenherzens ganz entschleiern zu können, seine Tiefen, seine Abgründe, seine gipfelfrohen Höhenlagen kristallklar in einem kurzen Kapitel dem nach des Tages Hast und Mühe Entspannung suchenden Leser darzustellen. Spät wird das gelingen, sehr spät.

Wir können hier nur die äußerlich sichtbaren Merkmale einer Wandlung aufzeigen: Dr. Edgar Wellensittich schritt zum Telefon, wählte mit sicherer Hand am Selbstwähler die Nummer seines Schneiders, und mit fester und klarer Stimme rief er in den Apparat: „Herr Pentschorek, auch ich gehe jetzt von den unifarbenen Stoffen ab und bekenne mich zum großen Karo dieses Winters.“

Foitzick

Nachdenkliche Begegnung

von Ratatöskr

Daß es Menschen gibt, welche Bücher schreiben,
und andere, die diese Bücher vertreiben,
das hat sich im Laufe der letzten Wochen
beim Publikum wieder mal 'rumgesprochen.

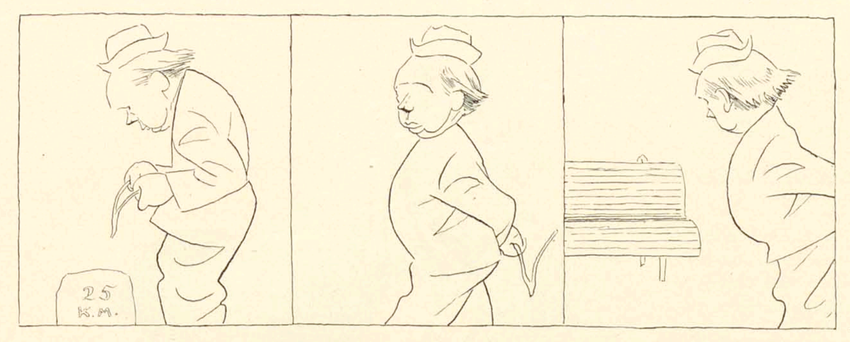
Betreffs des Erfolges im großen und ganzen
verweisen wir auf die Jahresbilanzen . . .

Am heurigen Erntedankfest sah ich einen
netten, älteren Dichter über seinem Zwetschgenkuchen [weinen.
Daneben stand, verstaubt-alabastern,
eine Vase mit holden Reseden und Astern.

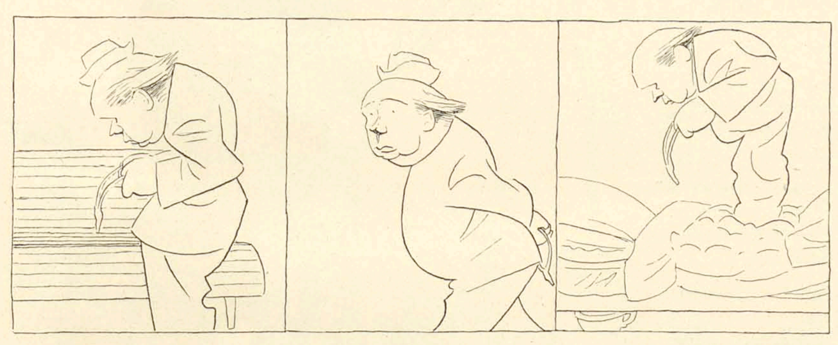
Und als ich, den dieser Anblick bewegte,
ihm liebreich die Hand auf den Schnitzbuckel legte
und mit Beispielen aus der Agrikultur
ihm ermunternd unter die Nase fuhr,
da dankte er lächelnd für mein Bemühen:
„Schön . . . und wie bringt man Buchweizen zum [Blühen?“

Das Märchen von den Erdstrahlen

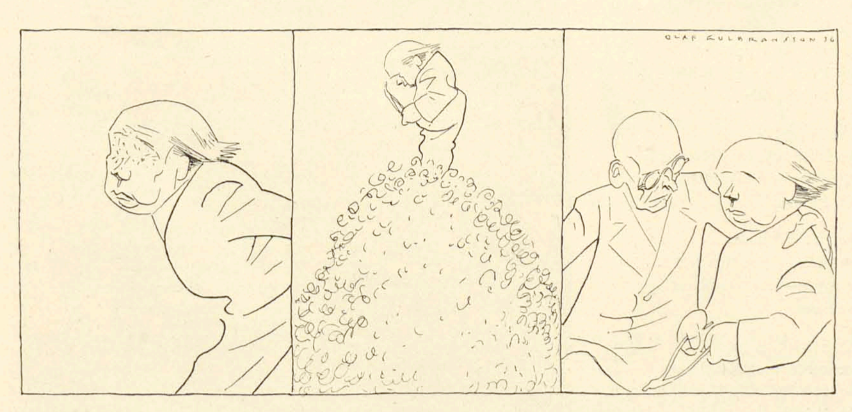
(Olaf Gulbransson)



Korbinian glaubt an tödliche Erdstrahlen . . . Man sieht ihn nie ohne Wünschelrute. Hier hätte er sich gerne ausgerastet . . .



. . . aber die Wünschelrute zeigt Gefahr an! Müde strebt Korbinian seinem Heim zu . . . . . . doch unterm Bett ist eine Wasserader.



Verzweifelt geht er in die Fremde. Hier schlägt die Rute nach oben aus . . . . . . Korbinian hat eben einen Wasserkopf!

Die kleine Reiterin

(Zeichnung von E. Thöny)

Eine kleine Weile
muß ich vor der Türe stehn.
Dann heißt es: „Eile!
Laß dich sehn!“

Ein Herr kam geschritten,
ein Herr vom Mittelrang.
„Heute abend? Dürft ich bitten?
Vielen Dank!“

Der Herr meinte, ich werde
anderswo mehr als hier;
zumal mit dem Pferde,
und dieses mit mir.

Es war ein Herr vom Meere,
vielleicht ein Kapitän.
Ich danke für die Ehre:
„Okee, um zehn!“

Los! Ein Zelt aus Leinen,
Lichter und Manegesand;
hundert Blicke wie einen —
am Band.

Über Schönheit läßt sich streiten,
einen Film sieht jedermann.
Aber wenige können reiten
wie ich es kann.

Um zehn kam ich gegangen,
der Herr, der stand schon da.
Er tätschte mir die Wangen
und sprach von Afrika.

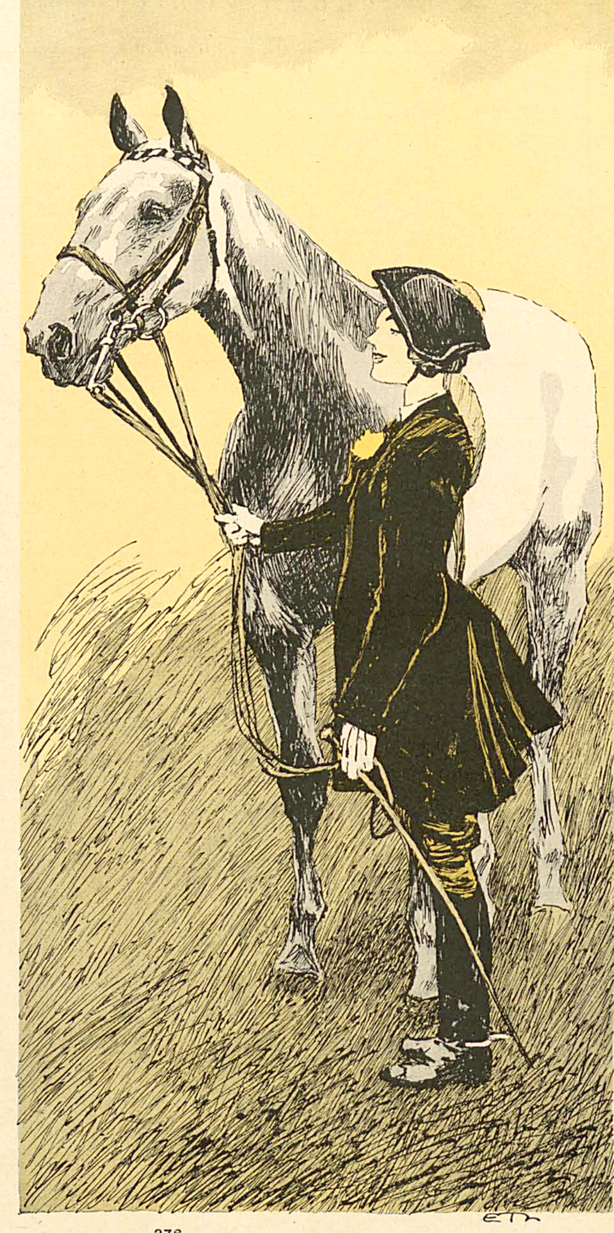
Da gäb' es Beduinen,
die müßt' ich reiten sehn,
fast könnt' ich es gleich ihnen. —
Ich ließ ihn stehn.

Dies ist die Volte,
der Salto dies, der Todessprung.
Ob ich hier fortgehn sollte?
Ich bin jung!

Heut im Gewimmel
ein Pusserl für mittlere Herrn.
Morgen — oder im Himmel
ein Stern.

Ein Stern beim himmlischen Wagen,
dort gehör' ich hin.
Denn ich bin, mehr ist nicht zu sagen,
eine Reiterin.

Hans Leip



Nach zweitausend Jahren

(R. Kriesch)



„Da ist mir kürzlich Ovids „Liebeskunst" empfohlen worden. Sagen Sie mal, Herr Hasinger, ist das Buch nicht reichlich veraltet?" — „Das kann man nicht sagen, meine Gnädigste, auf dem Gebiet ist wenig Neues hinzugekommen!"

Maß um Maß

Der Pfarrer von Holzhausen war nach einem Bittgang mit seinem Mesner beim Stiefelwirt in Gramling eingekehrt. Als es zum Zahlen kam, bemerkte er zu seinem Verdruß, daß er den Geldbeutel vergessen hatte. Er bat den Wirt, die Zeche aufzuschreiben, aber nicht so, daß alle Welt es auf der schwarzen Tafel über dem Faß lesen könne. „Feit si nix", erklärte der Wirt beruhigend. Als der Pfarrer nach einiger Zeit wieder beim Stiefelwirt zusprach, las er auf der Tafel: „Dominus vobiscum 2 Maß, Et cum spiritu tuo 4 Maß."

Diät

Bei der Guglöderin ist das Kind krank. Es hat Blinddarmreizung. Der Arzt kommt bereits zum dritten Male. Er trifft die kleine Patientin beim Essen an. Rasch nimmt er ihr den Teller vom Bett und sagt entsetzt:

„Aber Frau Guglöder, Speckknödel dürfen Sie dem Kind nicht geben, die sind ja viel zu schwer! Das müssen Sie doch einsehen!"

Da schüttelt die Guglöderin den Kopf:

„Wissen S', Herr Doktor, mit die Speckknödel, da haben mir unser Erfahrung. Die tun dem Kind gar nix; da hat unser Großmutter, neunzig Jahre ist sie alt worden, noch drei Stund' vor ihrem Ableben sechs große davon 'gessen und nix ham s' ihr g'macht!"

Die Tür / Von Hasse Zetterström

Fräulein Alice Akerholm kam aus der Stadt, um meinen Freund Lindström und mich zu besuchen. Wir freuten uns sehr, daß sie kam; denn sie brachte gute Konserven und mehrere Flaschen Wein mit.

Fräulein Akerholm ist eine sehr angenehme und liebenswürdige junge Dame, die oft sehr unmittelbare und originelle Eingebungen hat.

Am Abend des ersten Tages sagte Lindström: „Du schläfst im Gaststübchen. Wir haben extra ein kleines Häuschen für dich gemietet. Da kannst du in einem Patentbett schlafen, das höchstens 1½ Meter zu kurz ist. Du bist ziemlich lang, meine liebe Alice!"

Fräulein Akerholm war mit dem Gasthäuschen sehr zufrieden. Sie wohnte drei Tage dort. Als sie abfuhr, nahm sie den Schlüssel zur Haustür mit. Niemand glaubte, daß Fräulein Akerholm den Schlüssel gestohlen hätte; wir begriffen gleich, daß sie ihn aus Irrtum mitgenommen hatte.

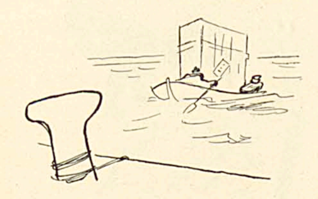
Wie sich später herausstellte, hatte sie ihn gar nicht mitgenommen.

Da wir keinen Schlüssel hatten, konnten wir das Häuschen nicht zuschließen, was uns drei Tage lang beunruhigte und störte. Es wohnte zwar niemand in dem Häuschen, — wir halten aber alle beide auf Ordnung. Außerdem hatten wir das Häuschen mit Schlüssel gemietet. Es mußte einen sehr schlechten Eindruck machen, wenn wir es ohne Schlüssel zurückgaben.

Am vierten Tage sagte Lindström:

„Du mußt wegen des Schlüssels bei Alice anklingeln. So geht das nicht. Was soll denn der Großhändler Blom, dem doch das Haus gehört, denken? Ich bin zu Genauigkeit und Ordnung in allem erzogen. Alice muß den Schlüssel herschicken."

Fräulein Akerholm erklärte, daß sie den Schlüssel nicht mehr gesehen habe, daß sie die Tür zugeschlossen und den Schlüssel herausgezogen, nachher aber nicht weiter an ihn gedacht habe. In ihrem Gepäck könne sie keinen Schlüssel finden. Es müsse ein Irrtum vorliegen. Sie pflege nicht anderer Leute Schlüssel mitzunehmen. Sicher läge



der Schlüssel in oder vor dem Häuschen. Sie grüßte herzlich und fügte hinzu, daß sie einen Mückenstich am linken Bein habe.

Wir suchten aufs neue nach dem Schlüssel. Ohne Erfolg. Wir stellten sämtliche Möbel auf den Kopf, rüttelten sie, ließen sie los, packten sie wieder an und schleuderten sie abermals von uns. Wir benahmen uns genau so, wie man es immer tut, wenn man nach einer Sache sucht, die man nicht findet. Aber wir fanden keinen Schlüssel.

Nach drei Tagen schrieben wir an Fräulein Akerholm und sagten ihr, daß, wenn sie den Schlüssel auch nicht habe, es doch ihre Pflicht wäre, einen neuen anzuschaffen; denn sie hätte zuletzt den Schlüssel in der Hand gehabt.

Fräulein Akerholm antwortete, daß ihr das Geschehene sehr leid täte, erklärte aber gleichzeitig, daß sie unmöglich einen Schlüssel anschaffen könne, da sie ja nicht wüßte, wie er sein müßte, um zu der Tür zu passen. Sie könne doch nicht gut zu einem Schlosser gehen und sagen: „Wollen Sie so gut sein und einen Schlüssel zu einem



roten Häuschen mit Vorgarten machen." Kein Schlosser auf der Welt könne so einen Schlüssel machen, usw. ...

„Das sind nur Ausflüchte", sagte Lindström. „Sie will sich drücken. Aber sie muß einen Schlüssel besorgen!"

„Natürlich", sagte ich. „Wir schicken ihr die Tür zum Maßnehmen. Wir könnten ja auch nur das Schloß schicken, aber das würde sie wahrscheinlich wieder verbummeln. Wir schicken die Tür!"

Am folgenden Tage wurde Fräulein Akerholm die Tür geschickt, nach ihrer Wohnung in der Stadt. Wir beauftragten einen Spediteur, ihr die Tür ins Haus zu tragen.

Spät abends klingelte Fräulein Akerholm bei unserem Amt an, man möchte doch mal hinschicken und nachsehen lassen, ob bei uns zu Hause alles in Ordnung wäre.

Aber kein Schlüssel kam. Wir schrieben eine kleine Postkarte und fragten ergebenst an, ob denn die Arbeit im Gange wäre. Am Abend brachten zwei Männer vom Dampfer her die Tür angeschleppt.

Wir saßen gerade auf der Veranda und besprachen die Möglichkeit eines Dorschfanges am Hufvudskär, als die Tür kam. Sie war dieselbe geblieben, aber im Schlüsselloch steckte ein Zettel, auf dem stand:

„Ihr könnt sonst jemand verulken. Ich habe keine Zeit für Euch. Übrigens fahr' ich in ein paar Tagen nach Kopenhagen."

Fräulein Akerholm pflegt in Kopenhagen im Hotel Bristol zu wohnen. Wir sandten also die Tür nach Hotel Bristol in Kopenhagen. Das war eine sehr mühselige und sehr kostspielige Sache. Aber wenn wir uns mal etwas vorgenommen hatten, mußten wir es auch durchführen.

Fräulein Akerholm kam ins Hotel. Der Portier erkannte sie wieder, freute sich sehr und sagte:

„Es ist ein großes Kolli für Sie angekommen, gnädiges Fräulein. Wir haben es auf dem Speicher; denn es ist s o groß."

Fräulein Akerholm ging mit nach dem Speicher hinauf und nachdem zwei Leute der Bedienung fünfunddreißig Minuten mit Beil und Zange gearbeitet hatten, kam die Tür zum Vorschein.

Fräulein Akerholm ging auf ihr Zimmer und weinte. Dann schickte sie ein Telegramm:

„Was soll das heißen? Ich verbrenne die Tür! Alice."

Wir antworteten umgehend:

„Die Tür gehört Blom. Beschädigung strafbar. Sende den Schlüssel. Dänisches Eisen geht auch."

Darauf erhielten wir keine Antwort. Wir warteten lange. Schließlich erfuhren wir, daß Fräulein Akerholm weitergereist sei und die Tür im Bristol zurückgelassen habe, wo sie noch im Speicherraum liege.

Wir gingen nun zum Tischler Lundström auf der Insel und bestellten eine neue Tür nebst Schlüssel. Der Tischler Lundström nahm Maß und fertigte eine nette Tür an, aber weil es abends dunkel war, irrte er sich und nahm schwarze Farbe statt rote zum Anstreichen der Tür.

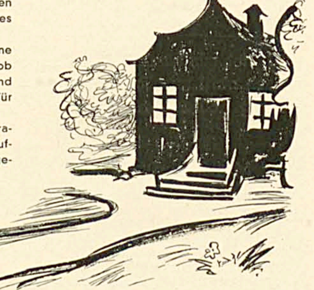
Eine schwarze Tür paßt nicht so gut zu einem roten Haus wie eine rote Tür, weshalb wir eines schönen Vormittags, als die Sonne schien, das Häuschen schwarz anstrichen. So hatte alles dieselbe Farbe.

Wir zogen dann fröhlich nach der Stadt und schrieben dem Eigentümer der Insel:

„Die richtige Tür zu dem schwarzen Haus ist rot, weil das Haus rot war. Aber nun ist das Haus schwarz, usw."

Lindström fand später den richtigen Schlüssel. Eines Abends, als er sich auszog, fiel er ihm aus einer Hosentasche.

Wie er dahingekommen war, war ihm total unverständlich.



(Aus dem Schwedischen von M. Müller-Assindia / Zeichnungen von Rudolf Kriesch)

Hinter der Meute

(E. Thöny)



„Verflucht, gleich wird zum Halali geblasen, und mir ist noch immer kein dolles Jagderlebnis eingefallen!"

Aber Alexander!

Ich rieb mir zum drittenmal die Augen, aber das Bild wollte sich nicht ändern. Am hellen Mittag saß mein Freund Alexander auf der Straße und schaute mir herausfordernd entgegen.

„Alex! Alex!" sprach ich sanft, „jetzt wollen wir aber endlich einmal nach Hause gehen!"

„Ich warte auf meine Frau!" versetzte er kühl.

„Und dazu mußt du dich mitten auf die Straße setzen?"

„Mitten?" schrie er auf, „wieso mitten? Ich sitze nur mit zwei Dritteln meines Umfanges auf der Straße."

Tatsächlich befanden sich seine Schuhe und seine langen Hosenbeine bis zum Knie auf dem Bürgersteig.

„Laß' dich also überfahren!" sagte ich, und damit wollte ich weitergehen.

„Oho!" krähte Alexander, „das wäre ja noch schöner! Soll nicht, was dem einen recht ist, dem andern billig sein? — Ist denn dieses hier vor mir nicht ein Fußweg? Und sollte er nicht, wie der Name sagt, für die Fußgänger eingerichtet worden sein?"

„Allerdings!" rief ich von weitem.

„Nun, und was ist mit dem Kraftwagen dort?" — damit zeigte er auf einen haltenden Wagen, der sich mit zwei Rädern und mit zwei Dritteln seiner Breite auf den Fußweg begeben hatte.

„Das tut er doch aus lauter Rücksicht!", belehrte ich meinen armen Freund, „um den Verkehr nicht zu behindern. Du jedoch ..."

„Welchen Verkehr?" fragte Alexander, schlicht wie ein Kind.

„... du jedoch wirst dich mindestens erkälten!"

Da grinste er: „Meine Hose hat einen doppelten Boden! — Und einen doppelten Boden hat übrigens auch deine Verkehrsmoral!"

Harun al Raschid hätte ihm heimlich ein kleines Auto zugesteckt. Ich mußte Alexander seinem Schicksal überlassen.

Dirks Paulun

Die Chaussee

Es fiel einst einer Chaussee so ein,
sie wolle etwa unendlich sein —!
Nach soundsoviel Stunden Lauf
fiel das dem Wanderer schließlich auf;
er sah auf sich und die Chaussee,
es ward ihm übel, ward ihm weh — —
Zuletzt sprach die Chaussee: „Na ja,
ich bin nun eben mal so da;
willst du durchaus was anderes haben,
so spring' doch in den Wassergraben!"

— — — — — — —

Wer mag nun gern im Schlamm versaufen?
Da bleibt uns nichts als Weiterlaufen.

Felix Riemkasten

Die letzte Fuhre / Von Willy Reindl

Die zwei Pferde gingen wie alle müden Karrengäule am Tagesende schwer und verdrossen im Zug; stumpfe Ergebenheit drückte ihre Köpfe und das Messing an ihren Kummeten gleißte blind. Sie fanden ihren Weg auch ohne die lenkende Hand eines Fuhrmannes. Sicherlich kamen sie, man mochte das aus dem Wagen schließen, den sie zogen, von einer der Sandgruben her, deren es vor der Stadt in der Nähe des Stromes genug gab, und in den vom größeren Verkehr noch nicht berührten Straßen am Stadtrand mochte mancher den Kopf geschüttelt haben über den Unfug, ein Fuhrwerk führerlos durch die Stadt gehen zu lassen. Die Pferde kamen mit ihrem halbvollen Sandwagen, ohne zu schrecken oder falsch auszuweichen, immer weiter und nahe an den Verkehrskern der Stadt heran, wo sie dann an einem Kreuzungspunkt, durch ein Auto bedrängt, vor der heftig klingelnden Straßenbahn stehen blieben und bereit waren, jedes erträgliche Schicksal ruhig an sich herankommen zu lassen. Dadurch brachten sie freilich den auf jenem Platz postierten Verkehrsschutzmann in nicht geringen Zwiespalt; er sah sich jäh vor die unmögliche Aufgabe gestellt, dieses ungehörige und auf bloße Gesten nicht achtende Hindernis beseitigen zu müssen, ohne dabei seine Pflicht als Weichensteller in der lebendigen Bewegung der Stadt zu vernachlässigen. Es führte jedoch ein mehr mitleidiger als schadenfroher Mann das Fuhrwerk bald abseits und hielt dort die Zügel, bis ein zweiter Schutzmann herbeigeholt war, der sich sofort den Namen des Fuhrwerksbesitzers notierte, den er aus einem an der Truhenwand angebrachten Täfelchen feststellte. Hierauf ging er mit den folgsamen Pferden, deren Zügel immer noch der Helfer in Verwahrung behielt, nach kurzer und gesicherter Fahrt zum Anwesen des Besitzers. Der machte entsetzte und unschuldige Augen und begann nach Anhören des Sachverhaltes sofort wütend über den verlorengegangenen Fuhrknecht zu schimpfen.

„Wo nur", donnerte er los, „der verfluchte Bursche geblieben ist?" Vermutlich hocke derselbe in einem Wirtshause, womöglich bei einem Luder von Frauenzimmer, wo er saufe und gar nicht bemerkt habe, daß die Gäule, sonst fromm wie die Lämmer, die er wahrscheinlich wieder in der prallen Sonne habe stehen lassen, inzwischen ungeduldig geworden wären und ohne ihn den Heimweg angetreten hätten. Er wolle diesem verdammten Burschen, sobald er heimkomme, schon eins aufspielen! Der Sandgrubenbesitzer lachte wild, aufgeregt und verächtlich: der Bursche fürchte nämlich die beiden Stuten und wage sich bloß mit der Peitsche oder dem Gabelstiel in der Hand an die Pferde heran, haha, damit sich die Pferde vor einem fürchten sollten, der sich selber fürchtet! Aber das habe nun ein Ende und das Bürschlein müsse sein Bündel packen, sobald es zur Tür hereintrete!

Der Schutzmann hatte das alles mit unbewegtem Gesicht angehört. Was der Besitzer sagte, änderte ja an den Tatsachen nichts. Er ging dann, nicht ohne zuvor nachdrücklichst gesagt zu haben, daß der Fall selbstverständlich angezeigt werden müsse.

Nachdem der Besitzer die beiden Pferde — Fanny und Liesl hießen sie — im Stalle untergebracht und den Helfer mit einem Trinkgeld entlohnt hatte, machte er sich voll grimmigen Zornes auf die Suche nach dem verlorenen Knecht. Aber er fand ihn nicht; weder auf dem Wege, den die Pferde heute wie sonst gewohnheitsmäßig zurückgelegt hatten, auch nicht auf der Baustelle, wohin der Bursche den ganzen Tag hatte Sand fahren müssen und die nun, nach Feierabend, von allen Arbeitern verlassen lag, ebensowenig stöberte er ihn in den Wirtsstuben auf, die er mit aufgeregten Fragen nach dem Verbleib seines Knechtes durchstürmte. So gelangte er vor die Stadt hinaus und stand schließlich ratlos an der Stelle, wo von der breiteren Straße jener Fahrweg abzweigt, der durch die Donauwiesen und die Felder sich hinzieht und zu einer seiner Sandgruben führt, in der der Knecht heute Sand geholt haben mußte. Und da spannte ein grimmiges Lachen das Gesicht des Herrn, weil er der Faulheit und Schlafsucht seines jungen Knechtes gedachte und nun der Lösung des Rätsels sicher war. Gewiß hatte der Bursche beim Beladen der letzten Fuhre sich in der Sandgrube ein schattiges Plätzlein gesucht, war dort eingeschlafen und bis jetzt noch nicht aufgewacht; damit war auch erklärt, daß der Sandwagen halb beladen gewesen war — natürlich, es konnte nicht anders sein! Der Zorn erschütterte den Mann, wenn er daran dachte, wie er den Schläfer wecken werde. Der Feldweg führte ihn rasch hinaus in die Einsamkeit von Wald und Wiesen und Herbstabend und hinein in die tiefe Sandgrube, in der er wirklich seinen Knecht fand, aber als Leiche und in einem entsetzlich verstümmelten Zustand. Selber bis auf den Tod erschrocken, rannte der Mann bleich und zitternd in die Stadt zurück zur Polizeiwache, machte sich dort keuchend nur schlecht verständlich und veranlaßte, daß alsbald in einem flinken Auto eine Kommission hinausfuhr, um den Tatbestand aufzunehmen und festzustellen, daß dem Unglücklichen die Schädeldecke zertrümmert, ein Arm abgeschlagen, der Brustkorb eingedrückt und noch andere Wunden beigebracht worden waren, die, weil für die Annahme eines Mordes keine Gründe sprachen, nur die eine Vermutung aufkommen ließen, der Bursche sei durch einen unglücklichen Zufall unter die Hufe der Pferde und die Räder des Gefährts gekommen und habe so ein martervolles Ende gefunden. Und doch waren es zwar ungewöhnliche, aber sehr heftige Mörder gewesen, deren Opfer der junge Pferdeknecht in der einsamen, weithin nur von Feldern umgebenen Sandgrube geworden war.

Er hätte nur mehr diese letzte Fuhre aufzuladen und an der Baustelle zu entleeren gehabt, um dann Feierabend machen zu können, und diese Arbeit wäre bald getan gewesen, wenn er sich nicht so unsinnig über die Pferde geärgert hätte. Diese waren unruhig, weil ein spätes Gewitter am Himmel stand; auch verlockten sie die wenigen Grasbüschel, die dünnhaarig aus dem Kiesboden sproßten, immer wieder zum Verlassen des Standortes, so daß der mit dem Aufladen beginnende Knecht sie einige Male heftig am Zügel zurückreißen und immer wieder mit Anrufen zum Bleiben ermahnen mußte. Er war jedesmal aufgebracht über die lächerliche und unvernünftige Gier der Tiere, ihren großen Bäuchen diese unzulänglichen Grashalme einverleiben zu wollen. Es hatte geeilt nach der Mittagspause, weil er nach dem ersten Füttern weit über die erlaubte Zeit hinaus verschlafen und dadurch versäumt hatte, seinen Pfleglingen das zweite Heu auf die Raufen zu stecken, so daß sie mit größerem Appetit als sonst das Gras zupften und ernstlich einer kleinen Grasinsel zustrebten, die keine zehn Schritte entfernt vor ihnen wie eine Oase im Wüstensand lockte. Und als der Knecht gerade die Kette anzog, welche die Truhenwände des Wagens in der Mitte zusammenhält, rissen die Gäule abermals an den Strängen und das Hinterrad des Wagens rollte ihm schmerzhaft über die Zehen.

Aufschreiend vor Zorn, und als ob die Regung der Pferde eine ihm absichtlich zugefügte Bosheit gewesen wäre, riß er den Prügel, den er zum Knebeln der Kette benutzte, aus seiner eisernen Verklammerung, rannte vor die Gäule hin, trieb sie mit wilden Gebärden rückwärts und versetzte der erschreckt hochgehenden Fanny einen harten Schlag über den Kopf. Als er sich dann wendete, um zum Sandhaufen zurückzukehren, bekam Liesl, die Rappstute, hinter seinem Rücken ein häßliches Gesicht. Ihr alter verdrossener Kopf wandelte sich in eine boshafte schwarze Fratze, in ihren Augen blitzte eine feindselig entblößte Messerspitze, sie stülpte die Lippen auf und ihre gelben bleckenden Zähne erwischten unter dem Hemdärmel des Knechts auch etwas Fleisch.

Der Bursche, tödlich erschrocken, bleichzitternd vor Wut, stand im Nu vor den Köpfen der Pferde. Rachedurst überschwemmte sein Gesicht, als er mit erhobenem Prügel überlegte, wie er die Gäule am härtesten und gefahrlosesten züchtigen könne.

Aber in den Tieren war etwas wach geworden. Sie standen so da, daß die Vorder- und Hinterhufe sich fast berührten und die knochigen Pferderücken waren gekrümmt wie gespannte Bogen, die Hälse vorgereckt, die Köpfe wild aufgeworfen, mit heftig blasenden grellroten Nüstern. Beim Anblick dieser dämonisch verzerrten Tierleiber überschauerte den Burschen die Ahnung einer Gefahr und eine grause Angst; er sah, daß diese Wesen ihm teuflische Feinde waren und fühlte sich gezwungen, blindlings zuzuschlagen. Sofort stiegen die zwei gekrümmten Gäule, von einem Willen hochgerissen, auf, daß die Deichsel krachte; wie Boxer standen sie riesig auf der Hinterhand, und der Prügel des Knechts prallte krachend an den wirbelnden Hufen ab. Und bevor noch der Bursche geduckt und schon unterlegen sich wegschnellen konnte, warf sich die Liesl mit ihrem schwarzen, dürren Körper vorwärts, riß ihre Gefährtin mit und das Gefährt und landete ihr Eisen mit einem dumpfen Krachen in dem verhaßten Gesicht, von welchem all das peinigende Geschrei, all die maßlosen Drohungen, all der unverständliche Zorn und Schrecken ausgegangen war, den sie bis jetzt gefürchtet und erduldet hatte. Ein zweiter gezielter Schlag zerbrach dieses Gesicht und warf den Leib quer vor die Hufe der aufgeregt stampfenden Fanny, die ihm den Brustkorb zertrat.

Die Aufregung der Pferde war schon wieder in das Unterbewußtsein der Kreatur hineingesunken, als die beiden Mörder nach kaum einer Minute mit peinlicher Sorgfalt über den Leichnam hinwegstiegen. Sie zogen den Wagen nach der Grasinsel, die sie Maul an Maul abrupften und zwischenhinein wohlig schnaubten.

Da sich nach der kleinen Grasoase weiterhin nur mehr Kies und Unfruchtbarkeit zeigten, standen sie hernach mit gesenkten Köpfen und halbgeschlossenen Augen, ein Sinnbild schläfriger Geduld, warteten eine Zeitlang, daß der Knecht käme und sie weiterführe, und weil sich nichts ereignete, übernahm Liesl als Leitgaul die Führung; Fanny folgte gehorsam wie immer, sie fuhren eine schöne Schleife durch den weichknirschenden Kies, verließen die Sandgrube und wären, wenn sich das alles nicht heute in der hastigen Zeit der Autos und Straßenbahnen, sondern vor dreißig Jahren ereignet hätte, sicherlich nach Hause gekommen, ohne verhaftet zu werden.



(Zeichnungen von O. Nückel)

Rolling Home

Dor fohr von Hamburg mol so'n ohlen Kassen,
Mit Namen heet de Magelhan,
Dor weer bi Dag keen Tid tom Brassen,
Dat leet man all bit obends stohn.

Rolling home, Rolling home,
Rolling home across the sea,
Rolling home for merry Hamborg,
Rolling home, my girl to see.

Bi Dag dor kunn dat weihn un blosen,
Dor wör noch lang keen Hand anlegt,
Doch so an'n Abend eben no veer Glosen,
Denn wör de ganze Plünnkrom streckt.

Chorus: Rolling home... usw.

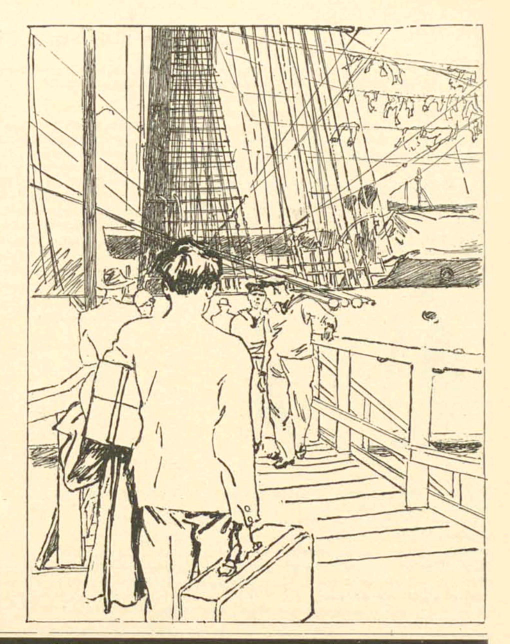
Dat weer so recht den Ohln sien Freeten,
Dat gung em över Danz un Ball,
Har Janmaat sik grod de Pip ansteeken,
Denn röp se: Pull de Grotmarsfall.

Chorus: Rolling home... usw.

O Magelhan, du holder Kasten,
Dit Leed kannst di as Denkmol nöhm!
Bi Snee un Regn waschst Janmoot de Masten,
Un achtern supt se unsen Köm.

Chorus: Rolling home... usw.

Aus Hans Leip: „Das Hapagbuch von der Seefahrt". Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H., München. Zeichnung von Eduard Thöny.



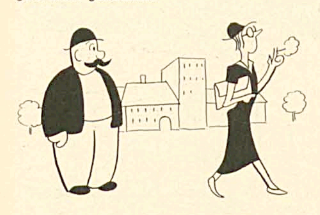
Lieber Simplicissimus

Nach einer langweiligen Reise steige ich abends in einem kleinen ländlichen Gasthof ab. Am Morgen hatte ich keine Zeit mehr, mich rasieren zu lassen und so beschließe ich, dies jetzt vorzunehmen, der Ordnung halber. Ich gehe also aus meinem Zimmer, treffe den Wirt und frage:

„Herr Wirt, wo kann man sich hier rasieren lassen?"

Der Wirt sieht mich tieferstaunt an, betrachtet genau mein Gesicht mit den Bartstoppeln und meint dann:

„Was, jetzt am Abend? Aber der Herr sind doch ganz allein gekommen!"



Bei dem Sägewerksbesitzer nebenan war ein Fräulein aus der Stadt zu Besuch. Die Fuhrleute machten ihre Glossen über sie, weil sie gar so mager war und die üppigen Formen der ortsansässigen Mädchen durchaus vermissen ließ. Einer suchte sie indessen zu verteidigen. Sie sei sehr gescheit und habe vielleicht mehr Grütze im Kopf als manche andere.

„Mag sein", erwiderte darauf ein Junger verschmitzt, „aber mir send solche, wo Dommheite em Kopf habe, lieber!"

*

An einem nebligen Herbsttag, nach einer langen Wanderung über Land, besuchen ich und mein Freund einen Bekannten in X. In der Stube ist es warm und behaglich und das aufgetischte Essen ist gut zubereitet. Wir lassen es uns schmecken. Mein Freund jedoch wird dauernd vom Hund des Gastgebers belästigt. Das Tier läßt sich nicht verscheuchen, immer wieder drängt es sich heran, knurrt und bellt, kurz zwar, aber drohend. Da reißt meinem Freund die Geduld.

„Zum Donnerwetter, was hat denn der Hund?" raunzt er ärgerlich.

„Ach," sagt der Bekannte, „das ist man bloß sein Teller, von dem du ißt!"

*

Nach vielen Jahren treffen alle meine Freunde wieder in der Vaterstadt zusammen. Ich lade sie ein in mein Häuschen vor der Stadt. Sie kommen alle, darunter auch Heinrich, der leidenschaftliche und erfolglose Jäger. Wir reden von der Jugendzeit und trinken und reden wieder und es wird spät. Beim Abschied merken wir, daß Heinrich fehlt. Im ganzen Häuschen ist er nicht zu finden. Endlich entdecke ich ihn im Garten, und zwar auf der Bank unter dem Birnbaum. Er schnarcht dort lauthals.

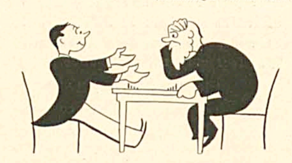
„Heinrich", wecke ich ihn auf, „auf was wartest du denn?"

„Sch ... Sch ... Sch ...", murmelt er.

„Komm", sage ich teilnehmend, „ich zeige es dir!" Aber ich war auf falscher Fährte.

„Sch ... Sch ... Schußlicht!" kommt es über seine Lippen.

(Zeichnungen von O. Nücke



Friedrich ist ein leidenschaftlicher Bridgespieler. Neulich sitzt er in seinem Stammcafé und langweilt sich fürchterlich, weil seine Partner sich wieder einmal reichlich verspäten. Da kommt ein netter älterer Herr zu ihm an den Tisch und lädt ihn zum Schachspielen ein. Friedrich sagt zu. Der ältere Herr stellt die Figuren auf das Schachbrett. Friedrich sieht verwundert drein; denn vom Schach hat er keinen Schimmer.

„Na, so ziehen Sie doch endlich!", drängt der ältere Herr.

„Hm", murmelt Friedrich, „zuerst eine Frage: wie hoch kann man reizen?"

*

In einem christlichen Erholungsheim im Schwarzwald wird den Gästen mittags, bevor sie an die bereits aufgetragene Suppe gehen können, jeweils eine kurze Betrachtung über einen Bibelspruch geboten. Als meine Frau dort war, wurde unter anderem gemahnt, das innere Feuer wach zu halten. „Erkaltet nicht", rief die Vorsteherin zum Schluß beschwörend aus, „erkaltet nicht!"

„Mir net", rief da im Hintergrund ein ärgerlicher männlicher Brummbaß, „aber d' Supp'."

Wir bitten unsere Leser, sich bei Anfragen oder Bestellungen auf den Simplicissimus zu beziehen.

Lieber Simplicissimus

In unserem kleinen Ort war heuer im Sommer auch eine Anthroposophin, ein zerbrechliches, ätherisches Wesen. Die erklärte abends auf der Bank vor dem Haus dem erstaunt aufhorchenden Bauern, der Mensch habe neben seinem „grob-materiellen Leib" auch noch einen sogenannten Astralleib, der jenen unsichtbar durchdringe. Der Bauer schüttelte mit dem Kopf, sagte aber nichts. Nachher jedoch meinte er zu mir: „Wie mag bei dem Frauezimmer erscht der Astralleib aussehe, es ist ja an ihrem ‚grob-materielle' nix drâ!"

*

Mein Freund Poller ist beleibt, zum mindesten sehr gewichtig. Früher behauptete er zwar stets, er hätte zu schwere Knochen und deshalb ein so schweres Gewicht. Aber vor einem Monat ging er doch zu einem Arzt und der schickte ihn zur Entfettungskur in ein Bad. Neulich treffe ich Poller, rosig und unverändert.

„Gut schaust du aus", sage ich, „aber ganz unter uns, dünner scheinst du auch nicht geworden zu sein!"

Da streicht sich Poller sinnend über das Wangenfleisch. „Weißt du", lächelt er, „ich habe mir das mit der Abmagerung überlegt. Bedenke, da würden mir ja meine Anzüge nicht mehr passen!"

*

In einer Münchner Familie wird Besuch aus England erwartet. Das ist für den Jüngsten ein großes Ereignis, von dem er seit Tagen spricht. Kurz vor der Ankunft der Gäste sagt nun der ältere Bruder zum Jüngsten: „Wann der Londoner B'suach kommt, darfst du net zu Tisch, weil das in England net üblich is!" „Mir san hier in Deutschland!" erwidert der Kleine. Da greift der Vater ein: „Man richtet sich in solchen Fällen nach den Bräuchen der Gäste!" Sprachlos vernimmt es der Kleine. „Hoi", sagt er dann, „und wenn Schwarze kemma, setzt's euch ihr nacha auch nackig an' Tisch?"

*

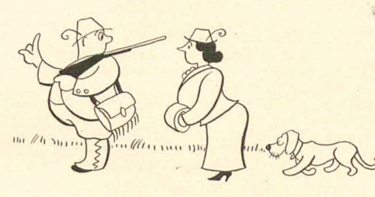
So etwas Unbeholfenes wie meinen Freund Muckel gibt es nicht so leicht wieder. Körperlichen Übungen abhold, betrachtet er seinen Körper nur als eine Art Gestell für seinen Kopf. Neulich besuche ich ihn. Staunend sehe ich, wie er am Boden liegt und versucht, eine Kerze zu machen.

„Nanu", sage ich, „du treibst wohl Gymnastik?"

„Mensch", knurrt er, „ich bin doch verlobt!"

„Und?"

„Und meine Braut ist Gymnastiklehrerin!"



Zu meinem Jagdfreund, dem Landwirt B. in R., kommt ein Schwager zur Schnepfenjagd. Der Schwager ist etwas schwerhörig und darum wird ihm Edith, die Nichte, als Horchposten mitgegeben. Schweigend stapfen sie durchs Gelände. Nichts regt sich im stillen Wald. Endlich hört man eine Schnepfe quarren. Da fragt der jagdfrohe Schwager aufgeregt: „War das eine oder warst du das, Edith?"

*

Fünfundzwanzig Jahre ist Emil alt und er ist Untermieter bei dem Ehepaare Kleinwinzig.

Neulich hat sich Emil in ein junges Mädchen verliebt und dieserhalb ein Gedicht verbrochen. Es hatte holprige, aber sehr feurige Verse, das Gedicht, und es trug die Überschrift: „An die Geliebte." Durch die Gemütsbewegungen etwas kopflos geworden, ließ er das Gedicht auf seinem Tisch liegen.

Spät abends kam er heim, entdeckte strahlend das Gedicht, das er schon verloren glaubte, überlas es und stutzte; denn es stand in der Handschrift der Frau Kleinwinzig noch folgender Zusatz darauf: „Hierüber wird morgen früh mein Mann mit Ihnen sprechen!"

*

Eduard hat eine Witwe geheiratet. Es wäre alles schön und gut, aber sein eheliches Glück wird durch den Schatten seines Vorgängers erheblich gestört. Er mag sich benehmen und verhalten wie er will, stets wird ihm in leicht vorwurfsvollem Ton vorgehalten: „Bastian hat das immer so gemacht ..."

Als ihm eines Tages wieder zum Überfluß Bastian vor Augen gestellt wird, stülpt Eduard ärgerlich den Hut auf und verzieht sich an den Stammtisch. Eine Weile ist seine Frau sprachlos, dann murmelt sie entgeistert: „So hat das Bastian auch immer gemacht!"

Ein Kaffeehauserlebnis / Von Ernst Hoferichter

Jeden Abend sitze ich in meinem Stammcafé und denke über die ewige Wiederkehr des Gleichen nach.

Gestern aber kleckste ein Farbfleck in das graue Einerlei.

Neben der Dampfheizung hatte eine Dame Platz genommen, die es sich merken ließ, wie sie stückweise mit der zweitklassigen Umwelt dieses Kaffeehauses vorlieb nehmen mußte. Sie brachte den Duft eines vornehmen Stadtviertels mit, den die künstliche Rose vergebens auf sich bezog. Die Dame kramte den Inhalt eines Schminkkastens aus ihrer Handtasche und legte das Handwerkszeug auf den Tisch. Und bald sah alles wie vor Beginn einer Vorstellung aus ...

Da öffnete sich die Tür des Lokals und ein knapper Fünfziger mit jagdlichem Aussehen schob sich langsam in die Helle. Ohne Hast übersah er die Tische — und sein Blick hakte an der feinen Dame ein. Mit einem letzten Rest von Unsicherheit schritt er auf sie zu ...

Vermutlich war dieser ersten Begegnung ein Inserat zwecks Ehe, eine Zuschrift mit Foto und näheren Angaben vorausgegangen. Ich fühlte, wie sich der eine Teil am anderen erst erholen mußte. Er zog ein Etui, das für eine Mundharmonika groß genug gewesen wäre. Daraus entnahm er eine Virginia.

Die ersten Worte sind immer die schwersten — und dem Manne konnte man es anmerken, daß er danach wie nach einem Trambahnbillett suchte, das unaufgefordert vorgezeigt werden mußte.

Da — jetzt schien er es gefunden zu haben! Er schickte ein Lächeln voraus, das den folgenden Worten den Weg mit Teppichen belegen sollte.

Aber da begann sie schon: „Als Sie bei der Türe eintraten, hatte ich bereits ein sympathisches Gefühl, das ..."

„Ja, dös hat's oft glei' — so was kommt vor! ..." antwortete er befreit.

„Ich meine, einen gewissen Kontakt, der schon in der Luft liegt, ehe noch ..."

„Versteht sich naturgemäß! Wia i an Schlachthofpetern dös erstemal g'sehng hab', da hat's mir aa glei' an Riß geb'n ..."

„Ach nein, Sie verstehen mich doch nicht so ganz ...!"

„I versteh' Ihna schon ... damals hab'n mir alle zwoa glei' in d' Händ g'spieb'n und eing'schlag'n ..."

„O, das ist wohl Ihr Freund, den Sie auch auf den ersten Blick ...?"

„Freund kann ma aa net sag'n — a Viech is er halt und die gleiche Natur hab'n ma halt ..."

„Lieben Sie auch so die Natur ...?"

„Und wia! Da laß i mir nix nachsag'n ... da sauf' i an jeden untern Tisch awi!"

„Pardon, ich meine, ob Sie auch die Einfühlung und die Versenkung in Fauna und Flora lieben?"

„Net z'wenig — i kenn' mi aus! Zum Beispiel — kenna jetzt Sie a Manndl von an Weibl weg?"

„O pfui — was denken Sie von mir?"

„No, pass'n S' auf: i moan ja dö Vetschina! Da san dö Linksdrahten dö Weibln — und dös muaß jeder Naturfreund wissen, daß ..."

„Ah, wie interessant! Und das ist wohl eine leise Anspielung?"

„A Anspielung werd' dös sei'! D' Natur is vo dera Vetschina und sonst nixn! Fachkenntnisse san's betreffs des Lebenskampfes!"

„Also glauben Sie auch an die Beseelung der Pflanzen?"

„Dös ist dö Pflanzen eahna Sach' ... dös geht mi als G'schäftsmann nix o. Aber wenn Sie die besagte Vetschina z'erst ins Bier eini taucha ... Sie, dös is a Genuß!"

„Tja — und nachdem uns heute ein Inserat zusammengeführt hat, müßten wir einmal eine Wanderung in die Natur unternehmen, um gemeinsam ihre tiefen Geheimnisse zu belauschen. Sie müßten auf einem Baum sitzen ..."

„Als solider G'schäftsmann setz' i mi auf koan Baum!"

„... und dann müßten Sie auf einem Waldhorn auf mich herunter spielen und gelbe Blätter in mein Haar schütteln ..."

„Sie! Derblecka laß i mi von Eahna net, und unkeuschliche Zumutungen verbitt' i mir, dös merken S' Eahna!"

„Aber, ich bitte Sie ... ich wollte doch nur ...!"

„... Und an Hanswurschten mach' i Eahna no lang net! Da san mir no viel zu wenig intim!"

„Um Gottes willen, ich hab' Sie doch nicht beleidigt?! Ganz im Gegenteil wollte ich ..."

„Naa, zudraht is! Sie haben g'sagt mit Worten: — daß i auf an Baam aufi kraxeln soll und a Trompet'n ins Mäu nehma und ... Ober, zahl'n!"

„Herr Anzensberger! Ich flehe Sie an ... es ist doch nur ein Irrtum!"

„I suach a anständige Frau mit Freude an der Natur, Herzenstrieb und Sinn fürs Geschäft. Geld braucht s' net z'hab'n ..."

„Herr Anzensberger ... Sie sollen der Kaiser meiner Seele sein!"

„A Dreck bin i!"

„Ich flehe Sie an, ich beschwöre Sie, Herr Anzensberger!"

„Freili, jetzt, wo d' Kuah aus'm Stall is ... Zahl'n, Ober!"

Die Dame schluchzte, daß sich die Tassen wie Anhängewagen der Straßenbahn schüttelten.

„... Herr ... Anzensberger ... ich ... ich bin gar nicht so veranlagt ... ich bin gar keine feine Dame mit Bildung."

„Nur net lüag'n! Eahna Ihren wahren Charakta hab' i erkannt!"

„Herr Anzensberger ... ich habe mich nur so verstellt, weil man bei Herren nie weiß, was ..."

„So! Und was is nacha mit dem Baam und mit'm Trompetenblasen g'wesen?"

„Das hab' ich nur im Kino gesehen, und es war nie meine ehrliche Absicht, daß ..."

„Und is' wahr aa? Warum hast d' dann dös net glei g'sagt, daß du solid bist?"

„Weil es die Herren manchmal nicht wollen ...", heulte sie.

„Hör 's Blecka auf! I kann nix Rinnaugets net sehg'n!"

„Sie haben also d o c h eine weiche Psyche!?"

„Fangst scho' wieda o? Ehrliche Absichten hab' i inseriert, sunst nix ... Ober, jetzt bringen S' uns a Flaschen Liebfrauenmilch!"

Und die beiden rückten bald so nah zusammen, daß ich kein Wort mehr verstand ...

Die Gnädige

(R. Kriesch)



„Mir macht keine was vor, ich war früher auch in Stellung, allerdings in bedeutend feineren Häusern als Sie!"

So und so weht der Wind

(Wilhelm Schulz)

Beim Hinweg: „Sei staad, Benno, so an Gegenwind konnst net wegschimpfa, den werd' ich wegbeten!"

Beim Heimweg: Siehst es, Benno, 's hat schon g'holfen, jetzt kommt er pfeilgrad' von hinten, der Wind!"

(O. Nückel)



Die Seeräuberinsel / *Von Anton Schnack*

Sie erhebt sich mit gebuckeltem Rücken aus dem Mer du Nord,
Eine weiße Mauer von Steinspitzen im Innern.
Unzugänglich und von Riffen geschützt liegt der Hafenplatz.

Darin ankerten die Freibeuterschiffe „Snapp Dragon", „Bravo" und „Gutes Glück"
Und lauerten einst auf den Schwarm der spanischen Silberschiffe.
„Snapp Dragon" hatte dreißig Kanonen, die gnadenlos schossen.

Nachts fischten die Räuber mit hellen Fackeln,
Scheiter aus gelbem Sandel, das sie Kerzenholz nannten.
Am Tage hatten sie Tabak geraucht und Würfel gespielt.

Aloekraut wächst vor dem Felshang und duftet bitter.
Früchte sind viel: Bananen, Ananas, gelbe Melonen.
Aber die Männer liebten das Fleisch der suhlenden Schweine.

Wunderbare Vögel, Kolibris, Flamingos, Papageien
Flogen auf, wenn der Schuß der jagenden Räuber knallte.
Henry Morgan hatte ein Rind mitten ins Herz geschossen.

Er freute sich auf den Fleischkoloß der Keule,
Gierig trank er geraubten Wein zu der gerösteten Kruste.
Das weiße Auge der nackten Mulattin lockte: Komm, Morgan!

Von sinternden Höhlen ist der Boden durchwühlt.
Darin ruht der Silberschatz aus Panama und das Gold von Maracaibo,
Die Perlen von Santa Fé, der süße Tabak von Merida.

Seidenballen, die auf dem Schiffe „La Magdalena" gekapert wurden,
Das heilige Gerät aus den verbrannten Kirchen von Cartagena
Und die Säcke mit dem schrecklichen Pulver aus Cherbourg.

Wenn Morgan das Edelsteingewölbe mit der Fackel betrat,
Leuchteten die kostbaren Haufen — weiß, grün, violett und rot.
Dumpf kam von der Steindecke der Brandungsdonner des Meeres.

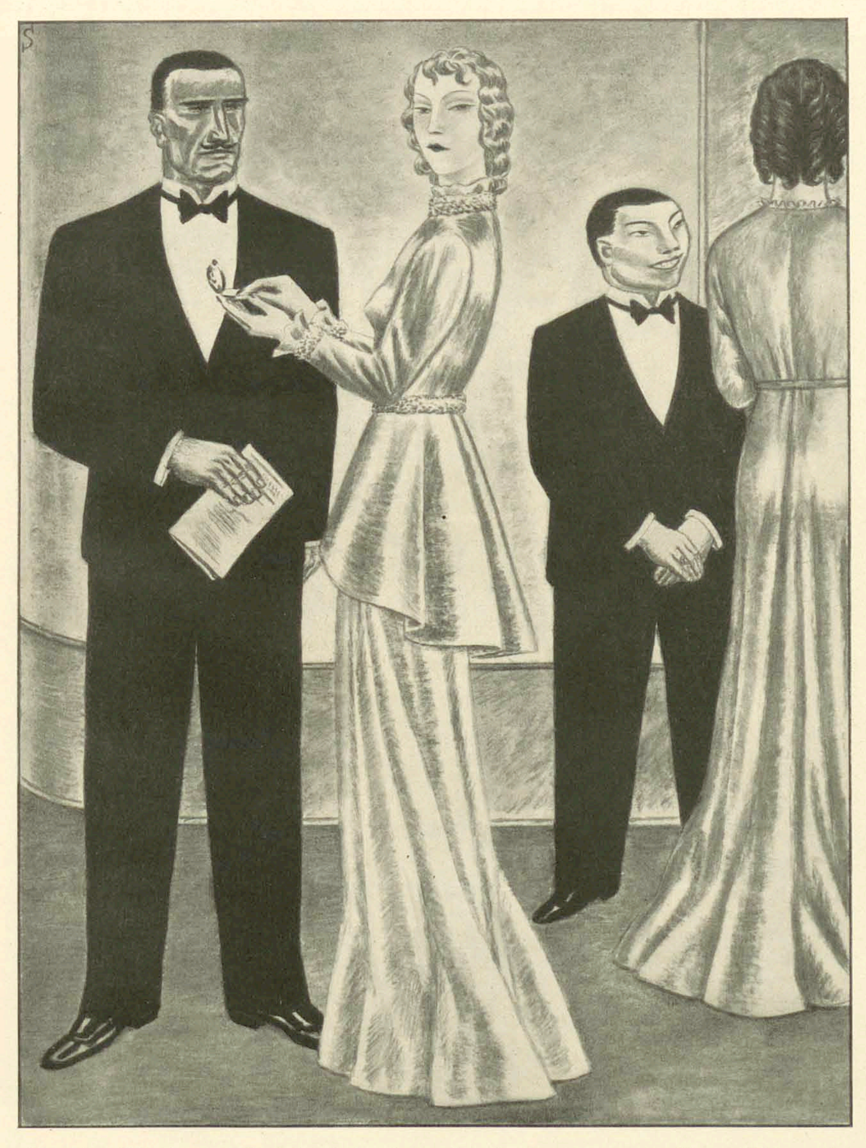
Niemand mehr kennt zu der Höhle den Eingang.
Mit einem Granitstein, der einen Totenkopf trägt, ist sie verschlossen.
Eingeritzt, kaum lesbar noch: Tortuga, on July 19th 1682.
Das Skelett des Fackelträgers kauert drohend hinter dem verschütteten Felsblock.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. III. Vj. 36 11643. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Der Segen der Theaterpause

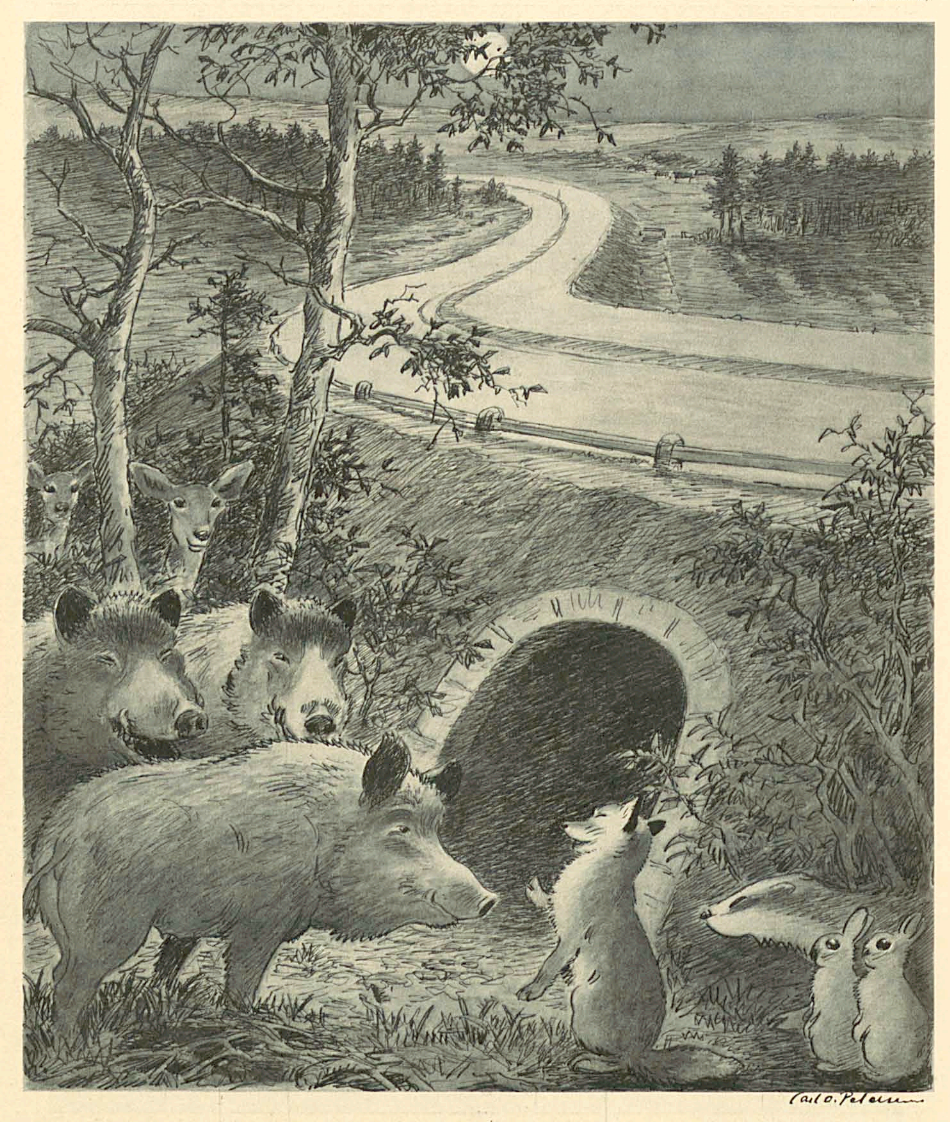
(Erich Schilling)



„Was, du willst schon gehn? Sie ist doch sehr geschmackvoll angezogen: das Abendkleid im ersten Akt, der Badeanzug im zweiten . . .“ – „Hast recht, meine Liebe, jetzt seh' ich mir doch den dritten an!“

Am neuen künstlichen Wildpfad der Reichsautobahn

(C. O. Petersen)



„Sehr nett, sehr anerkennenswert, aber einen Verkehrsschutzmann hätten sie auch noch hinstellen können!"

München, 1. November 1936
41. Jahrgang / Nummer 32

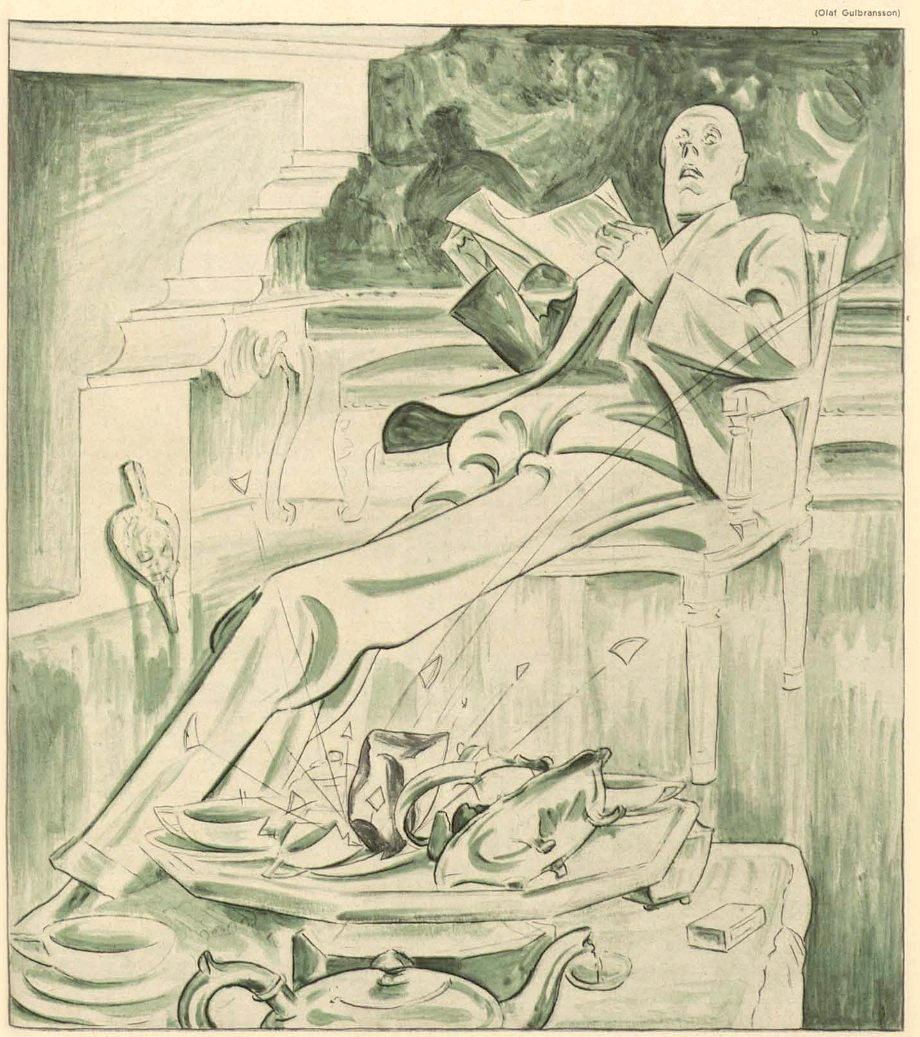
40 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

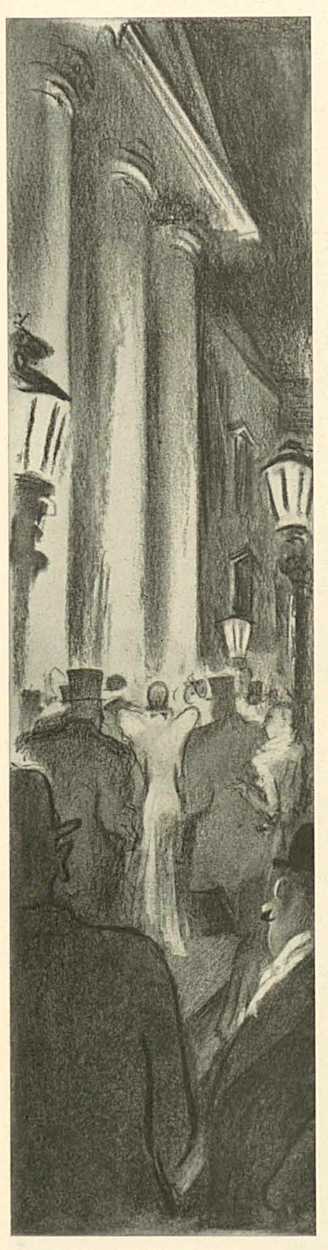
VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Moskau klopft ans englische Fenster

(Olaf Gulbransson)



„Bürgerkrieg in Spanien, höchst fatal, liegt aber weit ab, Unruhen in Frankreich, sehr peinlich, na, England ist ja eine Insel! Damned, wer warf da den Stein in meine Teetasse!“



DIE GROSSE PAUSE

Kleine Gebrauchsanweisung fürs Theater

Das also ist der große Unterschied zwischen Kino und Theater, daß es im Kino immer dunkel ist und im Theater auch manchmal hell. Wegen dieses manchmal Hellen gehen viele Leute ins Theater; denn sie sagen sich, was nützt mir der schönste Wallenstein mit erstem Teil und zweitem Teil und beigebogenem Lager, wenn ich dabei nicht das lila Seidenkleid mit großem Rückenausschnitt tragen kann. Im Dunkeln ist ein Rückenausschnitt so gut wie kein Rückenausschnitt oder noch viel mehr Ausschnitt, und Wallensteins Trilogie sieht sich noch einmal so gut an, wenn andere während dessen auch etwas von diesem Ausschnitt sehen. Das ist eigentlich sonderbar. Dieses Phänomen bezieht sich nicht allein auf den Wallenstein und andere Bühnenwerke der klassischen Epoche, sondern überhaupt auf die dramatische Produktion aller Zeiten und Völker und gilt ebenso von „Tristan" wie von der „Heiligen Johanna", Hanns Johst und Shakespeare. Höchst sonderbar!
Außerdem braucht es durchaus kein Rückenausschnitt zu sein, sondern auch vorne; überhaupt kommen alle besseren Werke der Textilindustrie, Erzeugnisse der Konfektion, der kleinen und großen Schneiderinnen in Frage.
Merkwürdigerweise hat sich dieser Einstellung die Theaterkritik noch nicht bemächtigt. Sie berichtet noch immer ausschließlich über die Vorgänge im vorderen, durch einen Vorhang abschließbaren Teil des Theaters.
Ein Theaterbericht könnte auch so beginnen: „Gestern abend wurde Shakespeares ‚Hamlet' gespielt. Frau Geheimrat Rippenbrecher trug im ersten Rang vorne links ein Cape aus Hermelin, während in der zweiten Parkettreihe rechts das nach Trachtenvorbildern aus dem Salzburgischen gearbeitete Kleid am Schluß des zweiten Aktes aller Augen auf sich zog und zum Erfolg des Abends wesentlich beitrug.
Den auf der Bühne arbeitenden Künstlern gelang es für kurze Augenblicke, die Aufmerksamkeit sogar von diesen modischen Höchstleistungen abzulenken." — Solche Berichte sind nicht üblich, obwohl die Vorgänge auf der Bühne gelegentlich recht störend die Pausen unterbrechen.
Das Bühnenspiel ist durchaus notwendig; denn wem würde es gelingen, zwei bis drei Stunden als Zuschauer ununterbrochen eine vornehme Haltung zu bewahren? Man braucht doch eine Zeit der Ausspannung, um frische Kräfte für die nächste Pause zu sammeln. Man will sich auch überlegen, über was man in der nächsten Runde geistreich plaudert. Vergleiche mit anderen Aufführungen zeugen von Kenntnissen auf dem Gebiet des Theaters mit besonderer Berücksichtigung des Privatlebens der anfallenden Schauspieler und Schauspielerinnen.
Die richtige Haltung während der Pause will gelernt sein, und sie gelingt dem Anfänger im Theaterbesuch keineswegs. Dieser ist durch die Vorgänge auf der Bühne meist noch zu sehr in Anspruch genommen, durch Begeisterung für den Helden, durch Ablehnung des Bösewichts, als daß er jene vornehme Zurückhaltung zeigen könnte. Er weiß noch nicht welcher Bühnenkünstler so berühmt ist, daß er ihm seine Anerkennung erweisen muß. Der ganz Geübte oder Fortgeschrittene darf sagen: „Müller hat heute einen schlechten Tag" oder „Müller ist heute nicht ganz in Form". Bei besonders auffallenden schauspielerischen Leistungen sind derartige Bemerkungen ganz vorzüglich und zieren ungemein.
Umgekehrt zeige man sich entzückt von dem Träger einer ganz unbedeutenden Nebenrolle, den überhaupt niemand bemerkt hat. Man prophezeie ihm eine große Zukunft und bedauere, daß er bisher noch nicht vor größere Aufgaben gestellt wurde. Man werfe hin, er sei der einzig richtige Mann, um den zweiten Dragoner im „Lager" zu spielen.
Unerläßlich ist es, während der Pause gelegentlich in irgendeiner Richtung zu grüßen. Man zeigt dadurch, daß man dazugehört. Die Sorge, daß solches irgendwie Befremden hervorrufen könne, besteht nicht; denn es ist sehr schwer zu kontrollieren, wohin man seinen Gruß geschickt hat. Die Leute stehen in dichten Gruppen, und irgendwo wird sich schon einer getroffen fühlen. Der Beobachter muß annehmen, daß man mit irgendeinem bekannten oder berühmten Manne einen Gruß gewechselt hat. Außerdem sind überall einige kurzsichtige Leute zur Hand, die diesen Ferngruß höflich und ebenso vornehm erwidern.
Es sind da allerlei Abstufungen möglich, von der formvollendeten offiziellen Begrüßung bis zum leichten Kopfnicken des Einverständnisses. Es wird immer Zuschauer geben, die der Richtung dieses Grußes folgen und Sie daran für einen Mann mit Beziehungen erkennen.
Gestaltet sich der Applaus zum Schluß stürmisch, hat man Gelegenheit, sich inzwischen in der Garderobe Mantel und Hut zu holen und dann zum Endspurt in den Zuschauerraum zurückzukehren. Jetzt kann man mit den Schauspielern machen, was man will, man kann sie in immer neuen Gruppierungen herausklatschen, Held und Direktor, Direktor und Regisseur, Held und Dichter, Dichter und Held, oder auch alle zusammen. Die Zahl der Kombinationen ist fast unendlich. Jetzt bietet sich auch die Möglichkeit, ganz nahe an die Bühne heranzutreten und Einzelheiten an den Kleidern der Schauspielerinnen, die man vorher nicht genau erkennen konnte, sorgfältig zu überprüfen.
Sind viele Damen da, die noch wichtige Details der Toiletten zur Kenntnis nehmen wollen, kommt es zu immer weiteren Herausrufen, und immer wieder erscheint versehentlich der Dichter auch auf der Bühne.

Foitzick

(Zeichnung von R. Kriesch)

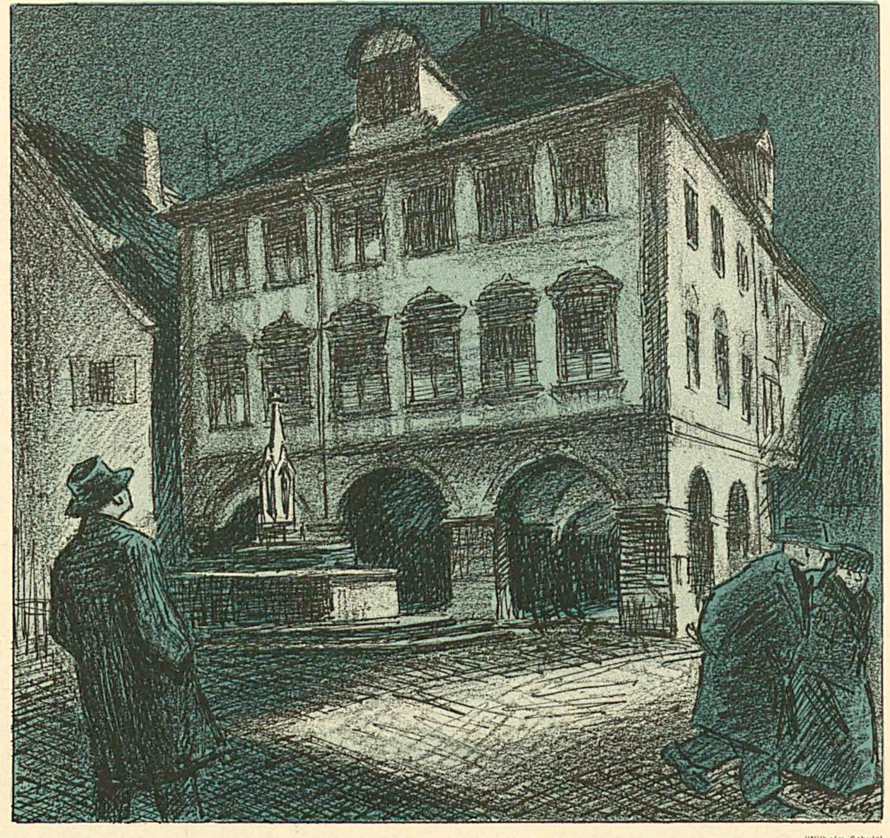
Friedenstörer zwischen Deutschland und Frankreich

(Karl Arnold)



„Nur Mut, Genosse Thorez! Er darf uns nicht über die Grenze!"

Traum im November / Von Dr. Owlglaß



(Wilhelm Schulz)

In der Nacht vor Allerseelen und da stand ich im Traum
auf dem Marktplatz daheim und erkannt' ihn doch kaum.

Der Brunnen, die Lauben — wie Schatten so stumm!
Viel Menschen, fremde Menschen, huschten raunend herum.

Und das Haus, drin als Kind ich geweint und gelacht,
steil hub sich's hinauf in die dunkelnde Nacht . . .

Da wußt' ich's mit einem Mal, wußt' es gewiß:
die Mutter, sie lebt noch — die längst mich verließ.
Dort droben, zuoberst, da haust sie allein,
hat scheu sich verkrochen und wartet nun mein.

Ich schob mich in Hast durch den murmelnden Hauf'.
Ein Einarm schloß mir die Pforte auf.

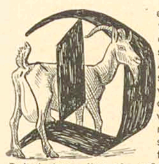
Das waren sie wieder, die Treppen so stolz,
erst graublauer Stein und dann schwärzliches Holz;
sie ächzten wie damals bei jeglichem Schritt
und nahmen doch hilfreich wie damals mich mit.
Und ich stieg und ich stieg durch die Dämm'rung hinan,
bis von oben die Stufen ein Schein überrann.

Achteckig glänzte ein Stüblein aus Glas;
wie das Licht im Laternchen die Mutter drin saß.
Eine Tür', o so schmal, tat auf ihren Spalt,
und ein Antlitz spähte nach unten, so alt:
wie verschrumpelte Aepfel das Wangenpaar,
aber Augen darüber, so blau und so klar.
Und ein Lächeln wuchs um den zahnlosen Mund,
bis ich endlich vor ihr auf der Schwelle stund.

Sie drückte mich zag an die welke Brust.
Sie flüsterte leise: „Ich hab's ja gewußt,
ich hab's ja gespürt diese lange bange Nacht,
wie hab' ich's gespürt, daß du meiner gedacht!"
— — — — — — — — — —

Die Geschichte von den starkriechenden Ziegen

Eine amerikanische Groteske / Von Captain Meek



Der Rohrleger kam mit wankenden Knien aus dem Hinterhof des Hauses, das Hauptmann Adams bewohnte, lehnte sich an den Zaun und wischte sich mit zitternder Hand den Schweiß vom Gesicht. Der Polizeimeister beobachtete den stummen Auftritt von ferne und kam heran. Dabei drang ihm ein außergewöhnlich übler Geruch in die Nasenlöcher. Er blieb stehen und prüfte ihn mit vorsichtigem Schnüffeln.

„Kanalgas", sagte er.

„Quatsch — Kanalgas!" versetzte der Rohrleger unfreundlich. „Ziegen!"

„Ziegen?", fragte der Sergeant überrascht.

„Ziegen!", bestätigte der Rohrleger festen Tones. „Hauptmann Adams hat für seinen Jungen 'nen Ziegenbock zum Spielen gekauft und ihn im Keller untergebracht. Gestern telefonierte Mrs. Adams mich an und sagte, es wäre Kanalgas im Hause. Ich wäre ja gleich gekommen, aber weil gestern Löhnungstag war — —"

„— und du infolgedessen besoffen warst —" schaltete der Polizeimeister ein.

„— und ich zur Löhnungskolonne kommandiert und infolgedessen nüchtern war", fuhr der Rohrleger fort, „konnte ich nich abkommen. Gestern morgen telefonierte sie nochmal wieder und sagte, es wäre schlimmer geworden. Als ich in den Keller kam, hab' ich gemeint, ich müßte mir 'ne Gasmaske umschnallen, sonst bliebe mir die Spucke weg. Die Gasrohre waren in Ordnung, soweit ich bei dem Gestank feststellen konnte. Ich konnte mir erst keinen Vers machen, bis der Junge mit seinem Ziegenbock 'reinkam. Da ging ich weg. Weil nämlich meines Bleibens nich mehr war."

„Ziegen haben einen ganz besonderen Geruch", sagte der Sergeant versonnen, „und wenn man es recht bedenkt, hat er wohl 'ne gewisse Ähnlichkeit mit Kanalgas. Ich entsinne mich, daß wir hier auf unserem Posten vor zwanzig Jahren oder so mal 'nen mächtigen Schrecken gehabt haben, weil es nach Kanalgas roch. Wir haben gesucht und gebuddelt wie unklug, und nachher stellte sich heraus, daß es von Ziegen kam. Das war damals, als wir den Ziegenmotor vom alten Pedro Lopez benutzten, um Wasser 'raufzupumpen."

„Ziegenmotor —?" fragte der Rohrleger. „Was is das denn für 'n dolles Ding?"

„Eine Vorrichtung, die wir im Jahre 1912 während der großen Trockenheit erfanden, um Wasser heraufzupumpen", antwortete der Sergeant nicht ohne Stolz. „Und wenn ich dir nu' nen Rat geben soll, denn nimm 'ne Gasmaske vor dein Kindergesicht und bring den Ziegenbock in 'ne andere Box, bevor Mrs. Adams dich mal auf Frühzündung einstellt. Hast du vielleicht einen Mann von der Strafexerzierkolonne gesehn? Ich hab' ihn schon vor ungefähr 'ner Stunde zur Kantine geschickt, weil er mir 'ne Packung Zigaretten holen sollte, und jetzt ist er weg."

„Ich habe keinen gesehen", antwortete der Rohrleger. „Aber wenn es dir darum zu tun is — ich hab' zufällig 'ne Schachtel. Komm mal n' bißchen von der Tür weg, damit wir nich mehr in Schußweite von dem Ziegenbock sind, und denn erklär' mir mal, was 'n Ziegenmotor is."

Der Sergeant ging über die Straße und suchte sich einen bequemen Baumstumpf aus. Dann griff er nach den Zigaretten des Rohrlegers.

„Bohnenstroh", bemerkte er. „Riechen beinahe ebenso schlimm wie 'n Ziegenbock."

Er zündete sich eine davon an, tat ein paar bedachtsame, paffende Züge und lehnte sich behaglich zurück.

„Hast du schon 'mal was von Schutzgeruch gehört?" fragte er.

„Nee", antwortete der Rohrleger.

„Da kann man nix machen. Aber von Schutzfärbung hast du bestimmt schon gehört, und das is in gewisser Weise was Ähnliches. Die Schutzfärbung is 'ne weise Vorkehrung der Natur zum Schutze kleiner und schwacher Tiere. Wenn du zum Beispiel das Chamaeleon nimmst — das ändert seine Farbe, um sich mit dem Hintergrund, auf dem es grade sitzt, ins Einvernehmen zu bringen."

„Was hat das Chamaeleon mit dem Ziegenmotor zu tun?" fragte der Rohrleger.

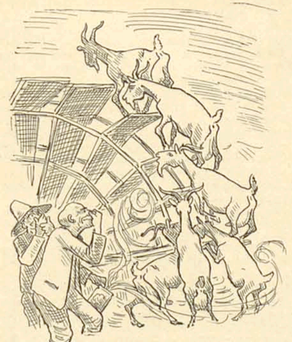
„Sehr viel, und das wirst du schon merken, wenn du mir zuhörst und nich das ganze Quasseln allein besorgst", sagte der Sergeant streng. „Der Schutzgeruch is für die Ziege dasselbe, was die Schutzfärbung für das Chamaeleon is. Er schützt sie vor den Gerüchen, die sie nich mag. Du hast wohl schon mal gemerkt, daß ein Stinktier sich aus seinem eigenen Geruch nichts macht, wohingegen er dir unangenehm is. Hinwiederum machst du dir nichts aus dem Geruch, den du Freitags abends an dir hast, während ein kräftiges, gesundes Stinktier umfallen und in Todeskampf geraten würde, wenn es 'mal die Nase von dir vollkriegen täte. Aber das gehört hier gar nich her; was hierher gehört, is, daß so 'ne Ziege sich an dem ganz besonderen Duft, den sie selber herstellt, nich stößt, und daß sie sich sozusagen in ihn einhüllt, um sich gegen andere Gerüche, die sie nich mag, zu schützen. Wenn du der Sache mal auf den Grund gehst, denn wirst du finden, daß der Ziegengeruch in seiner Stärke auf die Umgebung eingestellt is. Wenn sich ihm die Möglichkeit bietet, sich inmitten angenehmer Gerüche auszubreiten, denn verliert er seine Selbständigkeit. Wenn du ihn aber mit einem andern üblen Geruch zusammensperrst, denn verstärkt er sich solange, bis er den andern, den er nich ausstehn kann, untergekriegt hat."

Aber um bei der Geschichte zu bleiben: Wir hatten damals, im Jahre 1912, noch keine elektrische Pumpe, und wir waren darauf angewiesen, während der Regenzeit den Bach abzudämmen, um für die trockene Jahreszeit Wasser zu haben. Der Wasserstand war oft mächtig niedrig, aber wir halfen uns immer so durch, bis wir 1912 'ne ganz unerwartet lange Trockenheit kriegten, da merkten wir denn ja, daß unser Wasser alle werden würde, und der Alte ließ sich den Bezirksingenieur kommen.

Ging 'ne Weile in tiefen Gedanken 'rum, der Mann, aber weil ich auch 'mal in die Ingenieurwissenschaft reingerochen hatte, konnte ich ihm mit meinem wertvollen Rat helfen. Was dabei herauskam, war 'ne Art von Tretmühle, die von zwei Leuten durch Spazierengehn auf dem Fleck betrieben werden konnte. Manche Stunde hab' ich damit verbracht, die Mühle zu treten und Wasser zu pumpen."

„Wegen der Gesundheit oder beim Strafexezieren?" fragte der Rohrleger und feixte.

„Da es ja zwanzig Jahre her is, geb' ich zu, daß es beides war", sagte der Sergeant, „und schön war das eine wie das andere nicht — bloß zweckmäßig. Manche waren über das Getrete so wütend, daß es beinahe 'ne Meuterei gegeben hätte. Da kam eines Tages der alte Pedro Lopez angerückt und wollte die Erlaubnis haben, auf dem Magazingelände seine Ziegen weiden zu lassen. Der Alte wollte eigentlich nein sagen, aber da hatte ich 'ne Eingebung, und die sagte ich dem Adjutanten, und der sagte sie dem Alten. (Daß sie von **mir** stammte, sagte er natürlich **nich**.) Der Oberst sprang mit beiden Beinen drauf und teilte Lopez mit, wenn er jeden Tag acht Stunden lang Ziegenkraft für die Tretmühlenpumpe lieferte, könnte er bei uns soviel Ziegen weiden lassen, wie er wollte. Lopez sah sich die Mühle an und rechnete aus, daß sie von zehn Ziegen getrieben werden konnte, und daß seine Ziegen dafür ausreichten. Also ließ er seine Ziegenherde zu uns 'reinlaufen. Am andern Morgen suchte er zehn davon aus, und es konnte losgehen.



Zehn Minuten lang kletterten die Ziegen ganz ordentlich aufs Mühlrad, aber sie waren gar nich so dumm, wie wir gemeint hatten, daß sie wären. Als sie merkten, daß sie nirgendwohin kamen, blieben sie ganz einfach stehn und meckerten. Die ganze Mannschaft lief zusammen, um sich das Theater anzusehn, und der Alte hatte die Wut. Er gab Lopez zehn Minuten Zeit; bis dahin mußten die Ziegen arbeiten oder er sollte sich mit ihnen vom Gelände scheren. Mit Bitten und Betteln setzte Lopez es durch, daß er einen Tag Frist zum Nachdenken kriegte."

„Warum nahm er nich 'ne Peitsche?", fragte der Rohrleger.

„Weil", sagte der Sergeant und zündete sich eine frische Zigarette an, „man bei 'ner Ziege mit Gewalt nichts ausrichtet, ebensowenig wie bei 'nem Dackel oder 'nem Maultier. Man muß es mit Diplomatie machen. Lopez war sein ganzes Leben lang mit Ziegen umgegangen, und er kannte sie. Er hatte einen Ziegenbock namens Sancho, der bei ihm im Zelt schlafen durfte, und den er zärtlich liebte. Auch Sancho war rein vernarrt in seinen Herrn und folgte ihm auf Schritt und Tritt. Aber das gehört hier gar nich her; was hierher gehört, is, daß Lopez wußte, wie sehr die Ziegen schlechte Gerüche hassen. Er wußte auch, daß ihnen **ein** Geruch ganz besonders zuwider is: der von pikantem Käse. Na, er zog seine Schlüsse draus und begoß sie mit ungefähr 'nem Quart Aguardiente, und denn hatte er seine Eingebung. Er sauste zur Stadt und kaufte sich zwei Pfund von dem fettesten, durchsten Limburger Käse, den er kriegen konnte. Den brachte er sich in 'nem Einmachglas mit, und am andern Morgen konnte es denn ja losgehn.

Er stellte zehn Ziegen auf die Tretmühle, und denn stellte er sich selber drunter und machte das Einmachglas auf. Na, ich kann dir sagen, die Sache klappte wie Hexerei. Kaum hatten sie die erste Nase voll von dem Käse gekriegt, trampelten die Ziegen auf der Mühle los wie rein verrückt. Je schneller sie kletterten, um so schneller lief natürlich die Mühle, und nach zehn Minuten mußten wir 'ne Abteilung mit Eimern aufstellen und die Lager mit Wasser begießen, damit das Ding nich in Brand geriet. Nach 'ner halben Stunde waren die Ziegen vollständig ausgepumpt; also machte Lopez das Einmachglas zu, band sie los und stellte zehn frische ein. Dann machte er das Glas wieder auf, und los ging die Mühle. Der Alte stand dabei und freute sich wie'n Tüt.

Eine Woche lang ging es glänzend, und dann merkte Lopez, daß seine Ziegen nachließen. Er begriff das erst nich — bis jemand zufällig sagte, die Ziegen röchen viel stärker als früher. Da merkte Lopez, daß es sich da um das Naturwunder des Schutzgeruchs handelte. Die Ziegen steigerten ihren Geruch so schnell, daß der Käse nich mitkommen konnte, und es war nur noch 'ne Frage der Zeit, daß die ganze Erfindung stillstand. Das wollte Lopez ja nu nich; er setzte sich hinter 'n Viertel von seinem Feuerwasser und brachte sein Gehirn in Schwung, damit ihm ein Ausweg einfiel."

„Er brauchte doch nur was zu finden, das noch schlimmer roch als Limburger Käse", bemerkte der Rohrleger.

„Richtig", sagte der Sergeant. „Aber kennst du so was?"

Der Rohrleger kannte nichts.

„Lopez", fuhr der Sergeant fort, „kannte sich in der Wissenschaft der Käsebereitung ganz gut aus, und er beschloß, 'mal zu versuchen, ob er nich 'nen Käse machen könnte, der den Ziegen gewachsen war. Wie er es machte, weiß ich nich genau — aber endlich hatte er's geschafft.

Als er fertig war, hatten die Ziegen schon beinahe mit der Arbeit aufgehört, und der Alte wurde schon wieder ungeduldig. Als aber Lopez 'ne frische Belegschaft aufstellte und seinen Käsetopf aufmachte, war das Gestrampel ebenso groß, wenn nich größer als damals bei dem Limburger. Ein paar Wochen lang herrschte eitel Freude; dann wiederholte sich die Geschichte. Die Ziegen ließen nach. Diesmal aber war Lopez auf dem Posten. Er hatte 'nen neuen Käse ausgearbeitet, und gerade, als der frühere nich mehr wirkte, setzte er den neuen ein, der den andern an Wirkung weit hinter sich ließ.
Natürlich steigerten die Ziegen fortgesetzt ihren Geruch, und deshalb mußte auch jeder Käse stärker sein als sein Vorgänger. Lopez hatte das Käsemachen nu schon mächtig 'raus; er mußte nur immer aufpassen, ihn nich so stark zu machen, daß er die Ziegen erstickte, bevor sie ihren Schutzgeruch richtig entwickeln konnten. Deshalb mußte er, wenn der Käse neu war, am ersten und zweiten Tage die Ziegen ziemlich oft ablösen, sonst wären sie draufgegangen."

„Woran merkte er denn, daß er sie ablösen mußte?", fragte der Rohrleger.

„Zuerst handelte er nach dem Gefühl, aber als der Käse immer stärker wurde, mußte er bei der Arbeit 'ne Gasmaske tragen, und da verlor er natürlich den Maßstab. Der Bezirksingenieur nahm sich der Sache an und half Lopez, einen Stinkometer einzubau'n."

„Was zum Deubel is denn das — ein Stinkometer?", fragte der Rohrleger.

„Ein Stinkometer is 'ne Vorrichtung, die genau aufzeichnet, wieviel Zeit ein Käse braucht, um eine bestimmte Geruchmenge abzugeben. Das funktionierte so: ein Gewicht fiel auf einen Knopf, und denn stand die Mühle still, die Ziegen waren losgemacht und der Käsetopf war automatisch verschlossen. Blieb nur noch die Frage, wie zu erreichen war, daß das Gewicht grade im richtigen Augenblick 'runterfiel.
Du weißt wohl, daß nichts fremde Gerüche so bereitwillig annimmt wie Butter. Na, also der Ingenieur befestigte ein Pfund Butter genau über dem Knopf, bevor der Käsetopf geöffnet wurde. Je mehr Geruch der Käse von sich gab, um so mehr Geruch sog die Butter auf. Schließlich wurde diese Geruchkontrollmasse so stark, daß sie die Schnur sprengte, mit der sie festgebunden war und auf den von Lopez angebrachten Knopf herunterfiel. Nu brauchte Lopez nichts weiter zu tun, als daß er seine Ziegen festmachte, seinen Käsetopf öffnete und denn gleich die Ablösung holte. Wenn der Käse soviel Geruch abgegeben hatte, wie die Ziegen aushalten konnten, sprengte die Butter die Schnur und fiel auf den Knopf; die Mühle stand still, die Ziegen waren frei, und der Käsetopf war zu. Es war ein Leben voll eitel Wonne. Lopez machte stärkere und immer stärkere Käse, und wenn der neue fertig war, verkaufte er den alten. Die körperliche Bewegung bekam den Ziegen großartig, und alle waren glücklich."

„Nu möchte ich aber zum Deubel noch 'mal wissen, wer so etwas von Käse kaufte?", fragte der Rohrleger, und er konnte kaum sprechen vor Wut. „Den will doch niemand haben!"

„Eben darin irrst du, mein Sohn", versetzte der Sergeant. „Es war eine gewaltige Nachfrage danach, und je stärker er wurde, desto größer wurde die Nachfrage. Und das kam so: Damals wurde der Kanal zur Bucht ausgebaggert, und für die Bagger war ein Trupp portugiesischer Arbeiter angeworben. Diese Menschen sind sehr abergläubisch, und eine von ihren Abergläubischkeiten is es, daß ein schlechter Geruch das Fieber fernhält. Deshalb trug jeder von ihnen einen kleinen Beutel mit Asa foetida an 'ner Schnur um den Hals. Nu roch einer von diesen Portugiesen eines Tages zufällig Lopez seinen Käse, und da ließ er keine Ruhe, bis er 'n Stück davon kriegte, um es am Halse zu tragen. Lopez berechnete fünfzig Cents dafür, und der Mann freute sich halb tot. Am andern Morgen verkaufte Lopez den ganzen Käserest für einen Dollar pro Geruch. Das war damals sein fünfter Käse, und wenn Geruch 'n Wertgegenstand is, haben die Portugiesen en schönes Geschäft gemacht.
Als die Portugiesen mit Lopez seinem Käse um den Hals auf den Bagger kamen, wurde der Kapitän blaß und stellte ihnen eine Frist von elf Sekunden, um vom Schiff zu verdüften. Aber während er noch fluchte, hörte er ein schwaches Wimmern. Er sah sich um und erblickte 'ne dicke Ratte, die taumelnd auf die Reling zustrebte. Der Schweiß tropfte ihr von der Stirn, und sie torkelte vor Schwäche von einer Seite auf die andere, aber sie schaffte eisern den Weg bis zur Reling. Mit einem wimmernden Klagelaut tiefster Verzweiflung stürzte sie sich in das eisige Wasser.
Der Kapitän machte den Mund zu und fing an nachzudenken. Gleich drauf sah er, wie ein großer Kakerlak mit entschlossenem Schritt über das Deck marschierte; er hatte die Vorderbeine fest auf die Nasenlöcher gepreßt, und sein Gesicht trug den Ausdruck heftiger Übelkeit. Ihm folgte seine ganze Familie, von seinen Leibeserben, die auch schon altersgrau waren, bis hinab zu den Kindern der dreißigsten Generation, die noch in den Windeln gelegen hatten. Allesamt wanderten sie zur Reling und stürzten sich hinab; denn sie wollten lieber einen barmherzigen Tod in der Tiefe haben als noch länger mit Lopez seinem Käse beisammensein.
Der Kapitän stellte fest, daß alle Ratten und Kakerlaken, die bisher den Bagger zu ner Irrenanstalt für Tiere gemacht hatten, verschwunden waren. Das stimmte ihn menschenfreundlicher. Den Ausschlag aber gab der Erste Steuermann. Der lieh sich von einem der Leute 'nen Stück Käse, legte es in seine Kabine und machte die Tür zu. Vier Minuten später waren seine sämtlichen Wanzen erstickt. Als das der Kapitän hörte, sagte er den Arbeitern, sie könnten ihren Käse behalten, und fügte seine besten Segenswünsche hinzu. Aber das gehört hier gar nicht her; was hierher gehört, is, daß Lopez jedesmal, wenn er Käse zu verkaufen hatte, 'ne Menge Käufer fand. Es war 'n schönes Nebengeschäft für ihn. Aber das war noch nich alles. Nu kommt die Geschichte mit den Erdeichhörnchen."

„Erdeichhörnchen —?", fragte der Rohrleger. „Die gibt's hier doch gar nich."

„Damals gab es welche", sagte der Sergeant. „Massenhaft. Waren 'ne schwere Landplage. Aber mit den Erdeichhörnchen ist es so wie mit den Ziegen: sie mögen schlechte Gerüche nich. Manche von ihnen zogen deshalb gleich aus. Aber das große Wunder passierte, als Lopez seinen siebenten Käse losließ. Er hatte grade die erste Ziegenbelegschaft festgemacht und wollte die Ablösung holen, als er 'ne graue Linie sah, die sich hügelaufwärts zog. Er sah sich das 'mal näher an und merkte, daß der graue Strich sich bewegte. Er bestand nämlich aus lauter Erdeichhörnchen, alten und jungen. Da waren Großväter auf Krücken und Eichhörnchen in der Blüte des Lebens, die Nüsse, Ähren und andern wertvollen Familienbesitz schleppten; da waren Kinder, die noch auf dem Mutterarm saßen; und alle beseelte nur ein einziges Verlangen: wegzukommen aus dieser von Gott geschlagenen Gegend."

„Müssen ja wohl 'n langes Gedächtnis haben, diese Tiere. Sind bis heute nich wiedergekommen", sagte der Rohrleger.

„Das würdest du verstehn, wenn du Lopez seinen Käse gerochen hättest", sagte der Sergeant. „Hätte sich eigentlich 'n Denkmal verdient, der Mann. Na, im nächsten Jahr kriegten wir die elektrische Pumpe, die noch heute in Betrieb is. Und weil deine Zigaretten nu alle sind, will ich 'mal sehn, wo der Mann geblieben is, der mir welche holen sollte."

Der Sergeant stand auf und setzte sich in Bewegung. Der Rohrleger stand einen Augenblick unentschlossen; aber die Neugierde siegte über seinen Geiz. Er rief den Sergeanten zurück.

„Ich hab' noch 'ne Packung", sagte er. „Was wurde aus Lopez und seinen Ziegen?"

„Korkmundstück", sagte der Sergeant beifällig. „Die sind sowieso zu gut für dich." Er zündete sich eine der Zigaretten an und steckte den Rest in die Tasche. „Ja, das traurige Ende der Geschichte is ein hohes Lied der treuen Liebe und des heldenhaften Mutes.
Den ganzen Sommer lang machte Lopez stärkern und immer stärkern Käse, und seine Ziegen entwickelten ihren Schutzgeruch in gleicher Weise. Schließlich war der Gipfel erreicht. Lopez machte einen neuen Käse und stellte ihn abends in die Scheune, damit er sich über Nacht erst 'mal setzen sollte. Morgens legte er 'ne Gasmaske an und wollte seinen Käse holen; diesmal aber hatte er seine Sache *zu* gut gemacht. Du hast doch schon mal von 'nem Käse gehört, der so stark is, daß er läuft — ? Na, also *dieser* Käse *lief* nich — er *rannte*; und als Lopez in die Scheune kam, stürzte sich der Käse auf ihn. Lopez sah ihn kommen und ließ 'nen Schrei los, den sie bestimmt in San Franzisko gehört haben; dann machte er kehrt und nahm die Landstraße unter die Füße. Der Käse war ihm auf den Hacken. Lopez hatte 'nen kleinen Vorsprung und er lief, wie er im Leben noch nich gelaufen war; aber als er über die Schulter sah, erkannte er, daß der Käse ihn einholen würde. Er gab sich verloren."

„Was rettete ihn?", fragte der Rohrleger in höchster Spannung.

„Sancho, der Ziegenbock, von dem ich dir erzählt habe", antwortete der Sergeant ernst. „Als Lopez auf der Landstraße dahinrannte, sah er Sancho und schrie das treue Tier um Hilfe an. Sancho liebte seinen Herrn mit einer großen und opfermutigen Liebe, jener Liebe, die stärker is als alle Todesfurcht. Als er den Käse hinter Lopez herrasen sah, kämpfte er seinen natürlichen Widerwillen nieder, senkte die Hörner, stieß ein schallendes ‚Maeaeaeaeh!' aus und stürzte sich in den Kampf.
Wie 'ne Kanonenkugel sauste er an Lopez vorbei und gradenwegs auf den Käse los. Schon hatte er ihn beinahe erreicht, als er taumelte. Er schwankte einen Augenblick, stieß ein schwaches Stöhnen aus und versuchte zu fliehn; aber es war zu spät. Dieser Käse ging über seine Kräfte. Er sank tot zu Boden, ein Opfer der Liebe zu seinem Herrn."

„— — und der Käse erwischte Lopez", ergänzte der Rohrleger hoffnungsfroh.

„Nein", sagte der Sergeant. „Noch im Tode blieb Sanchos Opfermut Sieger. Du darfst nicht vergessen, daß Sancho mit der Entwicklung seines Schutzgeruchs schon über den vorletzten Käse hinaus war. Na, als der neue Käse bei Sancho angekommen war, sah ihn Lopez innehalten und straucheln. Einen Augenblick zu lange verweilte er bei der Leiche seines gefallenen Feindes. Als er die Verfolgung wieder aufnehmen wollte, vermochte er nur noch ein paar taumelnde Schritte zu tun. Dann legte auch er sich nieder und starb."

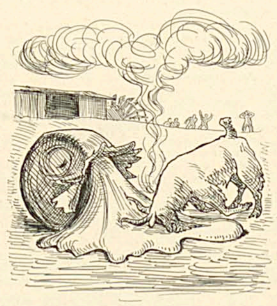
„Is das nu alles?", fragte der Rohrleger.

„Das is alles", antwortete der Sergeant. „Der Alte schickte 'ne Abteilung mit Gasmasken los; es wurde Korkholz über Sancho und den Käse gehäuft, Petroleum draufgegossen und das Ganze angezündet. Wir hatten grade 'nen kleinen Wasservorrat, und kurz drauf setzte die Regenzeit ein; deshalb brauchten wir den Ziegenmotor nich mehr. Als der Käse nich mehr benutzt wurde, kehrten die Ziegen sofort zu ihrer natürlichen Geruchsstärke zurück."

Der Sergeant ging in seinem behaglichen, aber würdevollen Schritt von dannen. Der Rohrleger kratzte sich versonnen den Kopf.

„Maeaeaeaeh!", bemerkte die Ziege im Keller des Hauptmanns Adams.

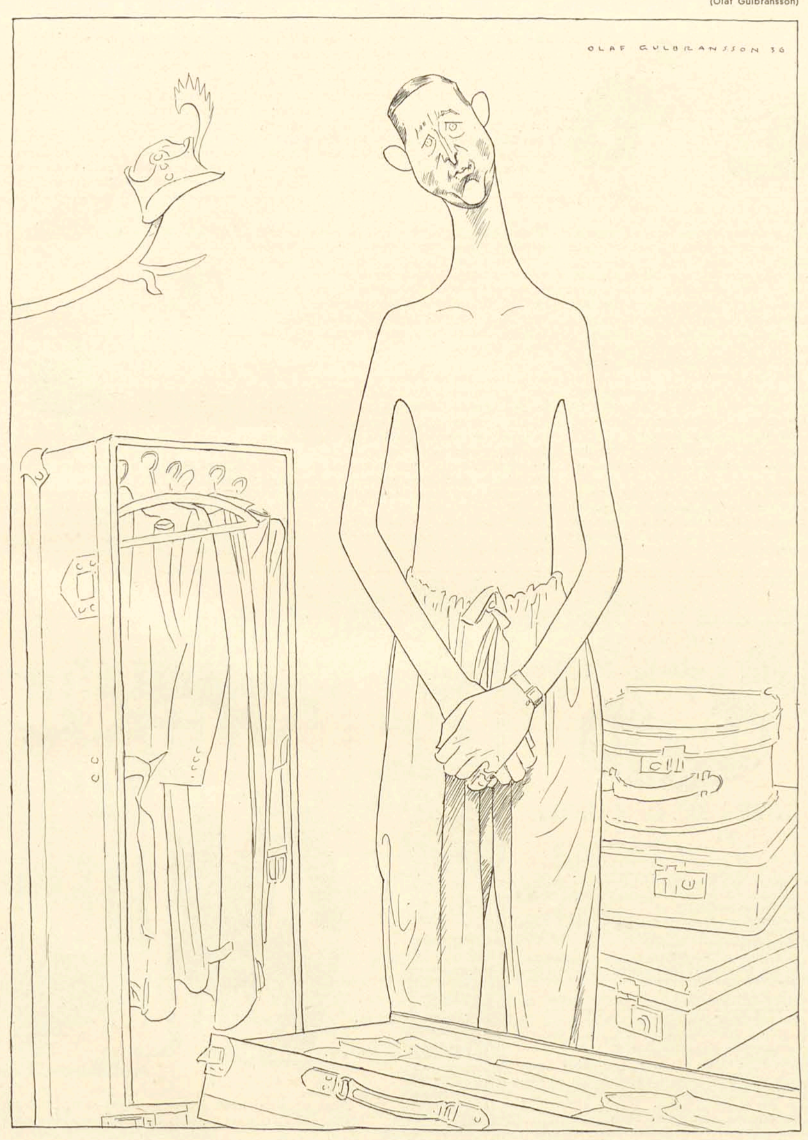
„Richtig", sagte der Rohrleger. „Darin muß ich dir beistimmen!"



(Zeichnungen v. F. Bilek. Berechtigte Übertragung v. Karl Lerbs)

Starhemberg ganz privat

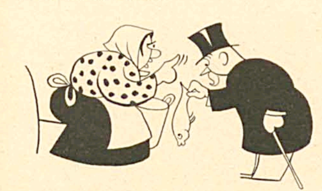
(Olaf Gulbransson)



„So, in die Koffer paßt's, das neue G'wand, aber ob ich wieder hineinpasse, ins Zivil?"

Lieber Simplicissimus

(Zeichnungen von O. Nückel)



Heute wie vor dreißig Jahren sitzt die Gesche auf ihrem Hocker vor dem groben Holztisch und bietet ihre Fische an.
Ein rüstiger alter Herr — Gang und wetterhartes Gesicht können den ehemaligen Seemann nicht verleugnen — nähert sich dem Stand. Der Alte mustert kritisch die ausgelegte Ware. Diesen und jenen Fisch nimmt er in die Hand und führt ihn an die Nase. Das ist zuviel für Gesche. „Min Fisch sind alle god und frisch, da dran gibt's nicks to rücken!" keift ihre Stimme.

„Wer seggt denn, dat ich daran gerochen hab', min Deern", lächelt seelenruhig der alte Herr. „Ich hab' mich ja bloß was vertellt mit dem Schellfisch — — ich habe ihm was gefragt!"
„Was gefragt — — —?, nu laten Se mi mit dem dummen Snack in Ruhe!", wird Gesche ungeduldig.
Der Alte blitzt die Fischfrau mit seinen hellen alten Äuglein an. „Ich hab ihm gefragt, ob's gestern noch so stürmisch auf der Nordsee war; he seggt aber, det kann er mir nich sagen, er sei schon acht Tage an Land!"

Der Sohn unseres Sparkassenvorstandes ist ein großer Tunichtgut; sein Vater ist nicht zu beneiden. Beruflich hat es das Früchtchen nicht weit gebracht, trotz seiner 25 Jahre. Ständig wechselnde Liebschaften sind die einzigen Erfolge, die er aufzuweisen hat.
Neulich nun trifft der Alte den Sohn zufällig draußen vor dem Städtchen auf einer Bank; der Junge hat ein Mädchen bei sich. Wütend über ein solches Gebaren gibt er dem Jüngling eine gehörige Ohrfeige und schreit: „In deinem Alter hat man Geld auf der Bank, kein Mädle!"

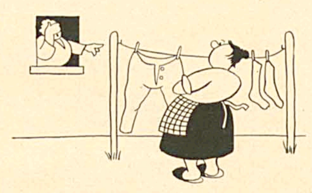
*

Meine Freundin betätigt sich in einem Kindergarten im Westen Berlins, dem mitunter auch ausländische Gäste ihre Sprößlinge zur Aufbewahrung anvertrauen. Neulich war ein kleiner Grieche da, der auf den anspruchsvollen Namen „Sophokles" hörte. Kaum war er den anderen vorgestellt, hatte sein Name auch schon eine Abwandlung ins Verständliche erfahren. Hinfort wurde er „Sofa-Klecks" gerufen.

*

In dem größeren Wirtshaus, in dem wir schon jahrelang verkehren, komme ich manchmal zwangsläufig auch mit dem alten Fraule ins Gespräch, das draußen am verschwiegenen, doch gleichwohl gut besuchten „Örtchen" ihres Amtes waltet.
„Jetzt ist es eben schon wieder Herbst", seufzte ich neulich, „. . . aber jede Jahreszeit hat ihr Gutes!"
„Oh ja", sagte sie mit einem treuherzigen Augenaufschlag, „sobald neuer Wein ausgeschenkt wird, zieht 's Geschäft bei mir an."

Zu einer jungen Fotografin kommt ein älterer Herr, der nur gebrochen deutsch spricht.
„Möchte bitten eine Bild von mich", sagt er und streicht seinen kurz gehaltenen Vollbart.
„Wie wünschen Sie die Aufnahme?" fragt die Fotografin.
„Schönes Bild, aberr ohne Hose!" Seine Hände flattern abwärts.
Die junge Fotografin wird rot.
„Bedauere sehr", sagt sie eisig, „solche Aufnahmen werden in meinem Atelier nicht hergestellt!"
Da zeigt der ältere Herr mit seinem Daumen auf seinen obersten Westenknopf und knarrt:
„Warum können nicht Bild machen bis hierher?"
„Ach so, Sie meinen ein Brustbild!"
„Natürlich, ist doch Bild ohne Hose!"



Unsere Pfarrfrau hat einen stark pietistischen Einschlag.
Als ihr Mädchen kürzlich im Garten die pfarrhäusliche Unterwäsche aufhängte, so daß sie vom Weg aus sichtbar war, rief die Pfarrerin von oben:
„Minna, hänge Se weiter hinte auf; die Wäsch' erinnert die Leut' so ans Irdische!"

Lieber Simplicissimus



Der Stadtförster eines Kurortes stellte in den erweiterten Parkanlagen Holzdiebe. Diese aber rissen aus und riefen aus sicherer Entfernung und Deckung dem schon älteren Manne die bekannte Aufforderung aus „Götz von Berlichingen" zu. Darob meinte eine dem Förster entgegenkommende Dame: „Sie haben einen schweren Beruf!"

*

In der Sitzung sowjetrussischer Beamter finden eingehende Erwägungen und Besprechungen statt: „Stroh als Lager ist zweifelsohne das geeignetste", meint der eine.
„Und Kleie mit Kartoffelschalen vermischt hat sich überall als sehr nahrhaft erwiesen", sagt ein zweiter.
„Man könnte vielleicht einen durchgehenden Trog anbringen", schlägt ein dritter vor, „in den an der einen Seite das Futter hineingeschüttet wird. So können alle reihenweise zugleich fressen."
„Und wie denken sich die werten Genossen die Regelung der Abortfrage?", bemerkt ein später Hinzugekommener, der die Besprechung nicht von Anfang an mithörte.
Allerseits großes Erstaunen.
„Abortfrage? Wieso Abortfrage? Wir reden doch hier von Schweinezucht."
„Schweinezucht? Oh, das ist etwas anderes! Ich dachte, es wird über die neuen staatlichen Muster-Arbeiterhäuser beraten."

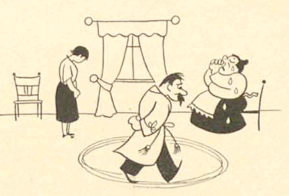
*

Christine war lange bei uns beschäftigt und ging jeden Abend allein durch den Wald heim ins Nachbardorf.
Eines Tages jedoch war es leider nicht mehr zu verheimlichen, daß sie einer Niederkunft entgegensah, und eine Frau, die neben uns wohnt, brach darob in große moralische Entrüstung aus. Einen Teil der Schuld schob sie auch uns zu.
„Man läßt eben", rief sie emphatisch aus, „ein junges Mädchen nicht nachts allein durch den Wald gehen!"
„Es ist passiert", erwiderte mein Mann milde, „als wir ihr ausnahmsweise einmal männlichen Schutz mitgaben!"

*

Die Besucher einer großen Privatklinik brachten durch ihr Kommen und Gehen eine derartige Unruhe ins Haus, daß die Nachtschwester tagsüber nicht die Erholung fand, die sie für ihre nächtliche Tätigkeit unbedingt brauchte.
Eines Tages klagte sie dem Chefarzt ihr Leid, der einsichtig genug war, sofort ein großes Schild: „Bitte, denken sie an die Nachtschwester!" auf dem Tisch in der Vorhalle der Klinik aufstellen zu lassen.
Als am nächsten Abend die Schwester ihren Dienst antrat, entdeckte sie in der Aschenschale neben dem Schild ein Markstück, einen Fünfziger und etliches Kupfergeld ...

*

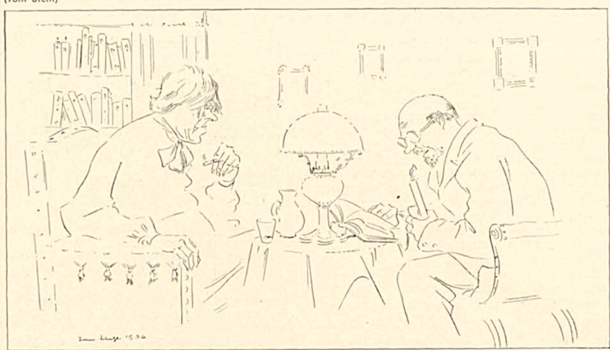


Sehr bigotte Verwandte von uns haben eine Tochter, die jetzt in dem Alter ist, wo die heranwachsende Jugend zielstrebig darnach trachtet, zu ihrem Recht zu kommen.
Trotz sehr strenger Zucht bringt es das Mädchen immer wieder fertig, sich mit ihrem Schatz zu treffen.
Aber die wachsamen Alten kommen meistens dahinter und halten ihr dann tagelang ihr „sündiges Tun" vor.
Als sie der junge Bursche letzhin wieder zu einem Stelldichein bat, meinte sie: „Ich komm' ja, wenn's irgend geht; aber wenn man immer nachher tagelang zerknirscht sein soll, verliert man mit der Zeit jede Lust am Sündige'."

*

Ich wollte neulich in einem Ort eine Maschine verkaufen; sie gefiel dem Betreffenden, aber er sagte, er habe „Unglück im Stall" gehabt, deshalb müsse er von einer Anschaffung absehen.
Das sah ich ein und ging ins Haus nebenan.
„Hören Sie mal", sagte ich dort im Verlauf des Gesprächs, „stimmt's bei Ihrem Nachbarn mit dem Vieh nicht, weil er von ‚Unglück im Stall' spricht?"
„Mit dem Vieh schon", antwortete der andere gelassen, „aber mit seiner letzten Stallmagd net!"

(Toni Bichl)



„Warum stellst du neuerdings eigentlich immer diese blödsinnige Petroleumlampe auf den Tisch?“ — „Aus Stilgefühl: Pflege altschwabinger Brauchtums!“

Der Mostschädel

Ein Onkel von mir hat eine Zeitlang stark getrunken; aber nun hat ihn seine Frau so weit, daß er sich „bekehrte“ und mit ihr statt ins Wirtshaus in die „Stunde“ einer kleinen Sekte geht. In einigen Falten seines kleinen Gehirns scheint aber doch noch der Alkohol zu spuken. Er versucht bei seiner Frau immer wieder durchzusetzen, daß man wenigstens den im Schwäbischen üblichen Apfelmost in den Keller tue. Jedoch ohne Erfolg.

„Ich kann gar net verstehe“, sagte neulich sein Nachbar zu ihm, „daß du als ‚Bekehrter‘ von deiner Frau verlangst, sie soll dir abends Moscht hinstelle! In der Bibel steht bloß, daß sie ihm einen Apfel gereicht hat; von Moscht kommt weit und breit nix drin vor!“

Der Onkel

Von Theodor Heinz Köhler

Als mein Onkel aus dem Ausland heimkehrte, zog er zu uns, weil er — wie Vater sagte — ohne Frau war. Ich war damals noch ein kleiner Junge, und wir freundeten uns an. Er erzählte mir aus fernen Ländern, in denen er gereist war, und manchmal ruderten wir gemeinsam auf dem Stadtteich.

Eines Tages sagte mein Onkel zu mir: „Daß du dich von solch Kindermädchen spazieren führen läßt, verstehe ich nicht, nein!“

Bestürzt sah ich ihn an. Ich hatte mir nie etwas dabei gedacht, wenn unser Hausmädchen mich nach dem Mittagessen bei der Hand nahm und mit mir spazieren ging, nur langweilig war es manchmal. „Ja“, fuhr der Onkel fort, „die rechten Männer gehören zu den Männern und nicht anders. Ein rechter Mann willst du doch werden, wie?“ Und ob ich das wollte! So lag ich in der Nacht, die darauf folgte, lange wach. Ich kämpfte gleichsam mit mir, und spät — es schlug wohl schon elf Uhr — verwarf ich mein früheres Leben. Ich wollte von neuem beginnen; denn ich hatte begriffen, was der Onkel meinte, und ich wußte nun auch, warum man mich immer belächelt hatte, wenn ich mich mit unserem Mädchen zeigte.

Am anderen Tage widersetzte ich mich dem Mädchen, als sie mich bei der Hand nehmen wollte. Mutter schalt mich, aber der Onkel, der hinzukam, lachte mich an. Da war ich sehr stolz und wußte, daß ich doch ein rechter Mann werden würde. Nun gingen wir spazieren, der Onkel und ich. Wir führten männliche Gespräche, in denen nur männliche Worte gebraucht wurden, wir liefen abseits der ordentlichen Wege, und für die Mädchen und Frauen hatten wir nur ein Lächeln, ja, es ging so weit, daß wir uns beim Mittagsmahl auf die Seite des Tisches setzten, wo nur die Männer saßen.

Ach, es war eine glückliche Zeit ... bis jene große Enttäuschung kam!

Mir war längst aufgefallen, daß der Onkel an manchen Abenden nicht daheim war, aber ich dachte mir nichts dabei, denn ein Mann hatte sicher mancherlei zu tun, auch nachts. Es waren Ferien, ich war bei der Großmutter gewesen, und als ich heimkam, war der Onkel ausgezogen. „Er hat geheiratet", sagte Mutter. Ich fragte noch einmal; denn ich hatte wohl falsch gehört. „Ja, eine Frau hat er sich genommen!", fügte Mutter hinzu. Ich stand ganz still, es war mir, als müßten nun die Wände der Stube einfallen, als wäre nun alles aus. Aber dann schlug es heiß in mir hoch, ich begriff, daß ich verraten war, ich lief aus der Stube und schloß mich in mein Zimmer ein. Dort weinte ich. Die Eltern wollten den Onkel in seiner neuen Wohnung besuchen, und ich sollte mitgehen. Aber ich mochte nicht. „Warum nur, er ist doch dein Freund?", sagte mein Vater. „Warum?", brach es aus mir, „weil er mich verraten hat, der ... der ...!" Die anderen Worte erstickten in meinem Schluchzen. Ich schwor mir, den Onkel niemals wieder anzusehen, gleich gar nicht mit ihm zu sprechen.

Eine Anzahl Jahre verstrichen. Es war vor einem Lichtspielhaus. Die Vorführung war eben beendet, die Menschen strömten heraus. Da sah ich den Onkel, an seiner Seite seine Frau. Wir blickten uns an. Ich merkte, wie des Onkels Augen sich von mir wandten zu der jungen Person neben mir. Da sah ich, wie er lächelte, gerade so wie vor Jahren; denn ich war nicht allein ...

Wahre Geschichtchen

Sie kannten sich schon lange, die beiden und sie liebten sich ebenso lange und eines Tages beschlossen sie zu heiraten. So ging der junge Mann zu dem Vater des Mädchens.

Der Vater betrachtete sich den künftigen Schwiegersohn genau. „Hm", sagte er dann, „glauben Sie wirklich, daß Sie meine Tochter glücklich machen können?"

Es entstand eine Pause, und schließlich sagte der junge Mann: „Warum nicht, wenn ... wenn sie sich etwas Mühe gibt!"

*

In der chirurgischen Abteilung eines schwäbischen Krankenhauses kommt es vor, daß man Kranke halb scherzhaft, halb in der Hitze der Arbeit, nur mit dem Leiden bezeichnet, das sie hergeführt hat. So höre ich beim Besuch eines Angehörigen eine Schwester zur Oberschwester sagen:

„Der Blinddarm von Zimmer 23 möchte das Kröpfle auf 19 b'suche, geht das?"

Am Schreibautomaten im Postamt

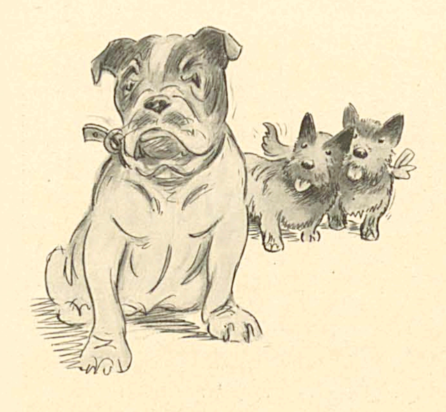
(J. Sauer)



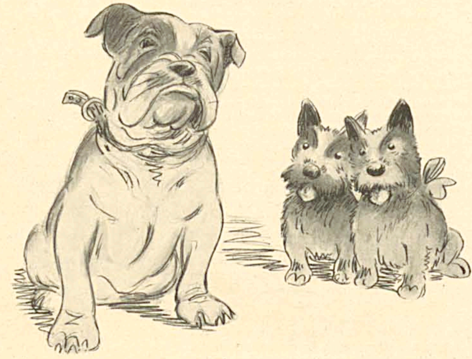
„Zu dumm, der Gedankenstrich schlägt nicht an!" — „Kein Wunder, auf der Schreibmaschine werden eben fast nur Liebesbriefe geschrieben!"

Ein urgemütliches Vieh

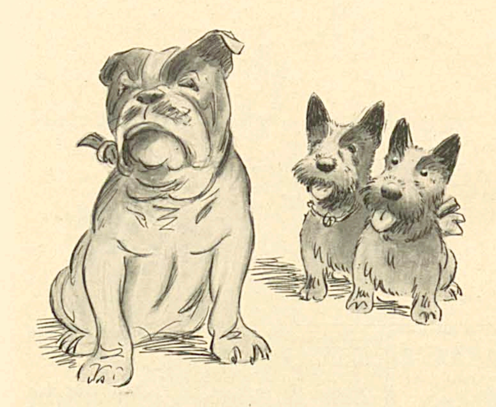
(C. O. Petersen)



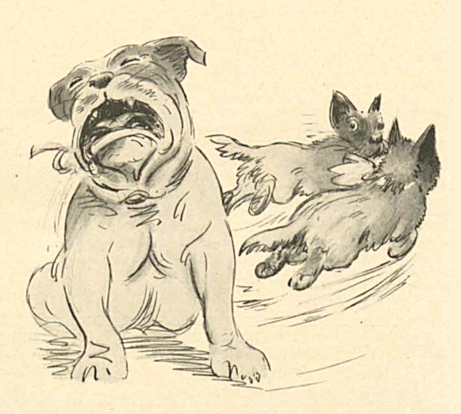
„Was ist denn das für einer?“ –



„Das ist ein eingefleischter Junggeselle!“ –



„Mit dem darf man alles machen!“ –



„Um Himmelswillen, rette sich, wer kann!“

Unsagbar peinliche Begebenheit

Ein begütertes, nettes, wenn auch etwas „steifes“ bremisches Ehepaar, aus der Sphäre jener oberen Fünfhundert, die man einstmals mit Hochachtung als die „guten Kreise“ zu bezeichnen pflegte, hatte einmal — zweieinhalb Jahrzehnte wird's her sein — an einer Festlichkeit teilgenommen. Als die Herrschaften nun mitten in der Nacht vor ihrem Hause anlangten, mußten sie feststellen, daß sie nicht hineinkonnten. Sie hatten den Schlüssel vergessen. Nun, guter Rat war nicht eben teuer, und Hillmanns Hotel war nicht eben weit. Das Peinliche war nur der gänzliche Mangel an Gepäck. Der Zwischenfall durfte also als verhältnismäßig bedeutungslos angesehen werden.

Das war indessen ein Trugschluß. Der Herr hatte nicht bedacht, daß ein Mitglied der bremischen Gesellschaft normalerweise mit den Nachtportiers der Hotels nicht in Berührung kam und ihnen daher unbekannt war. Er hatte ferner nicht bedacht, daß er an einem nervösen Übel litt, das ihn oft zu einem Augenzwinkern nötigte und seinen Worten das Gepräge einer ganz unbeabsichtigten Vertraulichkeit verlieh — und daß ihn dieses Übel ausgerechnet in dem Augenblick befallen würde, als er ein Zimmer für sich und seine Frau verlangte.

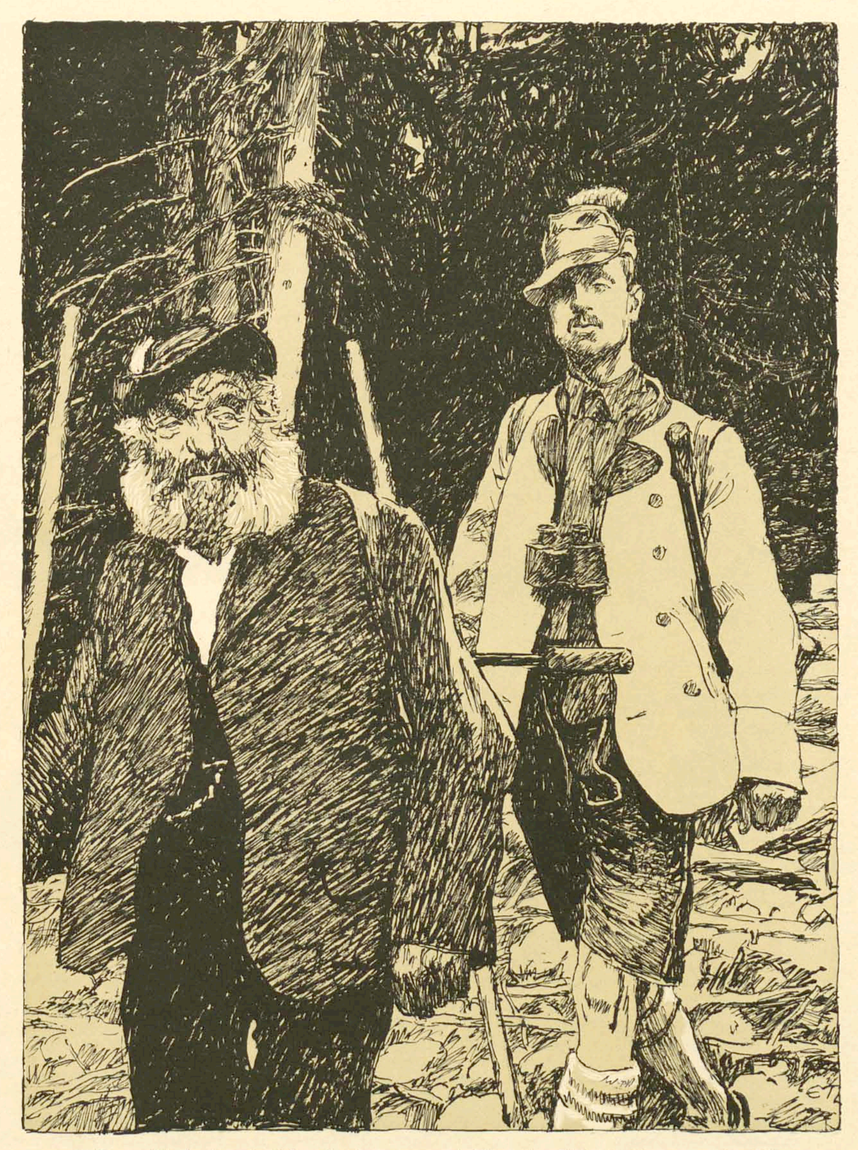
Der Portier sah das Zwinkern. Sein Blick wanderte zu der Stelle, wo anständige Gäste bei der Ankunft ihr Gepäck abzusetzen pflegen: Sie war leer. Man kann es verstehen, wenn auch nicht verzeihen, daß ein entsetzliches Mißverständnis bei ihm Platz griff. Er erstarrte zu eisig erhabener Abwehr und wandte dem Ehepaar die Seite — man konnte schon beinahe sagen: den Rücken zu.

„Bedaure“, sagte er, „so etwas gibt es bei uns nicht!“

Karl Lerbs

Fragen im Walde

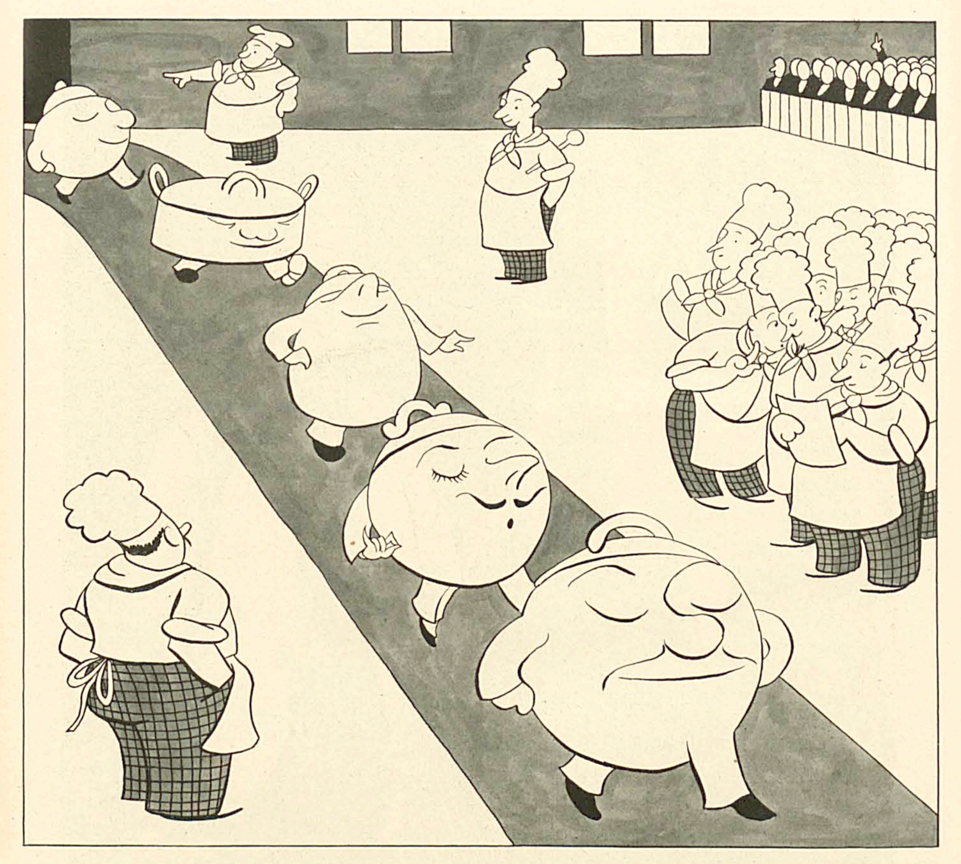
(Eduard Thöny)



„Sagen Sie 'mal, mein lieber Dachser, warum brüllen eigentlich die Hirsche so laut?"
„Weil halt die ihre Madeln net telefonisch anruf'n könna, net wahr, Herr Dokta!"

Ausklang der Gastwirtsmesse in Berlin

(O. Nückel)



Die preisgekrönten Eintöpfe marschieren ins Land

In der Kelter / Von Georg Schwarz

Nach zwei Seiten schwankt und dankt
Das wohlgefüllte Faß,
Verneigt sich vor den Winzern, wankt,
Macht wackelnd seinen Spaß.

Und tanzt hinaus mit einem Strauß
Im Hahnen und im Spund.
Die Jugend wirbelt ihm voraus,
Am Schlauche sog ihr Mund.

Sie sind verzaubert ohne Wein;
Schon steht das Faß umringt,
Faßreiter möchten alle sein,
Und einer lacht und singt:

Hopp, Rößlein, hopp!
Wie bist du voll!
Lauf' mal Galopp,
Sonst werd' ich toll!

Mußt vor mir sein
Beim Kirmesfest:
Zuerst der Wein
Und dann die Gäst'!

Wild geht's da her,
Bin kirmestoll —!
Dann bist du leer,
Und ich bin voll!

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. III. Vj. 36 11643. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Das Kissen

Von

Hasse Zetterström

Brovin und ich kamen früh an den Dampfer hinunter. Es war erst fünf Uhr morgens, und uns war zumute, als wären wir ausschließlich zu dem Zweck aufgestanden, uns schlafen zu legen.

Wir standen im Hintersalon des Dampfers, und unsere müden Augen starrten nach zwei freien Schlafplätzen. Sie waren auch da, aber gleichzeitig entdeckten wir etwas, was den Anlaß zu dem Gespräch bildet, das nun folgt. Dieses Gespräch wird in flüsterndem, rücksichtsvollem Ton geführt, um die Schlafenden im Salon nicht zu stören. Brovin hat sich auf seinen Platz gesetzt:

„Hier fehlt das Kissen! Mein Kissen fehlt!"

„Ich habe eins. Sicherheitshalber werde ich mein Taschentuch drüberlegen. Man kann in diesen feuchten Zeiten nicht vorsichtig genug sein."

„Da liegt ein Kerl, der zwei Kissen hat! Er hat mein Kissen! Das ist gemein!"

„Natürlich ist es gemein, aber vielleicht liegt er gern mit dem Kopf hoch."

„Ich kann nicht ohne Kissen schlafen! Er muß mir das Kissen wiedergeben! Mein Kissen!"

„Ja, aber er schläft. Du hörst doch, daß er schläft. Es ist schade, wenn man ihn weckt. Vielleicht ist er die ganze Nacht aufgewesen."

„Das geht mich nichts an. Ich bin nicht sentimental, morgens, wenn ich kein Kissen habe. Übrigens reagiere ich auf alle Ungerechtigkeiten. Du, der du ein denkendes Wesen vorstellen sollst, siehst wohl, daß diese Situation ein Bild der menschlichen Gesellschaft ist. Da liegt er, der Parasit, und schläft auf meinem, des ehrlichen, strebsamen Mitbürgers Kissen!"

„Ich habe geglaubt, daß es zum Dampfer gehört . . ."

„Sei nicht so dumm. Hier gehört ein Kissen auf jeden Platz. Wir haben jeder ein Recht auf unser Kissen, aber der da hat sich zwei genommen. Er weiß ganz genau, daß andre kommen, von denen jeder sein Kissen morgens haben will, die müde sind und Ruhe nötig haben."

„Wie kannst du nur soviel reden um diese Tageszeit?!"

„Ich bin immer munter, wenn es sich um irgendwelche Kränkungen und Beleidigungen handelt! Mitten in der Nacht kann ich aufstehen und für mein Recht kämpfen — mein Rechtsempfinden schläft nie."

„Das kann ich mir denken — aber meins hat es nötig. Was willst du nun tun, um die Geschichte zu erledigen?"

„Ich weiß nicht. Ich könnte ja den Kapitän des Dampfers rufen, aber der hat anderes zu tun. Und das Kajütenmädchen ist noch nicht wach. Sie kommt nicht vor halb sechs Uhr 'raus."

„Du könntest ja deinen Überzieher zu einem Kissen zusammenrollen und auf ihm schlafen."

„Das kann ich nicht!"

„Warum nicht?"

„Glaubst du vielleicht, daß ich einen Augenblick schlafen könnte mit einem zusammengerollten Überzieher als Kissen, wenn ich weiß, daß mein rechtmäßiges Kissen unter dem Glatzkopf eines anderen liegt?"

„Er hat dunkles, geringeltes Haar."

„Das verabscheue ich! Lieber gar kein Haar als dunkles, geringeltes! Einem Menschen mit geringeltem Haar ist n i c h t zu trauen. Das kannst du beobachten. Außerdem ist es unästhetisch."

Ich fühlte, wie nahe ich dem Einschlafen war, wo ich saß. Müde reichte ich Brovin mein Kissen und sagte:

„Nimm das hier, damit wir Ruhe kriegen. Ich brauche kein Kissen. Ich schlafe besser ohne."

„Das kann ich nicht. Das ist dein Kissen, und eine Ungerechtigkeit gegen dich ist eine Ungerechtigkeit gegen mich. Wenn du aber unbedingt willst, daß ich das Kissen haben soll, dann nehme ich es. Die Wünsche meiner Freunde sind mir Gesetz."

Brovin nahm das Kissen. Da hob der Mann mit den beiden Kissen das eine Augenlid und sagte:

„Das ist ja ein verfluchtes Gequatsche mitten in der Nacht! Haltet 's Maul und schlaft, damit endlich mal Ruhe ist!"

Brovin drehte sich sofort nach der Wand um, den Kopf auf meinem Kissen, und weg war er.

Ich lag still auf dem Rücken und überlegte.

Nach einer Weile, als ich hörte, daß der Mann mit den beiden Kissen schlief, schlich ich mich leise zu ihm hin, zog ihm behutsam das untere Kissen fort, und, da er nicht aufwachte, nahm ich mir auch das obere, schlich mich zurück und legte mich ruhig schlafen.

Ich habe immer gern mit dem Kopf hoch gelegen. Es ist vielleicht nicht gesund, aber es ist angenehm.

(Aus dem Schwedischen von M. Müller-Assindia)

Die Waldhexe





Die Haselnüsse

Von Anton Schnack

Ihretwegen ist der Herbst so schön,
Ihretwegen das Gesträuch der Höh'n,
Wo sie wachsen steigt der Häher auf,
Und der Hase raschelt fort mit schnellem Lauf
In den Wald voll Windgestöhn.

Ihretwegen sind die Hügel aufgesucht,
Ihretwegen Hang und Trümmerschlucht,
Die der Knabenfuß in scheuer Hast betrat;
Ihretwegen der verborg'ne Jägerpfad,
Mord und Geisterumtrieb haben ihn verflucht.

Irgendwo knallt eine Hasenjagd,
Dumpf im Walde wird ein Stamm gehackt,
Herrlich ist der faule Kräuterhauch,
Tief am Boden treibt der Feuerrauch,
Eichhorn sitzt im Strauch und knackt.

Vor dem Froste waren alle Blätter grün,
Die jetzt in brandroten Todesfarben glüh'n,
Und der Wind trägt sie zum nahen Fluß.
Aus den Hülsen aber streckt sich keck und kühn
Die gebräunte Spitze der gereiften Nuß.

In Erinnerung an wärmere Tage

(R. Kriesch)



„Ach Edmund! Wird unsere Liebe den Winter übersteh'n?" – „Mut, Brigitte, Novembertage sind oft ganz mild!"

41. Jahrgang / Nummer 33

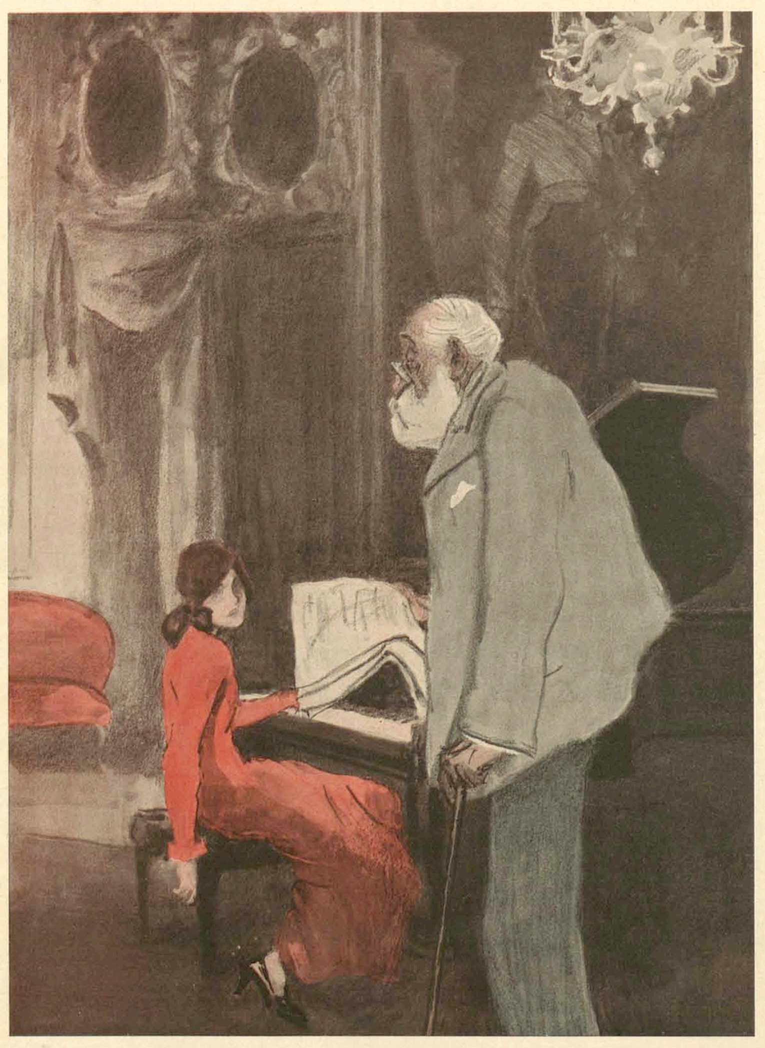
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

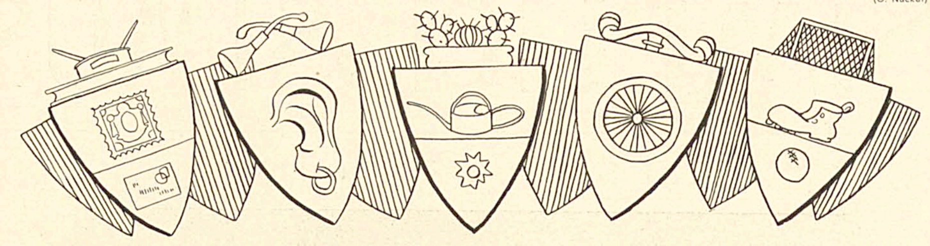
Auf Schloß Zeitvorbei

(Eduard Thöny)



„Großpapa, ich möcht' zu gern Säuglingsschwester werden!" — „Da haben wir die Vererbung: genau so extravagant wie deine Mutter selig, die wollt' Radfahren lernen!"

(O. Nückel)



Ihre Zahl ist zahllos!

Sie sind vielleicht der Meinung, daß Sie die Mächte, von denen alles abhängt in der Welt, mit Leichtigkeit nennen könnten, und Sie glauben, daß die Finger Ihrer Hände doch wohl ausreichen würden, die Zahl dieser Großmächte aufzuzählen. Mit nichten, donnere ich Ihnen entgegen, und wenn Sie noch die Zehen Ihrer Füße dazu nehmen, auch diese würden nicht ausreichen, die Zahl der Ihnen unbekannten und doch vertrauten Größen zu errechnen. Da sind, da sind die Radfahrer. Das Wort ist ausgesprochen, und merkwürdigerweise bin ich noch nicht unter die Räder gekommen und von Ballonreifen dem Erdboden gleichgemacht worden. Sie wissen ja, es wurde häufig behauptet, die Radfahrer seien an allem schuld. Das ist natürlich eine schauerliche Übertreibung, die nur der benzinbeschwingten Phantasie eines Motorradfahrers entspringen konnte, aber, glücklicherweise, denen sind die Autofahrer wieder über und sie machen sie für alles Leid der Straßenwelt verantwortlich. Ich jedenfalls bin weit davon entfernt, den Radfahrern einen Knüppel zwischen die Speichen zu werfen und ihnen die Schuld in die Räder zu schieben. Andernteils läßt es sich nicht verhehlen, daß sie eine heimliche Macht sind, die lautlos und hinterrücks auf Gummi heranrollt. Möchten Sie etwa über Radfahrer Witze machen? Ich nicht. Über den Herrn Huber läßt sich's leicht witzeln, sobald er aber sein Rad besteigt, wird er eine höhere Form des Fußgängers, wird er ein wichtiger Bestandteil der Verkehrsordnung, ist er gleichgeachtet seinen großen Brüdern, den Lastwagen, Handkarren und sonstigen Fahrzeugen. Vom Rad herab macht er seinem Verkehrsunmut durch Schimpfen und harte Anwürfe gegen die Sohlengänger Luft, aber er läßt es nicht zu, daß man über die Gemeinschaft der Stahlroßhalter spaßige Bemerkungen macht. Als Radfahrer handle ich ebenso; denn ich erhebe mich mindestens um Haupteslänge über meine Brüder. Beleidigt mir daher die Radfahrer nicht!

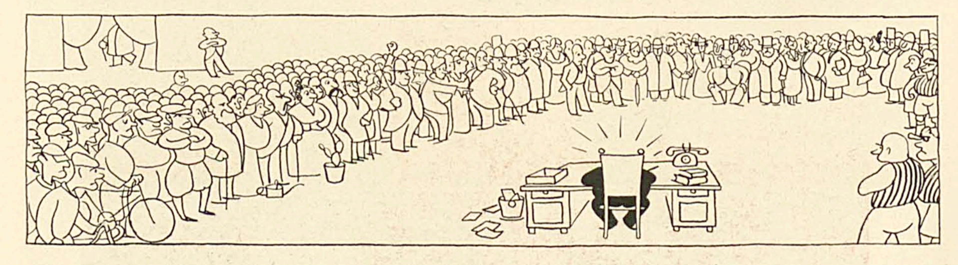
Aber auch sie sind nur ein kleiner Teil der geheimen Mächte, die unseren Alltag kontrollieren. Schon haben sich die Kakteenliebhaber gemeldet. Ihre Zahl ist zahllos und keine Statistik hat sie bisher erfaßt, aber sie sind scheußlich mächtig. Wo früher die Zimmerpalmen grauten, stehen jetzt die kleinen stachligen Lieblinge. Sie sind von der Größe eines Hosenknopfes bis zum Ausmaß benagelter Zaunpfähle, die wie ein Drahtverhau oder spanischen Reitern gleich die Wohnung durchziehen und die Bewegungsfreiheit der Insassen auf ein Mindestmaß herabsetzen. Jeder Witzpfeil, auf einen Kaktus abgeschossen, geht der ganzen Kakteenzüchtung mitten ins Herz, und wie Stachelschweine sträuben sie die spitzen Lanzen ihrer Sukkulenten gegen den vermessenen Angreifer. Wer über Kakteen Witze macht, ist ein tumber Tor; er versündigt sich an aber Tausenden von jungen Mädchen und Frauen jeglichen Alters. Wer jemals gegen den Kakteenstachel gelöckt hat, weiß, was ich sage. Der Mops der Großmütter ist wie ein Phönix aus der Asche der Zentralheizungen als Kaktus wieder auferstanden. Schon die Behauptung, daß diese runzligen Nadelkissen überhaupt nicht blühen können, gilt als bösartiger, verleumderischer und abscheulicher Witz über die Zimmer-Wüstenpflanzen. Der Mops ist tot, es lebe der Kaktus.

Nur ganz leise möchte ich von den Fußballspielern sprechen, die ich Fußballer zu nennen mich einfach nicht getraue. Angesichts ihrer Fußarbeit vergeht mir jedes Witzeln, ja, ich fühle schon das Leder ihres sicher gespielten Elfmeters inmitten meines Schreibtisches landen. Ich fürchte, mein Kopf ist doch nicht stark genug, um den Ball rechtzeitig zu köpfen. Ich werde den Teufel tun und es mit diesen Männern verderben; denn in jedem Mann schlummert ein Mittelstürmer und der will spielen, Fußballspielen. Nein, mein Schreibtisch ist kein Tor.

Ich zittere bereits, wenn ich ganz schüchtern an jene denke, die ein ganz kleines bißchen schlechter hören. Witze über Schwerhörige zu machen, das heißt Leben und Stellung aufs Spiel setzen. An Empfindlichkeit übertreffen sie Mimosen. Wie gut hatte man es einst mit dem kurzsichtigen und vergeßlichen Professor, der nicht gemuckst hat, wenn man ihn durch den Kakao zog, dieser liebe alte Herr, der ganzen Generationen von Witzbegierigen Lebensfreude geliefert hat, ohne jemals Einspruch zu erheben, daß man seine komischen Vorzüge propagierte. Man möchte rufen: Herr Professor, könnten Sie Ihre Kollegen vom mangelhaften Ohr nicht einmal bitten, die Sache nicht so tragisch zu nehmen? Doch ich höre bereits Trommelwirbel und Posaunen des Jüngsten Gerichts: Die Schwerhörigen wollen mich zermalmen.

Aha, da sind sie schon, die Briefmarkensammler, gezähnt und ungezähnt. Na, wenn die keine Großmacht sind! In allen Büros und Schreibstuben haben sie ihre Geheimagenten. Als Sekretärinnen verkleidet, als Bürodiener getarnt jagen sie unserem Posteinlauf nach. Sie kennen alle Geheimnisse unseres Papierkorbes, sie wissen Bescheid um unseren Briefwechsel, zitternd stehen sie neben uns, wenn ein Brief geöffnet wird, auf daß kein Schnitt danebengeht und die postalische Haut verletze. Kommt ein Brief aus Afghanistan, so verbreitet sich die Kunde wie ein Lauffeuer in ihren Kreisen und es zeigt sich, daß alle um dich herum mit einem Briefmarkensammler verwandt, verschwägert oder philatelistisch befreundet oder sonstwie verbunden sind. Ein neckisches Wort über Sammler von Postwertzeichen hieße sein eigenes Nest besudeln.

Zum Donnerwetter, wer bleibt denn eigentlich übrig, daß ich ihn beschieße mit meinen Pfeilen und Pfeilchen. Da naht sich das Liebespaar. Willkommen in der lauschigen Witzecke! Ihr habt euch noch nie beschwert, ihr hattet auch gar keine Zeit dazu. Man durfte du zu euch sagen, euch Max und Lieschen nennen, euch im trauten Heim und auf der nassen Gartenbank belauschen, ihr wart immer großzügig und damit den Göttern gleich, erhaben über Zeit, Raum und Witz. F.



Kampf dem Verderb

(Olaf Gulbransson)



„Also, das versteh' ich nicht, das Geschrei wegen dem Batzerl Butter, das ich auf 'm Teller laß' . . .

. . . und wann ich a Trumm Leberkäs nimmer mag, dann laß ich 's halt lieg'n, weil ich mir's leisten kann . . .

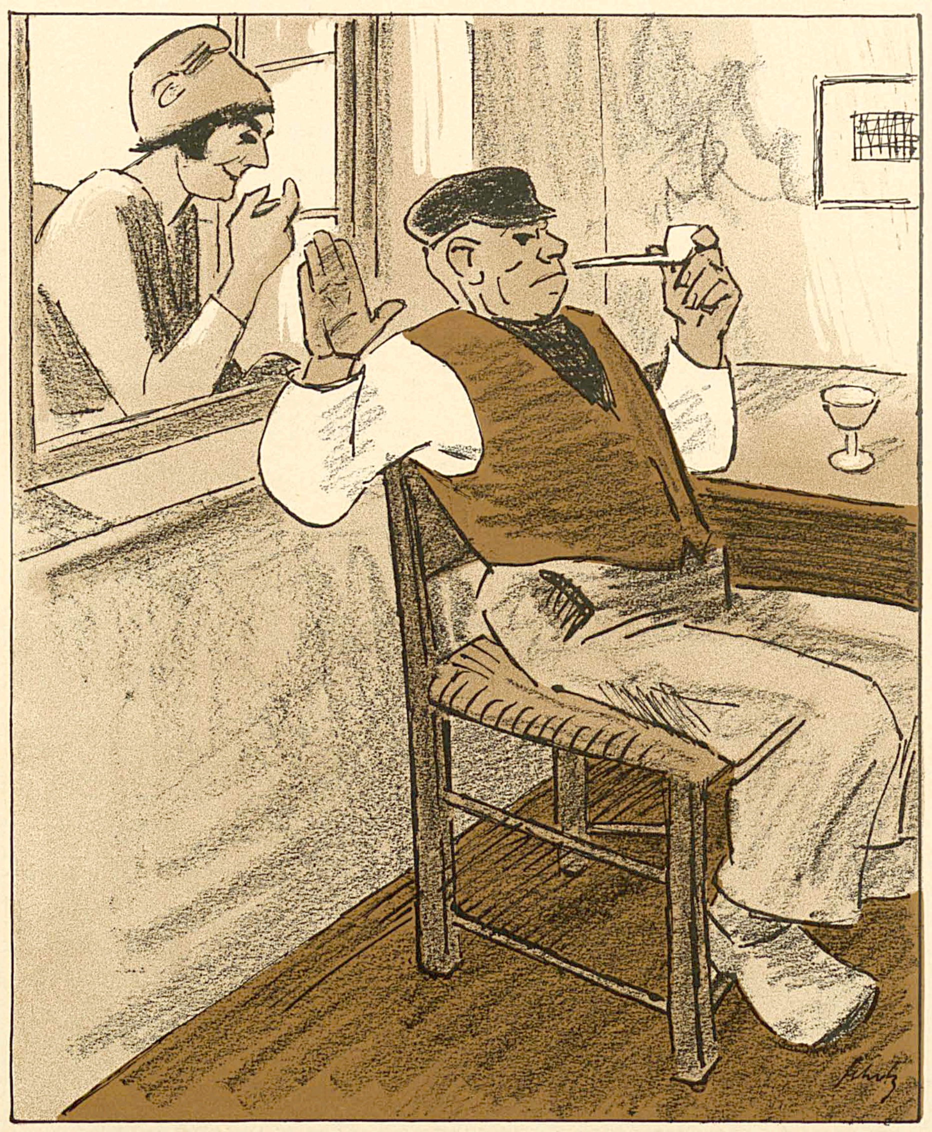
OLAF GULBRANSSON 36

. . . und überhaupts, warum sind die nachher auf meine Nahrungs- und Genußmittel so scharf?"

„Ja, weißt, die Sach' kann stinkig werd'n, aber deine Dummheit, die bleibt allweil frisch!"

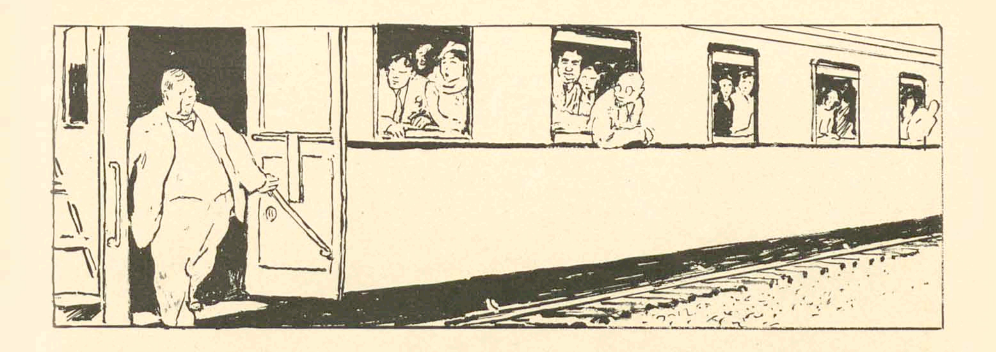
Belgien zieht sich ins Privatleben zurück

(Wilhelm Schulz)



Wie schätzenswert ist doch der Mann,
der still zu Hause sitzen kann,
von Ofenwärme lind umhaucht,
und seine Friedenspfeife raucht!

(Frei nach „Beatus ille homo . . .")



Der Störenfried / Erzählung von Heinz Steguweit

Zeichnungen von E. Thöny

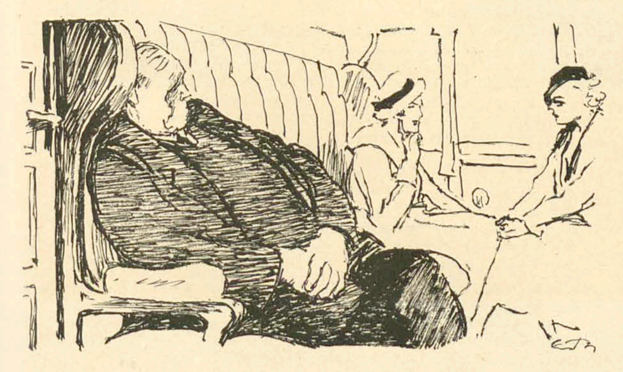
Fährt die Eisenbahn zu schnell, steht es im Belieben der Räder auf den Schienen zu bleiben oder nicht. Fährt die Eisenbahn zu langsam, hat's der bequemste Reisende plötzlich eilig; er empört sich wider das tempolose Tempo und beschreitet hernach jenen Beschwerdeweg, der ein Abweg ist; denn er frißt tausendmal mehr Zeit, als die Verspätung der zu langsamen Achsen ausmachte.

Die Eisenbahn zwischen Bornkeppel und Lossen, wo der Rhein schon ruchbar wird, fuhr weder zu schnell, noch rollte sie, einem dösenden Fiaker gleich, zu langsam durchs Revier. Vielmehr geschah es, daß die Bremsklötze, ihres Zweckes eingedenk, auf die Kränze sanken, fest und sprühend; also blieb der Zug stehen. Und schnaufte. Und hatte Herzklopfen. Und ließ Wasser ab.

Vielleicht stand das Signal quer, vielleicht hatte es in den Schornstein geregnet, vielleicht lag Spucke auf dem Gleis, vielleicht war der Zug auf ein Ding geraten, das man eine Station zu nennen pflegt. Jedenfalls öffnete sich im Abteil zweiter Klasse, wo feine Damen noch feinere Magazinbilder belächelten, die Tür, und ein dicker, froher, etwas muskelmächtiger Mann kletterte herein, qualmend wie die Dreschmaschine im Acker. Der Dicke grüßte umher, warf die Mütze ins Netz, fiel selber aufs Polster, so reiterisch freilich, daß die Dame neben ihm zur Decke hüpfte.

Es wäre heiß heute, meinte der Mann, darum zückte er ein Taschentuch, so groß als ein Bettlaken und mit roten Klecksen bedruckt, um die fließende Stirn rundum von Schläfe zu Schläfe abzutupfen. Und der Zug rumpelte weiter...

Es versteht sich, daß die Damen, ob des breiten Unikums nicht entzückt, schweigend dasaßen; eine von ihnen spritzte sich Lavendelwasser übers Pfötchen, schnupperte hinein und wischte die labende Feuchtigkeit ans Ohrläppchen. Das mache feurig, sagt man.



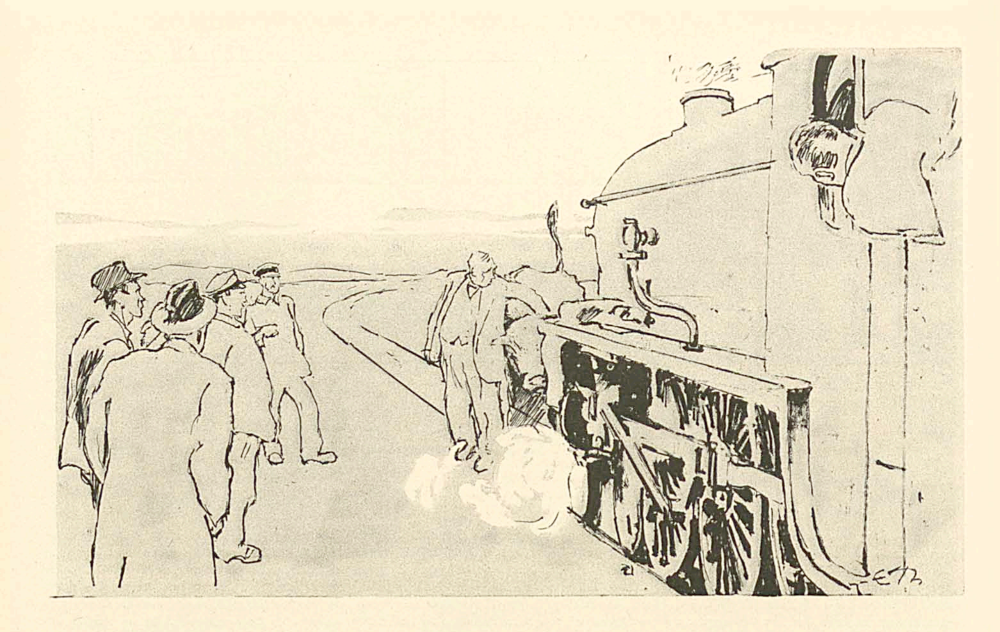
Doch der Muskelmächtige, eine Seele sondergleichen, fühlte nicht die abgekühlten Launen im Abteil, merkte nicht das spitze Gewisper und Gerümpfe. Er versuchte ein Gespräch mit der ersten Nachbarin: „Fahren Se auch zur Kirmes, Frölein?" Die Gefragte war taub; sie steckte sich eine Kognakbohne in den Mund. Der dicke Landmann wandte sich an die zweite Gefährtin: „Is dat Parfüm? Zeigen Se 'mal her —!"

Die mit dem Lavendel am Ohrläppchen muckste unduldsam statt duldsam, und auch die andern Damen stellten sich unwirsch statt wirsch.

Der Fremde, rund wie ein Fuder, begriff langsam, daß man seiner nicht bedurfte. Wäre ich doch ins Abteil für Reisende mit Traglasten geklettert, dachte er. Seine Seele haderte, seine Gegenwart wurde zur Traglast für die Unbeschwerten. Also holte der Mann eine Apfelsine aus der Tasche, kniff das Messer auf und riß die Frucht an sieben Flächen ein; sagte einmal Pardong; denn die dünnen Fontänen des Saftes netzten die Jungfern, freilich so akkurat ins Auge, als hätte diese Tücke gerade noch gefehlt. Dann verzehrte der Biedere, die Wangen wie Matratzen vollstopfend, seine Apfelsine, nur die Kerne räusperte er nicht ganz geräuschlos in die Handhöhle; wobei die Damen beobachteten, daß sich auf dem Rücken jeder Pranke nicht nur ein Dschungel befand, sondern auch ein sauber tätowierter Seemannsanker.

Was zu viel ist, ist zu viel, orakelt ein alter Seufzer. Unser Landmann, der nichts getan hatte, was bübisch, gar böswillig gewesen wäre, fiel vollends in Ungnade bei den Gnädigen. Ein kühnes Magazinfoto, das ließ sich ertragen, ein zudringlicher Apfelsinenesser gegenwärtigen Kalibers schien eine Schnödigkeit, die man tilgen mußte. Also kam, während der Dicke ein schnarchendes Schläfchen in seiner Ecke wagte, rasch das Komplott zustande: eine der Damen schwebte vom Polster, den Schaffner zu holen; denn der Fremde war sicherlich in die falsche Wagenklasse geflattert wie eine Krähe in den Taubenschlag.

Jedoch es geschah abermals, daß die Bahn weder



zu schnell fuhr noch zu langsam, daß vielmehr die Bremsklötze, ihres Zweckes eingedenk, auf die Kränze sanken, fest und sprühend; also blieb der Zug stehen, mitten im Feld, mitten auf grüner Au — und die Damen hatten es doch so eilig! Vielleicht stand das Signal quer, vielleicht hatte es in den Schornstein geregnet, vielleicht lag Spucke auf dem Gleis — nein, ein gänzlich neues Hindernis drohte hart vor den Puffern der Maschine: ein Stier trotzte auf dem Bahndamm, eine männliche Kuh also, gar ein Ochse mit Vermögen! Breit und weit kein Hirt auf der Flur, das Tier hatte den Wiesenzaun überrannt, einige Latten baumelten noch zwischen den Hörnern. Und der Bulle wich nicht, er blies, röhrte, bockte voller Brunst und Inbrunst, mochten die Männer auf der Lokomotive auch alles versuchen, das vollends humorlose Monstrum zu vertreiben. Man nebelte den Stier mit Dampfwolken ein — er hielt stand. Man riß die Ventile der Sirenen auf — der Bulle pfiff noch lauter. Ja, man warf mit Kohlen, rückte dem Vieh mit Feuerhaken und Schaufeln zu Leibe — die Bestie wagte den Gegenangriff: sie trieb die Männer, die barsten vor Gelächter, hinauf auf die Plattform des Feuerrosses und trampelte dann mit entschlossenen Hörnern zurück auf die Schiene.

In den Brüsten der Reisenden, die das Spiel aus sicherem Fenster verfolgten, geschah eine gelinde Panik: wer gab ihnen so viel Zeitverlust zurück? Zermalmen durfte man das Tier nicht; die Räder hätten Schaden gelitten, auch war solcher Bulle ein Vermögen wert, und endlich hatte der Lokomotivführer ein Herz, der Heizer nicht minder. Würde aber der Wechsel von Angriff und Abwehr sich hartnäckigermaßen und unentwegt wiederholen, läge man morgen früh noch auf freier Strecke...

Da öffnete sich im Abteil zweiter Klasse die Tür, gähnend trollte ein dicker Landmann — wir kennen ihn — hinaus und über den Damm. Langsam, seiner Zuständigkeit sicher, schritt er wiegenden Körpers nach vorne, an der Maschine vorbei, dem tierischen Feind entgegen, dessen Nacken er zu klopfen wagte: „Justav, was haste denn —?"

Der Bulle brüllte erneut auf, aus seinen Nüstern schoß eine keuchende Wolke. Der Landmann sprach weiter: „Biste wütend, Justav? Dat kenn' ich. Aber schluck' es 'runter. Geh aus dem Weg. Gib nach, sei der Klügere, tu es mir zulieb, hörste!"

Und das Vieh verließ, die schweren Schritte messend, den Bahndamm. Alles geschah voller Vernunft, als stünden Mensch und Tier in irgendwelcher Beziehung, als kennten sie einander vom Tonfall bis zur Geste...

Als der Retter wieder in seinem Abteil saß, rollte die Bahn voran. Die Damen, etwas schweigsam zunächst, doch nach Augenblicken gesprächig werdend, boten dem Dicken Kognakbohnen an, vielleicht ein Magazin als Lektüre und zum Bilderbesehen, womöglich drei Tropfen Lavendel für die Stirn?

Der Biedere dankte, lachte ohne Hochmut, und nach einem heftigen Kreuzverhör, das ihm voller Vorwitz und Neugier widerfuhr, gestand er gern, daß der gehörnte Justav einer der rührigsten Gemeindebullen dieser Landschaft sei: „Sich regen, bringt Segen —!"

Dann, die Damen vergnügten sich weidlich, schritt der Schaffner durch den Wagen, grüßte mit zwei Fingern: „Also hier sollte ich die Fahrkarten kontrollieren —?"

Die Jungfern krähten: „Es ist schon gut, ist alles in Ordnung, lassen Sie nur den guten Mann!"

„Den da?" murrte der Schaffner, um dann lächelnd aufzutauen: „Den kenne ich, der fährt kriegsbeschädigt zweiter Klasse, wir sind aus einem Dorf. Aber Ihre Karten möchte ich sehen, meine Damen —!"

Jede öffnete das Täschlein aus Schlangenhaut. Jede zupfte und zückte die grüne Pappe.

„Aber meine Damen, Sie reisen ja in ganz falscher Richtung! Sie wollen zum Rhein, und wir fahren ins Gebirge. Müssen Sie gleich wieder umsteigen!" —

Auf der nächsten Station entfleuchten sie mit ungnädigen Gesichtern, da halfen nicht Kognakbohne noch Lavendeltropfen.

„Hab' ich mir doch gleich jedacht", schlug sich der Dicke den Schenkel, „die paßten nämlich gaaarnich hierher —!"

Kaiserstühler Wein

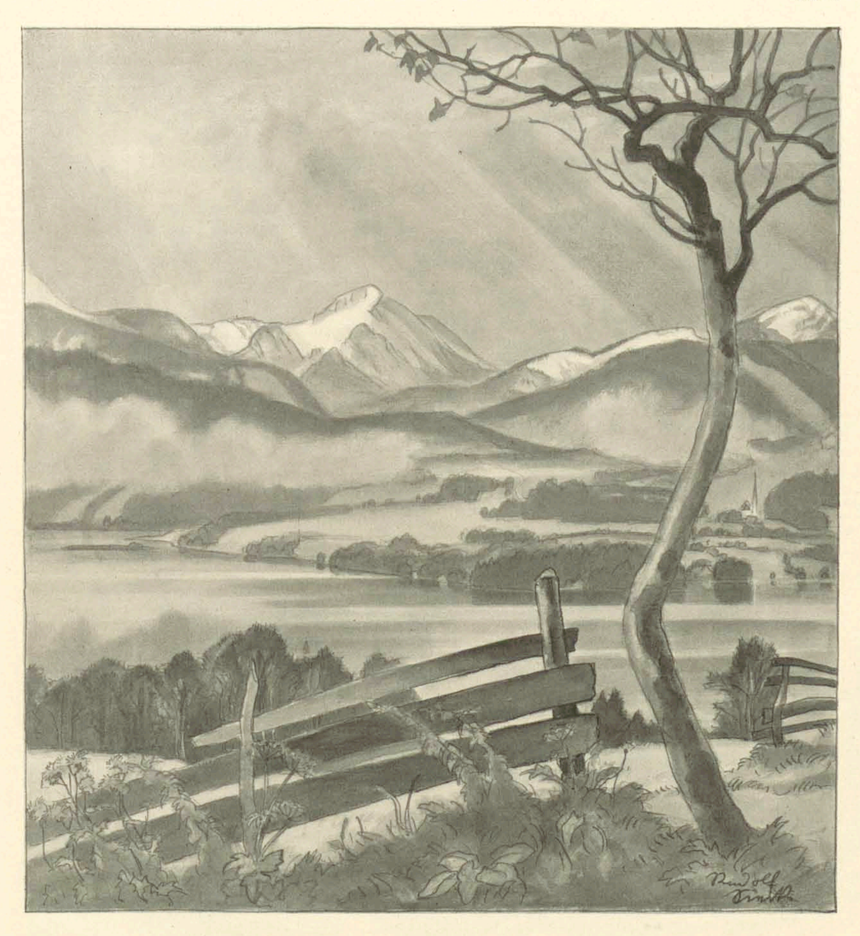
Von Georg Schwarz

Feuer von innen,
Vom alten Herde,
Schmolz im Tiegel von Erz den Stein,
Stieß ihn aus und ließ ihn gerinnen;
Fröste bröckeln ihn auf zu Erde.

Sonnenfeuer vom Mutterstamme
Liebt den Zeugen verwandter Flamme;
Tauig glänzt in herbstlichem Schein,
Träne des Dankes,
Am Stocke der Wein.

Spätherbst

(R. Sieck)



Die Wolken wandern und die dunklen Flüsse.
Mir ist, als ob auch ich nun wandern müsse.
Am welken Uferrand steh' ich beklommen:
wann kommt des Charon Nachen angeschwommen?
Wann ruft er, mich zur Reise einzuladen,
verschmitzt herüber: Fahr'n wir, Euer Gnaden?

— Nur nicht so fix! Erst muß ich überlegen.

Grundsätzlich bin ich keineswegs dagegen.
Doch seh' ich gleichwohl einen Zwiespalt klaffen:
de facto bin ich nämlich so beschaffen,
daß ich, der ich nur widerborstig lebe,
trotzdem an dieser Erde liebend klebe,
auf die Gefahr hin, schließlich zu verkalken . . .

Ach, Charon, hätte doch dein Wasser Balken!

Dr. Owlglaß

Im Wartezimmer

(R. Kriesch)



„'s ist zum Davonlaufen, Fräuleinchen, ich werde alt! Herzklopfen und dieses Kribbeln am ganzen Körper . . ." — „Aber mein Herr, das haben auch Zwanzigjährige!" — „. . . hab' ich eben nicht mehr, das ist ja das Verflixte!"

Hamburger Anekdote

In Hamburg war einmal — es ist viele Jahre her — einer von den Beherrschern der Wertpapierbörse gestorben; ungern: denn damals war es noch eine Lust, in jenen Jagdgründen zu pirschen. Über Ort und Art seiner Unterbringung im Jenseits wurden einige mehr oder minder begründete Zweifel mehr oder minder laut geäußert; sein Wirken im Diesseits aber mußte, wie die Dinge damals nun einmal lagen, von der Presse auf der Gewinnseite verbucht werden. Dabei wurde als besonders lobenswert hervorgehoben, daß der Entschlafene sich „aus kleinsten Anfängen emporgearbeitet" habe, um später jahrzehntelang eine führende Rolle als „Haussier" zu spielen.

Am Tage darauf sah eine der Zeitungen sich zu einer Richtigstellung genötigt, die, wie das nun einmal in der redaktionellen Weltordnung beschlossen liegt, aus einem drucktechnischen Betriebsunfall deren zwei machte. Da stand zu lesen: „In unseren Nachruf für den verstorbenen Bankier N. N. hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Es sollte natürlich nicht heißen, daß der Heimgegangene als ‚Haustier' eine führende Rolle gespielt habe, sondern es sollte seine Tätigkeit als Hausierer gewürdigt werden."

Karl Lerbs.

Das Knöpfchen / Von Eva Gräfin von Baudissin

„Fräulein Kerricht", sagte der Rittmeister a. D. Selban mit halb über die Schulter gedrehtem Kopf zu der hinter ihm Schreitenden, „von meinem Nachthemd ist mir am Ärmel ein Knöpfchen abgerissen; wollen Sie das, bitte, annähen!"
„Sehr gern", beeilte sich Fräulein Kerricht zu antworten. Ach, ihr war ja jeder Dienst für den Rittmeister eine Freude, trotzdem es sich ihr unbewußt aufdrängte, wie wenig heldisch seine tiefeingesattelte Nase doch sei. Sie fuhr auch gleich eilig fort: „Bringen Sie mir das Nachthemd nur, bitte, mit herunter, wenn Sie zu Tisch gehen."
„Hab' ich bereits getan, Fräulein Kerricht! Es liegt auf Ihrem Sofa." Eine Sekunde war Stille hinter ihm; dann hörte er jemand stolpern und einen Schrei ausstoßen. Er drehte sich auf dem engen Waldweg um. Das Spazierengehen war hier doppelt angenehm, weil er, um Gefahren abzuwehren, an der Spitze marschieren konnte. Die Gangart Fräulein Kerrichts brachte ihn in der Stadt täglich in Verzweiflung, weil sie auf eine eigentümliche Weise, den rechten Fuß etwas nach innen gedreht, ohne Rhythmus vor ihm herschlich, eine Bewegung, die er keinem Gaul durchgelassen hätte. Nun fand er seine Begleiterin an einen Baum gelehnt stehen und ihn unbewegt anstarren. Ihm wurde peinlich zu Mut: diese Blicke kannte er! Sie gingen immer der letzten Auseinandersetzung mit seinen Wirtschaftsdamen voraus. Jedesmal wurde ihm von den sprungbereiten Damen irgendeine „bodenlose Taktlosigkeit" vorgeworfen, die sie zum Verlassen seines doch ganz gemütlichen Heims zwangen.
„Was ist denn nur?", fragte er endlich hilflos. „Sie haben sicher wieder die Füße nicht ordentlich aufgehoben, wie ich es Ihnen doch für den Waldboden extra empfohlen hatte! Sind Sie gestolpert?"
Fräulein Kerricht holte tief Atem. „Erstens habe ich mir den Knöchel vertreten; denn Ihre Worte sind mir in die Kniekehlen geschlagen — und zweitens: was haben Sie gewagt, Herr Rittmeister? Ihr Hemd in mein Zimmer zu legen!"
„Ach Gott, es war doch nur mein Nachthemd!", stieß er verblüfft aus. So konnte also auch sie sein? Wer hätte das bei ihrem engelhaften Wesen vermutet! Man lernte nie aus mit diesen — diesen — — „Ich habe mir auch nicht das geringste dabei gedacht", setzte er schnell hinzu, ehe sie noch weitere Vorwürfe erheben konnte.
„Natürlich, das kann ich mir vorstellen!", antwortete Fräulein Kerricht hoheitsvoll. „Wie sollten Sie auch darauf kommen, daß eine Dame kompromittiert wird, wenn man bei ihr das Nachthemd eines Herrn auf dem Sofa findet! So weit denken Sie ja nicht, o nein! Wenn nur Ihr Knöpfchen angenäht wird! Und wenn das Mädchen das Zimmer aufräumt ..." Tränen strömten ihr plötzlich über die Wangen.
„Ich laufe zurück, Fräulein Kerricht, ich hole es geschwind heraus ..."
„So, zurücklaufen!" Sie blickte auf ihre Armbanduhr. „Grade jetzt ist das Mädchen in meinem Zimmer. Sie würden alles noch ärger machen. Pfui!" Sie weinte stärker.
Ratlos stand er vor ihr. „So schlimm ist es doch nicht, man weiß doch, daß Sie für mich sorgen ..."
„Wer weiß das? Hier?! Am ersten Morgen haben Sie allen Herrschaften am Frühstückstisch erzählt, ich sei eine Verwandte, und wir reisten nur zusammen. Das war schon dumm genug!"
„Ich meinte es so gut und wollte nicht zugeben, daß Sie bei mir — bei mir den Haushalt führen."
„So! — Und wenn nun das Nachthemd gefunden wird", sie schluchzte auf, „dann sagen alle Leute nichts weiter als: ‚Aha!'"
„Mein Gott, lassen Sie das die Leute doch sagen!"
„Nein, ich lasse sie das durchaus nicht sagen! Ich halte auf meine Ehre, mein Vater war ..."
„Lehrer, ja gewiß, ja! Und ich will ihm nicht zu nahe treten. Aber was tun wir denn bloß?" Er hatte den Hut abgenommen, so heiß war ihm geworden.
„Geben Sie mir Ihren Arm und führen Sie mich nach Hause!", gebot sie in einem ihm gänzlich fremden Ton. Und auf dem schmalen Waldweg, dicht aneinandergedrängt, fühlte er nun in noch verstärktem Maße das Unrhythmische ihres Ganges. Furchtbar! Aber sie sprachen nicht mehr. Nur Fräulein Kerricht seufzte zuweilen tief auf, aus körperlichem und seelischem Leid. Sie humpelten gemeinsam die Treppen hinauf, und in der Pension stürzte man zusammen: ‚Das arme liebe Fräulein Kerricht, solch ein Engel!' Man riß die Tür ihres Zimmers auf, verschob Tisch und Stühle; denn sie wollte sicher aufs Sofa ...
Nein, nein, danke, keinesfalls! Ihr war so schlecht, so schwach — sie warf keinen Blick zur Seite, sie starrte unverwandt aufs Bett: sie bat, sie gleich dorthin zu führen, danke, nein, nicht die Kleider ablegen, nur erst Ruhe, Ruhe!
Eifrige Hände schlugen die Bettdecke zurück, ergriffen ein weißes Etwas, das dort unschuldig auf dem Laken ruhte; es fiel auseinander, es zeigte sich als ein mächtiges Herrennachthemd mit rotgestickten Borten an Kragen und Ärmeln.
Einen Moment war Schweigen. Dann flüsterte der Rittmeister heiser: „Wegen des Knöpfchens..." aber man hörte kaum auf ihn; denn eben kehrte die hilfsbereite Pensionsmutter von der offenen Balkontür zurück und rief: „Hier hängt ja noch Ihr Pyjama, Fräulein Kerricht, wollen Sie ihn nicht doch lieber anziehen?"
Nein, Fräulein Kerricht wollte nicht; sie zog vor, in Ohnmacht zu fallen.
Und so kam es, was keiner der bisherigen Hausdamen gelungen war, daß nämlich eine der „bodenlosen Taktlosigkeiten" des Rittmeisters seinem Abendschoppen ein Ende bereitete; denn als Fräulein Kerricht zum ersten und letzten Male vor der Abreise wieder am Frühstückstisch erschien, war sie eine rosige, errötende Braut, die diskret mitlächelte, wenn man verstohlene Blicke auf sie und den Rittmeister warf. Das Knöpfchen hatte gesiegt.

Lieber Simplicissimus

(Zeichnungen von O. Nückel)



Mein Abteilungsleiter war lange Zeit menschlich sehr nett zu mir. Wir hatten schöne innere Tuchfühlung.
Aber eines Tages kam er und runzelte die Stirne. Und ich fragte: „Ist Ihre Frau wieder erkrankt?"
Er verneinte es. Aber es sei ein Kreuz mit seinen zwei Buben; sie seien eben nicht, wie sie sein sollten.
„Oh", sagte ich, „Sie sehen da sicher viel zu schwarz! Es ist ja wahr, der Jüngere macht einen etwas zurückgebliebenen Eindruck, wenn ich offen sein darf; die Natur hat ihn nicht gerade überreich mit Gaben gesegnet; aber da ist ja noch der Ältere. Einfach ein Prachtkerl in jeder, aber auch jeder Beziehung! So quicklebendig! So grundgescheit! Wirklich eine Ausnahme! Da können Sie den Jüngeren ruhig mit in Kauf nehmen. In jeder Familie ist ja schließlich eines, das ..."
Er nickte nur und ging weiter.
Aber von dem Tag an war er sehr kühl zu mir. Er fand kein persönliches Wort mehr; er blieb nicht mehr bei mir stehen. Was hatte er nur? Hatte ich nicht seinen Ältesten über alle Maßen gelobt? Nun, gestern habe ich herausgebracht, warum er so verschnupft ist!
Seinen Ältesten, den ich so herausgestrichen habe, hat seine Frau ledig gehabt. Bloß der Jüngere ist von ihm ...

*

Florian ist ein leidenschaftlicher Raufbruder. Immer wieder gibt es Zusammenstöße; meist in Wirtschaften, wenn man schon entsprechend getrunken hat. Einmal hat er im „Adler" einem Nebenbuhler, der ihm die hübsche Kreszenz abspenstig machen wollte, einen Bierkrug über den Schädel gehauen, daß jener drei Wochen im Spital lag. Das gab natürlich eine Gerichtsverhandlung und Florian suchte sich so gut es ging herauszureden.
„Sie wollen also", sagte der Richter, „wenn ich Sie recht verstehe, behaupten, daß die Tat im Affekt geschehen ist?"
„Naa, naa, Herr Richter", erwiderte Florian, „im Neb'nzimmer!"

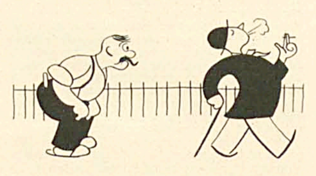
*

Mein Jagdfreund Dr. L. hat einen älteren Jagdaufseher, der ihn schon manchmal in Verlegenheit hätte bringen können, wenn nicht jeder aus dem Bekanntenkreise wüßte, daß der alte N. ein urwüchsiger Bursche ist, der eben so redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.
So wird er einmal ausgeschickt, um einige Jäger zur Treibjagd auf eingekreiste Sauen zu bitten.
„Kommen viele Schützen?" fragt einer der eingeladenen Herren.
„Es kommen nur beschränkte Personen", war die Antwort.

Max saß mit Emmi im Gartenlokal.
Max faßte Emmi bei der Hand: „Nun erzählen Sie mir mal von Ihrem früheren Leben!"
Guckte Emmi unwillig vom Teller hoch: „Warum? Oder esse ich Ihnen zuviel Torte?"

*

Neben dem Haus des Schreiner-Wastl sind über den Sommer ab und zu Kurgäste. Dem Wastl paßt das gar nicht. Er hat stets allerhand an den Leuten auszusetzen. Einmal war ein Herr und eine Dame da, und der Wastl hatte bald entdeckt, daß die beiden nicht verheiratet waren. „Dös is ma scho da Richtige, wo mit einem Mensch aufs Land geht!" brummte er verächtlich.
Die Sommergäste reisten schließlich auch ab, und der Herbst kam und schließlich der Wintersanfang.



Wieder mietete sich ein Städter neben dem Wastl ein. Man sah den Fremden immer allein umherschlendern. Das gefiel dem Wastl noch weniger. Als er den Fremden wieder einmal über den Zaun erspähte, brummte er mir zu: „Net amal a Mensch hat er, der damische Ritter!"

Lieber Simplicissimus

Ein schwäbischer Gutsbesitzer, wir wollen ihn Huzenlaub nennen, wurde von seinem Arzt zu einer Kropfoperation ins Krankenhaus der Kreisstadt eingewiesen.
Zu der verabredeten Zeit begab sich Huzenlaub dorthin. Er wurde von der Aufnahmeschwester freundlich empfangen, die ihm ein Zimmer anwies. Huzenlaub begann sein Köfferchen auszupacken und sah sich in dem zweckmäßig eingerichteten Zimmer um. Ein schön gerahmter Spruch über dem Bett erregte seine Neugier, und er las mit Staunen die besinnlichen Worte:
„Himmelan, nur himmelan soll dein Wandel gehn!"
Da dachte er an die bevorstehende Operation und fühlte erhebliche Beklemmungen, die letzten Endes in Empörung übergingen. Kurz entschlossen warf er seine Sachen wieder in sein Köfferchen, nahm Mantel, Hut und rief der verblüfften Schwester zu: „Nein, so pressiert's dem Huzenlaub net!" Dann verschwand er trotz der flehenden Bitten der Krankenschwester, die verzweifelt darauf hinwies, daß der Professor für die Operation schon bereit stehe. Der Professor wartet heute noch auf Huzenlaub.

*

Ein Bekannter von mir, ein biederer Witwer, hat in seinem Schlafzimmer einen riesigen Schinken hängen. Darauf bemerkt man eine büßende Magdalena mit einem in zartestem Rosa gehaltenen Busen. Riesiger Kitsch, aber in schwerem Goldrahmen!
„Sag 'mal", frage ich entsetzt, „wie kommst du dazu, ein solches ‚Kunstwerk' aufzuhängen? Hast du zu diesem Bild denn irgendwie ein inneres Verhältnis?"
„Dös net", erwidert er gleichmütig, „aber es erinnert mich an ein Verhältnis."

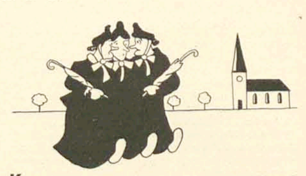
Fingerle hat eine Anfangsstellung. Er und sie sitzen deshalb vorerst bloß in Untermiete. Dem etwas lebenslustigen Frauchen paßt das gar nicht. Sie sehnt sich nach einem eigenen Heim und überhaupt nach mehr Komfort und Lebensgenuß.
„Du lieber Gott", seufzt sie eines Abends mißmutig, „da sitzt man nun in seinen armseligen vier Wänden und draußen rauscht das herrliche, überschäumende Leben!"
Fingerle, an derartige Redensarten bereits gewöhnt, sieht nur flüchtig von seiner Zeitung auf, lauscht hinaus auf den Flur und sagt dann milde: „Augenblicklich rauscht bloß das WC."

*

Wenn früher einer aus der Stadt in das weltabgelegene F. kam, haben ihn die Bauern ohne weiteres für einen Herren gehalten. Allmählich hat sich das geändert. Man hat gemerkt, daß es trotz der „herrischen" Kleider bei den Städtern manchmal auch nicht arg weit her ist mit der Herrlichkeit. Ich war einmal im „Ochsen" in F., als so eine städtische Gestalt hereinkam und sich an den runden Tisch setzte. Der Wirt, einem alteingesessenen Bauerngeschlecht entstammend, kam langsam aus der Schenke heraus und fragte den Gast, ihn scharfäugig abschätzend: „Was trinkt der Herr oder w a s er ischt?"

*

In Stuttgart werden Winterhilfswerk-Abzeichen verkauft.
Ein Einheimischer besteht darauf, ein württembergisches Wappen zu bekommen.
„Gibt es nicht", sagt der Sammler, „Württemberg ist kein eigentliches Grenzland."
„Ha no, sell wär' noch schöner! Württemberg koi Grenzland!? 's grenzt doch an — Bayern!"



Kürzlich wanderten alte Frauchen, vom Abendgottesdienst kommend, in sehr angeregter Unterhaltung ihren Behausungen zu. Sie waren offensichtlich sehr bewegt von dem Predigtthema, das der Erbauungsstunde zu Grunde gelegen hatte. Als sie vorüber kamen, hörte ich eine, die von den andern mit einem gewissen Respekt behandelt wurde, sagen: „Gewiß, vor Gott sind alle Menschen gleich; aber ich denk', es ist ihm doch net ganz gleichgültig, ob eins eine gute Kinderstube genossen hat oder net."

*

Der Klasse einer hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule wird das Aufsatzthema gegeben: „Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt."
Eine Schülerin erläutert den Sinn dieses Sprichwortes — das richtige Einteilen — folgendermaßen: Wenn ein Mann seiner Frau eine bestimmte Summe Geld gibt und sie kauft sich dafür ein verhältnismäßig viel zu teueres Kleid und einen Hut, so daß ihr für die dazu passenden Schuhe und Strümpfe kein Geld mehr übrigbleibt, so kann man wohl mit Recht sagen: „Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt."

Der Bilderhandel / Von Hasse Zetterström

Einer meiner Freunde, der Maler ist, kam neulich zu mir und sagte:
„Ich möchte gern ein paar Bilder verkaufen. Aber ich habe kein Lokal, in dem ich sie ausstellen kann. Du hast ja ein großes helles Zimmer. Sei doch so gut und laß mich die Bilder herschicken, damit sie meine Kunden hier sehen und vielleicht kaufen."
„Aber natürlich, lieber Freund", sagte ich, „ich will dir diesen Gefallen tun. Meine Bedingungen sind: 50 Prozent Provision und der Vorzug, mir die Bilder nicht länger als drei Tage ansehen zu brauchen. Sind wir einig?"
„Erledigt!", sagte der Maler.
Nach einer Weile erschienen drei Träger mit Bildern. Sie trugen Bilder herauf, bis mein Zimmer aussah wie ein kleinerer Saal im Nationalmuseum. Ich setzte mich hin, um sie mir alle anzusehen.
Da waren Bilder mit Fichten und ohne Fichten, Bilder mit Erlen und ohne Erlen, Bilder mit Sonne, Regen, Schnee und Nebel, Bilder mit dünnaufgetragener Farbe und dickaufgetragener Farbe — Bilder aller Art. Ein Mensch, der Bilder besonders liebte, konnte hier sein Herz befriedigen.
Am nächsten Tag kamen die Kunden des Malers. Der erste schon um elf Uhr. Es war ein älterer Herr. Er sah wohlhabend aus und sagte:
„Der Maler Strömberg hat mich gebeten, mir eins von seinen Bildern anzusehen. Ich würde es vielleicht kaufen."
„Tja", sagte ich, „das hier ist der Rest. Gestern habe ich fünfzehn Stück verkauft. Strömbergs Bilder sind sehr beliebt."
Der ältere Herr sah sich um, sehr lange. Dann sagte er entschuldigend:
„Ich wollte ein Speisezimmergemälde haben..."
„Warum nicht?", sagte ich. „Ein Gemälde in einem Speisezimmer ist etwas sehr Hübsches; es ist sehr zweckmäßig, daß sich auch die Seele labt, wenn man zu Mittag ißt."
„Ich könnte auch ein Bild fürs Schlafzimmer brauchen", sagte der ältere Herr.
„Natürlich!", sagte ich. „Bilder im Schlafzimmer sind sehr modern. Hier ist ein ausgezeichnetes Bild für ein Schlafzimmer. Es wirkt beruhigend und einschläfernd. Wenn man es zehn Minuten ansieht, schläft man ein."
„Ich kann es aber nicht ansehen, wenn ich es übers Bett hänge", sagte der ältere Herr.
„Dann müssen Sie den Kopf umdrehen. Oder, warten Sie, ich habe eine andere Idee... Sie müssen das Bett umstellen."
„Das kann ich wohl doch nicht, es steht ein Waschtisch an der anderen Wand."
„Aber wenn Sie das Bett so machen lassen, daß Sie den Kopf am Fußende haben, dann würde es doch gehen."
Der ältere Herr dachte fünf Minuten angestrengt nach, dann sagte er:
„Ich glaube nicht, daß mir eins von diesen Bildern paßt. Auf Wiedersehn!"
Der nächste Kunde war wieder ein älterer Herr. Er sah sich die Bilder an, und dann sagte er:
„Was stellen denn diese Malereien vor?"
„Ein bißchen von allem", sagte ich. „Auf jeden Fall wird jedem Bild eine gedruckte Beschreibung beigefügt, die in so vielen Exemplaren geliefert wird, daß sie bei eventuellen Festlichkeiten unter eventuelle Gäste verteilt werden kann."
„Ich möchte gern ein Bild haben, dem ich sofort ansehe, was es darstellt", sagte der Herr.
„Ist das etwa interessant?", sagte ich. „Das verlangt man doch auch nicht von einem Menschen — warum soll man es von einem Gemälde verlangen? Alle diese Bilder können mit dem oberen Rande nach unten oder an der Seite aufgehängt werden, ohne daß man erkennt, was sie darstellen."
„Auf Wiedersehn!", sagte der Herr.
„Besten Dank!", sagte ich.
Nach einer Weile hörte ich Lärm auf der Treppe. Sprechende Stimmen und trampelnde Stiefel. Die Tür wurde geöffnet, und etwa zwanzig Personen, Herren und Damen, drängten sich herein. Sie stellten sich in einer Gruppe vor mich hin, und ein Herr mit ernsten Zügen sagte:
„Wir sind die Mitglieder des Vereins ‚Die Hoffnung des Lebens', und wir sind hergekommen, um ein passendes Gemälde als Ehrengabe für unseren Kassierer auszusuchen, der an einem Freitag fünfzig Jahre alt wird."
„So ein Geschenk ist bei solcher Gelegenheit besonders geeignet", sagte ich. „Ich kann mir überhaupt kein passenderes denken."
Eine ältere Dame sagte darauf:
„Es sind wohl keine nackten Weiber auf diesen Bildern?"
„Nein", sagte ich, „aber der Maler kann natürlich ein paar hinmalen, wenn es gewünscht wird."
Die Mitglieder des Vereins ‚Die Hoffnung des Lebens', wandten sich darauf um und stierten die Bilder an.
Ich machte inzwischen einen Spaziergang von einer halben Stunde und als ich wiederkam, war der Verein „Die Hoffnung des Lebens" verschwunden. Statt dessen saß eine junge Dame da und wartete.
„Wen suchen Sie?", fragte ich.
„Ach, ich wollte mir nur Axel Strömbergs Bilder ansehen. Er hat mich gebeten, herzugehen."
Sie war entzückend. Absolut das hübscheste Mädchen, das ich in dieser Woche gesehen hatte.
„So hübsche Bilder!", sagte sie. „Wie gut er malt! Nicht wahr, Sie finden doch auch, daß Strömberg unser bester Maler ist?"
„Zweifellos", sagte ich. „Wenn ich aber Maler wäre, dann würde ich keine Landschaften malen. Ich würde Sie malen..."
Da wurde die Tür geöffnet, und Strömberg trat ein. Die junge Dame blickte auf, und sofort ging sie hin und küßte ihn.
„Darf ich dir meine Braut vorstellen?", fragte Strömberg.
Da ging ich hinaus und weinte.
Die Bilder sind immer noch unverkauft. Ein Mann mit so viel Glück muß eine Strafe haben.

Aus dem Schwedischen von Müller-Assindia.

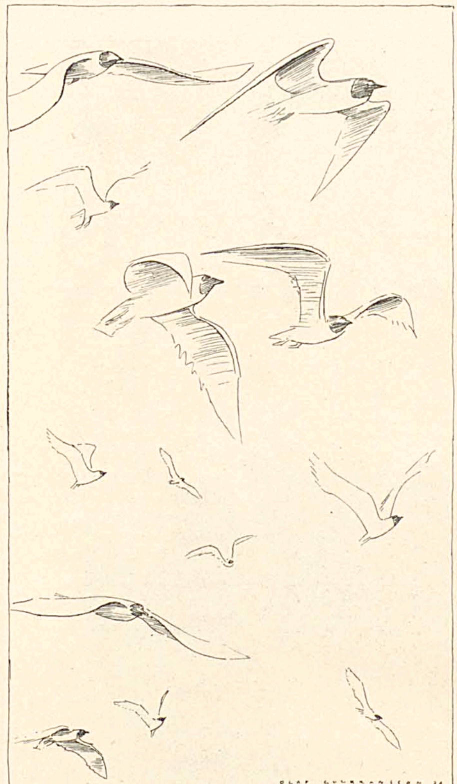
Toller Winteranfang

(K. Heiligenstaedt)



„Skilaufen hab' ich mir anders vorgestellt! Die Männer sind nur noch für Sport, und mein Skilehrer hat 'nen Vollbart!"

(Olaf Gulbransson)



Möwen am Fenster

Von der Isar her geschossen,
Flügelschlag an Flügelschlag,
stäubend Schnee und Hagelschlossen,
wie an einem Wintertag.

Weiß der Bauch und Füße rot,
Schwingen schwarz gesäumt:
daß es in den Lüften schäumt,
jagen sie nach unserm Brot,
hoch den Hals gebäumt.

Rauher Schrei und Räuberblick
stöbern sie heran!
Lichterspiegelnd das Genick;
wendig wie ein Segelkahn
fahr'n sie ihre Bahn.

Lanzenlistig spießen sie
Abfall von unseren Tischen.
Fenster zu! Schon schießen sie,
Schlemmerbauch und Prasser,
silberblitzend, flügelschnell
nieder zu dem Flußgeröll,
zu den weißen Isarfischen
in dem schwarzen Wasser.

Georg Britting

Der hopsende Dämon

Von Hans Lachmann

Wenn es zum dritten Male geklingelt hat und der Saal sich füllt, wenn, schiefgeneigten Hauptes, die Orchesterleute noch einmal ihre Instrumente überholen, mit kritischer Zärtlichkeit trillernd und streichend, zupfend und klopfend, und so das chaotische Klangfundament schaffen, aus dem nach kurzem der weislich geordnete Kosmos des Werkes emporsteigt, wenn ringsum begrüßt und befragt wird und belehrt über Werk und Solist, Dirigent und Sitz der Frisur, wenn es zum dritten Male geklingelt hat, dann läßt sich Angst auf meiner Seele nieder, schwer und lähmend. Es ist die Angst vor einem Dämon, vor einem reißenden Tier, das einfällt in den Hain unserer Andacht, es ist die Angst vor einem Werwolf, der sich nährt von unseren Nerven, es ist, um es mit drei Worten zu sagen, es ist die Angst vor dem hopsenden Menschen!

Wenn es zum dritten Male geklingelt hat und der Saal sich füllt, beschiele ich mißtrauisch meine Umgebung. Aber während ich schiele, weiß ich genau, daß es mir nicht gelingen wird, jetzt schon den hopsenden Werwolf zu erkennen. Denn so, wie es der Werwolf des Mittelalters liebte, sich tagsüber als unauffällig gekleideter Bürger in den Straßen der Stadt zu bewegen und erst mit Eintritt der Dämmerung in seine eigentliche Berufskleidung zu schlüpfen, so liebt es der hopsende Werwolf der Neuzeit, sich äußerlich in nichts von seinen Mitmenschen zu unterscheiden und erst bei Eintritt des Dirigenten den bürgerlichen Adam abzustreifen und jene Haltung einzunehmen, die seine Opfer erstarren macht: zurückgeworfen wird der Kopf, emporgestellt das Auge, die Hände heben sich, um mit dem ersten Tone niederzugleiten in beschwörender Kurve und von nun an bis zum Ende des Konzertes in schöpferischer Bewegung zu bleiben, der Fuß ist zum Wippen bereit, ein wissendes Lächeln kerbt sich in das Gesicht, schmerz- oder lustvoll, je nach den erläuternden Angaben des Programms, der Körper spannt sich, um bald sich zu lösen in konvulsivischer Zuckung: Herrn Müllers Dämon stellt sich vor!

Wehe den Umsitzenden! Ein Werwolf ist imstande, zwanzig Normale bis zum Wahnsinn zu zerrütten. Mit umdüsterten Gesichtern sitzen sie da, die Normalen, mühsam bezähmen sie sich, in ihrer Brust quirlen Zorn und Irrsinn, Trübsal und abgründiger Haß durcheinander und werfen die trüben Blasen der Ratlosigkeit und tiefer Verzweiflung. Aber sie sind Bürger, sie sind keine Werwölfe! Darum halten sie an sich und verkrampfen sich in den Willen, sich und die Lehren des Anstands nicht zu vergessen.

Die Werwölfe gruppieren sich in Klassen. Man unterscheidet Instrumental- und Gesangswerwölfe. Innerhalb dieser Klassen gibt es wiederum Sonderriegen. So teilen sich die Instrumentalwerwölfe in die Untergruppen für symphonische Musik, für Konzert mit Orchester und für Solokonzert. Die Gesangswerwölfe bearbeiten, je nach ihrer anatomischen Struktur, entweder vorwiegend die Gefilde der weiblichen oder die der männlichen Stimme. Jeder Werwolf hat sein Spezialgebiet. Jedoch beschränkt er sich selten oder eigentlich nie darauf, eine einzige Gattung zu behopsen. Viele Gesangswerwölfe behopsen also nicht allein Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßgesänge, sondern sie nehmen hinzu das große Gebiet der Chormusik. Hier treffen sie sich mit den Instrumentalwerwölfen, die es gleichfalls nicht vertragen können, bei einem einzigen Leisten zu bleiben. Die weitaus fürchterlichste Geißel der Menschheit aber ist der Universalwerwolf. Er frißt alles. Fluch ihm!

Die hopsenden Werwölfe verteilen sich so geschickt unter die Menge der ahnungslosen Normalen, daß überall da, wo das Kraftfeld des einen schwächer zu werden anfängt, dasjenige des nächsten beginnt. Zuweilen sitzen sie auch in kleinen Rudeln beieinander. Meist gehören sie dann zur gleichen Familie, oder sie sind befreundet. Ein Werwolf stört nie den anderen. Denn der andere hopst, wedelt, fuchtelt, faucht, nickt und wippt stets noch mehr als der eine. So ergänzen sie sich aufs schönste und feuern sich gegenseitig an. Es herrscht demnach ein vorbildliches Gemeinschaftsleben in dieser Liga. Früher trugen viele von ihnen gewisse Ab- und Kennzeichen, die den Normalen beizeiten warnen konnten: flatterndes Haar auf dem Kopf und flatternden Schlips um den Hals. Aber beides, Sturmball und Talentwimpel, ist aus der Mode gekommen. Es ist unmöglich, rechtzeitig vor den Wölfen zu fliehen. Heutigentags gibt es Werwölfe mit Glatze und zehn Zentimeter hohen Stehkragen. So raffiniert sind sie.

Das Werwölfische entspringt, psychologisch gesehen, mannigfachen Motiven. Am häufigsten dürfte es sich so verhalten, daß ein gehemmter Geltungstrieb seinen Pferdefuß im Spiele hat. Daher wirken ältere Werwölfe doppelt ärgerlich, dreifach störend und ganz unbeschreiblich lächerlich und peinlich. Denn der Normale sagt sich mit Recht, daß mit zunehmendem Alter auch die Erkenntnis zunehmen müsse, daß nämlich der Konzertsaal auf gar keinen Fall die Arena ist, in der es dem Menschen erlaubt wäre, seine eingeklemmten Komplexe zu tummeln. Nichts gegen eingeklemmte Komplexe! Sie sind für gar viele Stecken und Stab, Strohhalm und Leuchtturm auf ihrer Fahrt durch das Leben. Aber man spiele mit ihnen im stillen Zimmerlein! Ein anderes Motiv dürfte darin zu sehen sein, daß die Angst, unmusikalisch zu scheinen, den Werwolf veranlaßt, seine künstlerischen Qualitäten vermittels aufdringlicher Freiübungen unter Beweis zu stellen. Ein drittes Motiv

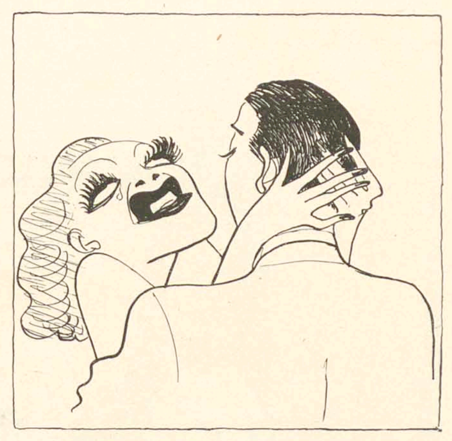
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. III. Vj. 36 11643. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Wintersturm im Atelier

(Fr. Bilek)



„Schau mich an, Kurt, seh' ich etwa aus wie jemand, der keinen Pelzmantel braucht?



In der Wintersaison trägt sogar jedes Tier im Wald seinen dichten warmen Pelz!



Scheusal, denkst du nicht an die polaren Luftmassen, die über mich kommen?



Siehst du, ich wußte es ja, du wirst dein armes kleines Hascherl nicht frieren lassen!"

endlich, das komplett allerdings nur bei den gefährlichsten und unverschämtesten Werwölfen vorhanden, das in größeren oder kleineren Dosen aber auch bei jedem anderen Wolfe zu finden ist, ist eine Abart des Cäsarenwahns, ein Größenwahn, der sich innigst verbindet mit einer abgrundtiefen Verachtung aller Normalen.

Was ist da zu tun? Denn etwas muß geschehen, um dieses per Seelenwanderung auf unsere Zeit gekommene Stück Mittelalter auszurotten mit Stumpf und Stiel. Darum einiges über den Umgang mit Werwölfen: Man kitte sie ein, stelle sie auf Rollen und lehne sie an die Wand! Man lege sie in einen Gipsverband, daß nur noch die Ohren frei sind, trage sie auf Bahren in den Saal und setze sie nieder in der hintersten Ecke! Man tropfe ihnen Syndetikon in den Kragen, auf daß sie den Kopf ruhig halten!

Man reserviere den Werwölfen die letzten Reihen des Saales und bringe Schilder an: „Herrschaften, die beabsichtigen, dämonische Gymnastik zu treiben, werden gebeten, gemeinsam im Hintergrund zu üben!"

Man lege den Programmheften die Adressen der nächsten Rettungswache und des nächsten Irrenarztes bei!

... Eines habe ich nicht ergründen können: wo halten sich die Werwölfe im Sommer auf, wenn keine Konzerte stattfinden, und was tun sie da? Verkriechen sie sich tief in die Wälder, sitzen sie da auf den Tannenspitzen und wedeln mit den Händen den Takt zum Konzerte der Vögel? Hocken sie in den Parks der Städte und wippen mit Kopf und Fuß zum Schlage der Nachtigall? Liegen sie in Dachrinnen und trainieren schöpferische Handbewegungen zum Gepfeife der Spatzen? Ich weiß es nicht ...

Neuer Wein in alten Schläuchen

(Wilhelm Schulz)



„Kann's was besseres geben als so einen Federweißen, der einem prickelnd über die Zunge läuft?" — „Hm, hm, wenn ich mich recht erinnere, muß es schon noch sowas geben!"

München, 15. November 1936
41. Jahrgang / Nummer 34

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

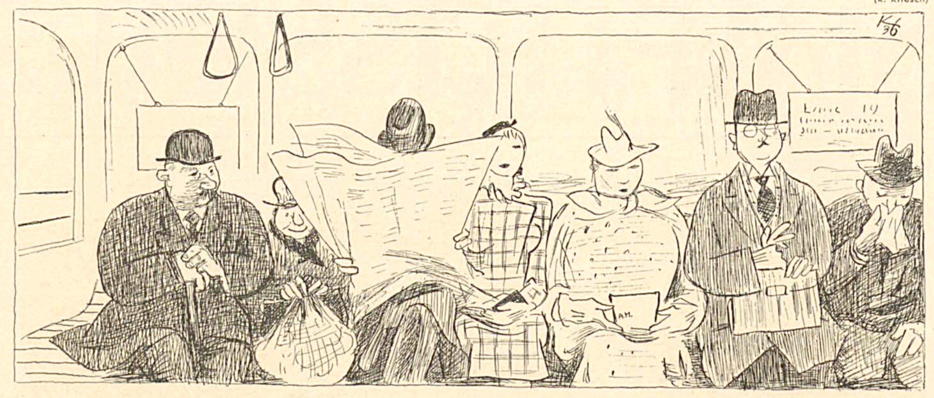
VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Ein feucht-fröhlicher Wettstreit

(Karl Arnold)



(R. Kriesch)



„Cäsars Tante hatte einen Apfel"

November, das ist die Zeit der Straßenbahnen, die Lieblingszeit der Straßenbahnfahrer. Es tropft von den Dächern und tropft von den Nasen. Prosit! Zur Gesundheit! Bankauf, bankab niest es und hustet's. Vermutlich haben die Bazillen jetzt Paarungs- und Hochzeit. Sie lassen die Menschen niesen und bellen, während draußen im Walde die Hirsche brüllen. Brunftzeit der Bazillen, wahrscheinlich rufen die alten, kräftigen Bakterienbullen ihre Weibchen, kämpfen mit Nebenbuhlern — und das alles in der Straßenbahn im November, für den verhältnismäßig niedrigen Tarif. Wer Straßenbahn fährt, sieht mehr vom Leben, z. B. die Reihe der ihm Gegenübersitzenden. Ich weiß selbstverständlich, daß alle im Wagen so tun, als ob sie ihr Gegenüber nicht sähen. Es ist doch recht peinlich, so auf anderthalb Meter sich Aug' ins Auge sehen zu müssen. Jawohl, man bemüht sich, durcheinander hindurchzusehen, als ob da drüben nur Luft wäre, gute Luft natürlich, und nicht der dicke Herr mit der komischen Nase, und nicht die umfangreiche Marktfrau mit den roten, wie aufgemalten Puppenbäckchen, und neben ihr die junge Dame mit dem wie nichtaufgemalten Rosarot und dem Augenbrauenstrich, der so fein gezeichnet ist, als habe ihn der Olaf Gulbransson entworfen; eine sehr begabte Person anscheinend, von handwerklich großem Können, diese Strichzieherin.

Unser Blick geht weiter und gleitet über den unbekümmerten Schulbuben dahin, dessen Lippen sich bei der Übersetzung des lateinischen Satzes leise bewegen. Er flüstert: „Cäsars Tante hatte einen Apfel." Das ist recht auffällig; denn seit Cajos Julius Cäsars Tod ist immerhin eine erkleckliche Zahl von Jahrhunderten dahingegangen, und auch seine Frau Tante deckt schon lange der kühle Ruhm und Marmor. Aber Cäsars Tantenapfel lebt grammatikalisch in dieser deutschen Straßenbahn weiter, während rings herum echt nördliche Schnupfen und Husten detonieren. Erinnerungen an Obstgenuß sind sehr langlebig, wie auch das Beispiel an Urmutter Evas Apfel bezeugt. Ich will mich keineswegs auf jenen Apfelsatz mit Cäsars Tante festgelegt wissen; denn solcher Sätze gibt es viele in allen zu schulischen Zwecken geübten Fremdsprachen, und morgens gegen 8 Uhr und um die Mittagszeit wispert's in allen deutschen Straßenbahnen von Genitiven und Konjunktiven und andern Fällen, die man zum Übergang in die nächsthöhere Klasse braucht. Mit ihrer munteren und lautstarken Fröhlichkeit erfüllt die schulpflichtige Jugend den Wagen und ist den ernsten Zeitungslesern ein Dorn im Ohr, den Zeitungslesern, die den Ruf vernommen und nicht vom Unglück verfolgt sein möchten, wie der arme „Herr Hase", der keine Zeitung las und infolgedessen von nichts wußte. So sitzen wir alle einander gegenüber und müssen feststellen, daß der Mensch eher gut als schön ist, namentlich im November, wenn es draußen regnet und katarrhalische Erscheinungen sich im Ebenbilde Gottes widerspiegeln.

Für ein Viertelstündchen oder etwas länger sind unsere Lebensbahnen durch das städtische Verkehrsnetz einander gleichgeschaltet zu einer Kampfgemeinschaft gegen Neuhinzukommende, die auch noch Platz finden wollen auf den beiden Bänken, da die Spötter einander gegenübersitzen. Voll Interesse beobachten wir, wie jener Willensstarke die Lücke, die der Beckenbreite eines Säuglings zur Not genügen würde, langsam seinen Körpermaßen anpaßt. Erst schwebt er in aller Bescheidenheit ganz vorne auf der Bankkante, in den Gang hineinragend als verkehrshemmendes Vorgebirge. Langsam schiebt er sich, keilförmig Muskeln zusammenziehend, immer tiefer in die feindliche Front, zermürbt Nachbarn durch stetigen Druck. Die Bresche erweitert sich und schon drücken die Ellbogen in die feindlichen Linien nach. Ein Ruck des Wagens, der Sieg ist sein. Nun strahlt er in milder Zufriedenheit, jetzt ist er wieder ganz Zeit- und Volksgenosse und ein nützliches Glied in der Schicksalsgemeinschaft der Fahrgäste. Übrigens hat das Knochengerüst der Nachbarn unter seinem Ansturm standgehalten, was von der Solidität der Ausführung Zeugnis ablegt und uns wieder einmal eindrücklich auf die Wunder der Natur mit besonderer Berücksichtigung der Trambahnbenützer hinweist.

Im allgemeinen geht so eine Fahrt unter dem Schweigen der Fahrgäste vor sich, falls nicht plötzlich der Kontrolleur erscheint und mit der Höflichkeit des Beamten, hinter der die Stimme des Ewigen Gerichts wohnt, uns auffordert, durch Vorweisung des Fahrscheins darzutun, daß wir unaufgefordert unseren geldlichen Verpflichtungen nachgekommen sind. Wem schlägt da nicht das Herz! Werden wir unseren Fahrschein auch rechtzeitig finden, um klar und deutlich vor aller Welt unsere Unschuld zu beweisen? Ist es nicht dasselbe Gefühl wie damals, als uns der Lehrer aufrief, wir sollten „Des Sängers Fluch" hersagen, und wir kamen über „Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und her" nicht hinaus. Zu Hause hatten wir es doch so gut gekonnt und den Fahrschein hatten wir auch ganz bestimmt unaufgefordert gelöst — aber Beweise, Beweise! Wer fürchtet sich vorm Kontrolleur? Niemand, aber erst nachdem man den Fahrschein gefunden hat. Das ist das kleine Gruseln, das so eine Straßenbahnfahrt mit sich bringt. Manchmal wird auch die Stille so einer Fahrt unterbrochen durch ein altes Weiblein oder Männlein, das seiner Meinung über die Welt Luft zu machen sucht. Meistens ist es die Schlechtigkeit der Menschen, die hier an Beispielen aus dem Alltagsleben klar und deutlich erläutert wird. Doch die Umsitzenden sind etwas verlegen oder tun so, als ob sie mit der Anrede an alle nicht gemeint sein könnten, diese Drückeberger. Die ganze Besatzung horcht auf, wenn sich zwei quer durch den Wagen begrüßen, wie interessant ist es zu erfahren, daß es dem einen den Umständen entsprechend geht und auch die Feststellung überrascht, daß der andere jetzt hier ist. Erstaunlich scharfe Beobachtungen vernehmen wir da. So, daß das Wetter doch recht unangenehm sei und daß es vermutlich wieder wärmer werden könnte. Wir vernehmen, daß man wie immer viel zu tun hat, daß man vorige Woche Krachbichlers getroffen hat und daß es denen auch den Umständen entsprechend geht. Ja, Straßenbahnfahren bildet ungemein.

Foitzick.

Der Grübler

Von Ratatöskr

Gesetzt den Fall, ich würde neu geboren —
wie nähm' ich da das Leben an den Ohren!
Kein Gehenlassen gäb's, kein stummes Schlucken
Ich ließe mich von niemand unterducken.

Zwar müßt' ich allerdings, um nicht zu lügen,
schon über ein gewisses Plus verfügen,
käm' ich von neuem aus dem Ei gekrochen.
Zum Beispiel über demgemäße Knochen.

Wie aber steht's mit dieser Hypothese?
Bekümmert grübelnd senkt sich meine Neese . . .
Gesetzt den Fall, ich würde neu geboren —
wie nähme *mich* das Leben an den Ohren!

Der Forschungsreisende

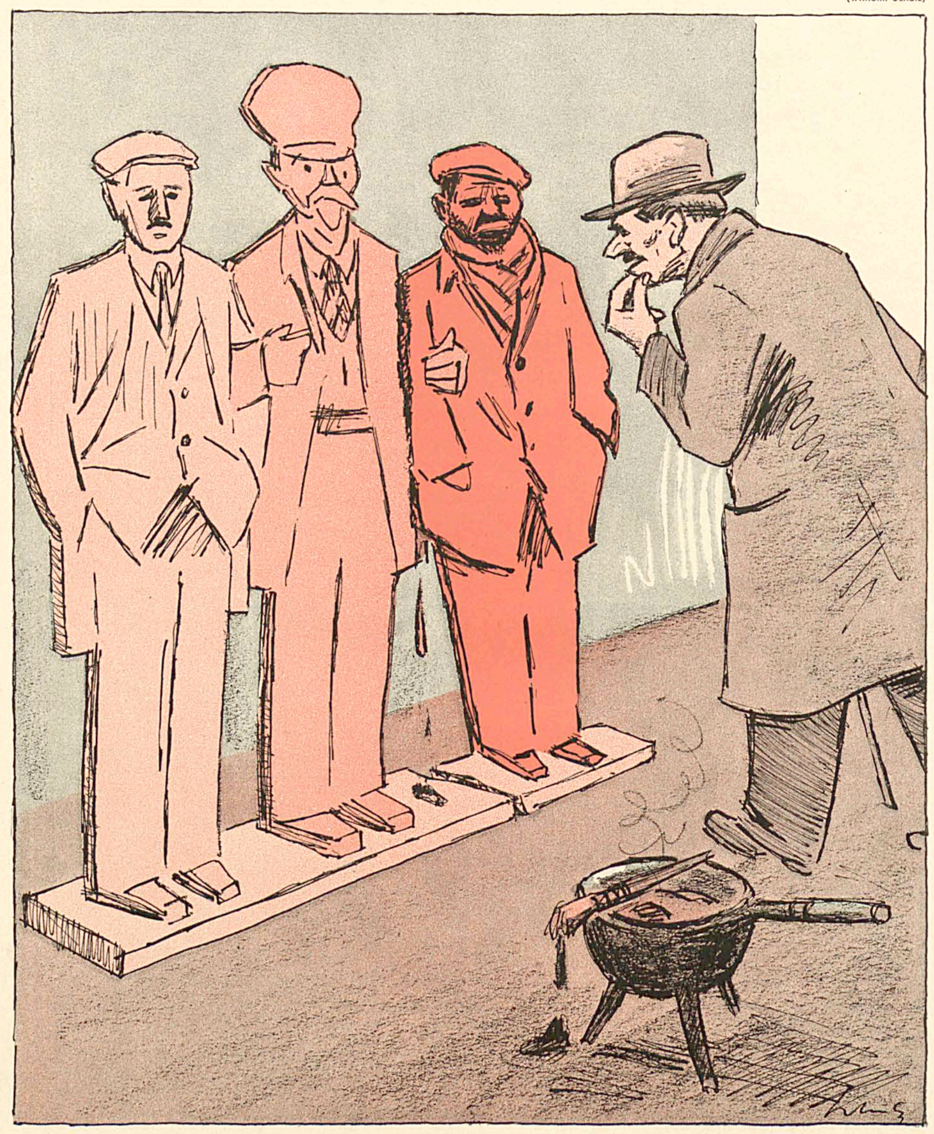
(Erich Schilling)



„Es muß doch sonderbar sein, Herr Professor, wenn Ihnen so im Urwald eine halbnackte Frau begegnet?“ – „Aber ich bitte Sie, meine Gnädigste, daran sind wir Europäer doch gewöhnt!“

Frankreichs zusammengekleisterte Volksfront

(Wilhelm Schulz)



„Aha, den linken Flügel haben sie wieder einmal notdürftig angeleimt! Aber wie lange wird's noch dauern, bis wir Franzosen merken, daß wir die Geleimten sind?!"

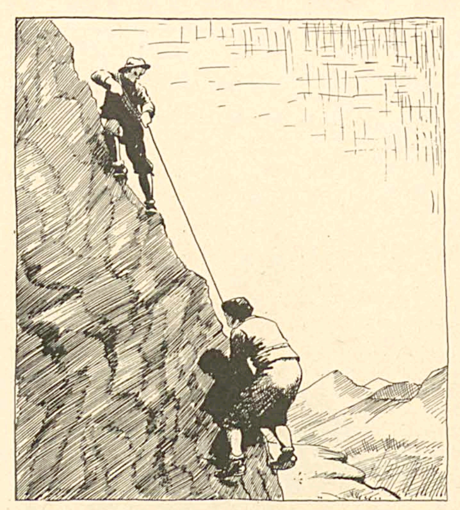
(Zeichnungen von O. Nückel)



Die Versuchung des Sepp Hilzensauer

Von Karl Springenschmid

Wenn der behördlich autorisierte Bergführer Sepp Hilzensauer im hintern Fulpmes das vierte Viertele hat, dann redet er sich schon rechtschaffen leicht. Da schaut er verzwickt in das Glasl, wie doch der rote Terlaner so schön leuchtet, und meint: „Angst? Naa, Herr, Angst kennt der Bergführer nit. Nit an Löffel voll hab i zambracht, so lang i führ'. Aber einmal, ein einzigsmal, da woll, da hat mi die Angst packt, ganz schiech, aber nit wegen die Berg, wegen was andern, Herr ..."
Und dann hebt er zu erzählen an:
„Es ischt schun sakrisch lang aus dös, Herr, und i bin selbigsmal no a junger, sauberer Mensch gwesen, gsund auf und auf und voller Schneid, sell woll, und da ischt einmal a Herrschaftliche ins Dorf kemmen, an alleinstehende Dame, wia man sagt. Beim Adlerwirt ischt sie im Quartier gwesen. I bin grad auf der Führerbank gsessen und hab mit dem alten Rupfler gekartet. Da hat sie mi angsprochen: ‚Bergführer, sind Sie noch frei?'
‚Sell woll, gnädige Frau', hab i gsagt, schön und manierlich, — Manieren sein bei die Herrschaften allmal die Hauptsach' und bsunders bei die alleinstehenden — ‚frei bin i woll!'
Sie hat mi angschaugt von unten bis oben und von oben bis unten und i sie aa. Aber versteht si, a Bergführer schaugt so a Herrschaft bloß alpinistisch an: ein Frauenzimmer ist sie gwesen in die besten Jahr, stark im Fleisch, fest beinand' und guet gnue für den Nockspitz oder den Amperkogel oder das Lizumerhorn.
‚Sie sind also noch frei?' hat sie gsagt und hat mi so gspassig angschaut dabei, wia mi no nia kein Frauenzimmer nit angschaugt hat, ‚dann möchte ich mit Ihnen morgen auf die Nockspitze!'
‚Sell geht leicht, gnädige Frau', hab i gsagt, ‚da ischt ja eh a Weg, daß man a Kuah auentreiben kann!'
‚Nicht so!' hat sie den Kopf geschüttelt, ‚über die Wand!'
‚Über die Wand?' Da hab i sie mir no einmal alpinistisch angschaugt: Die Füeß a bißl kurz, aber stark, das Gstell fest und guet einghängt und als ganzes schneidig gnue. ‚Die Wand müeßt grad schun gehn, gnädige Frau, sein halt fufzehn Gulden!'
‚Abgemacht!' hat sie gsagt, ‚und morgen los!' und hat mir no die Hand geben und mir a gute Nacht gwünscht und i ihr aa.
Also bin i halt am andern Morgen mit ihr über die Kreiteralm aufgstiegen zum Nockspitz hin. Das Mundwerk ischt ihr gangen wia ein Mühlradl, das z'viel Wasser hat. Erzählt hat sie mir, wie schrecklich es ist im Leben, und wie schlecht es ihr geht, und wie arm sie ist. Da bin i derschrocken. ‚Die fufzehn Gulden sein aber ausgmacht!', hab i schnell gsagt, ‚da laß i nix nach!' Nicht so, hat sie gmeint, arm bloß, weil sie halt keinen Menschen nit hat und weil sie allweil so allein ist und weil halt niemand sie versteht.
‚I versteh Ihna schun, gnädige Frau', hab i gsagt und bin allweil schian stad vorausgangen und hab halt ‚mhm' gesagt, wo es grad paßt hat, damit sie nit meint, daß mir ihre inwendigen Schmerzen ganz wurscht sein, weil do der Bergführer auf dös achten mueß, wia's seiner Herrschaft z'muet ischt.
So sein mier zum ersten Wandl kemmen, und i hab ihr das Seil umtan. Dreimal hab i ihr die Schling richten müessen. ‚Ziehen Sie nur fester zu, Herr Hilzensauer!', und wia i fest zuezochen hab: ‚Nicht so stürmisch, Herr Hilzensauer, ich bin doch eine Frau!', und wia i wieder nachlassen hab: ‚Hier ist es doch zu locker, Herr Hilzensauer, greifen Sie!'
I hab aber nit lang g'griffen und hab sie gach aufzochen über das erste Wandl. Nicht daß sie schlecht gstiegen wär, aber halt soviel mannsbedürftig ischt sie gwesen: ‚Ihre Hand, Herr Seppl'
‚Was wöllen S' denn mit meiner Hand?'
‚Aufziehen, Herr Seppl'
‚Sell geht mit'm Seil aa, für dös sein Sie ja anghängt!'
Und so hab i sie halt aufgseilt über die Schrofen. Aber ‚Stützen Sie mich doch, Herr Seppl', hat sie wieder g'rufen und ‚Sie müssen mich fester halten, Herr Sepp!'
‚Nix mueß i!', hab i gsagt und der Zorn ischt mir kemmen, ‚dös merken S' Ihnen: Was am Seil ischt, ischt am Seil. Dös rührt der Bergführer nit an!'
Da hat sie wieder ihre großen runden Augen gmacht und hat mi angschaut damit und hat gsagt: ‚Ach, Herr Sepp, nun seien Sie doch nicht so... so...'
I bin aber doch so... so... gwesen. ‚Mir ischt lei um den Nockspitz z'tuen', hab i gsagt, ‚sünst um nix!'
‚Ach, wie Sie doch so entzückend grob sein können, Seppl' hat sie gsagt. Grad dös Grobe hat ihr so gfallen bei mir, das war das Gefährliche.



Also hab i wieder feiner sein müessen. Aber beim obern Riß ischt sie mir völlig um den Hals gfallen und hat mi packt: ‚Mir ist schwindlig, Sepp!' ‚Mir aa!', hab i gsagt und bin glei wieder weiter über die Wand, weil i den Schwindel kennt hab.

Was soll der arme Bergführer mit so einer Herrschaft tüen?

I bin halt von der Routen weg, seitüber hin, wo der hoche Kamin ischt. ‚Ziachst dös Weibsmensch, dös mannsnarrische, durch den Kamin', hab i mir denkt, ‚da ischt es naß und kalt, da vergehn ihr schun die Hitzen inwendig!'

So hab i sie halt eine Weillang in den Kamin ghängt. Von oben ischt dös Wasser hergschossen, von unten auer hat der kalte Wind blasen, an der Seiten ischt dös blanke Eis gstanden, naß sein die Griff gwesen und rutschig und eiskalt. Es war alles so, wia i's braucht hab. Grad gschlottert hat sie vor Kälten, ganz blau ischt sie mir worden.

Aber wia i sie wieder auerzochen hab in die Sunn — ‚Sepp' hat sie gstöhnt und hat mi wieder angschaut mit ihre großen, runden Augen, ‚Sepp, nun mußt du mich wärmen, ich friere so, Sepp!'

Da hat sie mir halt do wieder derbarmt und i hab sie auf dös kleine, sunnige Grasplatzl hingsetzt und hab a Pfeifen g'raucht daweil. Da ischt sie ganz gleim zu mir gschloffen und hat sie herdruckt und i hab gspürt, daß ihr schun wieder viel z'warm ischt. Es war aber kein Kamin nit mehr auf'm Gipfel.

Ja, das ischt das einzigemal gewesen, Herr, wo i in der Ausübung meines Berufes Angst hab ghabt, ganz schieche Angst. I hätt mir bald nimmer z'helfen gwißt. Grad gschwitzt hab i vor lauter Angst.

Aber der alte Rupfler, der ischt halt mei Rettung gwesen. Auf'm Gipfel ischt er gsessen, grad wia i sie auenzochen hab.

‚Gnädige Frau', hab i gsagt und hab sie hinstellt zum Kreuz, ‚hiez sein mir da und hiez hätt i halt aa was auf'm Herzen!'

‚Auf dem Herzen, Sepp?'

‚Schaugen S', gnädige Frau, i bin so arm und allein, ganz verlassen, kein Mensch versteht mi in der Welt, niemand, lei — die Rösler Moidl, die junge. I hab ihr gsagt, heunt auf die Nacht kimm i zu ihr ans Fenster, weil sie mi do so guet versteht. Aber mier ham üns so lang in der Wand verhalten, es wird ja schun glei finster, da ischt es höchste Zeit, daß i geh. Hiez hab i halt gmeint, für den Weg heimzu in der Finstern wär der Rupfler aa no gnue, der ischt allweil no a gueter Bergführer mitsamt seine sechzg Jahr.'

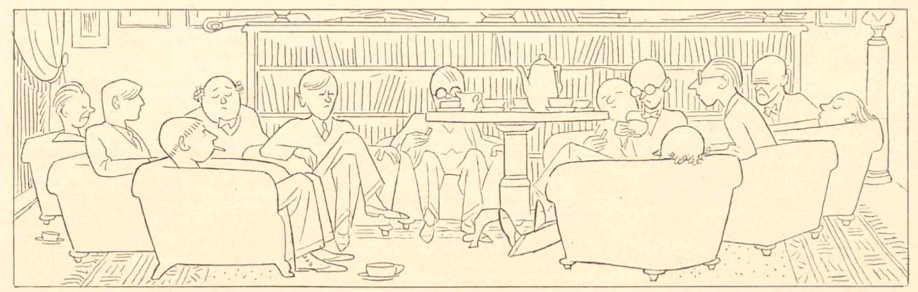
Oh, was hat sie da für große runde Augen gmacht, für schieche! Aber sie hat mir do die fufzehn Gulden auszahlt. Da hab i drei davon dem alten zahnlucketen Rupfler geben und hab gsagt: ‚Da hascht drei Gulden, Rupfler, hiez bring sie mir halt guet ins Dorf', und heimlich: ‚aber paß auf, laß di nit verführn!'

Da hat er glacht, der Alte mit seine rinneten Triefaugen und hat sich einen Kautabak hinter die Zähn geschoben und ausgespuckt: ‚Sie soll's lei probieren!'

Und i bin gach durchaus, und so froh wia selbismal bin i no nia zu meiner Moidl kemmen."

Künstler-Kollektive

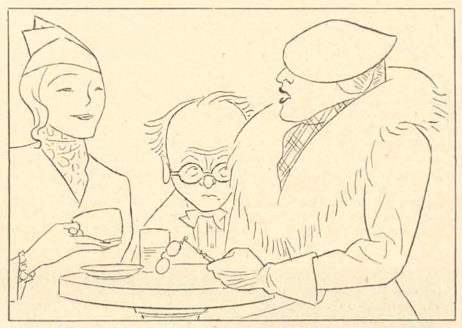
(Karl Arnold)



Zwölf Autoren schreiben ein Lustspiel: „Also, meine Herren, wir haben nun diesen Witz präzis formuliert. Ich bitte jetzt um Abstimmung, ob über besagten Witz auch gelacht werden kann."



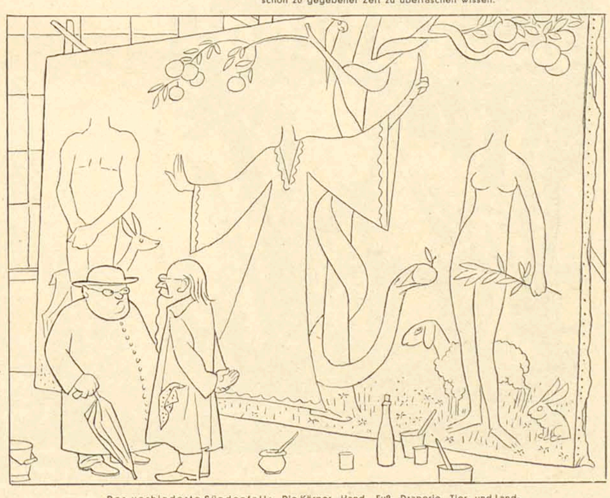
Im Sowjet-Orchester: „Was haißt zwote Geige! Mär sinn doch ka Gemeinschaft, mär sinn doch ä Kollektiv, und da kann doch wohl ä jeder die erste Geige spielen!"



Die Muse des Dichters: „Arbeiten Sie wieder an einem neuen Roman, Herr Doktor?" — „Darüber wird mein Mann kaum Auskunft geben können, aber ich werde die Mitwelt schon zu gegebener Zeit zu überraschen wissen."



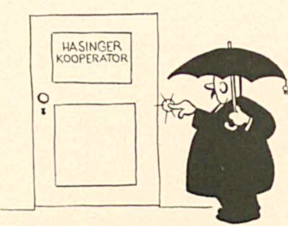
Der stille Teilhaber: „Mir fällt rein gar nichts mehr ein — eigentlich sollten wir 'mal was zusammen machen."



Der verhinderte Sündenfall: „Die Körper-, Hand-, Fuß-, Draperie-, Tier- und Landschaftsmaler sind alle schon fertig, bloß der Kopfmaler läßt noch auf sich warten."

Lieber Simplicissimus

(Zeichnungen von O. Nückel)



In Dingsda war ein Kooperator, ein etwas zerstreuter Herr. Gelehrte sind meistens zerstreut, es soll aber auch bei Pfarrern vorkommen. Den Pfarrer hatte es etliche Male bei Begräbnissen dermaßen durchgeweicht, daß er nur mit Grauen an solche dachte, wenn an dem Tag der Himmel sich überzog. Der alte Herr wußte sich aber zu helfen. Er gab bekannt: „Falls es um drei Uhr regnet, findet die Beerdigung eine Stunde später statt."

Auf diese Weise klappte es meistens, man entging dem Regenguß, was nicht nur den Pfarrer angenehm berührte, sondern auch die Leidtragenden, die in kleinen Orten ja fast immer dieselben sind. Der Brauch bürgerte sich ein.

Eines Tages sollte wieder eine Beerdigung stattfinden. Der Himmel sah nach Regen aus. Die Leidtragenden kamen in den Pfarrhof und fragten, ob die Beerdigung verschoben werde. Der Kooperator wollte jedoch an diesem Tage um 4 Uhr verreisen und so sagte er: „Sollte es um 3 Uhr regnen, so findet die Beerdigung um 2 Uhr statt!"

Der Herr im „Roten Ochsen" schwärmte sehr für Naturgenüsse. Leider fand er die Gegend nicht besonders reizvoll, so daß der Herr bald gelangweilt herumsaß. Der Hausknecht empfahl ihm den Weg zur Jägerhütte als sehr lohnend; er sei ihn schon öfters gegangen und er müsse schon sagen, er sei immer wieder auf seine Rechnung gekommen.

Als der Herr von der Jägerhütte zurückkam, war er sehr empört. So ein langweiliger Weg sei ihm noch nicht gleich vorgekommen; wie man da selbst bei bescheidenen Ansprüchen einen Genuß haben könne, sei ihm schleierhaft.

„Ich geh' ihn halt immer mit der Zenzil", antwortete der Hausknecht.

*

Emil Leisebein führt immer das große Wort am Stammtisch, woraus man ersieht, daß Namen tatsächlich Schall und Rauch sind. Leisebein ist über alles unterrichtet; er kann bei jedem Vorfall mitsprechen und eines Tages behauptete er im Brustton tiefster Überzeugung: „Ich habe bisher in jeder Sache die Entwicklung vorausgesehen und mich niemals in meinen Voraussagen geirrt."

„Das besagt also, Herr Leisebein", stellte einer von der Stammtischrunde fest, „daß Sie sich bis 1933 überhaupt nicht mit Politik befaßt haben."

*

Ich fuhr mit der Straßenbahn in einen Vorort und stand vorne beim Wagenführer. An einer Haltestelle wollte eine Frau vor dem Wagen die Straße passieren und wurde von dem gerade haltenden Wagen noch ein wenig erfaßt, so daß sie mit dem Kopf gegen die Vorderwand des Wagens stieß. Nicht allzu heftig. Außer einem gelockerten Zahn war offenbar noch alles heil. „Hen Se d' Gosch' a bißle någ'schlage?" fragte der Schaffner im schönsten Schwäbisch. Als er aber die entrüsteten Blicke der Frau gewahrte, setzte er in einem etwas gewaltsamen Hochdeutsch hinzu: „Hoffentlich hat Ihr wertes Befünden sonst nicht notgelütten?"

*

Während eines Pirschganges kehre ich zum Ausruhen und zwecks Anfeuchtung meiner trocken gewordenen Zunge in einer Waldwirtschaft ein. Dort sitzen bereits zwei mir bekannte Familien mit Kindern im Alter von etwa 4 bis 6 Jahren. Wir kommen in so angeregte Unterhaltung, daß die Frauen sich nicht vom Tisch entfernen mögen und der etwa sechsjährigen Else die Führung der Kleinen nach einem gewissen Örtchen überlassen. Eben zieht sie mit dem etwa dreijährigen Hänschen los, kommt aber bald aufgeregt zurück und ruft durch das Gastzimmer: „Mutti, Hänschen will auf ‚Damen'!"

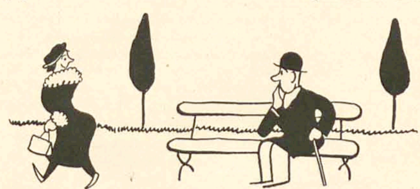
*

In der Sprache des Erzgebirglers heißen die Hosen — Husen, dafür die Hasen — Hosen, und Hosen, das heißt Stallhasen, sind dort beliebte Haustiere. Die dreijährige Inge aus der Großstadt weilt zum erstenmal bei der Großmutter im Erzgebirge auf Besuch. Die Großmutter will Inge eine Freude machen und sagt:

„Su, Inge, itze zeig' ich dir amol meine Hosen!" Inge will sich hierfür erkenntlich zeigen, und eilfertig kommt sie der Großmutter zuvor, indem sie ihr Röckchen hochhebt und sagt: „Sieh', Großmama, ich hab' lila Hosen an!"

Lieber Simplicissimus

Manchmal plaudere ich ein wenig mit Fräulein Pachulke, die auf dem gleichen Stock wohnt. Sie liest gerne Liebesromane, um so in ihrem einsamen Altjungferndasein ein klein wenig Lebensersatz zu finden. Meist ist sie über die etwas naiven Sachen sehr gerührt; aber neulich fand ich sie in heller Empörung vor. Ein kleiner Druckfehler hatte sie ganz außer Fassung gebracht. Sie reichte mir flammenden Antlitzes das Buch, und ich las: „Amanda war wie ein zartes, durchsichtiges Gesäß, dessen Inhalt seinen alles durchdringenden Blicken preisgegeben war."

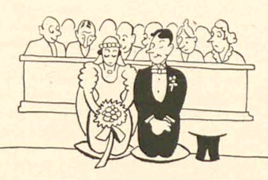


Kalmus, der Werbefachmann, hat sich eines Tages in ein Mädchen verliebt. Es war zwar nicht sehr schön, dafür wies seine Rückseite eine breit ausladende, nicht zu übersehende Fülle aus. Die Kollegen hänselten ihn ob dieser Errungenschaft ein wenig. Und Kalmus gestand sich bald selbst ein, daß er sich da ein bißchen verrannt hatte.
„Was hat mich nur", sagte er kopfschüttelnd, als er mit einem Freund ein zugkräftig hergerichtetes Schaufenster besah, „zu ihr hingezogen?"
„Wahrscheinlich ihr wirkungsvoller Blickfang!", erwiderte der Freund.

Der alte Kumpf ist mit seinem Sohn nicht recht zufrieden. Er behauptet, er sei aus der Art geschlagen. In der Tat ist der ungefähr Achtzehnjährige das glatte Gegenteil des Alten. Dieser: urwüchsig, einfach und derb, sowohl körperlich als auch im Gehaben; der Sohn dagegen zart, einer, den man viel mit Büchern sieht und der Vorträge besucht. Eines Tages nun stellt Kumpf fest, daß sein Sprößling zu allem hin auch noch angefangen hat, auf seinem Zimmer rhythmische Gymnastik zu betreiben. Derartigem „Firlefanz" ist Kumpf nun schon ganz abhold. Er hatte sich in diesem Alter schon auf ganz andere Art Bewegung gemacht, teils im Wirtshaus oder auf der Kegelbahn, teils sonst. Deshalb sagt er angesichts dieser merkwürdigen Entspannungs- und Lockerungsübungen: „O Kerle, nemm a Mädle en Arm, des ischt de beschte rhythmische Gymnastik für dein Alter!"

*

In unserer Stadt bestand einmal ein Ausschuß zur Hebung der Sittlichkeit. Organisationen, die glaubten der Anschauung beipflichten zu müssen, daß die Welt ein Sündenpfuhl sei, schickten jeweils Vertreter. Ich war auch mal dort. Sie behandelten unter anderem das Thema: Halsausschnitt. Ein rüstiger Fünfziger vertrat da zu meiner Freude den Standpunkt, daß davon schließlich nicht das Heil unserer weiblichen Jugend abhänge, ob die Halsausschnitte einen Zentimeter tiefer seien oder nicht.
Aber da stieß er auf gewaltigen Widerspruch. Die bis obenhin zugeknöpfte Vorsitzende geriet ganz besonders in Harnisch. Gerade auf diesem Gebiete sei es äußerst gefährlich, auch nur das kleinste Zugeständnis zu machen. „Die Erfahrung hat es immer wieder eindeutig gezeigt", rief sie beschwörend aus, „wenn man dem Teufel auch nur den kleinsten Halsausschnitt gewährt, will er gleich den ganzen Busen!"



Im Städtchen findet zur Freude der Einheimischen die Trauung der ältesten Tochter eines sittenstrengen Mannes statt. Alles läuft natürlich in die Kirche. Es ist sehr feierlich; Gesang, Geigenspiel und Orgel. Doch den Höhepunkt bildet bei jeder Trauung die Einsegnung des jungen Paares und der Ringwechsel. Braut und Bräutigam knien nieder. Hochzeitsgesellschaft und Pfarrer müssen aber plötzlich die Beobachtung machen, daß durch die andächtige Zuhörerschaft ein unterdrücktes Kichern und Lachen geht, dessen Ursache nur eben die erkennen, die hinter dem knienden Paare sitzen. Nämlich: auf den vier Stiefelsohlen der Knienden ist deutlich die Zahl 24 mit Kreide ziemlich groß zu sehen. Es ist dies die Zimmernummer des Gasthofes „Zum goldenen Engel".

So also sieht ein Mädchen aus! / Eine wahre Geschichte aus dem Leben

Erzählt von Georg Schwarz

Ein junger, lustiger Mensch, der auf dem Lande geboren, seinem Lehrherrn entlaufen war und kurze Zeit in der nächsten Stadt von Gelegenheitsarbeit lebte, aber durch die Not und verführt durch schlechte Gesellen, deren Leben ihm gefiel, auf Abwege geriet und Dieb wurde — schlich sich eines Abends in der Absicht zu stehlen in das Landhaus eines begüterten Mannes, den er verreist wußte.

Um jeder möglichen und unangenehmen Überraschung zu entgehen — denn der Eigentümer des Hauses konnte jederzeit von seiner Reise zurückkommen und seine reich eingerichteten Räume in Besitz nehmen — verkroch er sich in die Dienstbotenkammer des haushütenden Mädchens, und zwar — unter dessen Bett.

Die heikle und spannende Situation unter den niederen Pfosten des Dienstbotenmöbels wurde beklemmend in dem Augenblick, als das Mädchen, noch vor Mitternacht, in seine Kammer trat, sich sorgsam entkleidete und umständlich wusch, wobei sie auch die letzte Hülle ablegte.

Aber der Eindringling hatte es zu ihrem Glück nicht auf Überrumpelung harmloser, zu Bett gehender Mädchen abgesehen, sondern sein ganzes Trachten ging nach Geld, das er brauchte, und das er in den andern Räumen des fast verlassenen Hauses vermutete.

Das Mädchen, jung, ein wenig gefallsüchtig und sich allein glaubend, beschaute sich, bevor sie ihr bereitgelegtes Nachthemd anlegte, sekundenlang in dem Spiegel, der über dem Waschtisch hing, fand die dort herausschauende Eva keck und reizvoll, drehte sich auch ein wenig auf die Seite, warf das gelöste, schon ausgekämmte Haar nach vorn über die Brust — seufzte etwas und sagte mit einer Stimme, die sich in dem Kämmerchen fremdartig anhörte, als käme sie gar nicht aus ihr: „So also sieht ein Mädchen aus!"

Sie erschrak, kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, blies die Kerze aus und legte sich ins Bett.

Am nächsten Tag, es war zugleich der Tag, an dem der Besitzer in sein Haus zurückkehrte, wurde zum Leidwesen des Mannes und zum Schrecken der Magd, die sich verantwortlich fühlte, ein großer Diebstahl von Silberwaren und Geld bemerkt.

Irgendeine Spur war nicht zu finden. Das Mädchen wurde verhört. Wenn auch nicht der Schatten eines Verdachtes auf sie fallen konnte, in ihren Sachen befand sich nichts Gestohlenes, das Einvernehmen zwischen der Herrschaft und dem Mädchen war gestört und blieb es, weshalb das Mädchen, gekränkt und ihre Unschuld beteuernd, wenn sie sich auch der Unvorsichtigkeit anklagen mußte, um ihre Entlassung bat. Man ließ sie gehen.

Nach Jahren besuchte sie, die unterdessen in die Ferne gezogen war, wo sie einen Mann gefunden hatte, eine Verwandte ihres Gatten in derselben Stadt und wanderte mit ihr in der Dämmerung eines heiteren Frühlingsabends in den Anlagen des mitten durch die Stadt strömenden Flusses auf und ab, als ihnen eine Gruppe lachender und scherzender junger Männer entgegen kam, die den Eindruck machten, als gingen sie zu einem heiteren Fest oder zu einem lustigen Treffen.

Die junge Frau, die weit außen am Gehweg dahinwanderte, sah sich auf einen gewissen, rasch sich verringernden Abstand einem jungen Mann in guter Kleidung gegenüber, der sie genau ins Auge faßte, als kenne er sie; der, eben ein Scherz- und Witzwort seiner Genossen erwidernd, überrascht vor ihr stehen blieb, dann aber gewandt auswich, und der sich Wundernden in gutmütig spottendem Tone zurief: „So also sieht ein Mädchen aus!"

Die Angesprochene blieb im ersten Augenblick betroffen stehn, errötete, wir wissen warum, und rief im nächsten Augenblick schon die Polizei, forderte die Vorübergehenden erregt auf, den Dieb, durch den sie sich selbst jahrelang verdächtigt fühlen mußte, dingfest zu machen. Dieser hatte, als er die Angesprochene stehen bleiben und erröten gesehen, auch schon schneller zu gehen und schließlich zu laufen begonnen, was ihn auch vor den Ahnungslosesten verdächtig machte und schließlich zu seiner Verhaftung führte.

Möbliert

„Schön", nicke ich, „das Zimmer gefällt mir; ich werde es nehmen."

„Eine Frage noch", sagt die Wirtin, „bekommen Sie öfters Damenbesuch?"

Ich sage: „Nein, ich bekomme überhaupt nie Damenbesuch. Ich habe gar keinen weiblichen Anhang; — um die Wahrheit zu sagen."

„Ach", sagt sie, „dann werden wohl öfters Freunde kommen? Man wird Gelage halten bis spät in die Nacht; am Ende gar gröhlen?"

„Sie können sich beruhigen", erwidere ich, „Gelage sind mir völlig verhaßt. Und was Freunde betrifft, du lieber Gott, ich wüßte nicht einen, mit dem es sich wirklich lohnte, abends auf der Bude zusammenzusitzen."

„Nicht einen?", sagt sie nachdenklich.

„Nicht einen", wiederhole ich. „So was brauchen Sie nicht zu befürchten."

„Sie werden also abends immer ganz allein auf Ihrem Zimmer sitzen?"

„Gewiß!"

„Darf man wissen, was Sie da tun und treiben werden?"

„Ich werde dies und das tun", antworte ich, „Bestimmtes kann ich natürlich nicht sagen."

„Man wird also nicht wissen, was Sie treiben?", sagt sie und zieht ihr Schultertuch enger um sich.

„Man wird es nicht wissen", sage ich ungeduldig.

„Dann tut es mir leid", haucht sie, leicht fröstelnd. „Dann geht es nicht. Heute früh haben sie einen hingerichtet, der auch immer allein auf dem Zimmer saß; von dem man auch nicht wußte, was er trieb! — Er war ein Mörder!"

„Gut", sage ich, „ich werde Damen mitbringen; damit Sie sich nicht falschen Ängsten hingeben!"

„Nein, nein", wehrt sie ab, „das ist unmöglich!"

„Dann werde ich Ihnen zuliebe Freunde herbeischleppen; Gelage halten; vielleicht auch gröhlen; damit man weiß, wie ich es treibe."

„Nein, nein", sagt sie entrüstet.

„Dann eben vielleicht doch Damen? Oder Freunde? Oder Freunde und Damen?"

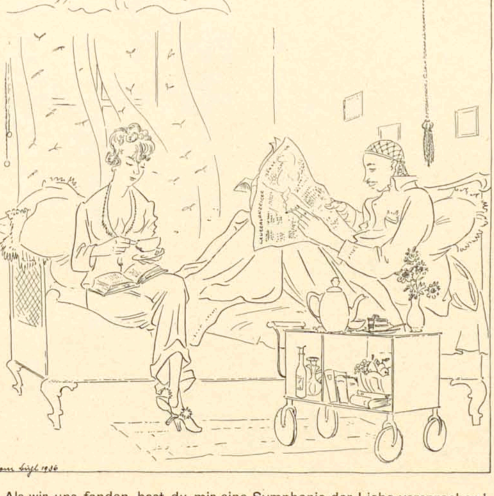
Sie sieht mich empört an ...

Ich wanke gebrochen hinaus.

Schade! Das Zimmer hätte mir so gut gefallen!

kaka

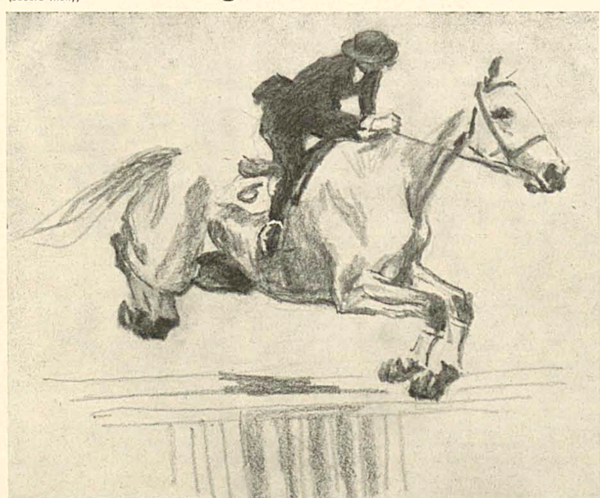
(Toni Bichl)



„Als wir uns fanden, hast du mir eine Symphonie der Liebe versprochen! Jetzt liest du Zeitungen!" „Na und? Haben Symphonien keine Pausen?"

(Eduard Thöny)

Sorgen zu Pferde



„Was nützt mir der schönste Sprung, wenn weit und breit kein Photograph da ist!?“

Die Ballade vom verlorenen Pfennig

Ein Pfennig lag am Straßenrand:
zerschrammt, mit Grünspanüberzug
— wer weiß, wer ihn einst bei sich trug —
und wartete, daß man ihn fand.

Er lag in Sonne, Wind und Licht,
und manchmal wusch der Regen ihm,
barmherzig, wie der Regen ist,
das schmale Armeleutgesicht.

Auch schnupperte ihn dann und wann
ein mag'rer Hund verächtlich an,
und hob das Bein ... und ließ ihn dann ...

Man schob ihn — trat ihn — zitternd schwang
zuweilen auf im Straßenlärm
sein armer, dünner Pfennigklang ...

Jedoch man sah und fand ihn nicht:
ihm fehlte Glanz, Gesicht, Gewicht!

Schon lag er dicht an einem Siel,
und sollte es sein Unglück sein,
war's nur ein Stoß, daß er hinein
in's dunkle Bodenlose fiel!

So lag der Pfennig nun am Rand
der Straße Tag und Nacht und Tag
und wartete, daß man ihn fand ...

Und nur des Nachts beim Sternenschein,
wenn endlich auch die Straße schlief:
dann fühlte er sich nicht allein
und brauchte nicht so unbedingt
ein armer Pfennig nur zu sein:

Denn gleichermaßen über ihm
— wie über Gold und Edelstein —
stand majestätisch, groß und hehr
der Sterne wundervolles Heer —

Jedoch der graue Morgen fand
ihn wieder dreckig und verschrammt,
und dicht am Siel am Straßenrand ...

Bis doch in einer jener Stunden,
die auch ein Gott für ihn gemacht
— in sternenübersäter Nacht,
vom Glanze schwer, von Licht umhüllt —
der arme, kleine Pfennig auch
sein Ziel und seinen Zweck gefunden,
vom Schicksal gleichnishaft erfüllt:

Es stieß, als er nach Hause ging
— der Weg war noch zwei Stunden weit —
als ihn schon Traum und Müdigkeit
und Schwäche nebelhaft umfing,
ein unbekannter Dichtersmann
mit müdem Fuß den Pfennig an
in leerer Straße Einsamkeit:

Fast traumhaft hört' er Klang und Kling,
— er hob ihn auf ... und lächelte
und sprach, indes beim Sternenschein
sein Blick ihn liebevoll umfing:

„Da bist du ja! ... Das soll so sein,
du liebes, kleines, gutes Ding —
weil ich nun mit der letzten Bahn,
— umsteigen ... Hafen ... in den Ring ...
endlich nach Hause fahren kann ...“

Es fehlte unserem Dichtersmann
— fürwahr, er hatte wirklich Glück —
am Fahrpreis just dies Pfennigstück,
was jedem mal passieren kann!

Doch wenn ein Schaffner dienstlich ist,
dann nutzt nicht Bitte und nicht List:
dann fährt die Bahn dir wie zum Hohn,
weil dir der Pfennig fehlt, davon —
und läßt dich in der Nacht zurück ...

Und die Moral von der Geschicht'?:

Ein Pfennig nur ... doch wer ihn fand
zur rechten Zeit, in dessen Hand
empfängt er Segen, Wert, Gewicht!

Und überdies — vergeßt es nicht:

Er lag ganz dicht schon an dem Siel,
und sollte es sein Unglück sein,
war's nur ein Stoß, daß er hinein
ins dunkle Bodenlose fiel!

So aber hebt ihn mein Gedicht
hinauf ins Gleichnis und ins Licht.

Peter Burlach

Telefon / Von Hasse Zetterström

Es ist doch merkwürdig, daß die Leute unbedingt falsch verbunden werden müssen, wenn sie bei mir anrufen! Heute läutete eine Frau an:

„Hier Frau Holmstrand, Bragestraße 15. Wir haben Ihnen ein paar Möbel zum Vergolden hingeschickt, sind sie fertig?“

„Ja“, antwortete ich, „sie sind fertig, aber wir haben es uns nicht leisten können, sie zu vergolden. Wir haben versucht, sie zu versilbern, aber es reichte nicht weit, und nun haben wir die Möbel verzinnt. Sie sehen sehr hübsch aus, und dann sind sie auch haltbarer als mit Gold.“

„Was sagen Sie? Menschenskind! Sie haben die Möbel verzinnt?! Was hat das denn für einen Zweck?!“

„Ja, wer soll das wissen! Aber man könnte sich ja denken, daß das gut wäre, wenn man was darin kochen und vor Vergiftung sicher sein wollte.“

Die Verbindung ist weg.

Nach einem Weilchen klingelt es wieder, und dieselbe Frauenstimme fragt:

„War das wirklich wahr mit der Verzinnung der Möbel?“

„Nein, nicht ganz. Einen Spieltisch haben wir vernickelt, um das Falschspielen zu erleichtern. Er spiegelt nämlich wider.“

Energisches Abläuten.

— — — —

Das Telefon klingelte, und eine weibliche Stimme sagte:

„Bitte, schicken Sie einen Sack Birkenholz zu Günther, Seilergasse 83.“

„Sofort“, sagte ich, „aber zuerst eine kleine Frage: Sind Sie verwandt mit dem Minister Günther?“

„Warum?“

„Weil wir ziemlich wählerisch mit unseren Kunden sind. Wir schicken nicht dem ersten besten Holz. Welche Sorte Birkenholz soll es denn sein?“

„Haben Sie mehr als eine Sorte?“

„Ja, wir haben zwei Sorten: eine trockene und eine nasse Sorte. Die nasse legen wir abends in Wasser, um sie morgens recht durchweicht zu haben. Gewässertes Holz ist eine große Neuheit. Es brennt nicht, aber es qualmt sehr schön.“

Bestimmtes Abläuten.

Nach einer Weile erneutes Klingeln und dieselbe Stimme:

„Schicken Sie, bitte, einen Sack Birkenholz zu Günther, Seilergasse 83.“

„Gern — soll es die übliche Sorte sein oder die gedrechselte?“

„Gedrechselt — was meinen Sie damit?“

„Ja, wir haben eine neue Sorte Holz, die wir drechseln, um es hübsch und rund zu machen. Sie werden doch zugeben, daß das alte Holz recht häßlich war und daß man leicht dadurch zu Schaden kommen konnte. Man riß sich Splitter in die Finger.

Das gedrechselte Holz ist garantiert splitterfrei, wir führen es mit verschiedenen Farben bemalt, das macht sich ausgezeichnet im Kamin. Unsere Anfertigung von gedrechseltem Holz wird von einem ersten Architekten kontrolliert, und für die Farbzusammenstellung haftet ein Professor der Kunstakademie. — Gedrechseltes und bemaltes Holz kostet acht Kronen pro Sack. In einigen Holzkloben haben wir kleine Spieldosen, die durch den Luftzug in Gang gesetzt werden.“

Hier hielt ich inne, und die Stimme sagte:

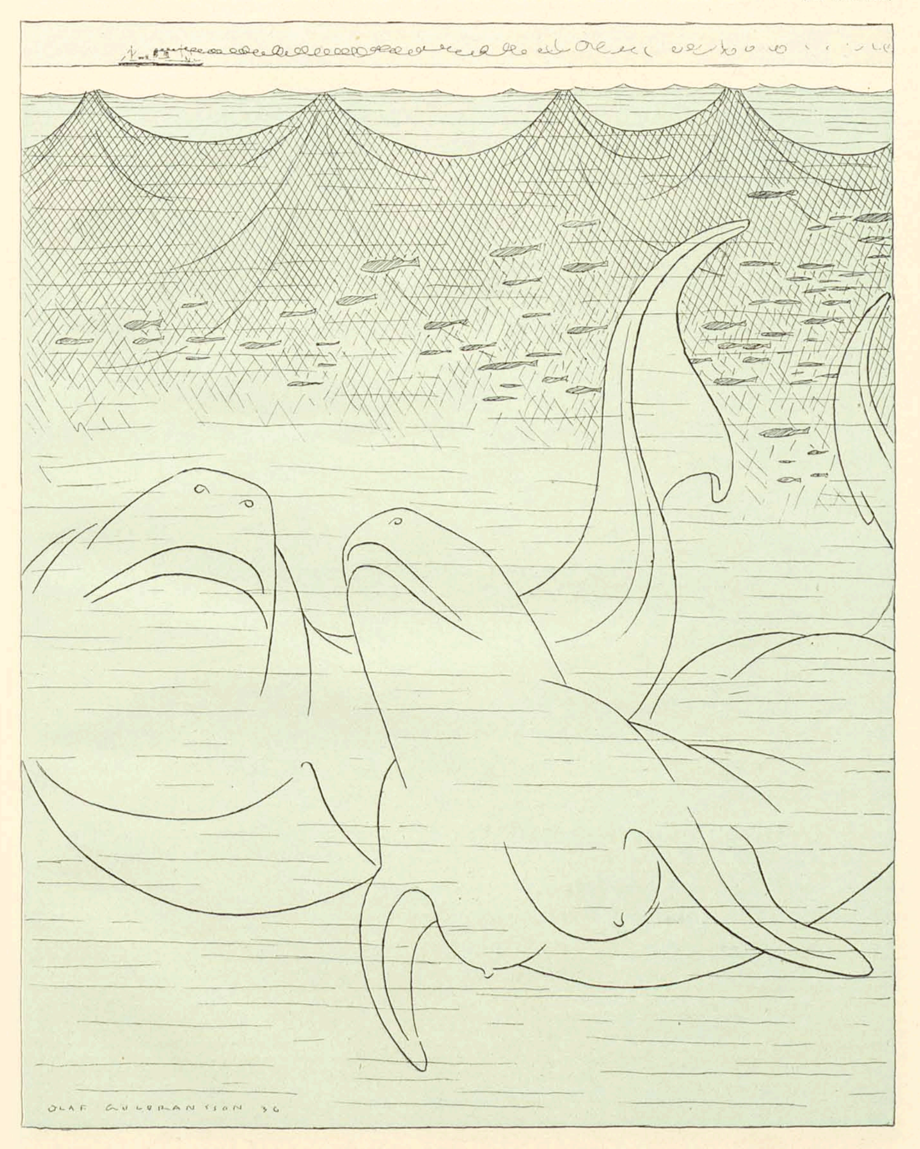
„Wo um alles in der Welt bin ich denn eigentlich??!“

„Bei Günther, Seilergasse 83“, sagte ich freundlich aufklärend; denn das hatte ich ja nun schon zweimal erfahren.

(Berecht. Übertragung a. d. Schwed. v. M. Müller-Assindia)

Aus Walfischkreisen hört man...

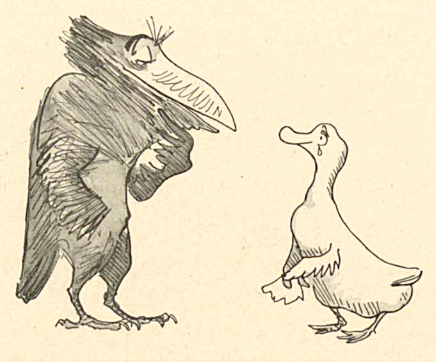
(Olaf Gulbransson)



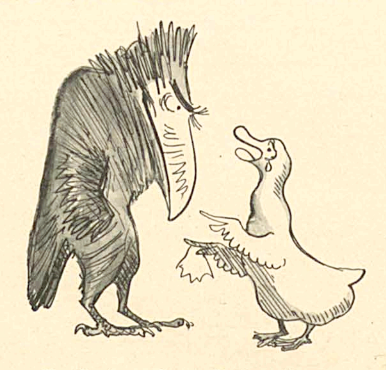
„So 'ne Netzjacke wäre eigentlich ganz praktisch für den Winter." —
„Wo denkst du hin, Olaf! Das ist doch nur was für kleine Leute!"

Das wüste Rabenaas

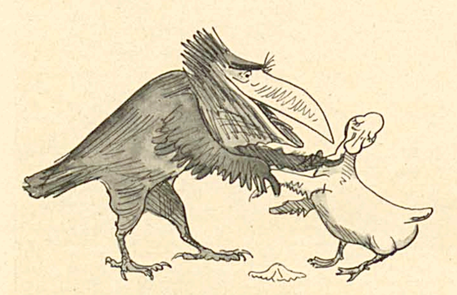
(Fr. Bilek)



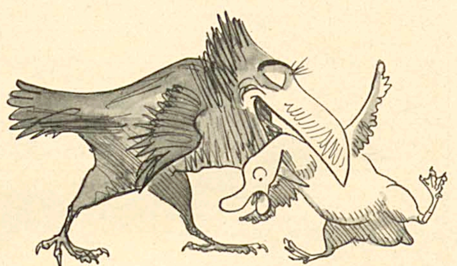
Ein scharfer Rabe stand allein,
da kam zu ihm ein Gänschen klein.



Sie klagt von ihrem Seelenschmerz
und wackelt leidvoll mit dem Sterz.



Der Rabe kraut sie unterm Kinn,
er hat für solche Gänschen Sinn!



Doch plötzlich sieht er nur die Gans —
Und frißt sie auf samt Hals und Schwanz!

Der Fluch der Maschine / Von Felix Riemkasten

Das Leben ist heute viel zu böse geworden, als daß man ihm ohne Waffen entgegentreten könnte. Dem Urmenschen genügte noch der bloße Federhalter, aber der Mensch von heute muß eine Schreibmaschine haben. Es kann ihm passieren, daß er in seinem Klub, oder wie das Ding sonst heißen mag, zu Ansehen gelangt, daß er ein bedeutsamer Mann wird, und schon haben sie ihn gewählt. Sie haben ihn zum Schriftführer gewählt, und er ist nun derjenige, der an die neun Mitglieder jedesmal rundzuschreiben hat: „Zu der am 17. d. M. stattfindenden Versammlung werden Sie hiermit ausdrücklich geladen!"

Diese geladenen Menschen explodieren dann, wenn es sich um Sonder-Umlagen und dergleichen handelt. Meist aber, bei den harmlosen Klubs, liegt in der vorherigen Ladung ein Irrtum; denn die Mitglieder sind vorher keineswegs geladen, geladen sind sie erst nachher, schwer, schief und unregelmäßig. Und dazu braucht der moderne Mensch eine Schreibmaschine.

So geht also einer, den es getroffen hat und den der Ehrgeiz prickelt, hin ins Geschäft und wünscht eine passende Maschine zu kaufen, ein Maschinchen, geeignet für einen Faltbootklub. Damit kann er fünf Durchschläge machen, ist ein großer Mann geworden und braucht diesen öden Text nur zweimal zu tippen. Wer sehr klug ist, erzählt im Klub nie, daß er so eine Maschine schon habe; denn sofort haben sie dann ihn.

Bei mir ist es nicht gut zu verbergen, daß ich eine Maschine habe. Ich bin aber klugerweise erst gar nicht im Klub. Kunstmenschen sind individuelle Menschen, und individuelle Menschen sind im Faltbootklub unmöglich. Oder wie soll das ausgehen, wenn im Zweisitzer der eine immer individuell paddelt? Ja, wie soll das ausgehen? Es geht übel aus.

Dafür bin ich auf andere Weise heimgesucht worden. Ein älteres Fräulein hat das Licht ihres sprunghaften Geistes auf mich und meine Maschine fallen lassen, sie hat des weiteren erfaßt, was für ein hilfloser Mensch ich bin, aus Gutmütigkeit hilflos, und seitdem schlägt sie ihre Klauen immer schärfer in meine Weichteile. Ich muß für sie tippen.

Nicht für sie, nein, das wäre häßlich eigensüchtig, aber für ihre Idee. Ihre Idee bezieht sich auf ihr Hausgrundstück; ihr Hausgrundstück unterliegt einer Besteuerung, und die Besteuerung ist ungerecht. Der Bürgermeister, der es wenden könnte, steht viel zu hoch und weiß das gar nicht; denn der Stadtrat, der die Sache bearbeitet, ist angeblich ein Intrigant und hält ihm alles fern, und daher erfordert es schon die Gerechtigkeit...

Also die Gerechtigkeit erfordert wöchentlich einmal eine Eingabe nebst Anlage und den Anlagen

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. III. VJ. 36 11643. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

zu der Anlage. Aber da der Stadtrat so ein Intrigant ist, dem man alles zutrauen kann, alles, so hat das erbitterte Fräulein bisher alles, was sie ihm hinschickte, in Abschrift für ihre eigenen Akten einbehalten, und diese Arbeit kann ich ihr fortan abnehmen; denn eine Maschine schreibt ohne besondere Mühe mit Durchschlag, und außerdem sieht Maschinenschrift an sich schon durchschlagend aus. In Maschine geschrieben sieht es kalt und gefährlich aus, man ahnt, daß da etwas Rechtsberaterisches dahinter stecken kann, und wenn der Stadtrat das sieht, wird er unwillkürlich „Au" rufen und erblassen, und seine Glatze muß sich sträuben; denn nun sieht er zu seinem Schrecken, daß er es nicht nur mit einer hilflosen Frau zu tun hatte.

„Und darum", sagte sie und sah mich berückend innig an und drückte mir heiß die Hand, denn wir waren zwei Freunde der Gerechtigkeit, „darum habe ich mir gedacht, da Sie doch eine Schreibmaschine haben und alles damit so einfach geht, daß Sie mir am besten die ganzen Akte sauber und klar abtippen, mit einem Durchschlag natürlich, und dann, wo Sie doch sicher allerlei Einfluß haben und ganz anders auftreten können, Sie, als Mann, wie ich, als bloße Frau, wo man denkt, da kann man drauftreten, dann legen Sie es dem Bürgermeister persönlich vor. Das Papier, was Sie brauchen, gebe ich Ihnen."

Und nun überlege ich immer: Bin ich auf unbestimmte Zeit verreist? Ist meine Maschine entzwei? Oder habe ich ein eitriges Geschwür an der Fingerkuppe?

Aber in allen drei Fällen: sie kann warten, sie wird warten und mir in all der Zeit diesen klaren Fall mündlich immer noch klarer machen.

Grenzübertritt

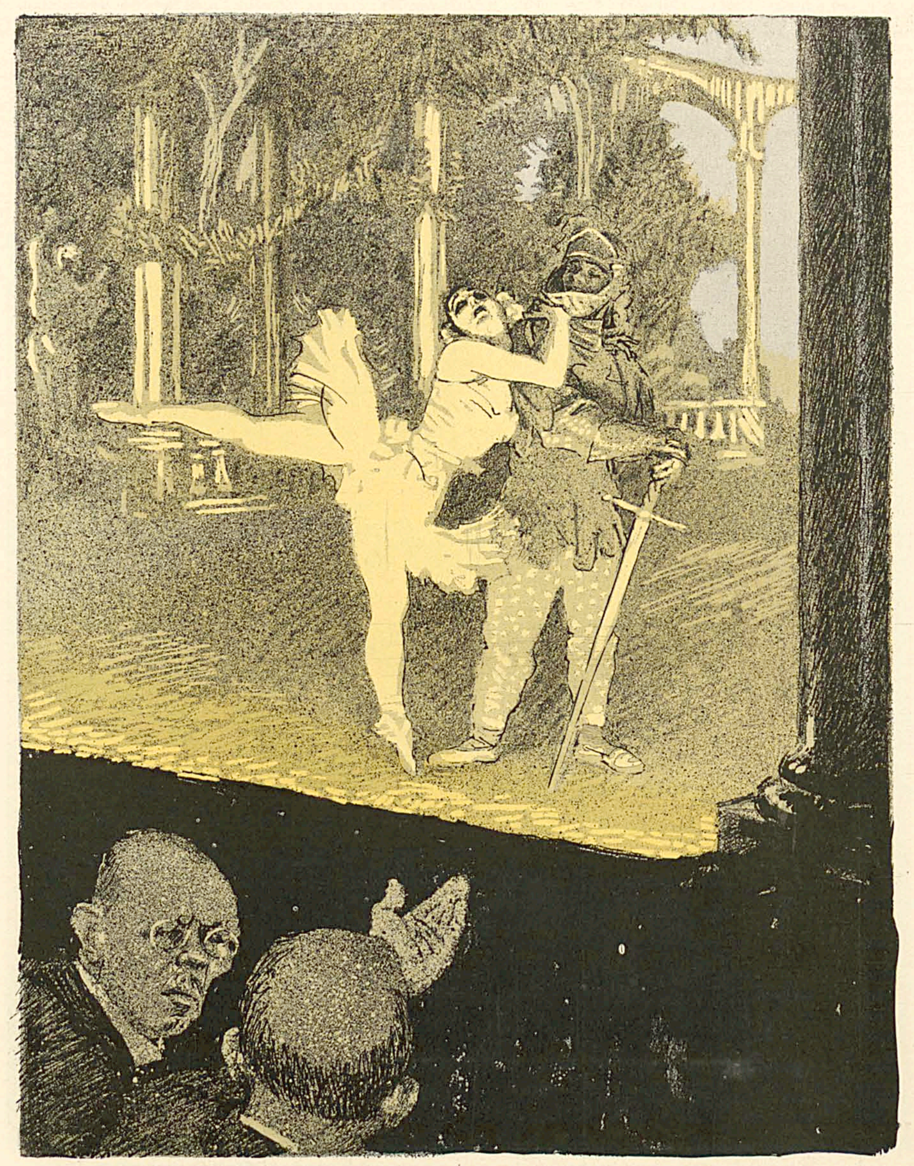
(R. Kriesch)



„Zu peinlich, Peter, jetzt kramen die in meinen Hemden herum!" — „Bist du aber prüde, da find' ich nichts dabei." — „Ich auch nicht, aber die finden dabei deine Zigarren!"

Wenn Mucker meckern

(Eduard Thöny)



„Nichts drunter, Tüll drüber, mit Rosen garniert! Ist es nicht ein Skandal?" – „Ist es, aber bei der heutigen Verständnislosigkeit nur noch für uns, leider nur noch für uns!"

München, 22. November 1936
41. Jahrgang / Nummer 35

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Dornröschen Marianne

(Wilhelm Schulz)



„Messieurs, es läßt sich nicht vermeiden, unsere Maginot-Hecke bis zum Meer hin zu verlängern. Sonst besteht Gefahr, daß eines schönen Tages einer hereinkommt und unsere schlafende Prinzessin küßt und sie aufweckt — dann haben wir die Bescherung!"

Träumerei im November

(Fr. Bilek)



So ein gemütlicher Abend

Nach alter Gewohnheit laden wir einander gelegentlich zum zwanglosen Beisammensein nach dem Abendessen ein. An diesem Brauchtum soll nicht gerüttelt werden. Es ist anzunehmen, daß man schon in den Anfängen der jüngeren Steinzeit einander zu diesen gemütlichen Abenden eingeladen hat. Vermutlich hat die Hausfrau schon damals ein besseres Steinbeil auf das Serviertischchen gelegt, wie man heute eine Tortenschaufel darauflegt, Zuckerzangen oder sonst Gegenstände, deren Gebrauch gewöhnlich von der Familie abgelehnt wird. Auch ist anzunehmen, daß man bei solchen Gelegenheiten einen besseren Speer oder eine noblere Streitaxt anlegte, wie man heutzutage sich in einen dunkleren Anzug oder ein noch frischeres Hemd hüllt.

Ich möchte wetten, daß man auch in diesen Zeiten schon zuerst übers Wetter gesprochen hat. Wie man aber in der Stein- oder Bronzezeit die toten Minuten verwendet hat, die nach der Begrüßung mit dem Anzünden von Zigaretten sinnvoll gefüllt werden, das wird mir stets ein Rätsel sein.

Man tritt also ins Zimmer, unterzieht sich den üblichen Begrüßungen, reibt sich die Hände und sagt, daß es heute empfindlich kalt sei. Auch die anderen haben das schon behauptet, als sie eintraten, und so wird darüber keine Meinungsverschiedenheit entstehen, was einen harmonischen Verlauf des Abends verspricht.

Sehr empfehlenswert ist es, sich während der einleitenden Gespräche die vorhandenen Stühle, Sessel und Sofas genau anzusehen und sich möglichst in der Nähe einer Sitzgelegenheit aufzustellen, von der man annimmt, daß man es auf ihr den ganzen Abend aushalten könnte. Das erfordert große Erfahrung; denn bei der Wahl des Stuhles muß auch Höflichkeit gegen die anderen walten und man soll den Eindruck erwecken, man überlasse den bequemeren Sitz selbstverständlich dem anderen. Sehr erprobt ist dabei die Anknüpfung eines geistreichen Gespräches, in dessen Verlauf man sich durch Zufall, ganz erfüllt von den geistigen Dingen und nichtachtend der irdischen Dinge, auf einen recht bequemen Sessel niederläßt.

Vor steifen Stühlen soll man keine Angst haben, sie sind nicht so sehr zu fürchten. Diese gradlinigen Gebilde, die den Rücken steifen und auf denen man unwillkürlich Haltung bewahrt, gestatten, sich jederzeit mit Leichtigkeit zu erheben. Diese Stühle sind ganz ausgezeichnete Sprungbretter für den Abschied. Sehr gefährlich sind die bequemen Großvatersessel und diese hochgepolsterten, weichen Gebilde, die wie Bauernbetten uns aufnehmen und in denen der Besucher versinkt, daß die weichen Plümos über ihn wie Wellen zusammenschlagen. Da gibt es kein Entrinnen. Bewahren Sie einmal Haltung in so einem Federbett! Seien Sie voll straffer Männlichkeit, wenn um Sie die Daunen wogen! Sie sinken hinein wie in Ihren Lebensabend. Matt klingt Ihre Stimme aus den molligen Kissen und nur die strengste geistige Anspannung hindert Sie am Einschlafen. Kein Mensch glaubt einem Rennfahrer, der sich so auf Weichem wälzt, seine Spitzenleistungen, und der Bergsteiger, der in dieser Lage einer Dame von den Gefahren der Alpen zu berichten versucht, wird zum lächerlichen Übertreiber.

Gesegnet seien dagegen die Hockerl ohne Polster und ohne Lehne, auf denen man wie eine Magnetnadel hin und her pendelt. Hier kann man wenigstens seine Fähigkeiten im Ertragen von Strapazen und seine Schwindelfreiheit zeigen. Schließlich wird nach einiger Zeit die Hausfrau zu Ihnen sagen: „Ich glaube, Sie sitzen etwas unbequem; wollen Sie nicht neben mir auf der Couch Platz nehmen?"

Ich warne Neugierige vor der Couch, diesem entwürdigenden Lotterbett. Sie nimmt Ihnen jede Würde. Das Zimmer haben Sie als Direktor, als Industrieller, als Werbefachmann betreten, die Couch vernichtet jede leitende Stellung in Ihnen. Sie ist so raffiniert gebaut, wie ihr Name. Erst hocken Sie vorne an der Steilküste der Couch, aber nicht lange, dann wird die liebenswürdige Hausfrau sagen: „Herr Direktor, machen Sie sich's doch etwas bequemer, rücken Sie nach hinten!" Die nimmermüden Hände der Hausfrau werden dabei geschickt einige Kissen an der Wand aufrichten, gegen die Sie sich lehnen sollen. Aber keines Mannes Schenkel, mit allem was dazu gehört, sind lange genug, die Entfernung von Wand bis Couchesrand zu umspannen. Sie sind der liebenswürdigen Aufforderung gefolgt und haben jenen Körperteil, der während des Sitzens den Schwerpunkt Ihres Körpers beherbergt, aus der Front zurückgezogen und in die Etappe an die Wand verlegt. Herr Generaldirektor, wissen Sie, wie Sie jetzt aussehen? Sie sind zum lieben Bubi geworden, der seine Strampelbeinchen waagrecht von sich streckt, so daß die kleinen Stamperln herzig mit den Schuhsohlen ins All starren.

Machen Sie keinen Versuch, Ihre Situation zu verbessern. Es ist vollkommen zwecklos. Sie sind jetzt von Tisch und Teller geschieden und können Ihr Glas auf dem Tische nicht mehr erreichen. Zu einem herzigen Schneck hat Sie diese Stellung auf der Couch gemacht, und Sie müssen nun von Mami getätschelt und gefüttert werden. Sie sind in der Lage eines Seehundes, den die Wellen weit aufs Trockene hinaufgespült haben und der nur durch rollende Bewegungen seine Freiheit wieder erlangen könnte. Sie kommen sich lächerlich vor und die anderen auch. Ich weiß, die Kissen hinter Ihrem Rücken werden vom Körperdruck gepreßt immer mehr zusammensinken, Ihr Kopf wird von der Wand abgebogen und Sie werden Ihr Gehirn zermartern, wie Sie wieder zum Generaldirektor werden können. Hilft nichts! Nur plötzlicher Feuerlärm, Erdbeben und andere unerwartete Naturerscheinungen, die die Aufmerksamkeit der Anwesenden von Ihnen ablenken, können Sie retten.

Dann aber los! Den ganzen Körper nach vorn geschleudert und zwar so, daß Sie mit dem Gesäß die vordere Couchkante erreichen, und gleichzeitig den Oberkörper senkrecht in die Höhe geworfen! Jetzt sind Sie wieder frei, sind wieder Generaldirektor, Geheimrat, Universitätsprofessor, ein Mann, der in der Welt etwas bedeutet. Jetzt heißt es ausrufen: „Was, schon so spät!" Und indem Sie sich von der Hausfrau verabschieden, bedauern Sie, daß der zwanglose Abend so schnell zu Ende gehen mußte.

Foitzick

Moral, mathematisch gesehen

Von Ratatöskr

Ein Fehler ist — nun ja, was fehlt.
Was aber fehlt, ist nicht vorhanden,
weshalb ein Fehler, recht verstanden,
gewissermaßen gar nicht zählt.

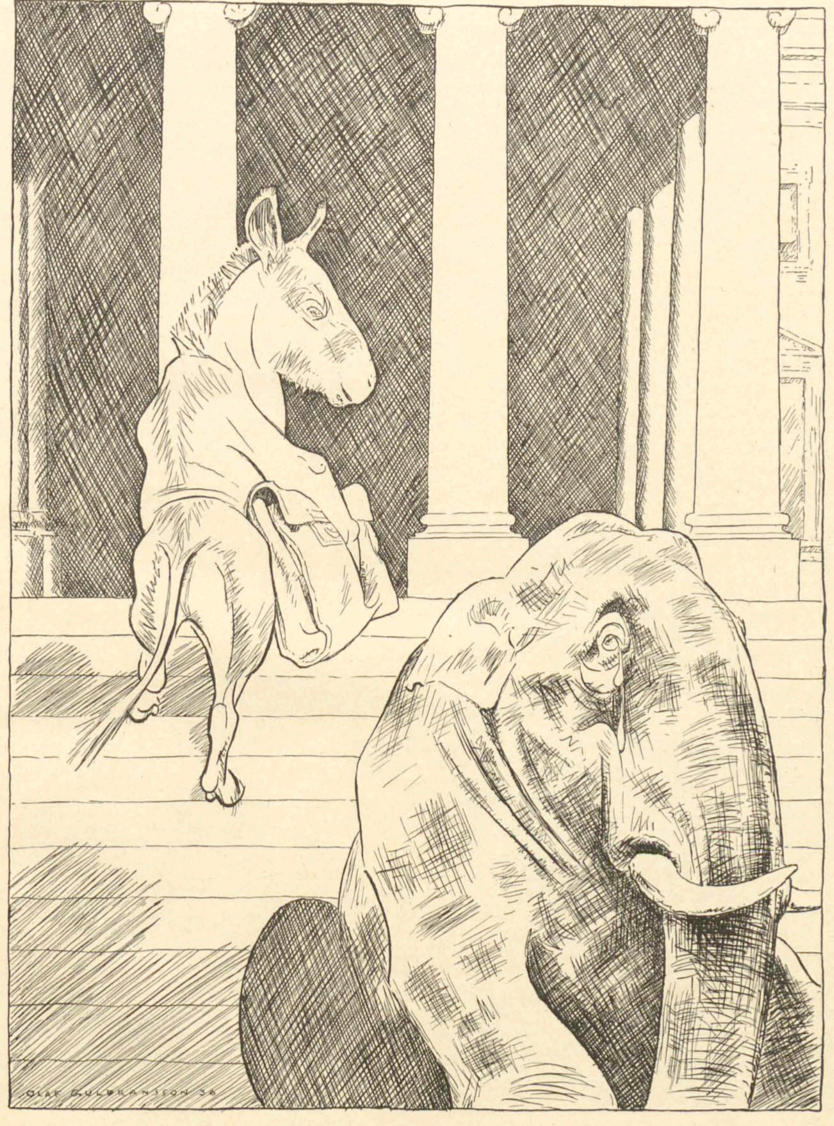
Erwäge dies, o Mensch und Christ,
falls je der Zweifel an dir frißt!

*

Bekanntlich mangelt es der Jugend
gar oft an der beliebten Tugend,
als welche, wirkungsvoll frisiert,
meist erst das reif're Alter ziert.

Ist da viel Gutes zugekommen?
Ach nein, nur leider weggeschwommen.
Die Zeit verfuhr als Taschendieb,
und Tugend heißt, was übrig blieb.

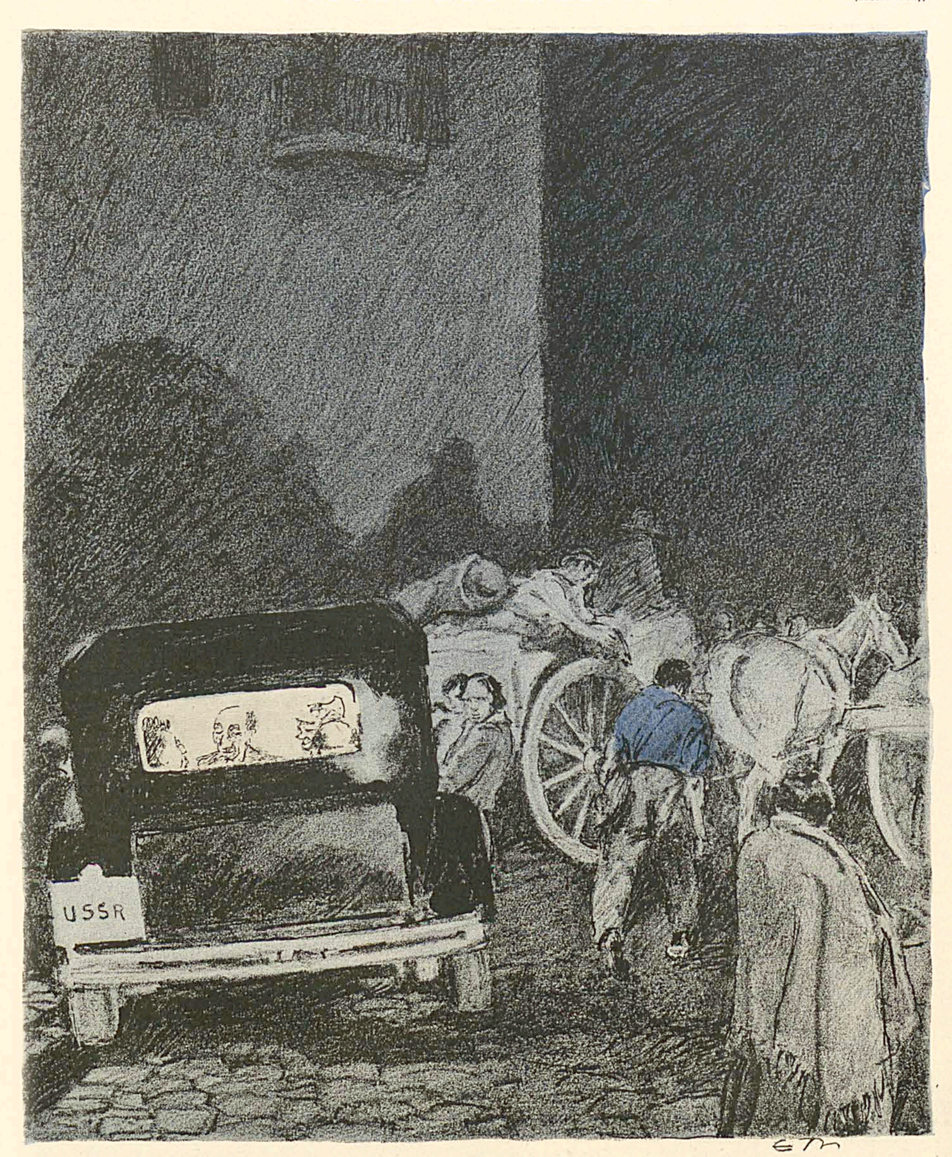
Amerikas Partei-Symbole nach der Wahl



„Tröste dich, mein dickhäutiger Republikaner, ich muß jetzt hart arbeiten und du kannst vier Jahre lang dazwischentrompeten!“

Flucht aus Madrid

(Eduard Thöny)



„Rette sich, wer kann! Sowjet-Kommissare zuerst, Frauen und Kinder zuletzt!"

Die Spielschar / Von Georg von der Vring

(Fr. Bilek)



Wir hatten ihnen diesen Namen gegeben, weil sie spielen konnten wie Engel. Ich aber habe sie bewachen müssen, so oft es die Großmutter von mir forderte. Es waren vier kleine Knaben, Brüder im Alter von vier bis sieben Jahren; ihre Vornamen sind mir entfallen, ich weiß nur noch, daß sie ziemlich ungewöhnliche Namen hatten; der jüngste wurde von seiner Mutter Sibo oder so ähnlich genannt. Es ist lange her. Ich war damals zwölf.

Wer hätte denken können, daß sie so schwer zu bewachen sein würden! Sie kamen ganz brav, Hand in Hand alle vier, mit ihrer Mutter die Straße herunter. Sie trugen saubere Matrosenanzüge, aber keine Mützen; bei allen stand das helle Haar steil und feurig empor. Dies steile Haar hätte mich von Anfang an stutzig machen sollen.

Die Mutter war eine kleine lustige Frau. Kaum hatte sie meine Großmutter erblickt, die vor der Haustür in einem der steinernen Sessel auf ihren Kissen saß, so nahm sie ihr gegenüber in dem anderen Sessel Platz. In diesen Sesseln war es an den heißen Sommernachmittagen so sehr angenehm. Bevor die kleine Frau Baurat zu plaudern begann, sagte die Großmutter zu mir:

„Spiele derweil mit den Kleinen!"

Ich wäre lieber zu meinen Kameraden an den Hafen gelaufen; aber es mußte wohl sein.

Die vier Knaben lächelten mir dann so freudig zu, daß ich meine Unlust vergaß. Sie ließen ihre Hände los, putzten sich eifrig die Schuhe ab und folgten mir auf den kühlen Flur. Wie brav doch diese Knaben manchmal waren!

Hier auf dem unteren Flur hing das Bild von Bismarck im Kürassierhelm. Wir blieben davor stehen, und ich erklärte es ihnen ausführlich. Was ich sagte, klang in dem leeren Hause wider. In alle Räume drang es, deren Türen offenstanden, in den Oberstock hinauf und wohl noch weiter empor... und die Spielschar hörte mir brav zu, und alle vier hielten sich wahrhaftig wieder bei den Händen gefaßt.

Als ich dann nichts mehr über Bismarck auszusagen wußte, führte ich sie ins Wohnzimmer. Sie nahmen auf Großmutters Schaukelstuhl Platz. Sie saßen dort als eine kleine blauweiß gestreifte Gruppe. Sie schaukelten nicht einmal. Es war, als hielten sie in aller Unschuld vor einem Photographen still. Ich wußte indessen, daß dieser Ruhe nicht zu trauen war. Zwar lagen die gefährlichen Punkte, auf die ich besonders achten sollte, im Hof. Die Großmutter hatte sie mir genannt. Vor allem mußten die Kleinen von der Aschengrube ferngehalten werden wegen des Kartoffeldrecks; zweitens vom Glasschuppen, den Großvater regelmäßig abzuschließen vergaß; denn dort hätten sie sich die Fingerchen zerschneiden können; und drittens von der Werkstatt, wegen der Farbentöpfe und dem Kitt. Viertens war ich von mir aus entschlossen, sie nicht an die Regentonne zu lassen, in der mein Schiff schwamm. Das beste würde sein, wenn sie den Hof überhaupt nicht betraten.

In der Wohnstube waren sie vorläufig gut aufgehoben. Um ihre Gedanken auf eine ruhige Bahn zu lenken, ging ich an Großmutters Eckschrank und holte die Lupe. Jeder durfte hindurchsehen. Einer nach dem andern richteten sie die Lupe durch die Fensterscheibe auf den Hof, wo die Hühner im Sand lagen. Die drei älteren freuten sich über die riesigen Hühnertiere, die ihnen die Lupe zeigte; aber als der jüngste, dieser Sibo, so ein gewaltiges Huhn erblickte, begann er schmerzlich zu schluchzen. Um ihn zu beruhigen, drehte ich die Lupe um, und nun mußte auch Sibo lachen; denn das Huhn war plötzlich in die äußerste Ferne gerückt, klein wie ein Spielding und äußerst ungefährlich.



Die vier waren jetzt munter geworden. Sie kehrten nicht mehr auf den Schaukelstuhl zurück, sondern umstanden mich mit begierigen Blicken. Schon war es nötig, daß etwas Neues geschah. Ich ging also und nahm die Zwerge vom Bord herunter. Diese Zwerge mögen damals das Modernste gewesen sein, was man sich denken kann. Es waren zwei handhohe Figuren aus bemaltem Blech, Weißbärte mit hohen Zipfelmützen, die auf Baumstümpfen saßen und lange Tabakspfeifen in Händen hielten. Die Baumstümpfe unter ihnen waren so hohl wie sie selbst. Da drinnen befanden sich zimtbraune Räucherkerzen.

Ich zündete die Räucherkerzen an und stellte die Zwerge auf den Tisch. Alsbald kräuselte sich aus den offenen Mündern der Zwerge ein feiner, weißer Rauchfaden. Die vier Knaben wandten kein Auge von diesem Schauspiel. Die hellen Borsten auf ihren Köpfchen sträubten sich noch mehr als sonst. Darauf begannen sie durch die Nase zu atmen, und sie taten es, so stark sie konnten; denn jetzt ward der wunderbare Duft offenbar, der diesen hohlen Zwergen entquoll.

Die Räucherkerzen hielten lange, und ich gewann viel Zeit. Die Stube hüllte sich in Nebel, und der zauberhafte Duft wurde so stark, daß man einen Hustenreiz spürte. Ich öffnete die Luftscheibe. Diesen Augenblick benutzten die vier und liefen hinaus. Ich hörte sie über den Flur rennen. Die Stubentür warfen sie hinter sich zu und waren mir also entwischt.

Nun, ich mußte ihnen nach! Rasch verlöschte ich die Räucherkerzen und stellte die Zwerge aufs Bord zurück. Dann eilte ich auf den Flur hinaus. Hier waren sie nicht. Ich lauschte ins Treppenhaus hinauf. Alles blieb still. Von der Haustür klang das Geplauder der beiden Frauen.

Mir fiel die Aschengrube ein... die Werkstatt... der Glasschuppen... mein Schiff. Ich sah sie schon vor mir, wie sie in aschebestäubten Stiefeln, in verschmierten Anzügen, mit blutig zerritzten Fingerchen den Mast meines Schiffes abbrachen... und ich rannte auf den Hof. Aber auf dem Hofe waren sie nicht und nicht in der Werkstatt. Ich atmete auf und kehrte ins Haus zurück. In der Küche waren sie auch nicht. In der Speisekammer? Nein. Im Bügelzimmer? Nein. Im Schlafzimmer? Nein. Im Tapetenladen? Nein.

Sie mußten nach oben entkommen sein. Ich sprang die Treppe hinauf. Das Wohnzimmer meiner Mutter war leer, die beste Stube und die Küche ebenfalls. Zum Glück entdeckte ich sie dann im Schlafzimmer meiner Schwester. Sie hatten das Nachtschränkchen umgekippt und mit der Tür nach oben auf den Fußboden gelegt. Sie saßen auf der Tür des Schränkchens und stützten die Köpfe in die Hände, als führten sie ein Spiel auf. Ich merkte rechtzeitig, daß es nur drei von ihnen waren, die dort saßen. Der vierte, vermutlich der kleine Sibo, fehlte. Schon ängstigte ich mich um ihn und fragte:

„Wo ist Sibo?"

„Pscht!" „Pscht!" „Pscht!", winkten die drei ab. „Psch, du! Wir sind doch die Zwerge!"

Nun wurde mir alles klar: sie spielten „Schneewittchen und die Zwerge", und sie waren die Zwerge und saßen trauernd auf dem gläsernen Sarg. Ich wußte auch sogleich, wo der Kleinste stecken mußte... Schon hörte ich ein leises Winseln, das in Weinen überging... Sofort befreite ich den Sibo. Er lag wirklich im Nachtschränkchen. Zum Glück war bei diesem Spiel die Rückwand zerbrochen, so daß er hatte Luft bekommen können. Ich tröstete ihn, und das nette Spiel war beendet. Ich wäre der Königssohn gewesen, erklärte ich ihm, und ich hätte das Schneewittchen wieder leben-

dig gemacht. Weinen dürfte er jetzt nicht mehr. Das leuchtete Sibo und auch den anderen ein, und sie dankten mir, daß ich gekommen war. Ich setzte die zerbrochenen Bretter der Rückwand, so gut es ging, wieder in den Rahmen und stellte das Schränkchen an seinen Platz zurück. Natürlich tat mir meine Schwester leid. Ich begann ärgerlich zu werden; meine Freunde würden mich am Hafen erwarten; sie ließen dort ihre Schiffe segeln; ich aber besaß wohl das beste Schiff, das es hier gab.

Als ich der Spielschar nacheilte, war sie bereits im Schlafzimmer meiner Mutter tätig. Sie hatten Sibo aufs Bett gelegt, ihm die Hose heruntergezogen und arbeiteten heftig mit dem Fieberthermometer: sie spielten „Arzt". Sibo ließ es ruhig mit sich geschehen. Ich entriß ihnen das Thermometer. Sie mochten kein gutes Gewissen haben; denn sie entwischten unvermittelt, Sibo als letzter, mit hängender Hose. Als ich das Thermometer ansah, kam es heraus: der Knopf mit dem Quecksilber war abgebrochen! Wo war er geblieben? Ich suchte umher, fand ihn aber nicht so rasch. Wenn er nun bei Sibo steckengeblieben war? Ein schrecklicher Gedanke! Ich mußte ihnen wieder nach, ließ das zerbrochene Thermometer liegen und eilte auf den Flur.

Waren sie ins dritte Stockwerk hinaufgerannt? Oder nach unten und auf den Hof?... Der Hof... mein Schiff... dort drohte die größte Gefahr. Ich lief in den Hof. Aber hier war die Luft sauber. Mein Segler lag ruhig auf dem Spiegel der Wassertonne, von Mückenlarven umschnalzt. Ich blieb stehen und begann zu spielen. Am liebsten wäre ich mit ihm fortgerannt. Doch die schwere Verantwortung übermannte mich von neuem. Ich versteckte das Schiff im dichten Efeu und kehrte voll böser Ahnungen ins Haus zurück.

Das ruhige Geplauder der Frauen ging weiter. Im Erdgeschoß waren sie nicht. Ich klomm leise eine Treppe höher, auch hier keine Spur von ihnen. Ich erreichte den dritten Stock. Ich vermutete sie so halb auf dem finsteren Torfboden, trat also ein und wühlte im Torf herum. Kein Laut war zu hören, außer dem Gepolter der Torfstücke.

Schließlich erstieg ich die letzte Treppe, die zum Bodenraum hinaufführte. Hier lag eine ruhige Helle auf all dem Gerümpel und den vielerlei Kisten. Ich umschritt sie, schaute hinter die aufgestapelten Tapetenproben, hinter die Ölbottiche, in Truhen und in Koffer. Ich fand sie nicht.

Halt, jetzt wußte ich, daß sie dagewesen waren: sie hatten versucht, die Fahne aus dem vorderen Fenster zu schieben; denn sie war von der Stange abgerollt. Das Zwanzigpfundstück, das am Ende der Stange befestigt war, mochte ihnen zu schwer gewesen sein, und sie hatten es aufgegeben. Jetzt hieß es weitersuchen. Noch ein Anhaltspunkt: die Schornsteinklappe war von so einer kleinen Hand geöffnet worden. Ich schob sie wieder zu.

Sonst war keine Spur von ihnen zu entdecken. Eben wollte ich den Bodenraum wieder verlassen, als von irgendwo in der Nähe ihre Stimmen laut wurden. Sie jauchzten!... Wo jauchzten sie? Das Jauchzen schien aus der Luft zu kommen! Vom Gebälk? Es war leer! Und im Schornstein bei den Dohlen konnten sie doch nicht stecken!

Plötzlich fiel mir etwas ein, und eine eisige Kälte drang mir ins Herz. Ich lief auf die Leiter zu. Diese Leiter gehörte dem Telegraphen-Amt, sie führte zum Dach hinauf und an ein im Sommer immer offenstehendes Dachfenster. Da unser Haus das höchste der Straße war, so besaß es einen eisernen Mast, über den die zwanzig blitzenden Drähte, die von der Post herkamen, hinliefen. Die Leiter war für den Beamten bestimmt, der die Drähte zu kontrollieren hatte; damit er auf dem schrägen Dach Fuß fassen konnte, war da draußen neben dem Fensterchen ein Brett angebracht. Auf diesem Brett hatte ich schon einigemale gesessen und in die große Tiefe hinuntergeschaut. Auf diesem Brett...

Ich erstieg die Leiter, steckte den Kopf aus dem Dachfenster, und... da saßen sie fröhlich mit blitzenden Stehhaaren auf dem Brett über der schwindelnden Tiefe und hatten die Rohrdegen eines Reifenspiels, die sie auf dem Bodenraum aufgestöbert hatten, wie Soldatensäbel über die Schultern gelegt, diese Hanswurste von Kletterern...

„Atelrie!", jauchzten sie, und „Hüh!" und ließen die Beine baumeln. Und auch diesmal merkte ich sofort, daß es nur drei waren, und ich rief ihnen zu, wo der Sibo wäre?

„Atelrie!", jauchzten die drei und deuteten mit den Degen das lange Dach hinunter, als ob der Sibo soeben dorthin abgerutscht wäre.

Grausiger Gedanke! Ich schlug ihn mir aus dem Kopf und hatte vorerst alle Mühe, sie einen nach dem andern von ihrem Hochsitz herunterzuziehen. Sie wollten durchaus nicht, sträubten sich und kitzelten mich mit den Degen. Erst als ich ihnen in meiner höchsten Not versprach, daß sie mein Schiff sehen dürften, folgten sie.

Ich atmete auf, als ich sie die Leiter hinuntergefördert hatte. Plötzlich fiel mir wieder der Sibo ein. Ich nahm sie am Kragen und fragte nach ihm. Sie rissen sich los und jauchzten: „Atelrie!" Jauchzend und die Degen schwingend eilten sie die Treppe hinunter.

Ich wagte nicht, ihnen zu folgen. Wenn nun der Sibo im Seitengang gefunden wurde! Mein Herz tat mir weh vor Angst. Ich trat ans Vorderfenster, setzte mich auf die Fahnenstange und spähte nach unten. In den Seitengang konnte man von hier nicht schauen. Unsere Straße breitete sich leer und grell in der Sonne. Vielleicht würden meine Großmutter und die Mutter der Spielschar sogleich erscheinen und den Sibo von mir fordern. Mir zitterten die Hände.

Im Norden hoben sich die Masten und Rahen der großen Segler über die roten Ziegeldächer empor. Dort waren jetzt meine Freunde. Ich aber... die schwere Verantwortung lastete auf mir. Nie wieder würde sie von meinem Herzen fortzurücken sein. Ich war dieser Aufgabe nicht gewachsen gewesen, und ich nahm den Kopf in die Hände und weinte. Solch einer schweren Pflicht war wohl nur eine Mutter gewachsen.



Wie lange ich auf der großen Fahne gesessen habe, weiß ich nicht. Ich hätte alles seinen Gang gehen lassen. Der Lauf der Welt war mir gleichgültig geworden. Plötzlich hörte ich ihre leisen Tritte. Sie kehrten zurück. Sie näherten sich auf Zehen. Ich hob den Kopf, wischte mir die Augen und starrte zur Treppe hinüber. Und da wisperte eine Stimme:

„Wir haben dein Schiff gefunden, ätsch!"

Eine zweite Stimme sagte dasselbe, eine dritte... und eine vierte. Darauf erschienen ihre Köpfe, kleine Köpfe mit Stehhaaren... vier Köpfe! Vier! Und ich rannte zu ihnen hinüber, mit neuem Mut; denn der Sibo war heilgeblieben, und noch sah ich mein Schiff nicht in ihren Händen! Sie jubelten, und jubelnd ging es alle drei Treppen hinunter und auf den Hof hinaus. Plötzlich, da sie mich umstanden, bemerkte ich die Veränderung, die mit ihnen vorgegangen war: der Sibo hatte einen zinnoberroten Farbfleck auf der Brust, größer als fünf Tomaten — er war also in der Werkstatt gewesen; der zweitjüngste hatte der Aschengrube einen Besuch abgestattet, die Asche reichte ihm bis an den Leib; der drittjüngste leckte an seinen Fingern; er leckte Blut, und zwei stille Tränen hingen an seinen borstigen Wimpern — er hatte sich im Glasschuppen zu tun gemacht. Beschmutzt oder beschädigt waren sie alle, außer dem ältesten; diese Tatsache erregte sofort meinen Verdacht. War er auf der Suche nach meinem Schiff gewesen? Wie gut, daß ich es aus der Tonne genommen und im Efeu versteckt hatte!

Übrigens würden sie es jetzt sehen wollen. Ich hatte ihnen ja mein Wort gegeben. Gewagtes Unternehmen! Ich zögerte. Vielleicht setzten sie es sofort in die Regentonne und tauchten es unter Wasser; vielleicht zerbrachen sie es mir. Bestimmt würde es Schaden erleiden, mein geliebtes Schiff. Es war nämlich kein Süßwasserschiff aus einem Laden, sondern eine Handarbeit, ein Kutter mit Bleikiel, echter Takelage und hohlem Rumpf, ein Meistersegler; eine richtige Jacht war es, die überhaupt nicht in Kinderhände gehörte.

Zeigen würde ich es wohl müssen. Die vier umstanden mich so wach und nachdenklich. Sie warteten. Als ich immer noch nicht Miene machte, mein Versprechen einzulösen, wisperte der älteste:

„Im Efeu ist dein Schiff nicht mehr, ätsch!"

Die andern sprachen es nach. Alle warteten mit nachdenklichen Augen darauf, was ich jetzt tun würde. Mir schlug das Herz los. Ich trat ans Efeuversteck: mein Schiff war fort! Vier grübelnde Blicke folgten mir. Der zweitälteste lutschte laut auf seinen zerschnittenen Fingern. Wieder umstanden sie mich mit ihren unschuldigen steilen Haaren. Ich hätte sie verprügeln mögen! War mein Kutter entzwei, so mochte die Welt einstürzen. Sollte ich sie nehmen und verprügeln? Nein, erstens waren sie schon reichlich übel zugerichtete Gäste unseres Hauses, und zweitens würden sie nur losbrüllen.

In diesem wahnwitzigen Augenblick kam mir ein guter Gedanke; ich rief:

„Holt das Schiff, schnell, wir laufen an den Hafen und wollen es segeln lassen!"

Sie rannten zum Glasschuppen, zwängten sich hinter die Kisten ins Stroh und brachten das Schiff. Es war heil. Ich nahm es und hob es über meinem Kopfe empor. Ich war dieser Aufgabe jetzt überdrüssig, ich wollte der Verantwortung los und ledig sein. Und ich sagte ihnen:

„Nach dem Hafen dürft ihr Kleinen nicht. Eure Mutter hat es verboten."

Alle vier stießen ein Wutgeheul aus und stoben durch den Seitengang zur Straße, um ihre Mutter zu fragen und zu bestürmen. Die Frau Baurat würde über ihr Aussehen staunen...

Ich wartete das nicht ab, sprang mit dem Schiff im Arm hinter der Werkstatt über den Zaun, bückte mich unter die Hollunderbüsche und eilte durch die hintere Straße zum Hafen. Bei jedem Schritt und bei jedem Sprung fiel eine Last von mir ab.

Das feine Haus

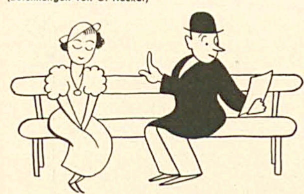
(K. Heiligenstaedt)



„Ich schäme mich ja zu Tode, wenn uns einer auf der Treppe begegnet ...“
„Um die Zeit? Ausgeschlossen! Das ist ein sehr anständiges Haus.“

Lieber Simplicissimus

(Zeichnungen von O. Nückel)



Vetter Fritz ist ein furchtbar dösiger Bursche; er muß zu allem erst hundertmal ermuntert werden, bis er endlich dazukommt, und wenn man ihm dann nicht die genauesten Anleitungen gibt, macht er die einfachsten Sachen grundfalsch. Zu einem Mädchen ist er infolge seiner Tapsigkeit bis jetzt natürlich nicht gekommen. Man hat deshalb kürzlich im engeren Familienkreis beschlossen, ein wenig nachzuhelfen und ihn mit einem Mädchen aus der weiteren Verwandtschaft zusammenzubringen.
Onkel Franz, der dabeisaß, rümpfte bei diesem Vorschlag verächtlich die Nase. „Wenn er zum erstenmal allein mit ihr übers Feld geht", höhnt er, „dann gebt ihm ja eine Gebrauchsanweisung mit, sonst geht's schief!"

*

Der Assistenzarzt untersucht eine ältere, dicke Dame, die während der Untersuchung sehr rot wird und schwer atmet.
„Die Untersuchung regt Sie wohl sehr auf, gnädige Frau?", fragt besorgt der Assistent.
„O nein", antwortet die Dame, „ich sehe in Ihnen nur den Arzt."

Die Damen wurden im Café miteinander bekannt. Man war bald im anregendsten Gespräch und landete schnell bei einer gegenseitigen Darlegung der häuslichen Verhältnisse. Natürlich fand man auch Grund, über dies und jenes bewegt Klagen anzustimmen und auch ein paar Seufzer über die Männer einzuflechten. „Ich hab's besonders schwer", seufzte die eine, „mein Mann ist ein Vertreter."
„Na, hören Sie", wehrte da die andere ab, „verdrehter als meiner kann er auch nicht sein!"

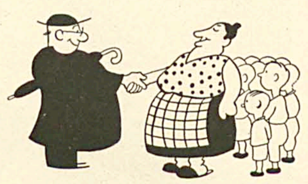
*

Es war vor Jahren in einem Stuttgarter Café. Neben uns saß ein Mann, der einen etwas merkwürdigen Dialekt sprach. Ich kenne die meisten Mundarten, aber da wurde ich nicht klug daraus. „Was ist das eigentlich für einer?", fragte ich meinen Freund.
„Das kann ich dir zufällig genau sagen", erwiderte er, „es ist ein in Bremen geborener, lange Zeit in Dresden gelebt habender und seit einigen Jahren das Stuttgarter Honoratioren-Schwäbisch nachahmender Jude."

*

Der Manufakturist unseres Ortes hat einen Sechsjährigen, den kleinen Karl, der sehr oft im Laden herumstreicht und dabei auch die mancherlei Reklamationen der Kundschaft zu hören bekommt. Kürzlich nun traf bei den Leuten Familienzuwachs ein. Als man das kleine Geschöpf abends badete und nachher auf dem Frottiertuch abtrocknete, schrie Karl, indem er auf einen kleinen Leberfleck deutete:
„Vadder, der ischt au net Ia; der hat ja 'en Webfehler!"

Am Rande des Dorfes hat einer aus der Stadt ein Häuschen gebaut. Das einzige im Ort, das modern eingerichtet ist. Dem Maurer-Sepp, der nebenan einen Acker hat, gefällt der Mann gar nicht. Er ist ihm zu ruhig, zu leisetreterisch; man sieht und hört stundenlang nichts von ihm. Als der Maurer-Sepp vor einiger Zeit auf seinem Grundstück Kartoffeln heraustat, machte er nebenher seine Glossen über den „Halblebigen", von dem man auch nicht einen Ton höre. Gleich darauf rauschte drüben das WC.
„Dös is das einzige Lebenszeich'n, dös er von sich gibt!", brummte Sepp.



Bögel und sein Nachbar hatten zusammengelegt und dem Pfarrer einen Korb Äpfel geschickt. Der war hocherfreut und stattete andern Tags der Frau Bögels seinen Dank ab. Dabei kam er auch auf Bögels Buben zu sprechen. „Ein schönes Häufchen", meinte er, „und einer so rotbackig wie der andere."
Bögel, der in diesem Augenblick herzutrat, glaubte, es handle sich um die Äpfel und sagte: „Nicht der Rede wert, Herr Pfarrer! Überdies ist ja die Hälfte vom Nachbar."

Lieber Simplicissimus

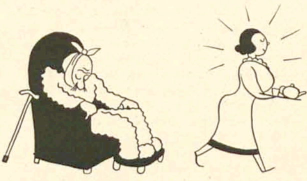
Tante Anselma ist ein sehr zimperliches Frauenzimmer. Schwäneles sind heilfroh, daß sie nicht allzu oft kommt. Eines Tages blieb sie zum Abendessen. Schwänele ließ sich nicht stören und hieb kräftig ein. Man sah geradezu, wie ihm das Fett am Mund herunter- und der Tante die Gänsehaut den Rücken hinauflief.
„Furchtbar", lispelte sie, als man endlich fertig war, „dieses ganze Geschäft der Ernährung und Verdauung! Es hat so etwas Animalisches an sich!"
„Stimmt!" pflichtete Schwänele bei und fuhr mit dem sehr breiten Handrücken über den Mund. „Bloß gut, daß es einem nachher wenigstens angenehm aufstößt!"

*

Oben im Wald stehen den ganzen Sandweg entlang vereinzelte Bänkchen. Tagsüber promenieren dort bei schönem Wetter ältere Leute aus der in der Nähe befindlichen Pension; abends aber, wenn sich Schatten über Wald und Flur senken, kommen Pärchen angeschwirrt. Das müssen die alten Damen gemerkt haben; denn eines Tages fingen sie an, die Rücklehnen der Bänkchen mit Sprüchen aus einem christlichen Abreißkalender zu bekleben. Als Theobald und Gretchen sich eines Abends selig auf einer solchen Bank niederlassen wollten, lasen sie: „Wir haben hier keine bleibende Stätte ..."
„Das sowieso", nickte Theobald, „wir geh'n ja nachher noch ins Kino."

*

Unser Pfarrer hält ab und zu abends für die unverheirateten jungen Männer unseres Orts kleine Zusammenkünfte ab, bei denen er den besonderen Nöten dieser halbwüchsigen Burschen gerecht zu werden sucht. Einmal wollte er die Macht des Gewissens demonstrieren. Er schilderte einen gewissenlosen, jungen Mann, der zu nächtlicher Stunde zur Tochter des Dienstherrn hinaufschleicht. „Schon ist er halbwegs, da macht er plötzlich Halt und kehrt nach kurzem Zögern um. Was wohl", frägt der Pfarrer, „hat ihn im letzten Augenblick zur Umkehr gezwungen?"
„Wahrscheinlich hat die Stieg' zu stark geknarrt", antwortete einer.



Der alte Krümmler hatte sich in späten Tagen noch eine junge Haushälterin hergetan, obwohl das nach der Meinung der Leute gar nicht nötig gewesen wäre. Es gab denn auch gleich Schwätzereien und geheimnisvolle Andeutungen, und ganz Eifrige versäumten nicht, ihn hintenherum augenzwinkernd einen „alten Wüstling" zu heißen. Natürlich drang die Kunde auch zu seinen Erben und diese fuhren alsbald zu Krümmler, um herauszubekommen, was an der Sache sei. „Naa, naa", antwortete dieser auf die diesbezügliche Anspielung, „dös kommt net mehr in Frage! Daß mir aber die Leut' so was noch zutrau'n, das is mir Befriedigung genug."

Die bäuerliche Arbeit ist nicht leicht. Wenn man ins Alter kommt und keine Jungen hat, die einem helfen, dann bekommt man gerne wie der Nusser einen gebeugten Rücken. Als er einmal wieder gebückt draußen auf einem seiner Äcker schaffte, schritt der Herr Pfarrer daher, die Hände auf dem Rücken und offenbar in Gedanken versunken. „Fällt's hart?", fragte er den Nusser und blieb bei ihm stehen. „Es muß halt getan werden", wich der Nusser aus.
„Ja, ja", fuhr der Pfarrer fort, „so ist es eben im menschlichen Leben: Beten und Arbeiten gehören zusammen."
„Da könne Sia froh sei, Herr Pfarrer", erwiderte Nusser, „daß Sia bloß bete brauche!"

*

Der Zeppelin gleitet über unsere Stadt dahin. Ganz aufgeregt ruft mich unsere Lina. „Gnä Frau, wie hoch kann das wohl sein?"
„Na, schätzen Sie doch 'mal selber, Lina!"
„Dreißig Meter", kommt es unsicher heraus.
„Na, aber Lina! Ist es höher als unser Dom?"
„Ich glaub' schon."
„Na, und wie hoch kann der sein?"
„Ich kann das nicht schätzen", kommt es zögernd heraus, „ich bin nicht katholisch."

*

Wir haben im Wohnzimmer ein schönes Ölgemälde meiner verstorbenen Mutter hängen. Nach gewissen Zeiträumen bekommt das Bild matte Stellen, dann firnißt mein Mann etwas nach. Als nun kürzlich abends Besuch da war, der gerade unter das Bild zu sitzen kam, strich unser kleiner Ewald lange um ihn herum, dann fragte er plötzlich: „Tust du deine Großmutter auch von Zeit zu Zeit einfette?"

Das war Herr Müller . . .

„Wie war es auf dem Lande?", fragte Johannes. Wunderbar sei es gewesen, antwortete Ursula. Und: „Ich danke dir schön für deinen letzten Brief", sagte er. Sie hatten einander ein halbes Jahr nicht gesehen, davor wieder ein halbes Jahr nicht, und vordem war gar ein dreiviertel oder ein ganzes Jahr vergangen, ehe sie sich wieder in ihrer kleinen Heimatstadt, abends auf der Hauptstraße, getroffen hatten, nebeneinander hergegangen waren, wie immer, wie heute.

„Du bist ein bißchen dicker geworden", stellte Johannes fest. Ursula lachte. „Und du hast wieder ein paar Haare weniger auf dem Kopf", gab sie zurück. Er trug keinen Hut. Der Abend war feucht, ein dünner, kalter Regen war gefallen.

„Warum trägst du keinen Hut?", fragte sie.

„Ich mag nicht."

Sie fand es im Grunde ihres Herzens etwas unordentlich, so herumzulaufen; sie war nicht mehr so für das Unordentliche wie früher.

„Elfriede hat ein Kind bekommen", sagte sie. Das war eine ihrer einstigen Schulfreundinnen, die inzwischen geheiratet hatte. „Ein Mädchen."

„So?", sagte er und stellte daran anknüpfend eine Frage. Ursula war entrüstet, kicherte aber gleichwohl. „Du bist ein schrecklicher Mensch", sagte sie.

Sie verließen die Hauptstraße und traten in die dunklen, heimatlichen Gassen ein. Johannes schwieg und roch den nassen Kalk der Hauswände, den lebendigen, herbstlichen Wind, der vom Himmel herunterkam, er sah Ursula im ungewissen Laternenschein, ihr rundes, hübsches Gesicht, das früher sehr mädchenhaft ausgesehen hatte; nicht so rund war es gewesen und zwei lange, blonde Zöpfe hatten daneben gehangen. Das Pflaster war unregelmäßig, blinkte feucht. Ursula sprach vom Sommer auf dem Lande, vom Segeln, vom Birnen-Einmachen und von einem Ausflug nach Berlin.

„Sage 'mal", begann er, sie unterbrechend, aber er sprach nicht weiter.

Schließlich standen sie vor der Tür des alten Hauses. Ursula zerrte mit den Zähnen an den Fingern ihres rechten Handschuhs, sie sah Johannes mit großen, braunen Augen an. Er dachte, daß er sie doch noch immer recht gern hätte. Sie verabredeten sich, am Abend zusammen in das Kino zu gehen, sie sagten Aufwiedersehen und Fröhliches Abendbrotessen und dergleichen mehr. Johannes zündete sich eine Zigarette an und ging fort. Er war dreiundzwanzig Jahre alt.

*

Der Hinweg zum Kino wurde Arm in Arm zurückgelegt, und in dem dunklen, warm erfüllten Raum versuchte Johannes mit seinem Knie das von Ursula zu berühren, was zwischen ihnen nichts Ungewöhnliches gewesen war; aber sie mochte es diesmal nicht, und er ließ es wieder. Von der Leinwand kam allerhand herunter, Bilder und Gerede, Ursula folgte andächtig. Ihre Augen hatten einen warmen, schwebenden Glanz, soweit man das in dem dämmrigen Widerschein erkennen konnte, und ihr runder Mund stand ein wenig offen, sie sah wieder mehr wie früher aus.

Johannes hielt nicht viel vom Kino, was wohl an seinem Beruf lag, den Ursula im Herzen ebenso unordentlich fand wie sein unbedecktes Haupt. Er war unaufmerksam und sah das Mädchen neben sich an, bis sie schließlich den Blick zurückgab und „da vorn ist die Leinwand!" sagte. Sie lachte leise, und das tröstete sein Herz, gehorsam schaute er geradeaus auf das flimmernde Viereck.

Als sie hinauskamen, regnete es sehr, er nahm ihren Arm, und sie machten sich schnell auf den Weg.

„Weißt du noch", sagte er, „wie es damals im Sommer so regnete und wir am See unter der Pappel standen?"

Sie nickte.

„Ein ganz warmer Regen", fuhr er ungewiß fort, „die dicken Tropfen liefen dir über die Stirn und über das ganze Gesicht und über den Hals."

„Na, na!", sagte sie.

Dann war noch eine Weile die Rede von dem Film, den sie gesehen hatten, und als es vom Rathausturm blechern elf schlug, standen sie wieder vor dem Haus des Mädchens.

Ursula schloß das Tor auf, Johannes trat mit ihr hinein in den Hausflur, wo es nicht regnete, wo Stille und schwache, staubige Wärme und schwarze Finsternis herrschten. Der Türflügel drehte sich langsam, dem eigenen Gewichte folgend, wieder zurück, es wurde ganz dunkel.

Ein paar Minuten vergingen ohne Zeitmaß, wie ein Augenblick oder eine Ewigkeit. Es fiel kein Wort. Alles war wie früher, wie immer, ja, mehr als alles andere, was heute geschehen war, war es dies.

Dann versuchte jemand die Haustür aufzuschließen, bemerkte, daß von innen ein Schlüssel stak und schob den Türflügel zur Seite.

Das Licht der Straßenlampe fiel in breitem Streifen tief hinein in den plötzlich erhellten Flur.

Die beiden standen einen Schritt voneinander entfernt, mit gesenktem Haupt, es war ein beschämender Augenblick. Ein Mann, der einen zusammengeklappten, triefenden Regenschirm von sich abhielt, kam herein, wandte das Gesicht etwas allzu taktvoll beiseite und ging schnell und ohne Treppenbeleuchtung hinauf in das erste Stockwerk. Ursula machte beklommen Licht. „Das war Herr Müller", flüsterte sie.

Die Nacht war kalt und regnerisch, und Johannes rauchte viele Zigaretten, während er, diesmal sehr langsam, nach Hause ging.

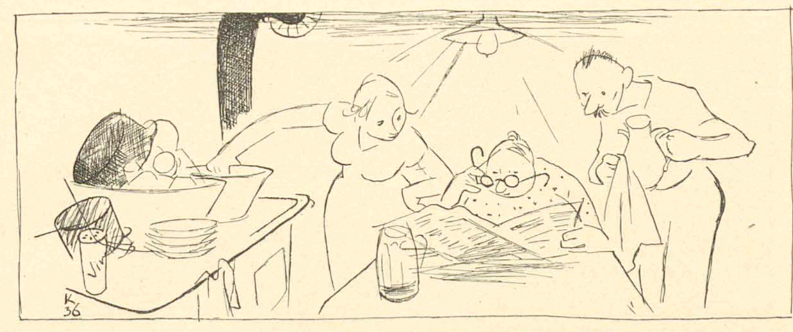
Er dachte, daß für die Liebe vier feste Wände vorzuziehen seien, und daß trotz eines unordentlichen Berufes dreiundzwanzig Jahre ein zu hohes Alter wären für Situationen, wie die eben überstandene.

In diesem Sinne gedachte er sich auch zu Ursula zu äußern, wenn er sie am nächsten Tage wieder treffen würde. Er traf sie aber nicht. Sie trafen sich überhaupt nicht mehr und hatten wohl auch nicht mehr die Absicht. Herr Müller, ein Mann, der mit nassem Regenschirm ein paar Minuten nach elf Uhr durch einen dunklen Hausflur gewandelt war, hatte ihre jungen Jahre in die Vergangenheit befördert.

Hans Kricheldorff.

Alte Liebe

(R. Kriesch)



„Da schaug her, der Rosner Fritz hat's große Los g'wonnen! Jetzt so a Unglück!" — „Dös is do a Glück!" — „So, wo er mich hat heiraten woll'n als jung's Madl?!"

Sparsamkeit

Koggebusch steht im Laden von Peters & Sohn und kauft ein.

„Ich brauche dann noch ein Viertel Tee", sagt er zum Schluß, „und zehn Zigarren."

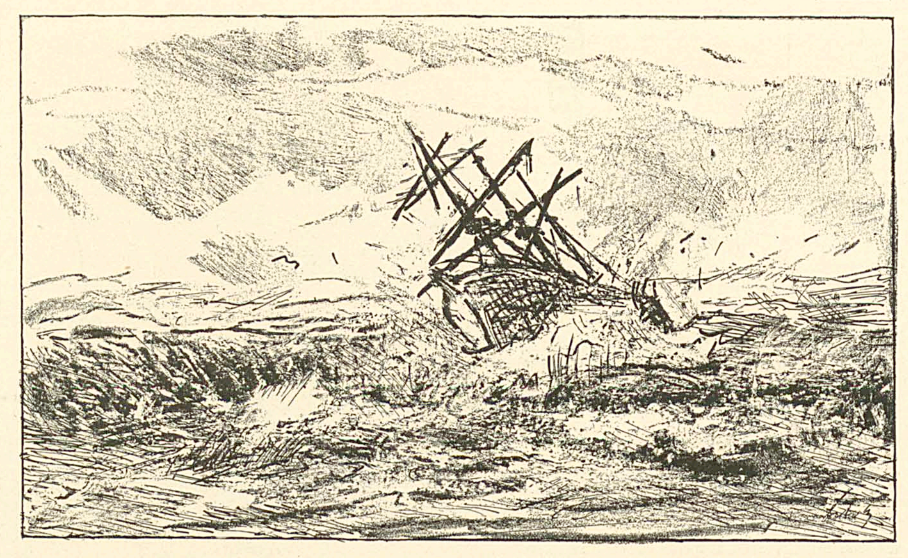
„Sehr gern", nickt Peters senior, „nehmen Sie den Chinatee Sunfei? Oder Ceylon? Oder Darjeeling?"

„Unsinn", runzelt Koggebusch die Stirn, „haben Sie noch nichts vom Vierjahresplan gehört und von dem Aufruf an die Hausfrauen? Wir wollen doch Devisen sparen und deutsche Erzeugnisse verbrauchen, Herr Peters! Geben Sie mir also ein Viertelpfund ostfriesischen Tee und zwanzig Bremer Brasil."

H. R.

In der Brandung

(Wilhelm Schulz)



Eine dunkle Geschichte / Von Felix Riemkasten

Ich weiß genau: ein oberflächlicher oder gemütsharter Leser könnte am Ende dieser Geschichte urteilen, diese ganze Geschichte hätte sich ebensogut in drei oder vier Sätzen erzählen lassen. Eines derart schludrigen und außerdem herzlosen Verfahrens wollen wir uns aber nicht schuldig machen; denn es ist eine Geschichte, die tief und stark in das höchste Glück wie in schauervolle Verzweiflung hineingreift, niemand möchte wünschen, daß ihm das passiere, und es ist eine Geschichte aus dem Leben und außerdem eine Geschichte mit Ausblicken nach mehreren Seiten hin. Nachdem so über die Geschichte das Nötige an Vorbereitung gesagt ist, kommt nunmehr die Geschichte selbst.

Eine alleinstehende und bereits ältere Jungfrau kaufte einen Kalbsbraten von sechs Pfund Gewicht und stellte ihn über Nacht in den Keller. Wir müssen alle diese Umstände sorgfältig beachten; denn die Geschichte ist eine Kriminalgeschichte, wie man nachher sehen wird, und in einer Kriminalgeschichte sind sämtliche Umstände immer von großem Gewicht. Auf alle Fälle war der Kalbsbraten von Gewicht und war voll bezahlt worden, leider ohne eine besondere Quittung. Die Erwähnung, daß es sich um eine Jungfrau handelt, ist zwar nicht entscheidend wichtig, aber wiederum vollkommen unnötig ist sie nicht. Freunde schlüpfriger Lektüre, die bei der Erwähnung von Jungfrauen sofort Unjungfräuliches zu wittern aufgefordert sich fühlen zu sollen geneigt sind, werden enttäuscht werden. Auch diejenigen Personen, die aus dem Kaufe von gleich sechs Pfund Fleisch durch eine alleinstehende Person weiblichen Geschlechtes auf eine abnorm fleischliche Veranlagung zu schließen vorschnell geneigt sein sollten, werden gebeten, diesen Holzweg zu verlassen. Der Zweck des Fleischkaufes war klar der, für eine Anzahl von Gästen ein Festmahl zu bereiten, und das Fest, das diesem Mahle als Anlaß und Entschuldigung dienen sollte, war noch dazu ein recht schmerzliches Fest, nämlich leider (schon wieder einmal) der Geburtstag jener bereits älteren alleinstehenden Dame. Aber in Erwartung der Geburtstagsgeschenke war der Preis für den Kalbsbraten ein sehr geringer Betrag, der unter Werbungskosten zu verbuchen und durch reichen Gewinn als sehr bald ausgeglichen zu betrachten sein konnte. (Oder hätte mögen sein dürfen!) Sogar das Wegstellen des Fleisches über Nacht kann nicht den Verdacht einer ungewöhnlichen Handlung erwecken; denn bekanntermaßen wird derartiges Fleisch stets fürs erste kühl weggestellt.

In diesem Falle war das Fleisch in den Keller gestellt worden, und nichts wäre an sich dagegen zu sagen gewesen, wenn die Dame hinter sich die Kellertür gut zugeschlossen hätte. Dies aber tat sie nicht; denn ihre Gedanken waren durch die sonstige Vorsorge für das bevorstehende große Fest anderweit in Anspruch genommen. Sie ließ also die Kellertür offen. Und da sie eine Jungfrau war und älter und alleinstehend ganz und gar, so hatte sie selbstverständlich einen Hund; denn jedes längere Alleinstehen bringt den Menschen unweigerlich auf den Hund, soweit es ihm nicht einen Vogel bringt. In diesem Falle war es ein Hund, der Hund hieß „Treff", und genau traf es auch zu. Bisher haben wir über die allgemeine Atmosphäre der Geschichte und über die Geschichte selbst Worte in reichlichen Mengen gemacht, nun aber, da wir an den Kern der Geschichte gelangt sind, dürfen wir uns die vielen Worte sparen. Wir dürfen sagen: Erst war das Fleisch da, dann der Hund, und dann war nur noch der Hund da! Am anderen Morgen...

Aber ich wage es nicht, den Bericht in bisheriger Weise fortzusetzen; denn wie soll ich beschreiben, was der ganzen Natur nach unbeschreiblich ist? Oder könnte jemand zur vollen Genüge den Seelenzustand des Fräuleins beschreiben, als sie sah, was nun nicht mehr zu sehen war? Ihre — sagen wir es tapfer — fleischliche Erregung?! Oder wer beschriebe jemals zur vollen Genüge die seligen Wonnen eines armen Hundeköters, der Jahre hindurch bei einem älteren und sparsamen Fräulein gelebt hat, und dem das Glück nun in der Nacht — immer nachts scheint uns die Sonne des Glückes — der also über Nacht über soviel Fleisch hergerät, sechs Pfund Kalbfleisch, und nicht von schlechter Sorte, und niemand ist da, der ihm in den Arm — nein, in die Schnauze — fiele?

Und wer beschriebe völlig die seelische Ausgewrungenheit, Ermattung, Zerknirschung, Pein und Qual und... und alles in dem Fräulein, als die Gäste kamen, Glück wünschten an diesem Unglückstag, Geschenke hinlegten und als Gegenleistung einen gediegenen Kalbsbraten sozusagen als das Mindeste erwarteten?

„Ich habe ihn", berichtete das Fräulein, „fürchterlich verdroschen, fürchterlich!"

Sah nun aber der Hund Treff, auf den nun alle schauten, tatsächlich so fürchterlich verdroschen aus? Er sah sehr munter aus. Und war er vielleicht munter, weil er niemals Dresche bezogen hatte, weil er ja auch niemals Kalbsbraten je gesehen und noch weniger je gefressen hatte, und am allerwenigsten sechs Pfund in ausgerechnet diesem Haushalt? Oder stimmte es mit dem Fleisch und mit der Dresche, und war der Hund nur darum so munter, weil er meinte, für sechs Pfund Kalbfleisch sei die greulichste Dresche immer noch billig? Oder war das Fräulein, das immer schon sparsam gewesen war, diesmal auch noch verschlagen und listig gewesen?

Niemand weiß es. Gott weiß es, das Fräulein wird es ja wohl am besten wissen, auch der Hund Treff müßte es wissen, aber sonst kann es niemals niemand nie je genau wissen, vor allen Dingen die Geburtstagsgäste nicht, auch ich nicht, Sie nicht und überhaupt kein Mensch nicht. Ein Urteil ist nicht statthaft, aber das Feld der Vermutungen öffnet sich bis zu schimmernden Fernen. Welche Vermutung, z. B., würden Sie haben?

Im Wintergarten

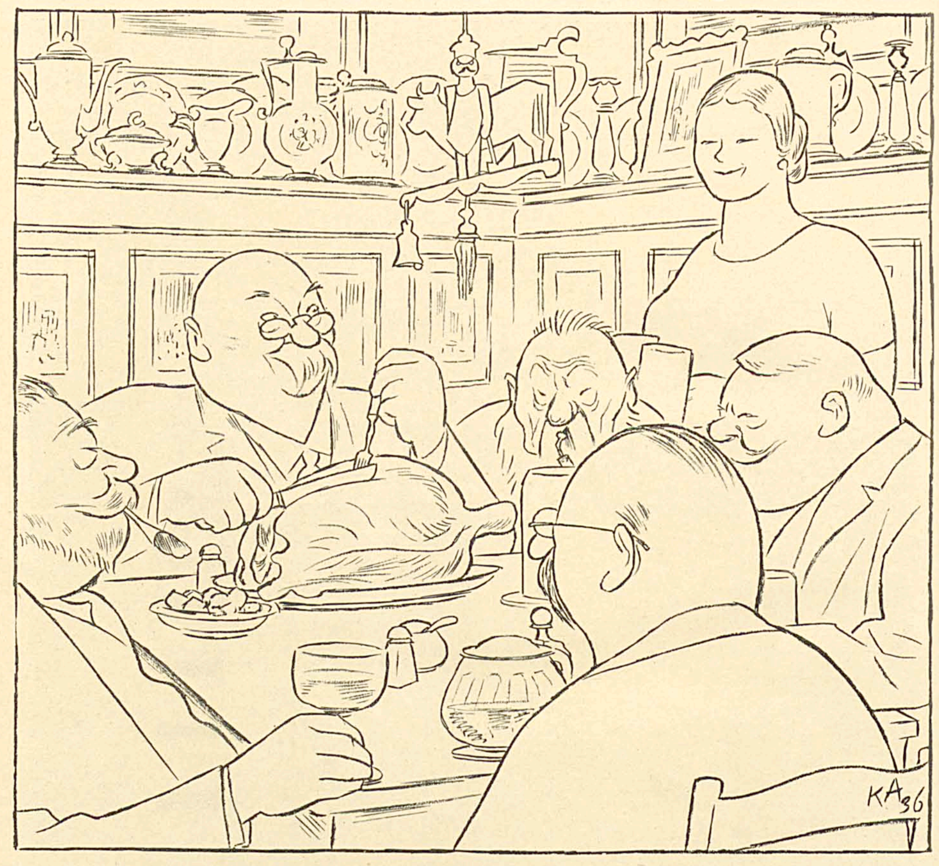
(R. Kriesch)



„Woher kommt jetzt das, gnädiges Fräulein, daß Sie die Kaktusse so gern haben?" — „Tja, ich liebe eben diese stacheligen Gesellen!" — „Komisch, mir ist ein unrasiertes Mannsbild bedeutend lieber!"

Hubers fleischloser Tag

(Karl Arnold)



„So ist's recht, Lina, ausgelöst mag ich an Krautkopf net!
Woaßt, im Ganzen gibt er mehr d' Jllusion von ara Kalbshaxen!"

Traumstück / Von Dirks Paulun

. . . dann traf ich ein weinendes Wasserhuhn
und fragte: „Was kann ich für Sie tun?"
Es rief: „Mein Mann ging mir verloren —
mein Ehemann ist eingefroren!"
Ich sprach: „Als ob nicht kluge Frauen,
die Männer wüßten aufzutauen . . . !
Mich deucht, hier braucht es kein Geflenne!"
Drauf zornig meine Wasserhenne:
„Ihr sollt den Klempner kommen lân! —
Mein Mann ist doch ein Wasserhahn."

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. III. Vj. 36 11643. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Klas kämpft mit dem Hasen / Von Bastian Müller

Der Himmel hing grau über dem Deich, auf dem Klas stand. In der Nacht war das Wasser auf der Flußseite bis fast an den oberen Rand des Dammes gestiegen; zum Dorf hin zog sich das Grundwasser in die Felder, wurde zu Tümpeln und kleinen Seen.

Der elfjährige Klas schaute über das Wasser, das den Fluß verschlungen hatte. Die Weiden lugten nur noch mit den Köpfen heraus und glichen kahlen Sträuchern, von den Pappeln segelten die letzten Blätter und trieben mit dem Wasser gegen den Deich.

Auf der Flußseite schwammen die Heuhaufen als einzige Inseln, sie waren Rettungsboote für all das kleine Getier. Die Mäuse und Maulwürfe preßten sich zusammen, wollten sich unter dem Heu verbergen, aber da war gleich wieder Wasser. Die Igel hatten Wänste wie Pauken; obwohl es von Mäusen um sie wimmelte, konnten sie nichts mehr fressen. Aber über diesen Toteninseln kreisten die Vögel, stießen herab und holten sich die wehrlose Beute. Doch auch die Habichte, Bussarde und Sperber hatten keinen Hunger mehr, nur die Schwärme der Möven wurden größer und strichen schreiend über das Wasser, wie eine weiße Wolke am grauen Tag.

Der Junge stand da, sah zu, wie all die anderen, die den Deich mit schwarzen Gestalten spickten. Kein Mensch hatte jetzt das Hochwasser erwartet. Vom Dorf her bullerten die Jagdflinten. Die Jäger hatten bei den Gärten eine Treibjagd begonnen und kamen über die weiten Felder, jagten dem Deich zu. Die Schüsse krachten und der Rauch der Patronen zog in weißen Wölkchen über die braunen Äcker und grauen Seen. Man sah, wie unter den Stiefeln der Jäger das Wasser aufspritzte. Die Hunde waren rein verrückt; denn auf Schritt und Tritt sprangen die aus den Rheinwiesen geflüchteten Hasen auf und liefen den Jägern nur so vor die Flinten.

Die gehetzten Hasen durchschwammen die Rinnen und Tümpel, kauerten dann wieder in einer nassen Furche, den Bauch schon im Wasser. Die Treiber schichteten die geschossenen Tiere auf kleine Haufen, und manchmal mußten sie in die Lachen waten, weil ein todwunder Hase mit den letzten Kräften ins Wasser rannte und dort ertrank.

Da starrt Klas plötzlich gebannt auf die Felder.

„Er muß getroffen sein!", durchzuckt es ihn.

Der graue Schatten eines Hasen rennt über das Feld, ein Hund ist hinter ihm. Aber die Hunde sind verrückt! Beim ersten Haken, den der Hase schlägt, verliert der Hund viel Raum; jetzt läßt er sich von abstreichenden Rebhühnern nasführen. Der Hase entkommt. Aber Klas hat ihn nicht aus den Augen verloren. Er rennt über den Deich, die alten Leute lachen sich an, sagen: „Das ist das Richtige für die Jungen, Hochwasser und Jäger!"

Klas hat das Hochwasser vergessen. Der Hase ist getroffen, mitten im Lauf überschlägt er sich und läuft dann ganz anders weiter. Die Augen des Jungen fiebern vor Jagdlust, wie die eines Raubtieres. Der Hase schwimmt durch eine breite Rinne. Mitten darin verliert er die Richtung, versucht zu wenden, kehrt wieder um, und will dann doch ganz hinüber. Klas springt in langen Sätzen den Deich hinunter und stolpert über die breiigen Schollen des Ackers. Sein Blick ist starr auf den Hasen gerichtet, der immer langsamer schwimmt.

„Wenn er nur durchkommt, dann habe ich ihn!" — Vor Klas schwebt das Bild eines Trappers in der Prärie.

Er ist noch vor dem Hasen am Ufer der Rinne, geduckt, mit gespreizten Händen wartet er. Die Lichter des Hasen sind wie blind, die gelben Nagezähne schimmern unter der Hasenscharte. Er schwimmt vor Klas' Füßen ans Ufer, der greift mit verkrampften Händen in den nassen Balg. Da erst erkennt der Hase, daß er in den Tod geschwommen ist. Sein rechter Hinterlauf hängt leblos, ein blutiger Fetzen zerschossenes Fell, aber mit den gesunden Läufen kratzt er wütend um sein Leben; seine scharfen Zähne graben sich in den Arm des Jungen, Klas kann ihn nicht mehr halten, er läßt sich fallen und begräbt den Hasen unter seinem Bauch. Aber die schrillen Schreie des kämpfenden Tieres verstummen nicht, die Krallen bohren sich durch die Kleider in die Haut. Klas schließt vor Schmerz die Augen, verbissen greift er von neuem zu, umwürgt die Hasenkehle. Nun ist es nicht mehr der dunkle Jagdtrieb, er muß sich wehren gegen die Bisse, das Kratzen. Mit beiden Händen umkrallt er den Hals des Tieres, wälzt sich auf den Rücken und hält den Hasen hoch über sich. Dessen Lichter verglasen, das Kämpfen wird zum Zucken, erschrocken läßt Klas los, mit bangen Augen schaut er auf das sich wälzende Tier.

Er springt auf, seine Kleider sind über und über mit Lehm besudelt, auf der Brust und dem Bauch kleben Büschel der Hasenhaare. Hilflos starrt er das sich wälzende Tier an, begreift plötzlich die Qualen des Todeskampfes.

„Schnell, los, stirb!" flüstert er flehend. Sein Atem geht keuchend. Da faßt er den Hasen bei den Ohren, hebt ihn mit zitternden Armen hoch und schlägt ihn mit dem Rücken der rechten Hand ins Genick. Die Hand schmerzt vom Schlage, aber er beißt auf die Zähne, schlägt nochmals und nochmals. Der zuckende Körper wird schlaff.

Klas nimmt den Hasen auf die Arme wie ein kleines Kind, die dunklen Lichter schimmern naß und glanzlos, das Fell riecht nach Lehm und Wasser und klebt auf der erkaltenden Haut.

Ein Treiber kommt gelaufen, lacht in das traurige Gesicht des Jungen. Er nimmt den Hasen aus Klas' Armen, faßt ihn beim heilen Hinterlauf und trägt ihn davon. Der stumpfe Kopf des Lampe schlägt manchmal gegen eine Scholle und die weiße Blume ist gelb vom Lehm.

Verdreckt und zerkratzt stapft Klas zum Deich.

„Ich habe den Tod gesehen!", flüstert er, und seine Knabenaugen sind weit aufgerissen. Die Menschen auf dem Deich lachen über ihn, und die Schüsse hinter seinem Rücken bullern lustig weiter.

Kulissen-Weisheit

(P. Scheurich)



„Beim Tanzen kommt's natürlich viel auf die gute Form an!"
„Nicht nur auf die Form, mehr noch auf die Formen!"

Der alte Jongleur

(Erich Schilling)



„Schon wieder bei der Arbeit, Herr Titulescu? Ich dachte, Sie wollten Professor der Rechte in Bukarest werden!" — „Selbstverständlich, unsereiner ist ja das Spiel mit Paragraphen gewohnt!"

München, 29. November 1936
41. Jahrgang / Nummer 36

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

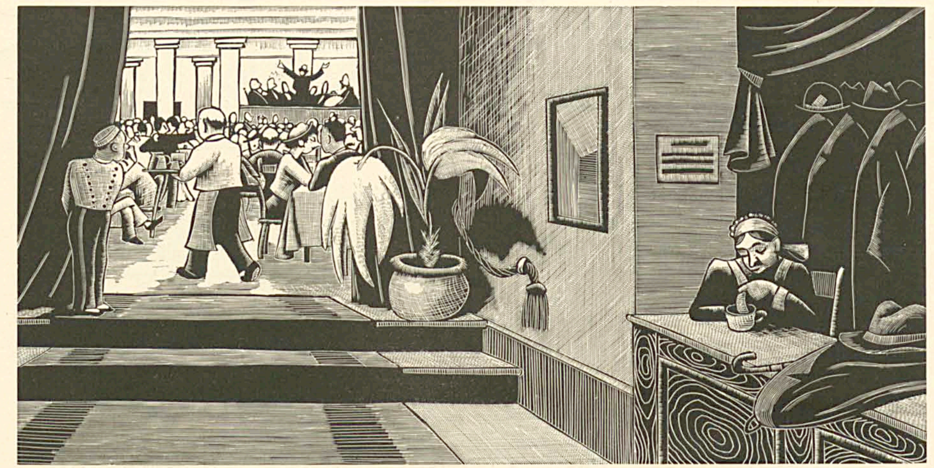
VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Im Modesalon erlauscht

(K. Heiligenstaedt)



„Gewiß, Herr Direktor, das Kleid wird so, daß Sie ihre Frau nicht wiedererkennen!" — „Pst, um Himmelswillen, erst gestern hat er mich verwechselt!"



(O. Nückel)

Feine Leute um fünf Uhr

Wer da behaupten wollte, daß mit dem Glockenschlag fünf der deutsche Mensch zum Fünf-Uhr-Tee eile, der redet Unfug. Der deutsche Mensch unterscheidet sich darin weder vom kanadischen, noch vom australischen, noch vom malaiischen, noch von irgendwelchen anderen Menschen. Bis vor 25 Jahren kam die Menschheit überhaupt ohne den Fünf-Uhr-Tee aus, aber da brach er plötzlich mit Macht herein, der Feif-o-Klock-ti und eroberte sich die Welt, die unaufhaltsam zur Eleganz drängte und zu einem durch und durch kultivierten Lebensstil. Die feine Welt warf den Dämmerschoppen von sich, und wie der Phönix aus der Zigarrenasche der angeräucherten Bierstuben tauchte sie empor in die Lichtflut der parfümdurchwehten Hotelhalle, die damals aufhörte, schlicht und welsch Vestibül zu heißen.
Da sitzt sie nun, diese Welt und zelebriert in der Dämmerstunde den Teegenuß. Aber wer da annimmt, daß diese Zeit etwa dazu bestimmt sei, Nahrung aufzunehmen oder zur Durststillung zu dienen oder sonst einen darmfüllenden Charakter zu haben, der irrt weit. Die Aufnahme von Tee und kleiner dekorativer Kuchen, die als Nahrungsmittel kaum in Betracht kommen, ist nur eine symbolische Handlung, die mit dem eigentlichen Zwecke des Fünf-Uhr-Tees gar nichts zu tun hat. Es würde auch ein Fünf-Uhr-Tee sein, wenn man etwa Haferschleimsuppe oder Königsberger Klopse oder Butterbrot mit Natrontabletten reichte. Wie gesagt, die festen oder flüssigen Bestandteile des Ernährungs- und Übernachtungsgewerbes spielen dabei nur eine ganz untergeordnete Rolle und dienen nur dazu, eine berechtigte Forderung für gehabte Abnutzung der Möbel, für Beleuchtung und Musik anzumelden. Musik, die ist viel wichtiger als Kaffee und Tee. Ein tonloser Fünf-Uhr-Tee ist wie Planetenlauf ohne Sphärenmusik, wie Himmel ohne Geigen, wie Bequemlichkeit ohne Wasserspülung.
Die Musik wird von netten Herren im dunklen Anzug hergestellt. In der Mitte der Kapelle steht ein besonders sympathischer Mann, der sich den Anschein gibt, als gehöre er nicht ganz dazu. In der Hand hat er eine Geige, meist eine Geige, ein Trompetchen oder sonst ein gut gereinigtes und geputztes Instrument. Er ist eigentlich das, was ich mir immer unter einem Amateur, einem Liebhaber vorgestellt habe. Ich habe den (sicher falschen) Eindruck, er nimmt die Sache nicht ernst. Manchmal fiedelt er ein bißchen, manchmal bläst er ein bißchen, und manchmal tut er so, als gäbe er den Takt für die anderen an, aber nicht zu häufig. Mal wippt er auch nur mit den Schultern und anderen Körperteilen und blickt traumverloren über die Arena hin. Er wird wohl ans Honorar denken, wie die meisten Menschen auch. Ans Honorar denken ist menschlich. Die Musik spielt schön und im Takt, und ich will mich mit ihr nicht verlieren, denn sie steht ja eigentlich am Rande des Fünf-Uhr-Tees.
In der Mitte, im Zentrum, geistig und körperlich, stehen die Tänzer. Sie arbeiten ohne jede Bezahlung, vollkommen gratis, sie zahlen sogar noch für Tee und Tanz. Sie arbeiten ernst und feierlich, wie es sich für eine so wichtige Sache geziemt, und haben den Tanz aus der spielerischen Lebensfreude zur körperlichen Ertüchtigung und Abmagerungskur mit beigebogenem feinem Ton ungezwungener Geselligkeit und diskreter Aussprache hinaufgesteigert.
Also die Tänzer bearbeiten in der Arena das Parkett, immer im Kreis herum, immer im Kreis herum, damit sie von allen Seiten gesehen werden können und an allen Tischen vorüber kommen. So, jetzt sind wir bei den eigentlichen Zuschauern angelangt, den passiven Sportleuten des Fünf-Uhr-Tees, die, wie bei jedem Sport, die größere Zahl darstellen. Sie haben ihre Einemarkzwanzig bis Einemarkfünfzig inklusive bezahlt und wollen etwas erleben, wollen ihr Geld vom ersten Pfennig bis zum Inklusive zuzüglich der kleinen Garderobegebühr auskosten, absehen, abhören, abschmecken, die schäumende Teetasse bis zur Neige leeren.
Die Tänzer betreten den Ring, als ob das gar nichts wäre. Die Herren greifen noch einmal an die Krawatte und die Damen ziehen den Rock südlich vom Gürtel straffer, wenn sie sich auf den Kampfplatz begeben. Man trägt das Teekleidchen, und das kleine Nachmittagskleid, die sich für den Laien nicht vom Zweitenfrühstückskleidchen und von der Promenademischung unterscheiden. Wir anderen bemühen uns inzwischen sehr fein und distinguiert zu sein, machen nur gedämpfte Bemerkungen über Tänzer und Tänzerinnen und achten genau darauf, ob wir vielleicht etwas sehen können, was wir nicht sehen sollen. Wir nehmen vornehme Stellungen ein und wissen nicht, wo wir mit unseren Händen hin sollen; schließlich kann man doch nicht die ganze Zeit in der Teetasse herumrühren oder sich Zigaretten anstecken.
Es ist sehr eng, und einen Teil der Zeit kann man damit ausfüllen, um Entschuldigung zu bitten, wenn man seinen Nachbar mit der Fußspitze berührt oder die Zigarettenasche jenseits eines Damentäschchens in eine Schale abstreifen will. Liebenswürdig wird sie einem näher geschoben und liebenswürdig wird einem Verzeihung für den unachtsamen Fehltritt gewährt, man macht ja in so ausgesprochen guter Erziehung.
Meist sitzen Leute an den Tischen zusammen, die einander nicht kennen und deren eifriges Bemühen darin besteht, so zu tun, als ob sie die Gespräche der anderen nicht hören. Das läßt sich experimentell nachweisen. Hier das Mittel. Sagen Sie einmal zu einem guten Freunde, der an Ihrem Tisch sitzt, so leise, daß es ihre Tischnachbarn hören: „Zu dumm, jetzt habe ich den Koffer mit dem falschen Geld auf dem Bahnsteig stehen lassen!" Fürchten Sie nichts, die Leute wissen, was sich gehört. Der Herr Ihnen gegenüber wird sich höchstens eine neue Zigarette anzünden und die Dame wird sich die Nase pudern. Beide werden so tun, als ob es gar nicht anders möglich wäre, als den Koffer mit dem falschen Geld auf dem Bahnsteig stehen zu lassen. So feine Leute dürfen sich niemals wundern.

Foitzick.

Wenn —

Immer kürzer wird der Tag,
konstatiert der düstre Sänger,
und die Nacht entsprechend länger.
— Wie das wohl noch enden mag?

Wenn nun heuer etwa gar
unsre liebe Sonne streikte
und zu Widerständen neigte —
was doch sonst nicht üblich war?

Wenn sie, wie noch nie geschehn,
quasi als Privatière
höhnisch spräche: „Hab' die Ehre!
'djüs! Auf Nimmerwiedersehn!"?

Wenn, nachdem sie weggerafft,
ohne Spur von Menschenliebe
rabenschwarz der Kosmos bliebe —
wäre das nicht schauderhaft?

. . . Aber Mut, es wird schon nicht!
Und es bleibt die alte Hetze.
Denn die Herrn Naturgesetze
kennen ihre Bürgerpflicht.

Ratatöskr

In Sachen Wiener Konferenz

(Olaf Gulbransson)



Aus dem französischen Blätterwald sind heuer um Martini zahlreiche Enten aufgestiegen. Sie sind leider nicht so bekömmlich wie die zeitgemäßeren Martinsgänse!

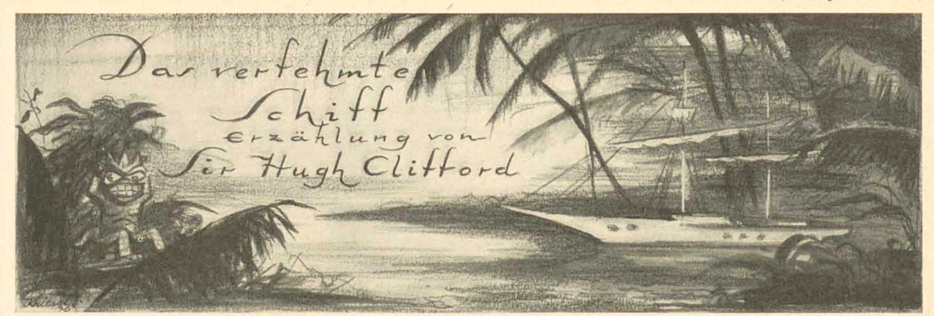
Im Atelier

(Erich Schilling)



„Ich weiß nicht, Mädchen, ich muß dich doch wieder aus der Landschaft herausnehmen — ich glaube, du bist Kitsch!“

(Zeichnungen von R. Kriesch)



Das verfehmte Schiff

Erzählung von Sir Hugh Clifford

Es ist nicht meine Absicht, diese Geschichte zu erklären. Ich lege nicht einmal Wert darauf, daß man sie für wahr hält. Jeder wird sich seine Meinung bilden. Aber diejenigen, welche eine tiefere Kenntnis des Orients besitzen, werden zögern, ehe sie die völlige Unmöglichkeit eines Geschehens einräumen, das, so unwahrscheinlich es auch sein mag, sich unter einem Himmelsstrich zugetragen hat, wo der Körper im ewigen Licht badet, während der Geist der Finsternis gegenübersteht.



Ich habe nicht versucht, die Erzählung meiner Gewährsleute im Wortlaut wiederzugeben; denn der Orientale und der Abendländer haben eine verschiedene Art, die Dinge zu sehen: der eine nimmt mit voller Deutlichkeit wahr, was für den anderen nie aus dem Nichts hervorgetreten ist. Die gleichen Geschehnisse haben niemals dieselbe Bedeutung für den Eingeborenen wie für den Europäer, und man wüßte nicht zu entscheiden, wer von den beiden sich mehr der letzten Wahrheit nähert.

Es war unter dem Küstenstrich von Kap Java, daß der Häuptling Adapati so billig den Schoner an meinen Freund, den Weißen, verkauft hat. Das kleine schmucke Fahrzeug befand sich in bestem Zustand. Der geforderte und bezahlte Preis war lächerlich gering. Der weiße Mann frohlockte beim Gedanken an seinen günstigen Kauf. Da er nur geringe Stücke von der Ehrenhaftigkeit der malaiischen Stammeshäuptlinge hielt, vermutete er, daß Adapati sich mit Hilfe von Mitteln in den Besitz des Bootes gesetzt habe, denen man lieber nicht nachforschte. Die Männer, die sich im Archipel herumtreiben, belasten sich kaum mit Skrupeln. Sie sind nicht gewohnt, peinliche Fragen betreffs der Geschenke zu stellen, die ihnen die Götter schicken.

Alles ging glänzend bis zu dem Tag, an dem mein Freund sich auf die Suche nach einer Mannschaft begab. Weder an der Küste Javas, noch in den Niederlassungen, die den Strand Sumatras einfassen, konnte er einen einzigen Seemann finden, der bereit gewesen wäre, seinen Fuß an Bord zu setzen. Nachdem er Wochen darauf verschwendet hatte die Leute umzustimmen, die ihm helfen sollten, seine Erwerbung bis zum Hafen von Batavia zu bringen, gab er die Sache auf. Dann brach er nach den Sulu-Inseln auf, wo er viele Taucher und Perlenfischer unter den Eingeborenen kannte. Zwei Monate später stach er mit einer unternehmungslustigen Truppe junger Leute aus Sulu in See. Er legte in Batavia an, um sich zu verproviantieren, blieb eine Woche innerhalb der Hafenmauern zwischen den großen holländischen Küstenwachschiffen liegen, ehe er mit seiner Mannschaft nach einer Muschelbank, deren genaue Lage nur er allein kannte, Anker lichtete.

Der Weiße und sein Schiff kamen wohlbehalten bei den Perlenmuschelplätzen an. Vom ersten Morgen an begann man mit der Arbeit. Jeder Mann machte seine täglichen zwei Touren. Schon am ersten Tage erzielte mein Freund drei hervorragend schöne Perlen. Das ist mehr als ein Perlenfischer vernünftigerweise erwarten darf. Er wälzte sich denn auch aufgeregt träumend in seiner Koje und war eben dabei, der Königin von England eine Schnur aus taubeneigroßen Perlen zu überreichen, als er die Augen aufschlug und über sich gebeugt den malaiischen Bootsmaat sah.

„Wo fehlt's?", fragte er ihn im Eingeborenendialekt. „Abiu ist abberufen worden!"

„Wann ist er gestorben?", fragte der Weiße, dem die malaiische Ausdrucksweise vertraut war.

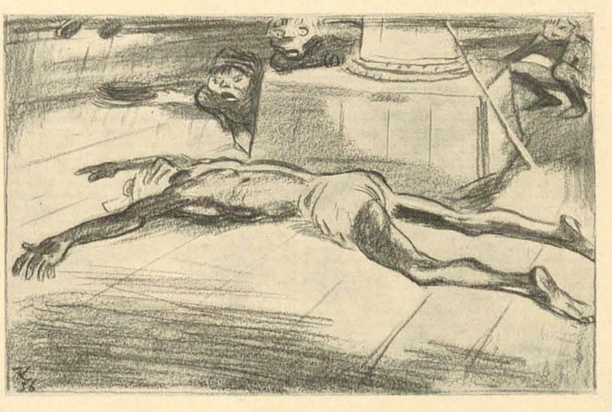
„Ich weiß nicht, Tüan. Ich fand ihn, das Gesicht dem Deck zugekehrt, ein wenig hinter dem Hauptmast liegen. Er ist plötzlich gestorben."

Der Weiße stand auf, und sie untersuchten den Leichnam beim Schein einer Laterne. Der tote Abiu, nackt bis zum Lendentuch, lag mit gebreiteten Armen, die Handflächen nach unten, lang ausgestreckt auf den Deckplanken. Ein Halbdutzend erschrockener Sulus, die ein paar Schritte entfernt beieinander hockten, besprachen sich. Der Weiße rollte den Leichnam auf den Rücken und legte ihm die Hand aufs Herz. Er bemerkte Prellungen, die das Gesicht bei dem Sturz davongetragen hatte. Wahrscheinlich hatte der junge Taucher, der sein ganzes Leben lang so kräftig und gesund geschienen hatte, ein schwaches Herz gehabt. Der Weiße gab dem Maat diese Erklärung, ohne ihn damit zu überzeugen.

„Hat der Tüan das hier bemerkt?", fragte der Sulu. Während des Sprechens drehte er den Leichnam um und zeigte auf den kleinen schwarzen Flecken auf der Haut, unter der linken Schulter.

Der Weiße sah aufmerksam hin. „Das ist ein Muttermal!", sagte er.

„Möglich", gab der Maat unüberzeugt zu. „Aber seit Jahren sah ich Abiu nackt, wenn er sich zum Tauchen bereit machte. Niemals habe ich dieses Mal bei ihm bemerkt." „Ich auch nicht. Aber wenn es kein Muttermal ist, was soll es sonst sein?"



„Nur Gott allein weiß es!", bestätigte der Maat fromm. „Immerhin habe ich sagen hören, daß die Geister so ihre Opfer zeichnen."

Der weiße Mann äußerte seinen berechtigten Unwillen. Zweifellos war es das Richtige, sich ärgerlich zu stellen. Jeder Aberglaube ist tadelnswert, insonderheit aber einer, der die Ausbeutung der besten Perlenbank des Archipels zu stören droht. Tags darauf begann man wieder mit dem Tauchen. Mein Freund bemerkte, daß einige der Männer, vor allem die jüngsten, nicht mehr den Grund erreichten. Es fehlte ihnen der hierzu nötige Mut. Außerdem legten die Alten wie die Jungen ihr Unbehagen und ihre Unlust offen an den Tag. Diese Anzeichen mißfielen dem weißen Mann: als erfahrener Perlenfischer wußte er die Wichtigkeit guter Laune bei der Mannschaft zu schätzen. Also tat er am Abend, nachdem man den Reis in Stillschweigen verzehrt hatte, sein möglichstes, um die Stimmung seiner Leute aufzuheitern. Er veranstaltete eine Tanzerei auf dem Hinterdeck, wo genügend freier Platz war. Man brachte Gongs herbei, welche die Sulumatrosen der Reihe nach mit einem Schlag der nackten Arme zum Klingen brachten, während einer von ihnen der Bambusflöte spitze Töne entlockte. Einige der Taucher tanzten gewandt; alle Stimmen erhoben sich zu einem unharmonischen Gesang, der voll Schwermut war.

Die Malaien sind von unbeständiger Gemütsart: leicht niedergeschlagen, heitern sie sich schnell wieder auf. Sehr rasch nahmen denn auch an Deck das Lachen und die Gesänge zu. Man warf sich Scherzworte zu, jeder wartete ungeduldig, bis an ihn die Reihe kam, zum Tanzen aufzustehen. Der weiße Mann stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Gegen Mitternacht schlich er sich leise in seine Koje, um die im Lauf des Tages gesammelten Muscheln zu öffnen.

Plötzlich brach ein betäubender Lärm los und übertönte die Gongs und Trommeln. Der begeisterte Gesang erstarb, statt dessen erschallte Geheul, Schreckensschreie, in die sich das rasche Tappen nackter Füße mischte. Der weiße Mann ergriff seinen Revolver und rannte hinaus:

Der Bootsmaat stand gegen die Reeling gekauert, seine Zähne klapperten wie Kastagnetten. Er war vom Schrecken zu verstört, um anderes zu tun als zu ächzen; aber der Weiße schüttelte ihn und konnte endlich ein verständliches Wort herausbekommen: „Schau hin!" Mit bebender Hand deutete der Malaie auf etwas, das unweit des Hauptmastes lag. Der Weiße ging auf die bezeichnete Stelle zu. Er fand dort den Körper eines jungen Matrosen, leblos, hingeschmettert in derselben Stellung wie Abiu in der Nacht vorher. Auf dem dunklen Rücken, ein wenig unter der Schulter, fand sich ein kleines dunkles Mal.

Der weiße Mann hob den Leichnam auf. Die helle Lampe erlaubte nun deutlicher zu sehen. Kratzer und Prellungen, die von dem Sturz herrührten, hatten nicht den Ausdruck des Gesichtes verwischt, den es im Augenblick des Todes angenommen hatte. Die Augäpfel quollen aus den Höhlen, der aufgerissene Mund schien zum Schreien bereit, das Ganze deutete auf ein wahnwitziges Erschrecken, eines jener Entsetzen, wie einem deren selten begegnen und die man noch seltener überlebt.

Der weiße Mann stand noch da und sann über das Geheimnis nach, als der Bootsmaat, begleitet vom sogenannten „Manedore", dem Vertrauensmann der Taucher, erschien und ihn zu sprechen wünschte: Im Namen der Besatzung flehten sie den Weißen an, auf der Stelle, noch in der Nacht Anker zu lichten und aufs nächste Festland zu Segel zu setzen.

„Dieses Schiff ist die Behausung von Dämonen", erklärte der Maat, „die Zuflucht böser, dem Menschen feindlicher Geister. Bei Allah, wir beschwören dich, diese Stätte zu verlassen. Bedenke doch, noch ist es keine Stunde her, daß wir getanzt haben, das Herz voll Freude. Plötzlich zwang uns etwas, die Augen zu erheben. Wir sahen einen alten Mann aus der Takelage des Hauptmasts klettern — er kam auf uns zu... Sein Haar war ebenso weiß wie das Gefieder des Kranichs. Um die Hüften trug er ein gelbes Tuch gewunden, auch seine Hosen waren gelb. Das ist die Farbe der Geister, wie der Tüan wohl weiß! Er hielt einen langen Dolch, einen Kris, mit zahllosen Zähnungen der Schneide entlang in Händen, und während er herunterkletterte, klemmte er seine Waffe zwischen die Zähne. Wir starrten ihn an. Fast mit eins stand er an Deck. Dann erst ergriffen wir schreiend die Flucht, aber der Mann mit dem langen Dolch verfolgte unseren Bruder, stach ihn in den Rücken, so daß er starb. Der Geist stieg wieder in die Takelage hinauf. Unserer sind viele, die ihn gesehen haben, Tüan. Wir können nicht länger auf diesem Spukschiff bleiben."

Der Weiße wußte nicht, was er glauben sollte. Er neigte in nichts zum Aberglauben. Er hatte großen Einfluß auf seine Leute, die in ihn jenes blinde Vertrauen setzten, das Kinder zu ihren Eltern haben. Also schloß er mit seiner Mannschaft einen Pakt: er versprach, nach dem nächstgelegenen Land zuzuhalten, wenn sich in der folgenden Nacht irgend etwas Außergewöhnliches zutrüge. Weiter machte er sich anheischig, zusammen mit seinen Matrosen zu wachen, sie gegen den Geist zu schützen, wenn dieser es sich wieder einfallen ließe, sie zu bedrohen. Der gesamten Mannschaft hatte sich eine panische Angst bemächtigt. Trotzdem willigte sie in das Anerbieten des Weißen ein.

Tags darauf tauchte man nicht. Den Männern fehlte der Mut.

Ein Versuch, den man machte, wurde alsbald wieder aufgegeben. Die Nacht kam und fand die Eingeborenen gegeneinandergedrückt an Deck, ein wenig vom Großmast entfernt. Der weiße Mann hatte sich ganz nahe der verhängnisvollen Stelle hingesetzt. Je näher die Stunde der Gefahr rückte, desto drückender lastete das Schweigen der Angst auf den Männern, die auf dem schlecht erleuchteten Deck beisammen saßen.

Einige Augenblicke nach Mitternacht durchlief die Reihen ein Schaudern: alle Köpfe drehten sich mit einem Ruck. Den Hals in Richtung auf den Großmast gereckt, hoben alle wie gebannt die Augen. Der Weiße hörte das leise Klagen des Windes in der Takelage, beobachtete das Zusammenrücken der furchtsamen Mannschaft, aber so sehr er auch versuchte, die Finsternis zu durchdringen: er sah nichts! Er nahm die schreckverzerrten Gesichter der Malaien wahr und fühlte seinen Körper langsam erschauern, während die leichte nächtliche Brise sanft über seine Haare hinstrich. Mit hervorgequollenen Augen starrten die Matrosen auf etwas, das er nicht zu sehen vermochte. Hinter ihm murmelte eine rauhe, entstellte Stimme: „Der Mann mit dem Dolch!" Der Weiße hätte nie die Stimme seines Maats wiedererkannt, wenn er sich nicht umgewandt und gesehen hätte, wie dessen Lippen sich bewegten. „Wo? Wo das?", fragte er lebhaft, und sein Blick ging von einem der entsetzten Gesichter zum anderen. Niemand achtete auf seine Frage. Sämtliche Matrosen schienen versteinert in der Erwartung des Unsichtbaren, das auf sie zugeschlichen kam. Die herbe Stimme des Weißen schwieg. Tausend leise Geräusche der tropischen Nacht hingen in der ruhigen, lastenden Luft. Meer und Himmel schienen gemeinsam eine Katastrophe zu erwarten. Die Angst vor dem Tode, vor etwas Schlimmerem als dem Tode, bannte die reglosen Matrosen.

Plötzlich, das Schweigen brechend, erschollen Schreie, ein Geheul brach los, wie es nur vor Entsetzen tollgewordene Menschenstimmen hervorbringen können. Wie eine aufgescheuchte Herde stoben die hinter dem Weißen zusammengedrängten Sulus auseinander und suchten, ihren Schrecken vor einem unbekannten Feind hinausbrüllend, das Weite. Der Weiße sah noch immer nichts. Aber plötzlich hatte er das Gefühl, als ob ein kalter Hauch, wie das in einer ruhigen Nacht auf einem Tropenmeer häufig vorkommt, seine Wange streichle und vorüberstreife. Er bemühte sich immer noch, etwas zu sehen. Plötzlich warf der Vortaucher, der mit keuchendem Atem das Deck entlanggelaufen war, die Arme hoch. Die Hände weit gebreitet, stürzte er mit einem furchtbaren Aufschrei zu Boden. Der weiße Mann eilte zu dem liegenden Körper hin, hob ihn hoch: der Mann war tot. Unter dem linken Schulterblatt sah man deutlich den seltsamen dunklen Fleck.

Der Morgen war noch nicht angebrochen, als der Schoner zum nächstgelegenen Festland unter Segel ging. Der Wind sang in der Takelage, hinter dem Steven rauschte das Kielwasser — aber nur die Natur war froh und hochgestimmt. Die Herzen an Bord waren schwer. Todesfurcht lastete auf ihnen.

Am Nachmittag meldete der Mann im Ausguck Land. Als man die Stämme des Palmenfjords unterscheiden konnte, sprang einer der Matrosen kopfüber über Bord. Seine Kameraden folgten seinem Beispiel. Verzweifelt sah der weiße Mann die schwarzen Köpfe auf den Wellenkämmen tanzen und der Küste zutreiben. Nur der Maat hielt bei ihm aus. Trotzdem vermochte seine Treue dem Gedanken nicht standzuhalten, noch eine weitere Nacht auf dem teuflischen Schiff verbringen zu müssen. Der weiße Mann und er booteten sich aus. Sie nahmen alles mit, was Wert hatte, und gewannen das Ufer.

Im Laufe der Nacht wehte der Wind vom Festland her. Er entführte den Schoner. Bei Morgengrauen war nichts mehr von ihm zu sehen.



(Autorisierte Übertragung von Hans B. Wagenseil)

Zu Shakespeares „Julius Cäsar“

(P. Scheurich)



„Was hat er gesagt? ‚Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein!‘ So sind die Dichter — und von uns verlangen sie immer die schlanke Linie!“

SCHANTY / VON HANS LEIP

Die erste Reise war angenehm,
die zweite Reise war unbequem,
die dritte Reise war gesund,
die vierte Reise kamen wir alle auf den Hund.
O Jonny — — —!

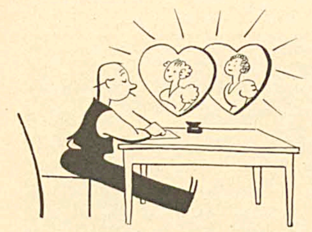
Der Käpt'n zischt mir einen schiefen Blick,
der Steuermann zischt mir einen ins Genick,
der Bootsmann zischt mir einen Klotz ans Bein,
aber der Smutje zischt mir einen kleinen aus dem Buddel ein.
O Jonny — — —!

Wir sahen eine Seekuh, und die war blond,
wir haben uns zwischen Palmen und Eisbär'n gesonnt,
wir überlebten manchen Hafen und manchen Orkan,
aber am schönsten sind die Mädchen auf der Reeperbahn.
O Jonny — — —!

Einmal noch nach Bombay, einmal nach Schanghai,
einmal noch nach Rio, einmal nach Hawai,
einmal durch den Suez und durch den Panama
wieder nach Sankt Pauli, Hamburg, Altona!

(Zeichnungen O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Ein junger Mann suchte nach einer Lebensgefährtin. Er schrieb einen zärtlichen Brief an das Mädchen, das er durch eine Anzeige kennengelernt hatte, machte ihr einen Heiratsantrag und schloß mit folgenden Worten:
„Haben Sie die Güte, mir recht bald Antwort zu geben, da ich noch eine andere im Auge habe."

*

Frau Kraxer, unsere frömmelnde Nachbarin, kommt immer in einer furchtbar altmodischen Aufmachung daher, um damit ihre weltabgewandte, allen nur die Sinne betörenden Eitelkeiten abholde Einstellung zu betonen.
Vor einigen Wochen entschloß sie sich aber doch — wohl auf Drängen ihres Mannes — sich ein neues Kleid zuzulegen. Sie besuchte das einzige Modengeschäft unseres kleinen Städtchens, und das Fräulein gab sich doppelt Mühe, die seltene Kundin zufriedenzustellen. Sie riet besonders zu einem meergrünen Kleid von feschem Schnitt. „Darin werden ihre Formen sehr vorteilhaft zur Geltung kommen!" meinte sie ermunternd.
„Das sollen sie eben gerade nicht!", zischelte die Kraxerin empört; nahm ihren Schirm und entfernte sich.

*

Endlich, endlich war es so weit.
Alfred raubte Frida auf dem dunklen Flur einen Kuß.
Wider alles Erwarten aber sackte Frida zusammen und brüllte: „Au! Au!"
Alfred fuhr erschrocken zurück.
„Was ist denn?", fragte er besorgt.
Da jammerte Frida: „Muß man einem denn beim Küssen gleichzeitig auf die Hühneraugen treten?"

*

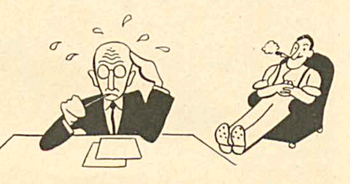
Lotte P. aus X-dorf ist nicht gerade die intelligenteste ihres Geschlechts zu nennen.
Seit kurzer Zeit hatte Lotte P. eine Lehrstelle als Verkäuferin in einem Schuhgeschäft der benachbarten Kreisstadt. Neulich schrieb sie daher glückstrahlend ihren ersten Brief nach Hause, dem wir folgende Zeilen entnehmen wollen:
„... Meine neue Beschäftigung macht mir wirklich viel Freude. Im Anfang meiner Tätigkeit war ich zwar etwas beschränkt — aber das legte sich nach und nach. Bekanntlich besteht ja jeder Beruf aus den sogenannten Berufsgeheimnissen, die man sich erst allmählich aneignen muß. Wenn man z. B. einem Kunden einen Schuh zeigt, so hebt man das Hinterteil etwas an, damit der Kunde eine bessere Übersicht gewinnt..."

*

Aus einem Schulaufsatz: Der Große Kurfürst erzog seine Untertanen zu Preußen, indem er Steuern erhob.

*

Onkel Gustav hält nicht sehr viel von geistiger Tätigkeit. Eine Arbeit, zu der man nicht die Hände nimmt, hat für ihn stets etwas Spielerisches, wenig Ernsthaftes an sich. Als ihn sein Neffe Robert besuchte, wollte ihm dieser so nebenbei einen kleinen Einblick in seine angestrengte wissenschaftliche Arbeit geben. „Weißt du", sagte er, „irgendeine unscheinbare Kleinigkeit kann einem riesig zu schaffen machen; man hat das Gefühl, jetzt geht es nicht mehr weiter; man versucht es mit allen Mitteln, tagelang, oft in verzweifeltster



und gedrücktester Stimmung; aber dann, wenn es innerlich verarbeitet ist, wenn der Ausweg gefunden ist, dann lebt man wieder auf, dann..."
„Du brauchst mir das nicht erzählen", unterbrach ihn Onkel Gustav, „ich hab' auch schon an Blähungen gelitten."

Lieber Simplicissimus

In den weitläufigen Räumen unseres Museums verlieren sich werktags die wenigen Besucher, so daß man sich weltabgeschieden ganz seinen Betrachtungen hingeben kann; nur ab und zu huscht im Hintergrund ein Aufsichtsbeamter vorüber, deren es nicht allzuviele sind.
Eines Tages fiel mir auf, daß das Museum in der Hauptsache von jungen Menschen eines ganz bestimmten Alters aufgesucht wurde. Das schien mir symptomatisch für eine gewisse Aufgeschlossenheit und ich fragte deshalb einen der Aufseher: „Auf was konzentriert sich eigentlich in der Hauptsache das Interesse der Besucher?"
„Auf ihre Begleiterinnen", antwortete er lakonisch.

*

Obermaier hatte bereits vor dreieinhalb Jahren eine ausgezeichnete Partie gemacht und seinen Kollegen Bremsklotz schon wiederholt aufgefordert, sich mal seine Frau und vor allem seine erstklassige Wohnungseinrichtung anzusehen. Nun war Bremsklotz gekommen. Er fand an der Frau nichts Besonderes, aber die Einrichtung fabelhaft. Das Wohn- und Eßzimmer sah aus wie frisch aus dem Laden, so gut erhalten war es. „Wir essen und sitzen gewöhnlich in der Küche", erklärte Obermaier.
Das Kinderzimmer sah aus wie geschleckt. „Die Kinder spielen auf dem Vorplatz", bemerkte Frau Obermaier.
Auch das Herrenzimmer war in beinah unberührtem Zustand. „Ich mache alle meine Arbeiten auf der Küchenveranda", sagte Obermaier.
„Und wo schläfst du?", fragte Bremsklotz, als er einen letzten flüchtigen Blick in das im unversehrtesten Hochglanz erstrahlende Schlafzimmer warf.

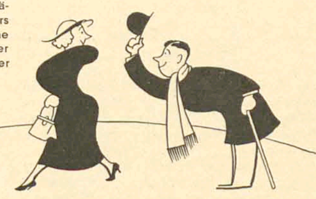
Klümpchen verbreitet sich gern über eindrucksvolle Themen. Neulich hatten es ihm die Vererbungsgesetze angetan. „Herrlich", sagte er, „wie die Natur arbeitet! Wenn ich meine Ahnentafel betrachte, kann ich genau sagen: daher kommt meine kräftige Gestalt, daher meine Intelligenz, daher mein Durst, mein Drang in die Weite, meine unstillbare Vorliebe für schöne Mädchen . . ."
„Das einzige", seufzte sein Vater, „was du bis jetzt von dir aus beigesteuert hast, scheint mir die Faulheit zu sein."

*

In dem württembergischen Amtsstädtchen F. befindet sich eine Strumpffabrik, in der sehr viele junge Mädchen Arbeit finden. Eine große Zahl von diesen, die in der Umgebung der Stadt wohnen, benutzen zur Hin- und Rückfahrt die Eisenbahn, die infolgedessen frühmorgens und am späten Nachmittag regen Betrieb aufweist. Besonders hat es den übermütigen Fabrikmädchen die kleine Gestalt des Herrn Stationsvorstands angetan, der auch mit Hilfe seiner roten Mütze nicht größer erscheint. Wenn dieser Herr den Zugdienst hat, muß er immer wieder den Scherz der Mädchen ertragen, ohne sich dagegen wehren zu können. Eines Tages, wenige Augenblicke bevor der Lokomotivführer das Bereit-Zeichen winkt, rufen die Mädchen dem kleinen Herrn Stationsvorstand, der mit der Scheibe in der Hand wartet, die Frage zu: „Wie groß ist Bubi?"
Inzwischen ist die Abfahrt des Zuges freigegeben, und er reckt — seiner Dienstvorschrift entsprechend — die Scheibe über den Kopf, um das Fahrtzeichen zu geben. „So groß ist Bubi", tönt es dann über den Bahnhof, während der Zug sich in Bewegung setzt.

*

Theobald traf in der Nähe des Bahnhofs abends ein Fräulein und es gab sich, daß sie miteinander ins Gespräch kamen und dann ganz zufällig den nahen Anlagen zusteuerten. Dort gingen sie einsame Wegchen und Theobald erzählte dem Fräulein, wie er geartet sei an Leib und Seele. Und daß er es, wenn ihm schon einmal ein Mädchen gefalle, verflucht ernst meine. Er sei durchaus nicht so einer, der auf gewaltsame Eroberungen ausgehe und gleich mit der Tür ins Haus falle. O nein! Bei seiner leider verstorbenen Braut habe es zum Beispiel mindestens sechs Wochen



gedauert, bis sie die ersten Küsse getauscht hätten . . .
„Dann tut's mir leid", sagte das Fräulein enttäuscht, „in anderthalb Stunden geht mein Zug."

Fräulein Bumm / Von Lilly Frick

Doktor Möller ist Lehrer am städtischen Technikum. Er gibt dort seine für jedes Schuljahr festgesetzten Unterrichtsstunden, außerdem schriftstellert er ein wenig für die Fachpresse, und Familie hat er natürlich auch, Frau, zwei Kinder. Alles so, wie man sich's für einen wohlbestallten mittleren Beamten denkt. Da seine Gattin gelegentlich Zuschüsse von zu Hause erhält, konnte man sich außer einer hübsch eingerichteten Wohnung auch ein Wochenendhäuschen im Vorgebirge leisten, in dem man mit den Kindern die Ferien verbringt. Früher, in den ersten Jahren, war das anders, da hat das junge Paar im Sommer eine Reise gemacht. Aber seit die Kinder da sind — nicht wahr?

Wenn so mancherlei sich langsam wandelt, der Mann nach je drei Jahren seine Gehaltszulage bekommt, die Frau ein bißchen rundlicher und bequemer wird, die Kinder in die Länge und ins Geld schießen, je nun, das bringt die Zeit mit sich, niemand fällt es ein, sich dagegen aufzulehnen. — Aber daß Doktor Möller diesen Sommer mit seinen Schülern in ein Ferienlager ging und dafür im Winter außergewöhnlichen Urlaub bekam, das krempelte sozusagen die Möllersche Weltordnung um und versetzte Familie und Verwandtschaft in Aufruhr.

Im Winter, hat man so was schon gehört! Was soll einem da Wochenendhaus und Garten, wenn's draußen stürmt und kalt ist und man am liebsten am warmen Ofen sitzt! Nicht einmal Schnee ist da zum Wintersport, nein, die Frau würde sich auch nicht mehr dazu aufschwingen, und hat der Junge nicht Schule, das Töchterlein liegt obendrein mit Erkältung zu Bett. Kein vernünftiger Mensch kann mit diesem Sonderurlaub im Winter etwas beginnen.

Doktor Möller bleibt inmitten der Flut verwandtschaftlicher Vorschläge, verworfener und neu aufgenommener Ratschläge und Pläne von bemerkenswerter Gelassenheit. Eines Tages erklärt er dann, er werde ins Gebirge fahren. Jawohl, ganz allein. Keine Touren und dergleichen. Auch die Bücher bleiben zu Hause. Nichts, als die Nerven einmal ausspannen.

In Tölz steigt Möller aus dem Zug und begibt sich auf Suche nach Unterkunft, wobei er die üblichen Hotels und Gasthöfe schnöde übersieht. Ein kleines hochgiebeliges Häusl am Waldrand schwebt ihm vor und wirklich, als er eine Viertelstunde etwa mit seinem Köfferchen in der Hand die Straße entlang gewandert ist, scheint sein Wunschtraum Wirklichkeit geworden.

„Pension Waldesruh". Er läutet. Eine alte gepflegte Dame öffnet und fragt, ob der Herr von Doktor Hübner empfohlen sei, Kropfoperation oder etwas mit den Stimmbändern?

Nein, mit Kropf kann Doktor Möller nicht dienen, aber ob vielleicht ein Zimmer frei sei, am liebsten ganz oben unterm spitzen Dach.

Die Dame lächelt. Später, nachdem Möller Insasse in Pension Waldesruh geworden ist, glaubt er dies Lächeln (nachträglich) zu verstehen: nicht nur der einzige ohne Kropf oder Halsleiden, er ist hier überhaupt der einzige Mann unter mehr als einem Dutzend Weiblichkeit, die weiße Angorakatze und die Möpsin noch gar nicht mit eingerechnet.

Mit guter Laune fügt Doktor Möller sich diesem Befund. Wie ein Schoßhündchen läßt er sich von den Damen mit Keks und Süßigkeiten füttern, er lauscht ihren Gesprächen, die zum Teil im Flüsterton geführt werden; denn der Arzt hat äußerste Schonung angeordnet.

Zur gemeinsamen Mahlzeit erscheinen noch ein paar neue Gesichter. Ein großes blondes Mädel gefällt Möller besser als die anderen, er setzt sich mit ihr zu Tisch.

Auch eine Patientin des Halsdoktors, erfährt er, Rheinländerin, weilt zur Erholung hier.

„Wie gefällt's Ihnen hier, Herr Doktor, wundervoll, nicht wahr? Die Berge im Schnee, die stillen abgelegenen Täler, die endlosen Tannenwälder, man kann prächtige Wanderungen machen. Bisher fehlte mir leider immer der passende Anschluß. Wenn Sie Lust haben? Vielleicht könnten wir 'mal zusammen ..... bumm!"

Mit diesem sonderbaren Ausruf springt das Mädel vom Tisch auf und rennt aus dem Zimmer. Was ist denn? Ist ihr schlecht geworden?

Der Nachmittag vergeht, ohne daß Möller eine Aufklärung zuteil wird.

Abends erscheint die Rheinländerin wieder und setzt sich an seine Seite, harmlos und lustig, als wäre nichts gewesen. Und dann plötzlich wieder, mitten im Satz: „Bumm!" — Hinaus zur Türe!

Hat er vielleicht irgend etwas getan, was sie kränkte? Immerhin eine sonderbare Art, darauf zu antworten. Übrigens entsinnt er sich nicht, etwas gesagt zu haben. Munter ging ihr Geplauder, er brauchte nur dazusitzen und zuzuhören.

Und dann erfährt er: ihre Stimmbänder sind noch

nicht in Ordnung, sollten eigentlich sehr geschont werden, daher ihr Aufenthalt in der abgelegenen Waldesruh. Aber das Fräulein spricht nun 'mal gern. Wenn gar ein Mann auftaucht, ein offenbar gebildeter, angenehmer Vertreter seines Geschlechts, wer kann es ihr verargen, daß sie dem ärztlichen Verbot trotzt und ihrem Mitteilungsbedürfnis fröhnt, solange noch ein Ton in ihrer Kehle steckt? Dann allerdings, wenn der Augenblick des Versagens kommt, schicksalergeben, gleicherzeit sich selbst verspöttelnd und den Partner um Entschuldigung bittend: „Bumm!" Als stumme Leidensfigur mag sie nicht am Tische sitzen und läuft davon.
Doktor Möller fühlt sich hingezogen zu „Fräulein Bumm", er kann sie in Gedanken nicht anders mehr nennen. Die Tatsache, daß ihr Redefluß plötzlich versiegen wird, unerwartet, vielleicht an ganz ungeeigneter Stelle, ist seltsam und reizvoll. Jeder glücklich vollendete Satz gewinnt dadurch an Bedeutung wie ein Geschenk, von dem man fürchtet, es wieder zu verlieren. Und Doktor Möller verlebt in Waldesruh viele Stunden gemeinsam mit der Rheinländerin, schöne und angeregte Urlaubswochen.
Als er wieder zurückgekehrt ist zu Frau und Kindern, wieder eingereiht in den Pflichtenkreis seines Berufes und sonstigen Lebens, denkt er oft noch mit leiser Rührung und wehmütiger Erinnerung an Fräulein Bumm.
Sie schreibt ihm einmal eine Ansichtskarte von den Bergen und später eine aus Köln, worauf sie mitteilt, daß sie völlig geheilt nach Hause zurückgekehrt sei.
Völlig geheilt, denkt Möller, also normal, wieder ganz so wie alle Frauen und Mädchen? Nichts mehr hemmt ihren Redefluß und kann sie daran hindern, im entscheidenden Augenblick das letzte Wort zu haben. Nie mehr wird sie, mit einem halb lustigen, halb kläglichen Blick, „Bumm!" sagen und ihren Partner mit einem stillen Seufzer — Mitleid oder Erleichterung? — zurücklassen.
Schade. Das Bewußtsein, daß es ein Fräulein „Bumm" gab, war irgendwie schön und tröstlich. Das geheilte Mädel interessiert Doktor Möller nicht im geringsten.

Das Vorbild

Im Bahnhofsrestaurant sitzt eine biedere Mutter mit ihrem Sprößling. Er ißt ein wenig gierig und nicht gerade schön. Die Mutter ermahnt ihn:
„Du frißt schon wieder wie ein Schwein, Rudi; bedenke doch, daß dein Onkel Akademiker ist!"

Unterwegs

(Max Heiss)



„D' Mannsleut san halt fein in der Stadt, net aso rauhbautzig!" - „So - und ham net a oinzige Kuah! Und muaßt d' Milli im Haferl über d' Straß' herholn!"

In der Künstlerinnengarderobe

(R. Kriesch)



„So, so, das Fräulein Sylvia möchten Sie sprechen! Ein Kavalier bringt aber ein paar Blumen mit!" — „Die hab' ich nicht, aber die Rechnung für die Lorbeerkränze vom November!"

Pünktliche Reaktion

Ein Weidgenosse besucht einen Freund, der ein schönes Auerwildrevier hat, und er äußert recht aufdringlich den Wunsch, daß er zu gerne auch 'mal Auerwildbret essen möchte. Der Freund zuckt die Achseln, aber der Gast besteht darauf, daß seine lukullische Neugierde befriedigt werden möge, und so kommt der vor etwa fünf Tagen vom Revierinhaber erlegte fünf- bis sechsjährige Hahn auf den Abendtisch. Am nächsten Morgen fragt der Hausherr den Gast zuerst nach dem Befinden und wie der Auerhahn bekommen sei. „O gut", sagt der Gast, „nur so gegen vier Uhr morgens spürte ich ein sonderbares Knurren im Magen." Darauf der Gastgeber lachend: „Um vier Uhr? Das war seine Zeit, da hat er immer geworgt!"

Fundstücke

Unter dem Titel: „Ein Kulturbild aus Biedermeiertagen" lesen wir im „Holzmindener Täglichen Anzeiger":

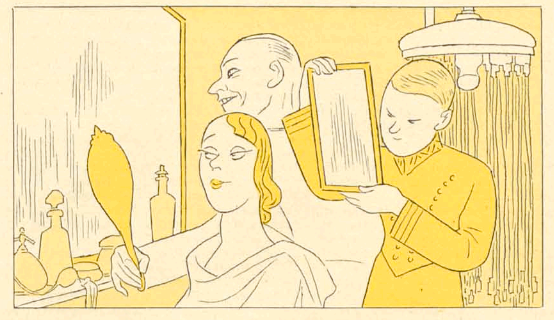
„Auch noch ein anderer Zweig der Familie X. bewohnte unsere Stadt, nämlich der Kaufmann J. D. X., der ein ziemlich ausgedehntes Speditionsgeschäft unterhielt und dessen Waren meistens auf der Weser in eigenen Schiffen nach Bremen verfrachtet wurden. Unter Benutzung der eigenen Wasserkraft legte er auf der Altendorfer Feldmark eine Blankschmiede an, woran heute noch der Name X.-Hammer erinnert."

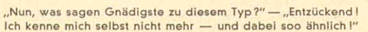
*

Aus der „Burglengenfelder Zeitung": Am letzten Samstag fuhr ein Kleinauto in der Nähe der Rohrbacher Brücke mit solcher Heftigkeit an einen Telefonmast, daß der Mast in der Mitte gesplittert wurde. Die Telefonverbindung nach Kallmünz war dadurch gestört. Die beiden Insassen kamen mit gebrochenen Kotflügeln gut davon.

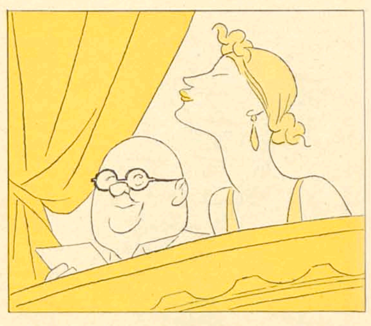
Wege zur Schönheit

(Karl Arnold)

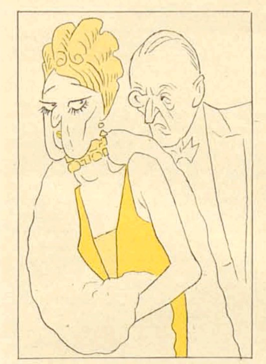




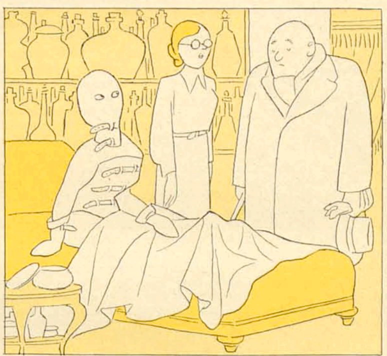
„Nun, was sagen Gnädigste zu diesem Typ?" — „Entzückend! Ich kenne mich selbst nicht mehr — und dabei soo ähnlich!"



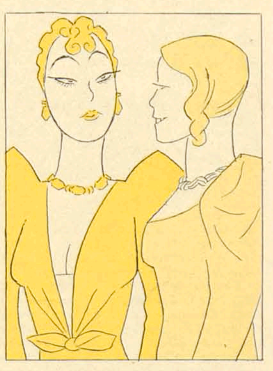
„Huch! Ick wittere im Parkett n' janz apartes Parfüm!" — „Fehlanzeige! Hab'n paar Doppelkorn jenehmigt."



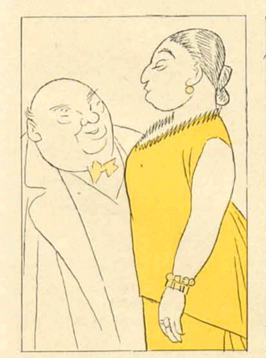
„Müssen schnell weg, Elfriede, deine Wangen sind wieder heruntergerutscht!"



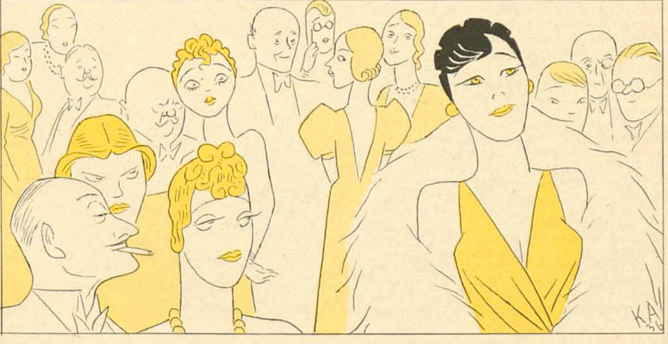
„Nun, überzeugen sich Herr Geheimrat selbst, daß es unmöglich ist, Frau Geheimrat zu sprechen."



„Wat staunste denn? Dein Frisör hat dir wohl die Augenbrauen zu hoch jezogen!"



„Hast dir lassen operieren die Neese, aber du bist halt noch und noch mieß!"



Aufregung im Foyer

„Schwarz!! Platterdings kohlschwarz!! Die muß natürlich immer was Besonderes haben!"

Die lächelnde Maske / Von Hans Breiteneichner



(Fr. Bilek)

Ich zweifelte niemals daran, daß mein Freund Corder einen starken Willen besitzt. Er liebt nicht viele Worte, er handelt, und sieht der Gefahr ins Auge. Vor sechs Monaten erst heiratete er. Er ist jetzt knapp dreiundzwanzig Jahre alt, seine Frau heißt Jerri und weinte, als sie nach einem Jahr schon wieder die Kunstgewerbeschule verlassen mußte, in die sie, sechzehnjährig, eingetreten war. Aber Corder wünschte nicht, daß Frau Corder noch zur Schule geht. Er hatte andere große Wünsche. Er war kein Freund der großen Stadt, und als er zufällig in einer Zeitung die Abbildung eines Wohnwagens entdeckte, wie er seit neuester Zeit in England, dem Auto angehängt, als Wochenendaufenthalt dient, entschloß er sich, einen Wohnwagen zu besitzen. Er hatte eine Stellung als Konstrukteur in einer Autofabrik, er baute sich den Wagen selbst. Mochte Corders Freizeit noch von anderen Arbeiten beansprucht worden sein oder das unvollkommene Vorhandensein der notwendigen Mittel für das Material den Bau gehemmt haben, jedenfalls — das Wochenendhaus auf Rädern wurde erst fertig, als der Winter vor der Tür stand. Trotzdem wollte Corder noch eine Probefahrt unternehmen, und dazu lud er mich ein.

Als ich bei Corders eintrat, bemerkte ich sogleich, daß Jerri geweint hatte. Und weil Corder und ich mit der Nase schon knapp über den Tisch reichten als Jerri noch in Windeln lag, und auf diese Zeit noch unser gemeinsames Erinnern zurückgeht, war man keinesfalls dazu geneigt, die erste eheliche Auseinandersetzung vor mir zu verbergen. Nach Jerris Darstellung handelte es sich um eine sehr wertvolle und schöne Gipsmaske (von Jerris eigenen, zarten Händen geformt), die Jerri, während Corder im Büro war, zur Ausschmückung an der Wand im neuen Wohnwagen aufgehängt hatte. Wie ich aus Corders Worten entnahm, handelte es sich um eine große, schwere, und deshalb einfach unmögliche Gipsmaske, deren Entfernung aus dem Wohnwagen Corder strikt gefordert hatte, als er nach Hause gekommen war. Denn, wie er mir noch darlegte, war er bei der Konstruktion des Wagens darauf bedacht gewesen, ihn an Gewicht so leicht wie möglich zu bauen, so daß Jerris Maske geradezu wie ein Hohn an der Wand sich ausnahm.

„Und wie habt ihr euch geeinigt?", fragte ich neugierig.

„Geeinigt? — —" sagte Jerri mit Tränen in den Augen, „— — ich mußte die Maske wieder von der Wand nehmen!"

„Und dabei bleibt es", stellte Corder zufrieden fest. Wir begannen dann unsere Fahrt. Überall wo wir hielten waren wir von neugierigen Bewunderern umlagert. Ich muß gestehen, ich selbst war stolz auf den Wohnwagen, als hätte ich ihn erbaut. Wir fuhren abwechselnd, einmal saß Corder vorne im Auto am Steuer, dann wieder ich, und auch Jerri wechselte zuweilen mit ab. Wir parkten zu Nacht auf einer großen Wiese. Am Sonntag Morgen frühstückten wir, in dicke Mäntel gehüllt, im Freien. Es war sehr schön, und wir versicherten einander ein wenig zähneklappernd, daß es auch im November noch ganz annehmbar warm sei.

Auch Mittag aßen wir im Freien. Jerri hatte auf dem Benzinofen im Wagen Koteletts bereitet, es gab Preiselbeeren dazu und abschließend heißen Kaffee. Es ging uns sehr gut — nur Jerri war nicht ganz so fröhlich wie sonst, die Niederlage mit der Maske schien sie noch ein wenig traurig zu stimmen. Corder war in einer um so besseren Stimmung, und während er behaglich seinen Kaffee schlürfte, dabei abwechselnd bald zu den kahlen Ästen der Bäume aufschaute, als hingen sie voll Blüten, bald seine Blicke nach dem Wagen lenkte, wie wohl ein Raubritter in vergangenen Zeiten seine sichere Burg betrachtet haben mochte, konnte man ahnen, daß er in diesem Augenblick zu allem fähig war. Und er war es. Die Probefahrt schien ihn in so hohem Maße befriedigt zu haben, daß er wohl dachte: Maske hin, Maske her, die Steuerung ging so leicht, daß der Wohnwagen auch diese Belastung noch verträgt, wenn nur Jerri wieder lacht. Und er sagte leise und sanft: „Jerri, wir wollen die Maske doch wieder aufhängen."

Jerri lächelte unsagbar erlöst. Wir hatten den Kaffee ausgetrunken, und Corder und ich wollten vor der Rückfahrt noch im kleinen Umkreis ein wenig strolchen. Jerri ging mit dem Geschirr zum Wagen. Und während wir ihr nachschauten, sagte Corder stolz: „Offen gestanden, Jerri wird von Tag zu Tag vernünftiger. Ich hatte gestern nicht erwartet, daß sie die Berechtigung meines Wunsches, die Maske von der Wand zu nehmen, verhältnismäßig so rasch einsehen würde."

„Sie hat sich gefügt", sagte ich anerkennend.

„Und das, wenn man bedenkt, daß Logik nie ihre Stärke war", lächelte Corder.

„Sie ist ein Mädchen", sagte ich begütigend, „verzeih, eine Frau. Und vergiß nicht, sie ist sehr schön!"

Wir wurden durch Laute unterbrochen, die zweifellos aus dem Innern des Wagens kamen; sie klangen wie harte Schläge.

Corder stürzte auf sein Heiligtum zu, um es zu retten, bevor die Schläge es vernichtet haben würden. Und ich hinter ihm nach.

Wir sahen Jerri mit anmutsvoll erhobenen Armen, und, von ihren zwei zarten Händen umfaßt, eine große Maske aus Gips.

„Jerri!", schrie Corder beinahe drohend. Und gleichzeitig bohrten sich seine Blicke in eine weitoffene leere Schublade, in der zweifellos die Maske bis vor wenigen Sekunden geschlummert hatte.

„Du erschreckst mich!", sagte Jerri überrascht. Und als sie die Maske an dem großen Nagel in der Wand eingehakt hatte, ahnungslos zu Corder gewandt, sagte sie noch mit leise klagender Stimme: „Du hast doch gesagt, wir wollen sie wieder aufhängen."

Ich sah inzwischen die Maske an, und stellte fest, daß es eine lächelnde Maske war. „Sie lächelt!" sagte ich laut und bewundernd.

„Wahrhaftig", sagte Corder, „sie lächelt". Und dann lächelte auch er.

Auf dem Turme / Von Hans Leifhelm

Aufwärts gehen unsre Schritte
An des Abgrunds schmalem Saume,
Kreisend um die leere Mitte
In des Turmes schlankem Raume.

Zum Gesang erhebt die welke
Stimme über uns der Wächter,
Von den Eulen im Gebälke
Kommt gespenstisches Gelächter.

Eng sich die Spiralen drängen,
Wo wie Fische in der Reuse
Regungslos die Glocken hängen —
Nur die Uhr tickt im Gehäuse.

Schwankend tragen uns die Bohlen,
Eine Pforte geht ins Freie,
Nah sind uns im Reich der Dohlen
Ihre Flüge, ihre Schreie.

Häusermassen dunkel drohen
Unten, wo die Schatten modern,
Wo die Pappeln nur, die hohen,
Mit uns auf zum Himmel lodern.

Unser Blick faßt unermessen
Ausgespannte Wolkenrunde,
Und ein trunkenes Vergessen
Hebt zur Ewigkeit die Stunde.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. III. Vj. 36 11643. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Don Quichottes Rechtfertigung

(Wilhelm Schulz)



„Stell' dir vor, Sancho Pansa, das gute Spanien hat mich einen Narren gescholten, weil ich vor Jahrhunderten gegen böse Fabelwesen kämpfte — und nun sind sie rote Wirklichkeit!"

Auch ein Hinderungsgrund

(Eduard Thöny)



„Nö, meine Frau ist nicht mitgekommen! Autos sind ihr lieber, jede Saison 'ne neue Farbe. Wenn's nach ihr ginge, müßte ich die Gäule egal umfärben lassen!"

München, 6. Dezember 1936
41. Jahrgang / Nummer 37

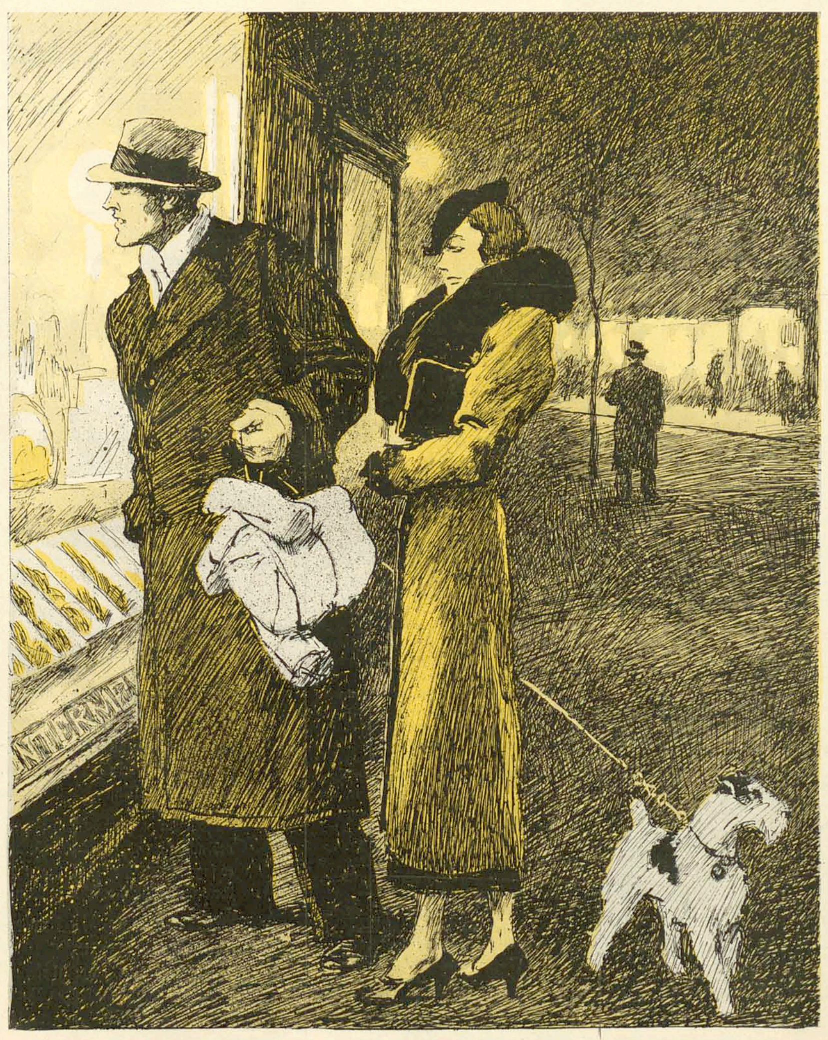
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

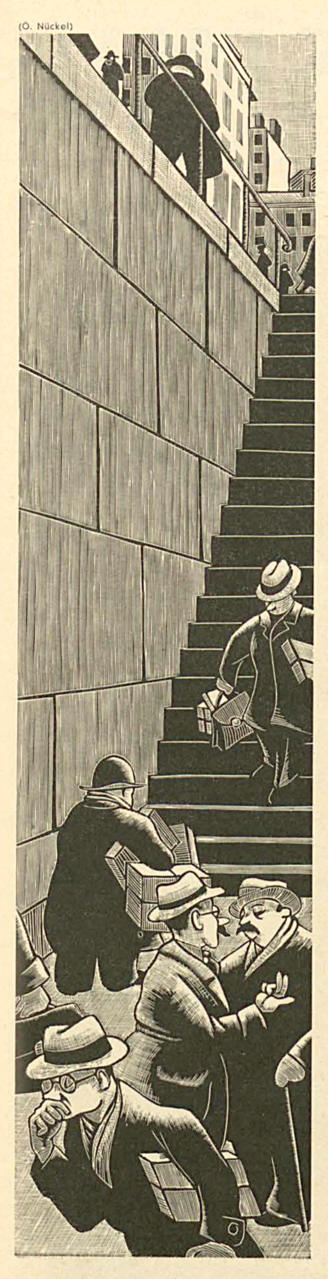
Das passende Geschenk

(Eduard Thöny)



„Schau nur, schau, was für 'ne entzückende Babyausstattung! Na, so was nettes!"
„Aber Otto, bleib' doch bei der Sache! Was soll denn Großpapa damit anfangen?"

(O. Nückel)



Die Kreissäge und andere Überraschungen

Man soll diesen Wochen vor Weihnachten nichts von ihrer Poesie nehmen. In tausend Feuilletons und Lokalspitzen weben und wispern sie, und wie Rauschgold zischen die Füllfederhalter eifriger Vorweihnachtsartikelschreiber über das Papier, und geheimnisvoll klappert die Schreibmaschine vom Christkindl und vom Nikolaus: „Schon unsere Urvorahnen —" und im Konversationslexikon sieht man unter Wintersonnenwende nach.

Ach, wie lieblich und flüssig ist die schöne Vorweihnachtszeit zu schildern! Da läßt man die weißen Flocken nur so durch die Straßen wirbeln und tanzen, fügt lustige Schlitten mit ihrem Geklingel dazu, und Rauhreif spinnt um jedes Zweigchen und jedes Vollbärtlein. Lange Eiszapfen läßt man von den Dächern und von den Rotznäschen hängen. Das ganze Land ist wie eine Ansichtskarte, auf der ein kleines Dörfchen tief verschneit und mit Lichtern in den Fenstern sich zwischen die Hügel duckt, und darüber wünscht ein golden geschwungener Aufdruck fröhliche Weihnachten. Dazu fügt man die hellerleuchteten Schaufenster der Großstädte, vor denen pelzverbrämte, anregende Frauen- und Mädchengestalten sehnsüchtig nach all den Herrlichkeiten schauen, während die Männer inzwischen der Weihnachtsgratifikation entgegenfiebern.

Nun, diese freundliche Vorweihnachtsstimmung soll nicht beschattet werden, und wir wollen die wirbelnden Flocken nicht verwässern und den Pegel des Matsches auf den Straßen kaum über die Fußknöchel steigen lassen. Übrigens gibt es ja die vorzüglichen Gummischuhe, die sicher auf jedem Gabentisch unbeschreiblichen Jubel hervorrufen.

Ich weiß, ich weiß, alles ruft hellen Jubel hervor, wenn wir den Anpreisungen der blinkenden Schaufenster glauben dürfen. Hier wird uns zugerufen: „Schenken Sie Ihrer Herzallerliebsten eine der neuen, so überaus praktischen Kreissägen. Sie wird Ihnen feuchten Auges dafür danken. Kein Haushalt sei künftig mehr ohne Kreissäge; denn mit ihr zieht Wohlstand und Zufriedenheit in das Heim!" So ähnlich heißt es doch wohl. Oder es könnte auch lauten: „Wollen Sie Ihrer Frau etwa die ganze Weihnachtsfreude verderben und ihr durch Nichtüberreichung unseres neuen Orangenentkerners ‚Orang-Utan', nach dem ihr ganzes Sinnen und Trachten steht und ohne den sie sich das Fest der deutschen Familie überhaupt nicht mehr vorstellen kann, die Lust und Liebe in ihrem Beruf als Gattin, Hausfrau, Mutter verekeln? Nein, wir wissen es, der Lichterglanz wird sich auch bei Ihnen in unserem tadellos verchromten ‚Orang-Utan' widerspiegeln und jenes Leuchten der Dankbarkeit für Erfüllung langgehegter Wünsche in den Augen Ihres Herzensschatzes schlagartig hervorzaubern."

Ha, in mir regt sich ein Verkaufsdirektor, ein Werbefachmann, ein Weihnachtsengel der Propaganda, ein Schutzengel von Ehemännern, Brüdern und Freunden, die sich im geheimen das Gehirn zermartern. Sie alle haben den Ruf vernommen, daß Schenken die größte Freude bedeute, daß Geben seliger sei denn Nehmen. Nun stehen sie da und erforschen ihr Gewissen: was schenke ich? Ach, es fällt ihnen einfach gar nichts ein, ich weiß es. Sie bleiben vor einer Auslage stehen, aus der es entgegenruft: „Macht Freude mit Waschmaschinen!", und sie starren in die Leuchtschrift, und vor ihrem inneren Auge erscheint nur der entfernt verwandte Kommandierende General oder das Töchterlein der Hausmeisterin, denen Sie eine Freude machen könnten und schaudernd erkennen Sie, daß weder beim Onkelgeneral noch bei der kleinen Sofie hiermit die rechte Weihnachtsfreude ausgelöst werden könnte.

Ich weiß, mein Herr, Sie suchen etwas Passendes für Tante Veronika. Ich sehe es an Ihrem irren Blick. Sie fühlen sich von den Weihnachtsteufeln gefoppt. Ihr Kopf ist wie ausgeleert. Von all den herrlichen Dingen, den praktischen und den unpraktischen, die man deshalb Geschenkartikel nennt, kommt Ihnen nur eins in den Sinn, ein einziges von allen Erzeugnissen des Handwerks- und Gewerbefleißes. Nein, mein Herr, Büstenhalter sind nicht das Richtige. Der Mann rast weiter durch die Straßen, von Versen verfolgt wie von Furien:

> „Denken Sie an die trockenen Sommerszeiten;
> Schenken Sie Schläuche in allen Weiten."

Ein anderer schmettert durch die Straßen:

> „Schenken Sie feingesiebten, frischgekirnten
> Straßenschotter,
> Er schont die Sohlen von Kindern,
> Vater und Mutter."

Schließlich kommt's ja nicht einmal darauf an, was man schenkt, sondern wie man schenkt, nicht ihr Gehalt macht's. Also nur zu, mit freudigem Herzen ein Zahnbürstlein geschenkt. Unter dem Lichterbaum zeugt's davon, daß einem wirklich nichts Besseres eingefallen ist, und das quer darüber gelegte Tannenzweiglein mit dem rosa Schleifchen kommt auch direkt vom Herzen.

Foitzick

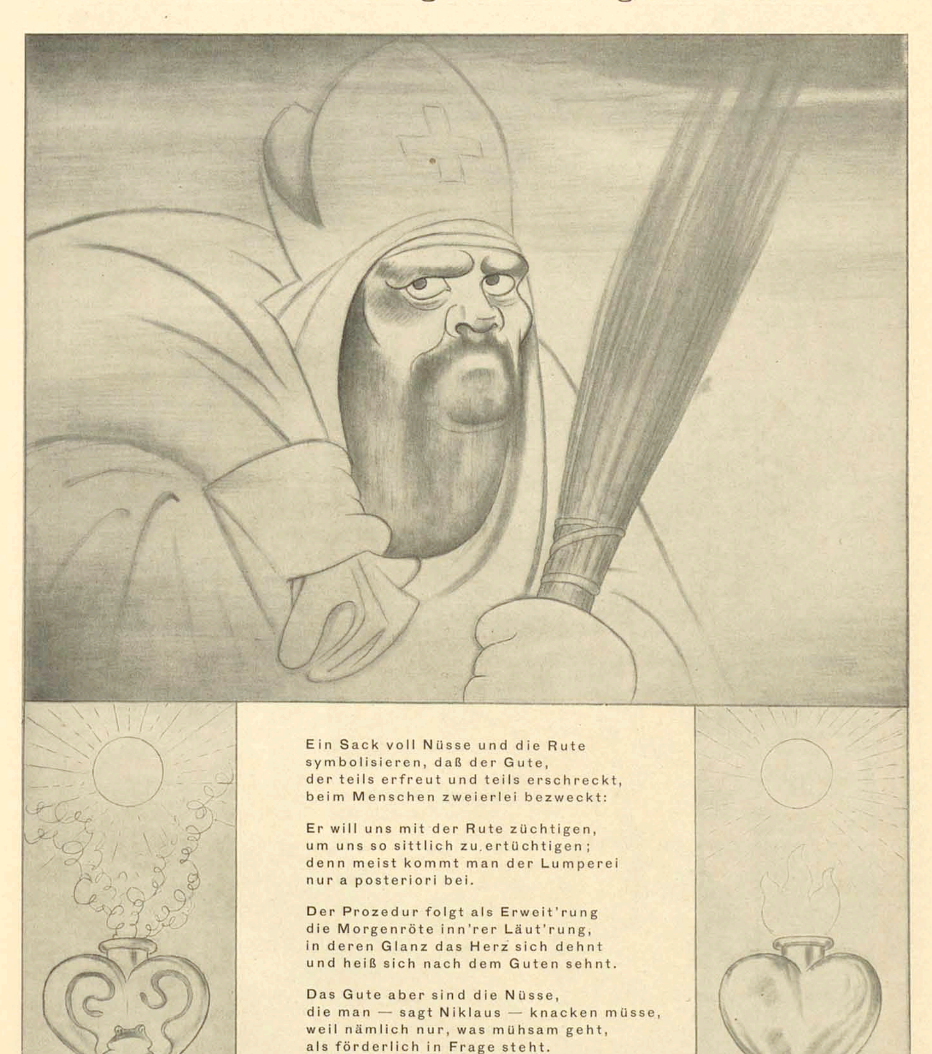
Jawohl! / Von Felix Riemkasten

Der Vogel fliegt mit Vogelflügeln,
der Anzug hängt auf Kleiderbügeln,
die Engel sind bei Gott im Himmel,
und bloß der Mensch lebt im Getümmel.

Ankommen mag er, doch nicht rennen,
verdammt verhaßt ist Strapazierung;
er sagt, das müßte die Regierung,
derweil er schläft, von selber können.

Der Ziegenbock besorgt das Meckern,
die Meckerei ist seine Art,
und dabei hat das ganze Meckern
allmählich schon so'n langen Bart.

Zweck und Sendung des heiligen Nikolaus



Ein Sack voll Nüsse und die Rute
symbolisieren, daß der Gute,
der teils erfreut und teils erschreckt,
beim Menschen zweierlei bezweckt:

Er will uns mit der Rute züchtigen,
um uns so sittlich zu ertüchtigen;
denn meist kommt man der Lumperei
nur a posteriori bei.

Der Prozedur folgt als Erweit'rung
die Morgenröte inn'rer Läut'rung,
in deren Glanz das Herz sich dehnt
und heiß sich nach dem Guten sehnt.

Das Gute aber sind die Nüsse,
die man — sagt Niklaus — knacken müsse,
weil nämlich nur, was mühsam geht,
als förderlich in Frage steht.

— So sei's denn kecklich unternommen,
den süßen Kernen beizukommen . . .
Ich wünsche allerseits Sukzeß
und Zähne ohne Karies!

Ratatöskr

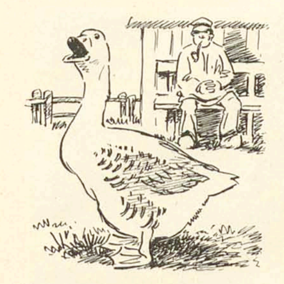
Der Wunschzettel

(Erich Schilling)



„Na, Inge, hast du auch all' deine Wünsche aufgeschrieben?" — „I wo! Es gibt ja schließlich noch etwas, das einem der beste Weihnachtsmann nicht erfüllen kann!"

Eine Gans für acht Köpfe / Von Görge Spervogel



Was tut Wellem Dührkopp den lieben Tag lang? Er geht mit der Sonne ums Haus. Nach dem Kaffee sitzt er auf der Morgenbank, nach dem Frühstück auf der Bank an der Tür, nach Mittag auf der Bank unterm Busch, nach der Vesper auf der Milcheimerbank und am Abend wieder auf der Bank an der Tür. Wellem Dührkopp kann sich das wohl leisten. Was soll ein alter Mann nicht in der Sonne sitzen und seinen Tabak wegschmöken? Das soll er gern, wenn er den Hof seinem Jungen abgegeben hat. Aber Wellem sagt, erst soll ihm einer zeigen, daß es bessere Köpfe gibt als seinen, dann will er den Altenteil-Vertrag gern unterschreiben.

Ein warmer Spätherbst, über dem Bach jenseits der Straße beginnen die Mücken in Schwärmen zu tanzen, Mücken im Dezember. Sie tanzen über den Gänsen, die am Ufer umherstehen und ihr Gefieder putzen. Vadder Hickfank, der von der Arbeit auf seinem Rade den Sommerweg entlangkommt, weiß, was nun geschehen wird. Er sieht zur Seite: der alte dicke Dührkopp sitzt auf der Milcheimerbank und tut so, als gehöre ihm kein riesiger grauer Ganter, vor dessen Flügelhieben jeder Hund im Dorfe ausreißt, und als vernehme er nichts davon, wie er nun mit Zischen und Trompeten auf den kleinen Hickfank losgeht. Indem kommt schnell und leise ein glanzvolles, prächtiges Auto heran, sein Horn brüllt auf, daß der Ganter zusammenfährt und den Radfahrer nur noch eben schnell in den Schuh zwickt, um sich nun unter dem Geschrei aller Gänse dem neuen Feinde entgegenzustürzen. Wieder brüllt das Horn, die Bremsen kreischen auf. Der Ganter will auffliegen, die mächtigen Flügel rauschen durch die Luft und klatschen an den Leib, dazu läßt er aus seinem vorgestreckten Halse ein Geräusch entstehen, als träfe eine Kreissäge plötzlich auf einen eisernen Ast, und dann ist der Ast durchgesägt und der dicke graue Ganter vollständig tot und beim Halse überfahren.

Wellem Dührkopp — hat er nichts gesehen und gehört? Alles, und Hickfank muß Zeuge sein, der kleine, bedeutungslose Hickfank mit seiner Kate voller Kinder, ein Wunder, daß Dührkopp ihn überhaupt mit Namen zu nennen weiß.

„Nicht meine Schuld", sagt der Mann, dem das funkelnde Auto gehört. „Gänse haben auf Autostraßen nichts zu suchen."

„Sollen sie darüber wegfliegen?", schreit Wellem, „oder wie sollen sie zum Wasser kommen?"

„Über die Straße, meinetwegen. Aber schnell und unter Aufsicht. Zudem ging das Tier auf den Wagen los. Übrigens auch gegen diesen Herrn hier."

„Gegen Hickfank? Den kannte er. Dem lief er aus Bekanntschaft immer nach."

„Ja, ja", brummt Hickfank und reibt die Fußspitze an seinem Bein.

„Einerlei. Die Gans hat sich gegen meinen Wagen geworfen, und dafür kann ich nichts."

„Sich selbst gegen den Wagen geworfen? Hickfank, hat sie sich gegen den Wagen geworfen? Hickfank!"

„Hier war ich", sagt Hickfank, „und er, der Ganter, meine ich, hier. Und der Wagen kam so. Da wußte er wohl nicht, wo er hin sollte, der Ganter, meine ich, und da hätte er höchstens —"

„Ich habe keine Zeit", unterbricht ihn der Herr. „Behalten Sie Ihren Ganter. Hier haben Sie drei Mark für den Schaden. Ich betone aber, daß ich schuldlos bin und der Bursche verdient hat, was ihm geschehen ist."

„Was soll ich denn damit?", sagt Wellem Dührkopp und versetzt dem Ganter einen verächtlichen Tritt. „Fünf Mark, dafür können Sie ihn mitnehmen."

Hickfank läuft das Wasser im Munde zusammen. So eine Gans für fünf Mark! Was für ein Braten! Er würde genügen, alle acht Mäuler seiner Familie zu Weihnachten satt und zufrieden zu machen — ohne die Keulen! Die Keulen in den Rauch und das Schmalz in den Topf... Hickfank wiegt den Kopf und spitzt die Ohren.

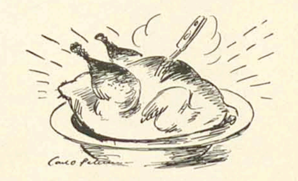
„Drei Mark, keinen Pfennig mehr. Ich brauche keine überfahrene Gans."

„Fünf Mark, und ich will von der Gans nichts mehr wissen!"

Der Herr hat keine Zeit mehr und öffnet den Wagenschlag.

„Hiergeblieben!" brüllt Wellem. „Hickfank, hol' den Gendarm!"

Vadder Hickfank schrickt auf. Braten, Keulen, Leber, Schmalz und Daunen... acht hungrige Mäuler und Weihnachten vor der Tür! Was muß zum Feste alles her? Da ist an keinen Braten zu denken, was kostet ein Braten für acht! Vadder Hickfank legt sein Rad auf die Erde. „Sie wollen die Gans nicht haben?" fragt er den Herrn.

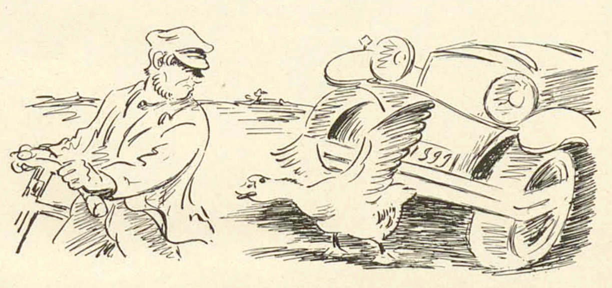


„Nein. Drei Mark und Schluß."

„Und du willst sie auch nicht, Wellem?"

„Nein. Fünf Mark und weg damit."

„Tscha, denn geben Sie her", sagt Hickfank zu dem Fremden und zählt nach: eins, zwei, drei. Er greift in die Tasche und zählt weiter: vier, vierfünfzig, sechzig, siebzig, achtzig, neunzig, fünf.



„Fünf Mark, Wellem. Hier!"

Wellem zählt nach. „Stimmt."

„Dann kann er ja weiterfahren, nicht?"

„Jawoll."

„Und die Gans ist meine."

„Von mir aus!", sagt der Herr und lacht.

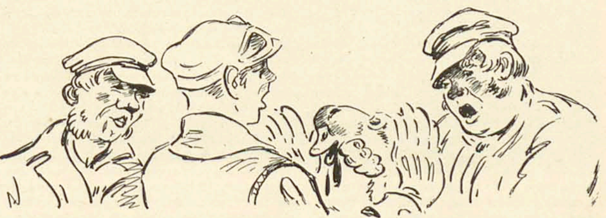
„Jawoll", sagt Wellem Dührkopp.

Was für eine Gans! Hickfank hebt sie auf. Eine Gans für acht.

„Eck heww mien Willen kregen", knurrt Wellem, als der Wagen anfährt, steckt die Pfeife an und geht wieder hin zur Milcheimerbank.

„Er auch", sagt Hickfank. „Und ich auch", fügt er vergnügt hinzu.

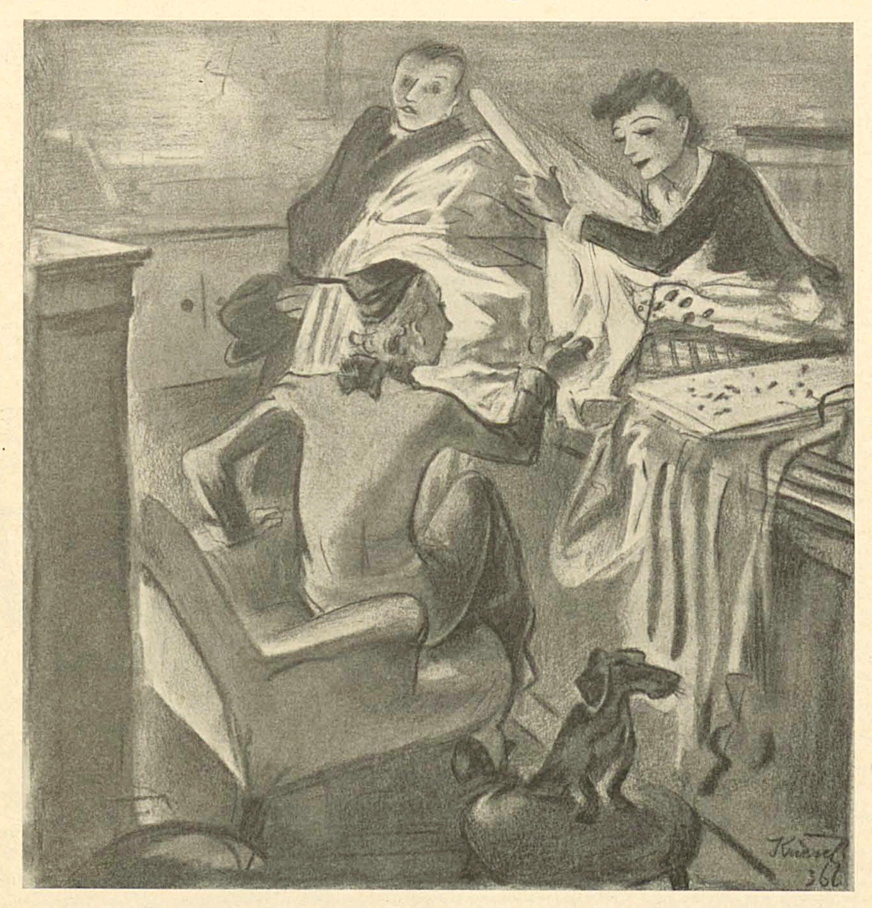
Was für eine allmächtige Weihnachtsgans! Zwei Mark, ist das ein Geld dafür?



(Zeichnungen von C. O. Petersen)

Vollkommen abgekämpft

(R. Kriesch)



„Hab' doch Geduld, Edgar! Wie denkst du über Weinrot?" — „Natürlich, Rotwein, bin ich dafür!"

Zu wenig und zu viel

Vor etwa fünfzig Jahren lebte in O. ein pensionierter Gutsförster namens Schindler. Seine karge Rente reichte nicht ganz aus, um seinen, wenn auch bescheidenen, Lebensansprüchen genügen zu können. Deshalb befaßte sich Schindler noch mit dem An- und Verkauf von Jagdhunden und mit Hundezucht. Er verstand von diesem Geschäft jedenfalls soviel, daß es für seine Verhältnisse einträglich wurde. Dank seiner angeborenen Pfiffigkeit wußte er die Hunde stets gewinnbringend zu verkaufen. Nicht immer jedoch waren die Resultate seiner Zucht so hochwertig und leistungsfähig wie die Anpreisungen und auch die Briefe Schindlers das behaupteten.

So erhielt einmal von ihm ein Jagdfreund meines Vaters einen Schweißhund, den Schindler über den Schellenkönig gelobt hatte. Der Hund taugte jedoch gar nichts, er war vier bis fünf Jahre älter als er angeblich sein sollte und auf Schweiß versagte er vollständig. Darüber ergrimmte der Freund meines Vaters ganz gewaltig. Zuerst wollte er sich furchtbar beschweren, doch dann betrachtete er die Angelegenheit ruhiger, schrieb einen kurzen Brief, steckte ihn dem Hund ins Halsband und schickte ihn an den pensionierten Gutsförster Schindler zurück. In dem Brief waren nur zwei kurze Sätze enthalten. Sie lauteten: „Ihr großartig angepriesener Schweißhund hat ein ‚w' zu viel. Ihr Name aber hat ein ‚w' zu wenig!"

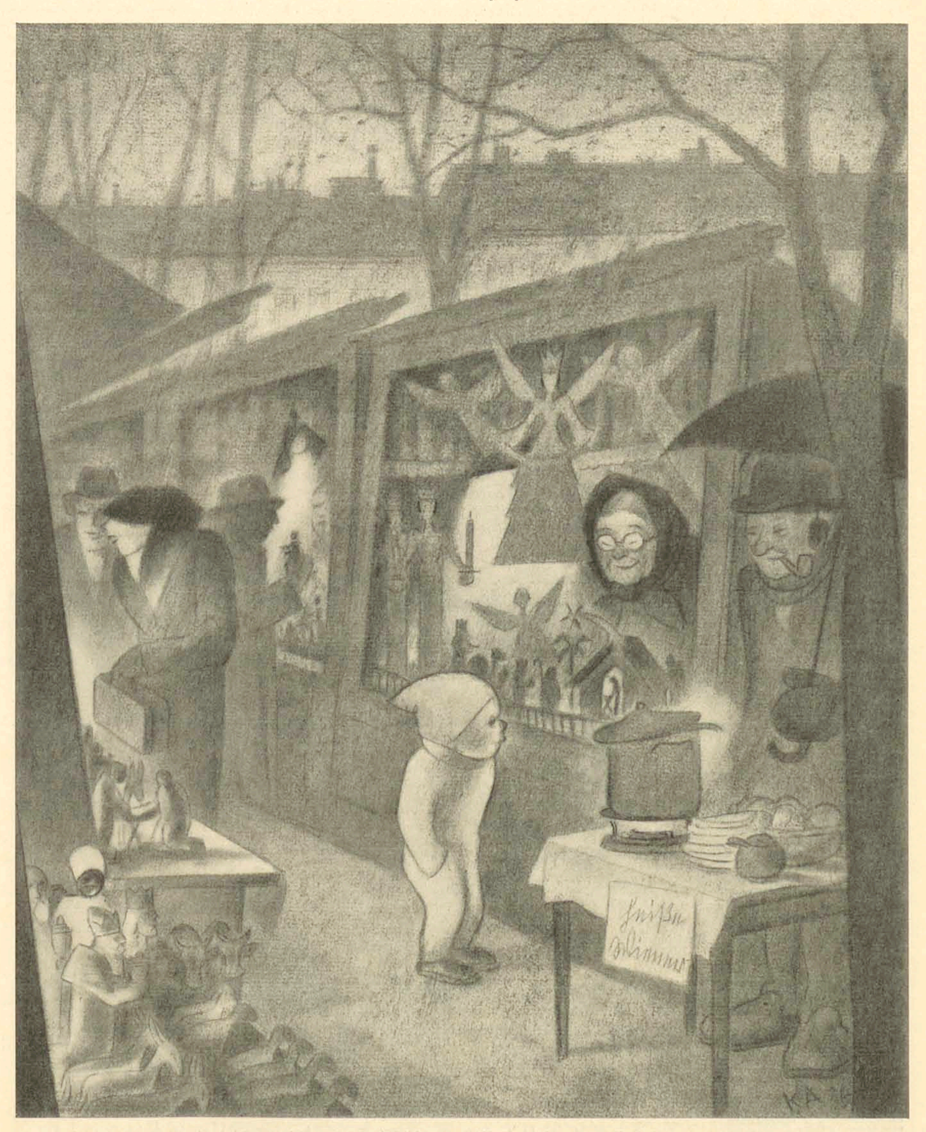
Der Erfolg

In einem Karlsruher Kabarett tritt ein Schlangenmensch auf. Nach allerlei Gliederverrenkungen bringt er es fertig, den Kopf zwischen die Beine zu stecken und mit seinem Gesicht in die Nähe des Hinterteils zu gelangen. Da ruft eine bewundernde Stimme aus dem Publikum:

„Au, do guck emol! E neue Nummer: Götz von Berlichingen als Selbstversorger!"

Münchner Kripperlmarkt

(Karl Arnold)



„Ja Kloana, so geh' do hoam, du verkältst di' ja!" — „Naa, zweg'n dem bißerl Schnupf'n geh' i net von die schöna Sach'n weg!"

(Zeichnungen O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Die Schwestern einer Kinderstation richten — mit viel Freude — eine Oberschwester als Nikolaus her, der, um die Kleinen nicht so zu ängstigen, von einem die Gaben austeilenden Weihnachtsengel begleitet werden soll. Fräulein Schmitt, die nur selten auf die Station kommt, macht den Weihnachtsengel. Die Oberschwester schwitzt schon lang in ihrem Pelz mit dem Kissen auf dem Magen, da wird immer noch an Fräulein Schmitt herumgeschminkt und -gezupft. Sie sieht in dem gestärkten Spitzennachthemd mit den Silberbändern und dem blonden Lockenköpfchen entzückend aus.

Die Kinder, auch die größeren, sind wie gebannt und dann beten sie. Da ruft die kleine vierjährige Ursel aus Berlin ganz aufgeregt: „Du, Weihnachtsmann, sieh dich bloß vor! Der Weihnachtsengel, der da mitläuft, ist man bloß unser Fräulein Schmitt von der andern Station. Die ist bestimmt k e i n Engel!"

*

Unser Zimmermann hatte sich bis vor kurzem noch eine bemerkenswerte jugendliche Lebenslustigkeit bewahrt, obwohl er schon lange verheiratet ist und das Schwabenalter längst erreicht hat. Man sah ihn fast bei jeder Hochzeit das Tanzbein schwingen und auch bei sonstigen Veranstaltungen machte er stets so vergnüglich mit, daß einige alte Tanten des Orts immer bedenklicher den Kopf schüttelten.

Aber vor einiger Zeit sah man ihn bei derartigen Anlässen plötzlich seltener und heute tanzt er überhaupt nicht mehr. „Hat endlich die Einsicht den Sieg davon getragen?", fragte ihn der Pfarrer kürzlich. „Naa", seufzte er, „der Rheumatismus!"

*

Ein Herr erzählt, daß nach den neuesten Forschungen eines Gelehrten nicht nur der Schlaf vor Mitternacht der gesündeste ist, sondern daß es genügt, von 7 Uhr abends bis Mitternacht zu schlafen, um die übrigen 19 Stunden vollkommen frisch und arbeitsfähig zu sein.

„Die halbe Nacht wach, das ist ja schrecklich!", ruft eine Dame. „Du lieber Himmel, wüßten Sie etwas, womit Sie sich Nacht für Nacht die Zeit vertreiben könnten? ... Ich meine geistig", fügt sie erläuternd hinzu.

*

Der vierjährige Sohn von Bekannten hatte sich an Ostern an den vielen, gar so guten Eiern den Magen bös verdorben und St. Nikolaus, klüger als der Osterhase, verabfolgt dem kleinen Tunichtgut deshalb außer guten Ermahnungen nur einen kleinen Teller mit einfachen Lebkuchen und ein paar Äpfeln. Verschüchtert und enttäuscht verzieht sich der kleine Kerl hinter das Sofa. Doch kaum ist der Bedrohliche verschwunden, krabbelt er aus seinem Versteck hervor und ruft voll verächtlicher Empörung hinter ihm drein: „Schämen sollst du dich! Du kannst ja noch nicht mal Eier legen!"

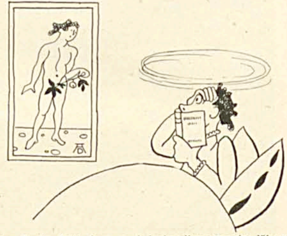
*

In dem Schreibwarengeschäft einer kleinen Stadt setzt der Verkauf von Weihnachtskarten überraschend gut ein. Der tüchtige Geschäftsinhaber läßt, als sein Vorrat zu Ende geht, rasch gewöhnliche Ansichtskarten mit einem „Frohe Weihnachten" in der nahen Druckerei überdrucken und auch sie werden am 24. Dezember fast restlos verkauft. Einige wenige werden nach den Festtagen zusammengelesen. Es steht darauf: „R o h e W e i h n a c h t e n !"

*

Die Frau Notar hatte das Gefühl, daß sie ihrer Hausgehilfin zu Weihnachten irgend etwas schenken müsse, das dem freudlosen Dasein des alternden Mädchens ein klein wenig Inhalt zu geben vermöchte.

„Unter allen Umständen ein gutes Buch", sagte sie zu ihrem Mann, „und dann vielleicht noch ein Bild,



das ihr ihr Stübchen noch heimeliger macht. Wenn man nur wüßte", seufzte sie, „was für ein Bild für sie das Richtige wäre?"

„Ein Mannsbild!", brummte der Notar.

Lieber Simplicissimus

Kolbecker feiert in einem netten Lokal im Kreise seiner Freunde und Gönner das Fest seines fünfzigjährigen Erdenbürgertums. — Da man dieses Ereignis natürlich mit der ihm gebührenden Gründlichkeit begießt, so ist Kolbecker bald in jene seligen Gefilde hinübergeglitten, in denen man sich frei von jeder Erdenschwere fühlt. — Leider findet er jedoch bei den übrigen Gästen nicht das notwendige Verständnis dafür. Deshalb knobelt man nun untereinander aus, wer von ihnen dieses Opfer des Alkohols möglichst rasch und sicher nach Hause schaffen soll. Das Los fällt schließlich auf Meier.

Diesem gelingt es auch mit vieler Mühe, Kolbecker zum Aufbrechen zu bewegen, indem er ihm einredet, man wolle nur in ein anderes Lokal übersiedeln. — Er winkt also kurz entschlossen eine Taxe heran und macht sich mit Kolbecker auf den Weg.

Endlich ist man auch glücklich vor dessen Behausung angelangt. Meier öffnet also die Tür, läßt den Schlüssel wieder unauffällig in Kolbeckers Manteltasche gleiten — und schiebt diesen selbst etwas unsanft in die Dunkelheit eines Zimmers hinein, um sich dann sofort aus dem Staube zu machen.

Automatisch tastet Kolbecker nach einem Lichtschalter, stellt aber statt dessen das Radio an, aus dem ihm alsbald Tanzmusik entgegentönt. — „Ulkijes Lokal das", lacht er, „hier wird sojar im Dustern jetanzt!"

*

Wir hatten lange Zeit mit Hänschen unsere liebe Not. Er schmatzte und rülpste bei Tisch, daß es nicht zum Anhören war. Endlich hatten wir es ihm einigermaßen abgewöhnt, so daß wir ihn sogar eines Tages, als Besuch da war, an den Tisch ließen. Alles war gut gegangen, wir waren schon daran, aufzustehen, da rutschte Hänschen unruhig auf seinem Stuhl und gab plötzlich ein eindeutiges Geräusch von sich.

„Mutti, er hat schon wieder keinen guten Ton!", krähte da unser Linchen schadenfroh.

*

In dem Gasthof, in dem ich meine Mahlzeiten einnehme, war kürzlich abends auch noch ein Paar zum Übernachten angekommen. Sie setzten sich in eine Ecke und ich beachtete sie nicht weiter. Mein Freund aber, der gern seine Studien macht und die beiden eine Zeitlang gemustert hatte, sagte plötzlich mit überlegener Kennermiene: „Die sind wir nu doch noch nicht verheiratet!"

Ich fragte, woran er das erkenne. „Weil sie so verheiratet tun", gab er zur Antwort.

*

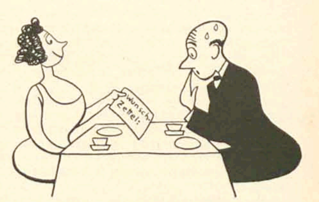
Gockel verirrte sich bei seiner Suche nach einem passenden Weihnachtsgeschenk für seine Frau in ein Wäschegeschäft. Das Fräulein war sehr zuvorkommend und legte ihm äußerst aparte Neuschöpfungen vor. In eindrucksvollem Geschenkkarton. Dabei fiel ihr Blick auf Gockels beeheringte Hand. „Für die Frau Gemahlin", sagte sie rasch, „haben wir sehr solide poröse Reformleibchen."

„Nee", erwiderte da Gockel gekränkt, „so lange sind wir nu doch noch nicht verheiratet!"

*

Ich traf den Krachmeier in einer kleinen Weinstube. „Mensch", sagte er, „wie ich mich auf Weihnachten freu', wenn's bloß schon da wäre!" Das verstand ich nun nicht und ich schalt ihn deshalb einen alten Kindskopf.

„Weihnachten", suchte er zu erklären, „freut mich immer deswegen so sehr, weil dann die Zeit vorbei ist, wo man auf Weihnachten sparen muß."



Frau Lore hat einen Weihnachtswunschzettel geschrieben. Frau Lore übergibt den Wunschzettel Albert, ihrem Mann.

„Eine Halskette?", ächzt Albert, und es läuft ihm kalt über den Rücken, „das wird ein teurer Hals in diesem Jahr!"

„Teurer Hals", lächelt Lore, „wieso? Keinen Pfennig hat er bisher gekostet."

„Erlaube 'mal", sagt Albert, „und der Seidenschal zum Geburtstag? Und die sechs Tuben Hautcreme? Und die Pelzkrawatte zum Hochzeitstag? Und die drei eitrigen Mandelentzündungen?"

*

Kürzlich weilte ich zu Besuch bei einem Jagdfreunde. Gleichzeitig war dort auch eine unverheiratete Schwägerin zu Gast. Einmal hörte ich, wie die fünfjährige Tochter meines Freundes frug: „Tante Wilma, hast du schon 'mal einen Mann totgeschossen?"

„Aber Kind, wie kommst du denn auf so was?"

Darauf die Kleine: „Mutti sagte doch, du gingst auf Männerjagd!"

Soll und darf — „Sie“ und Gustav / Von Fritz A. Mende

Es muß zuvor gesagt werden, daß sie ihn Gustav nannte, obwohl er Peter hieß. Denn nach ihrer Meinung nannten so viele Frauen ihren Gustav Peter, daß sie der Abwechslung halber ihren Peter ruhig Gustav nennen durfte.

„Gustav“, fragte sie, und es war um die Zeit, da die ersten Weihnachtsbäume sich verstohlen in den Zeitungsspalten ansiedelten, zunächst nur im Handelsteil, kleingedruckt und holzstatistisch, um von da aus nach und nach übers Feuilleton sich schließlich gar den Leitartikel in fetten Lettern zu erobern.

„Gustav“, fragte sie also, „was soll ich dir dies Jahr zu Weihnachten schenken?“

Als er seine Verwirrung ob der brutalen Frage ausreichend pedantisch verbrämt hatte, erwiderte er: „Ebenso hättest du sagen können: ‚Darf ich dir zehn Mark stehlen?‘ Denn Stehlen schließt das Dürfen, und Schenken schließt das Sollen aus. Ein gesolltes Geschenk, es trägt das Brandmal der Konvention auf der Verpackung. Ich verzichte deshalb im voraus schon...“

Entsprechend der weiblichen Taktik, bei Männernamen die Endungen abzurunden wenn es gilt, eine verlorene Stellung wiederzugewinnen, schmollte sie lieblich: „Aber Gustel, so hab ich's doch nicht gemeint... Ich möchte dir halt was schenken. Nur hab ich immer Pech damit. Krawatten, die du nicht umbindest, Bücher, die du nicht liest, die hast du schon genug von mir bekommen. Was soll ich denn nur machen...?“

Bei „soll“ zuckte er kurz zusammen.

„Daß du Geschenke an ihrem Gebrauchswert mißt“, sagte er dann, „widerspricht als sturer Materialismus ganz und gar dem Sinn des Weihnachtsfestes. Einer geschenkten Krawatte schaut man nicht aufs Muster — wie man einem geschenkten Buch nicht auf den Autor schauen darf. Sie sind als Geschenke ihrem eigentlichen und nüchternen Zweck entrückt; denn Geschenke sind die Helden unter den Dingen, haben sie sich doch gegen eine Welt erhoben, eine Welt nämlich, in der einem gemeinhin nichts geschenkt wird... Dieses beinah unfaßbare Umsonst, das ihnen anhaftet, gibt ihnen eine Seele, ohne Bezug auf den Wert oder Unwert des Gegenstands...“

„So!“ ereiferte sie sich. „Und als uns Tante Therese die furchtbare Vase mit dem Zuckerguß schenkte, wer hat mehr geschimpft, du oder ich? Wer hat ‚geschmacklos‘ gesagt? Wer hat ‚Kitsch‘ gesagt?“

„Ich habe es gesagt“, erwiderte er gemessen. „Frauen sehen Widersprüche, wo keine sind, und nennen es Logik. Ich versuchte eine Dialektik zugunsten deiner Krawatten und Bücher zu führen. Da du mich aber zu deinen Ungunsten darin gestört hast, will ich dir erklären, daß jene Seele, die ein Gegenstand als geschenkter erhält, daß sie eine Taschenausgabe der Seele des Spenders ist. Ich habe mich also nicht über die Zuckerguß-Vase als Erzeugnis eines irregeleiteten Kunstgewerbes erbost, sondern über die Zuckerguß-Seele von Tante Therese, die sich in der Vase so erschreckend manifestierte!“

Verlegen hielt er inne. „Wenn sie jetzt“, dachte er, „wenn sie jetzt auf den dummen Gedanken kommt, das Gesagte auf ihre Geschenke anzuwenden...“

Sie kam auf den dummen Gedanken.

„Dann habe ich wohl auch eine Zuckerguß-Seele...!“ schluchzte sie.

„Aber Liebes“, gab er sich Mühe zu trösten, „sieh mal, deine Seele braucht schließlich zu Krawatten keinerlei Beziehung zu haben, Krawatten sind ja eine spezifisch männliche Stukkatur. Außerdem waren sie doch sehr hübsch...“

„Nie getragen...“, brabbelte sie.

„Bitte, konnte ich denn ein Geschenk von dir einfach so um den Hals würgen?“

„Und die Bücher?“

„Für stille Stunden“, sagte er und fürchtete dabei, zu erröten, „habe ich sie mir aufgehoben. Nicht mein Geschmack, nein, die Zeit oder vielmehr der Zeitmangel war dagegen...“

Entsprechend der weiblichen Taktik, die leichte Schlagseite, die Männer nun einmal im Meer weiblicher Tränen bekommen, zielbewußt auszunutzen, fragte sie: „Übrigens, Gustav, darf ich dir zehn Mark stehlen?“

Er trug es schweigend und spürte — doch nicht zum ersten Male — daß sie recht hatte, wenn sie ihn Gustav nannte, obwohl er Peter hieß.

Abendgang

Von Georg von der Vring

Winters heben sich die Bäume
Wie ein Rauch im Abendhimmel,

Schwinden Beeren, weiß wie Schäume,
Überm Strauch im Abendhimmel;

Deutlicher nur werden Träume,
Schöner auch, im Abendhimmel.



(Ch. Nagel)

„Träume sind Schäume, sagt Tante Lieschen. Dann hat's ja gar keinen Zweck, daß ich heute nacht von Oskar geträumt habe!"

Die Lehre vom Fallen / Von Achille Campanile

In St. Moritz lernte ich einmal einen Kunstläufer kennen, der ganz unglaubliche Dinge auf den Schlittschuhen vollführen konnte. (Man konnte schon sagen, daß er eigentlich alles auf ihnen zustande brachte.) Außer einer einzigen Sache, die ihm nie gelang, so sehr er sich auch Mühe gab: wenn dieser berühmte Meister des Eises nämlich die Schlittschuhe an den Füßen hatte, war es ihm unmöglich, zu fallen. Oft klagte er mir deshalb sein Leid. Ich konnte mich nicht ganz in seinen Schmerz hineinfühlen — denn mir gelang es ausgezeichnet, hinzufallen.

„Um vollkommen zu sein", sagte der Meister zu mir, „um ein perfekter Schlittschuhläufer zu sein, muß man alles können. Fallen ist eine Sache, die jeder kann. Ich allein bringe sie nicht fertig."

Es war sein geheimer Kummer.

Ich versuchte, ihn zu trösten und sagte ihm, daß Fallen kein Kunststück sei im Grunde genommen. Aber er blieb dabei, daß man auch fallen können müsse, um ein Meisterschlittschuhläufer zu sein, während sein Können nur so weit ging, daß es ihm nie gelang, das Eis mit dem Rücken zu berühren, so sehr er es auch versuchte und immer wieder versuchte. Alles vergebens; der Ärmste zog stunden- und stundenlang Bogen auf Bogen, Kreis auf Kreis über dem harten Spiegel des Sees, führte die halsbrecherischsten Akrobatenkunststücke, waghalsige Pirouetten, verschlungenste Tanzschritte aus, ohne daß es ihm ein einziges Mal gelungen wäre, zu fallen.

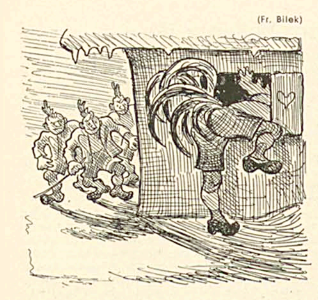
Mehrere Male versuchte ich, ihm zu Hilfe zu kommen. „Sehen Sie mich an", rief ich ihm zu. Ohne die geringste Anstrengung machte ich ihm vor, wie man fällt. Die Laien, die von weitem sahen, wie ich mich als Mentor des berühmten Kunstläufers gebärdete, grinsten. Nicht so der Meister selber, der mir ein Engagement für Unterricht im Fallen geradezu aufzwang. Er war ein äußerst fleißiger Schüler, voll guten Willens, aber er hatte nicht den geringsten Nutzen von dem Unterricht.

Wiewohl ich mich dessen erwehrte, sprach er mich öffentlich, zum größten Neid der Anwesenden, immer mit „Herr Lehrer" an. Er bezahlte mich sehr gut. Er wog mich sozusagen mit Gold auf. Mir war es nur recht, daß der schlechte Schüler keine Fortschritte machte. Meine Einkünfte wuchsen. Aber leider nahm auch dieses Idyll ein Ende.

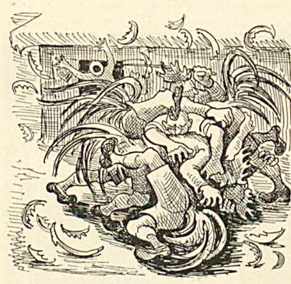
Eines Tages war ich nicht mehr in der Lage, meinen Schüler zu unterrichten. Es trat etwas in der ganzen menschlichen Kultur- und Geistesgeschichte noch nie Dagewesenes ein: der Lehrer verlor vor lauter Lehren sein Wissen! Infolge des dauernden Aufenthaltes auf dem Eise und meiner steten Bestrebungen, die Kunst des Fallens dem berühmten Kunstläufer beizubringen, wurde ich selber ein so hervorragender Schlittschuhläufer, daß ich nicht mehr imstande war, hinzufallen. Geschweige denn, das Fallen zu lehren. Natürlich kündigte mir mein Schüler sofort voller Entrüstung.

(Berechtigte Übertragung aus dem Italienischen von A. L. Erné)

(Fr. Bilek)









Hahnenkampf

Ein Rauhnacht-Spuk in vier Akten

Erheitert euch gratis!

Eine Lausbuben-Geschichte von Felix Riemkasten

Von Erich war nicht zu verlangen, daß er Geld hatte; er hatte nie welches, und dieser Zustand war anerkannt. Aber Herbert hätte welches haben sollen. An und für sich natürlich konnte er ebenfalls keines haben, aber er hätte es von seinem Onkel haben können. Für die letzte Eins in Latein oder überhaupt so.

„Lieber Herbert", sagte Erich, „du wirst also zu deinem Onkel gehen und ihm sagen..."

— — —

„Nein", sagte der Onkel.

Ferner sagte er: „Du solltest dich schämen, Geld zu verlangen; denn wozu brauchst du Geld? Die wahre Quelle der Heiterkeit liegt schon in dem Bewußtsein der Jugend. Ich, in deinen jungen Jahren, hatte zu jeder Stunde Heiterkeit und Unterhaltung, ohne daß ich dazu des Geldes bedurfte."

— — —

„Also kurz und gut", berichtete Herbert, „es war nichts zu machen. Er hat nicht gewollt. Erheitert euch gratis, hat er gesagt."

— — —

„Schön", sagten sie am Ende einer langen Beratung, in der sie tatsächlich die Macht der Heiterkeit empfunden hatten, „auf diese Weise wird's gehen, und wenn wir sonst nichts davon haben, so haben wir doch auf alle Fälle etwas davon."

Der Onkel aber empfing folgenden Brief: ‚Sehr geehrter Herr Professor! Die von Ihnen in Ihrem Sammelwerk auf Seite 324 vertretene Meinung über das Gemälde von Rubens beruht auf dem gleichen Irrtum, dem bisher fast alle Kunsthistoriker verfallen sind. Aus einer von mir ausdrücklich als falsch erwiesenen Quelle ist fort und fort ohne die mindeste Nachprüfung geschöpft worden. Erlauben Sie mir, mich mit dieser kurzen Andeutung zu begnügen. Ich bin in Eile. Darf ich Sie bitten, falls dieser Brief Sie überhaupt antrifft, mich heute abend im Hause des Ihnen sicher bekannten hiesigen Kollegen...'

„Nun vorsichtig", mahnte Herbert, „das muß in einem Zuge geschrieben werden. Der Name muß aussehen wie hingeflossen, und trotzdem darf man ihn nicht entziffern können."

„Du hast gut reden", sagte Erich. „Erst muß ich das Lachen verdrückt haben."

Herbert war ein strenger Richter, aber er sagte: „So ist es schön, sehr schön!"

— — —

Der Professor kam herein und war nicht gnädig. „Kannst du das lesen?", fragte er seinen Neffen, „den Namen da? Der Brief ist soeben hier abgegeben worden, es ist sehr eilig. Ich kann diese fürchterliche Handschrift nicht entziffern, ich habe mich mühsam durchgestochert, aber der Name ist mir schlechterdings ein Rätsel."

„Gib 'mal her", sagte der Neffe im schönen Schwung der Jugend, die alles kann. „Das liest sich wie Mückenbock", sagte er nach starkem Hinblick. „Das ist doch ganz einfach. Mückenbock oder so ähnlich. Sieht aus wie Mückenbock."

„Ah", sagte der Professor strahlend, „dann weiß ich es. Das muß Mühlendorf heißen. Vielen Dank. Ich muß nämlich sofort hingehen."

„Ich würde lieber erst telefonisch anfragen", riet der Neffe.

„Das hat gar keinen Zweck", sagte der Onkel. „Erstens weiß ich es nun, und zweitens ist Mühlendorf halb taub. Mückenbock ist Mühlendorf, das ist vollkommen klar."

„In diesem Falle", sagte der Neffe zögernd und bescheiden, „da doch die Sache immerhin sehr wichtig ist für dich, und wenn ich dir damit sozusagen einen großen Dienst erwiesen habe — ich meine, du könntest mir wenigstens für diesen Abend — verstehst du, das gilt dann nicht als Taschengeld, sondern als wohlverdienter Finderlohn."

„In diesem Falle", sagte der Onkel, „also an und für sich gebe ich dir nichts, schon aus Grundsatz nicht, aber ich gebe es dir für deine Bemühung." Er gab ihm sehr in Hast drei Mark, nahm den Sammelband mit der angefochtenen Seite 324 und ging weg. Herbert ging auch bald.

Er war sehr heiter, Erich desgleichen; denn die Kinokasse hatte noch nicht geschlossen. Sie fühlten sich heiter durch den Film und zweimal heiter durch das bloße Bewußtsein der Jugend. Der Professor hatte ganz recht gehabt. Das ist aber kein Wunder; denn wofür ist er ein Professor? Ein Professor weiß alles. Nur das eine weiß er bis heut noch nicht, bei wem der fremde berühmte Museumsmann nun eigentlich auf ihn gewartet haben mag. Bei Mühlendorf gewiß nicht, das hatte ihm Mühlendorf erstaunt bestätigt, nachdem die Frage erst einmal in sein ertaubtes Ohr gedrungen war.

Der Professor war sehr ärgerlich. Er sagte zu seinem Neffen: „Denke dir, es war niemand bei Mühlendorf. Es war auch niemand bei allen anderen, die ich angerufen habe. Ich habe überall angerufen, bei jedem, den ich kenne, und der einen Namen hat, der so ähnlich geschrieben werden kann wie Mühlendorf oder Mückenbock oder Miekeneit, und weiter weiß ich keinen, und Mühlendorf war auch nur ratlos."

Das sind die Rätsel der Wissenschaft. Quellenforschung nennt man das. Es ist das mühsamste Kapitel und erfordert Geduld und Spürsinn. Aber wenn sogar ein Professor es nicht findet, wie soll da der Laie es finden?

„Dann kann ich dir leider auch nicht helfen", sagte der Neffe. „Ich habe getan, was ich konnte, und mit dem Namen habe ich mir weiß Gott alle erdenkliche Mühe gegeben."

Bei fünf Grad Kälte

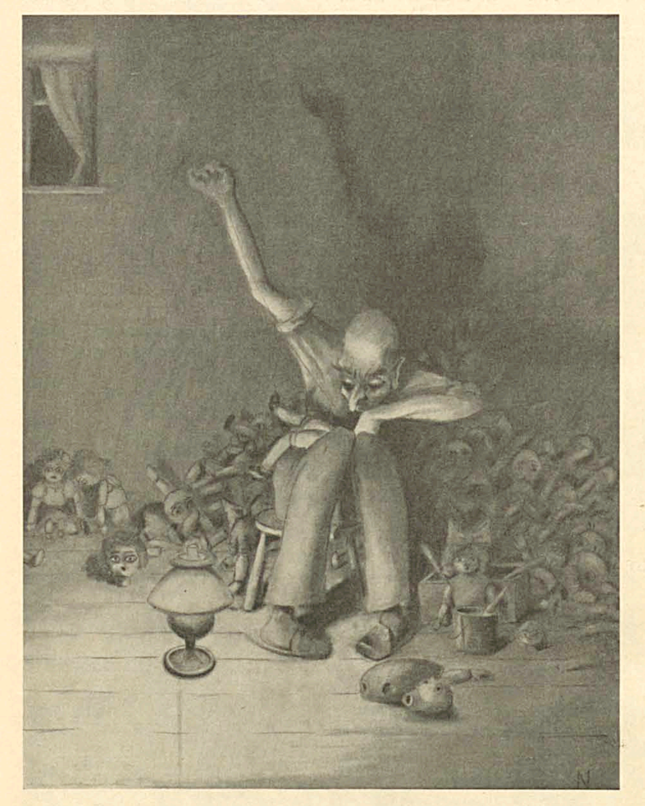
(K. Heiligenstaedt)



„Wie? Weihnachtsbesorgungen? Ich soll sofort kommen wie ich bin? Tja, so abgehärtet bin ich denn doch nicht!“

(O. Nückel)

Der Puppendoktor



Sankt Korbinian und der Bär / Von Hans Watzlik

Nachdem der heilige Korbinian zu hohen geistlichen Ehren gekommen und Bischof worden war zu Freising im Land zu Bayern, entschloß er sich, vor dem Ende seiner Tage gegen Rom zu fahren. Grob war seine Kutte, sein graues Haar war am Scheitel kreuzweise geschoren und darüber schwebte, von Gott gewirkt, ein leiser Goldschimmer, und den hatte sich der Bischof wohl verdient; denn die seligmachende Zeitlose williger Armut blühte in seiner Seele, und er war gehorsam und voller Geduld, mönchisch gelehrt und dennoch menschlich schlicht. Da ihn seine alten Füße nimmer recht tragen wollten, bestieg er einen sanften kleinen Esel, und den führte ein Knecht am Zaum. Der Knecht war ein franker, treuer Mann; er war nur mit einem geraden Schwert bewaffnet und hieß Grimo.

Und da sie über das Gebirg wanderten, wurden sie von den steilen Wasserfällen bestäubt und von den Felsen bedroht, und an den hohen Klippen verzagte der Flügel des Bergadlers.

Die Wildnis der Alpen und ihre rauhen Tobel erschienen dem Knecht Grimo als ein bedenklicher Ort, und er strich sich durch das lohbraune Haar und meinte: „Bischof, du hast mich gelehrt, daß vor uralters ein verworrenes und ungestaltes Wesen bestanden, und daraus habe Gott die Welt geschöpft und geformt. Hier in diesem Gebirg ist er aber damit nicht fertig geworden. Und hier weilt noch Fremdes und will uns Wandersleuten nicht wohl."

Doch der Heilige tröstete ihn: „Wer heimatlos ist, dem ist Gott freund."

Und wieder klagte der Knecht: „Der leide Teufel hat uns daher geführt. Sind wir noch am rechten Steig? Warum nimmt Gott nicht den Schwertstern und köpft den Teufel nicht?"

Der Bischof verwies ihm dieses Wort, er pflückte eine milde Hindbeere und reichte sie ihm und erzählte, wie zart der Seligmacher Jesus gegen seine Feinde gewesen sei und ihnen sogar seinen schmählichen Tod verziehen habe.

Der Knecht aber erwiderte: „Und doch ist Jesus niedergefahren und hat dem Satan die Hölle zerstört. Du selbst hast mir das gesagt."

Darauf erwiderte Korbinian, das trotzige Herz seines Geleitsmannes zu sänftigen: „Aus aller bösen Saat mag ein gutes Hälmlein grünen. Und so sollst du den Teufel nicht totschlagen, wenn du ihn ertappest, sondern du sollst ihn zwingen, daß er die Steine herzu karre, daraus du dein Kirchlein bauest."

Als die beiden nach unsäglicher Mühsal das schlimme Gebirge überstiegen hatten, wo die Berge spitzig wie die Dornen gegen den Himmel krallten, lagerten sie in behaglichem Verweilen auf einer abhäldigen Wiese des letzten Tales. Klares Wasser sprang, eine kühle Ader, aus dem Felsen und ergoß sich in den Einbaum, und sie letzten sich daran und hielten ihren kargen Tisch. Inzwischen erzählte der Bischof seinem Knecht, wie aus Gottes Seele der Sohn gesprungen und dann von beiden aus der Geist auf weißen Schwingen geflogen, und wie Mariä Schoß die Klause gewesen, darin Gott Mensch geworden, und er erzählte in Bild und Gleichnis, was die vier Chronisten von dem Heiland berichtet hatten. Im benachbarten Moos aber wälzte sich ein hungriger Bär und sog an seinen Klauen, und während die beiden Männer sich an ihren frommen Gesprächen erbauten und des weidenden Esels nicht achteten, erhob sich der Bär, und hinter einer Dornhecke riß er das Tierlein und machte sich über dessen Fleisch her, das ihm besser schmecken mochte als das Wildobst seiner Heimat.

Grimo nahm plötzlich das Röcheln des Esels wahr, und er griff unverweilt nach dem Schwert, lief gegen den Bären los und klagte: „Du erzböser Narr! Jetzt ist mein Herr müd von mühseliger Fahrt, und du hast ihm das wackere Reittierlein umgebracht! Wenn dich nur der Donner nähme!"

Der Bär richtete sich auf. Vor Wut, daß er in seinem Fraß gestört wurde, sträubte er den zottigen Pelz und entblößte das grelle Gewaffen seiner Zähne. Er schnitt ein Gesicht wie ein Feld voller Teufel. Aufrecht wankte er auf den Knecht zu.

„Allmacht!" fluchte Grimo, daß die Schlucht ergellte. „Ungespitzt schlag' ich dich in Grund und Boden hinein. Die Hölle hat dich angestiftet, daß du unsern Weg verhinderst!" Der Knecht war wie der heilige Reiter Jürg zu schauen, der mit dem Sauspieß den giftodmigen Wurm anrennt.

Allein der Bischof trat schnell zwischen die Ergrimmten. Aus seinem derben, mächtigen Mund drang eine feine, milde Stimme, und er sagte: „Gemach, mein Knecht! Daß bei dir das Feuer gleich obenaus schlägt! Duldige dich nur ein Augwendlein lang!" Und den schäumenden Bären, der ein Kerl wie ein Glockenturm war, faßte Korbinian sänftlich beim Ohr und zog ihn auf die Sohlen nieder und redete ihm zu: „Liebes Gottestier, laß ab von deinem Zörnlein! Ich bitte dich." Und als der Bär überrascht auf seinen vieren stand, gebot der Bischof dem Knecht: „Nun schnalle dem Tierlein den Sattel um und lade ihm die Reisesäcke auf, daß er sie fürderhin trage! Es wird fröhlich unseres Esels Amt üben!"

Der Knecht traute seinen Augen kaum, doch tat er, wie ihm geheißen wurde. Und als das wilde Tier noch ein wenig wider den erhaltenen Auftrag murrte, lächelte der Bischof: „Was brutzelst du da? Ich bitte dich, gehorche mir!" Allsogleich hielt der Bär still und ließ sich willig schirren und überrücks mit aller Fahrnis und mit der winzigen Tragorgel des Bischofs bepacken. Und er legte dabei das mächtige Haupt auf die Knie des Heiligen, sah ihn treuherzig an und fraß sittig die Handvoll Gras, die ihm dieser bot.

Also verließen die drei das hochfelsige Land und trabten nach Italia hinab. Gottgetrost ritt Sankt Korbinian, andächtig trug der Bär Bündel und Reiter und trollte dahin, etwas verdutzt, daß er so duldmütig und tugendlich worden war, und hinter ihm der Knecht, sich bald tiefsinnig das Kinn kratzend, bald in stillem Mißtrauen den Kopf wiegend.

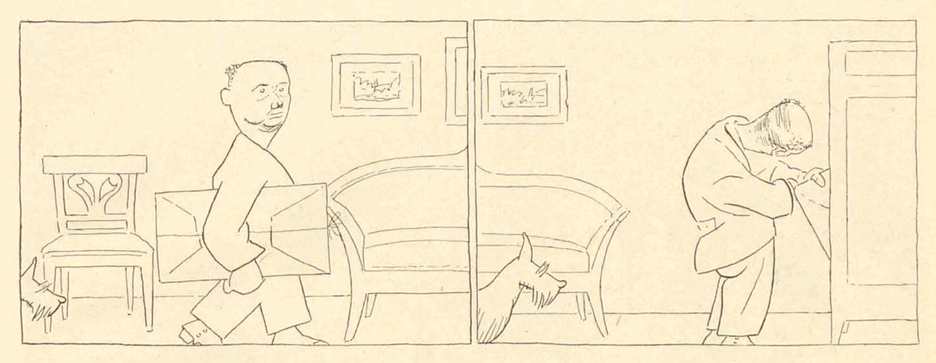
Und so zogen sie schließlich ein durch die güldene Pforte zu Rom, die Ehrenglocken riefen klingklang, der Knecht schwenkte den spitzgrünen Tirolerhut, der Bär brummte demütiglich, und Sankt Korbinian schlug sein Örglein und psalmte zu Gott, der seinen Heiligen nicht verläßt.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. III. Vj. 36 11643. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

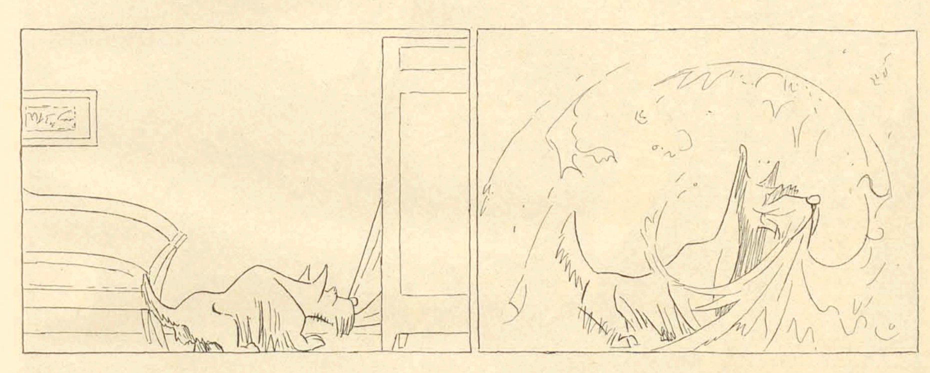
Verfrühte Bescherung

(Olaf Gulbransson)



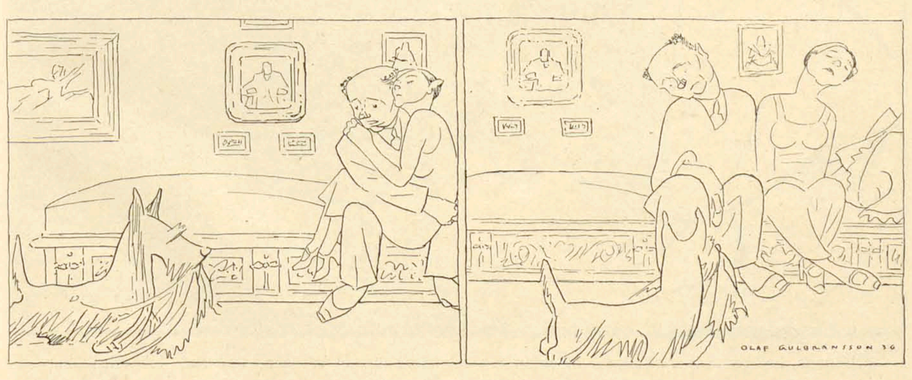
Franz hat gut für Weihnachten vorgesorgt.

Hier versteckt er die Überraschung für seine Frau.



Niemand hat's bemerkt, nur Poldi, der Hund.

Dem Poldi gefällt die Überraschung auch sehr gut!



„Was bringt denn da unser gutes Hundchen ?"

„Das war einmal ein Spitzenhemd für dich, Amalie!"

Ein erwägenswerter Vorschlag

(Wilhelm Schulz)



„Übrigens, heiliger Sankt Nikolaus, möchten Sie mir nicht für ein Weilchen Ihre Rute leihweise überlassen? Mit dem mageren Friedenspalmzweig ist pädagogisch schon rein gar nichts auszurichten!"

ünchen, 13. Dezember 1936
. Jahrgang / Nummer 38

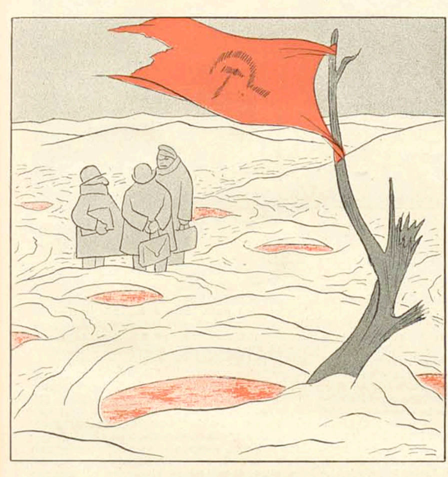
40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

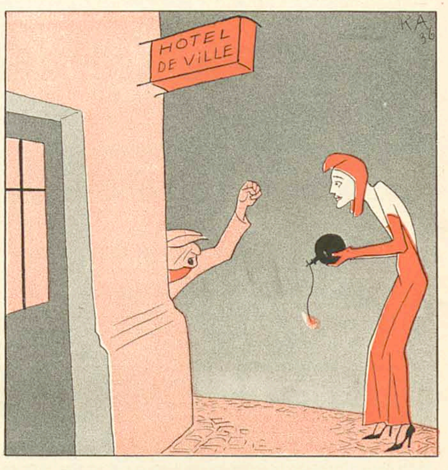
Komintern am Werk

(Karl Arnold)



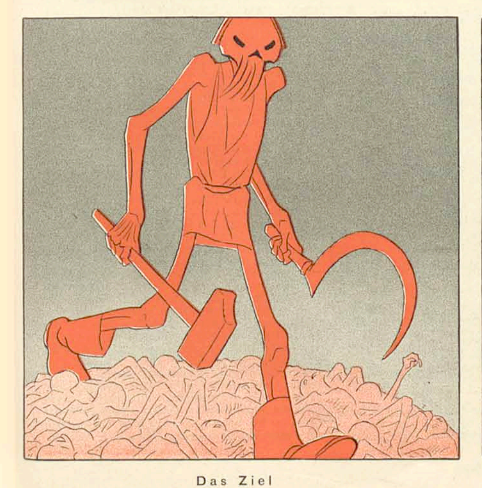
In Spanien

„Hier herrscht in der Tat ewiger Friede! Wir wollen den Ossietzky nicht unterschätzen, aber den Friedens-Nobelpreis hätten eigentlich wir bekommen müssen."



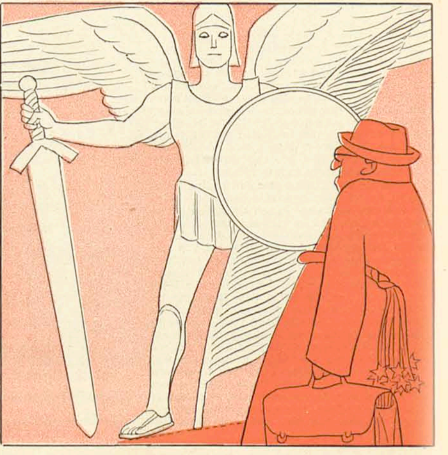
In Frankreich

„Allons, Marianne, unsere Sowjets wollen endlich Taten sehen!"



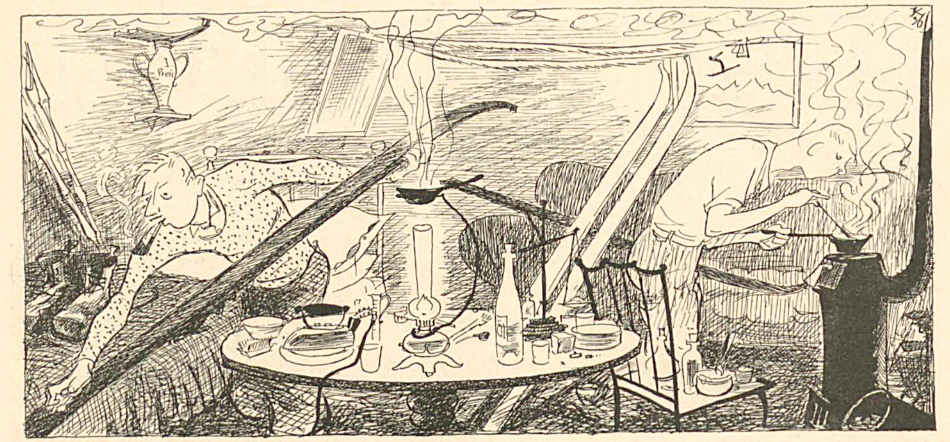
Das Ziel

„Es ist absolut gleichgültig, ob 90 v. H. der Menschen zugrunde gehen, wenn nur die restlichen 10 v. H. zuverlässige Kommunisten sind, die die Existenz der Sowjets sicherstellen . . ." Lenin



Deutsch-japanische Abwehrfront

„HALT!!"



(R. Kriesch)

Wer oder was ist Harsch?

„Ich würde Ihnen in diesem Fall zu Eschenholz raten", sagte das wirklich reizende Fräulein zu Herrn Robert Fiesler. Mit „diesem Falle" war darauf hingewiesen, daß Robert Fiesler die Absicht hatte, sich dem Wintersport zu widmen, und zwar dem Skisport, den er eigentlich nicht mit der Muttermilch eingesogen hatte, sondern dem er im reiferen Alter Aug' in Aug' gegenübertreten wollte.

Also für diesen Fall würde sie zu Eschenholz raten. Was macht ein Mann, wenn ein wirklich sehr ansprechendes Fräulein zu Eschenholz rät? Er wird nicht widersprechen, er wird in das saure Eschenholz beißen. „Darf ich 'mal Maß nehmen?" Robert kannte das Maßnehmen vom Schneider her, hier konnte es nicht dasselbe sein. Da stand das Fräulein schon neben ihm, hob seinen Arm und sagte, daß dies die Normallänge sei, falls der Herr nicht etwa Sprungskier wünsche, nein, Sprungskier wünschte der Herr nicht. Er wollte ganz gewöhnliche, solche, die man zwischen Hotel und „Sportplatz" hin und her trägt, leicht, handlich und sportlich wirkend.

Mit „Stahlkanten", fragte das Fräulein, oder mit „Chronosolith"? Selbstverständlich Stahlkanten, stahlhart, zackig? Wozu eigentlich Kanten? Das Fräulein meinte, daß sie bei Harsch unumgänglich notwendig seien. Aber ja natürlich bei Harsch, ja Harsch, daß er daran nicht gleich gedacht hatte, wie konnte er den nur vergessen, er würde dem Harsch schon zeigen, was 'ne Kante ist, dieser Harsch sollte ihn nur kennenlernen, mit seinen zackigen Stahlkanten. Biegen oder brechen! — und er beschloß, zu Hause im Konversationslexikon nachzusehen, was oder wer Harsch ist.

Das Fräulein war wirklich sehr nett und verständnisvoll, sie sah ihm seine Wünsche wie eine Mutter von den Augen ab. So sah sie seinen bittenden Augen ab, daß er noch ein paar Skistöcke aus Pfefferrohr und nicht etwa aus Hasel haben wollte. Sie packte ihm einen Anorak bei, von dem sie behauptete, er sei in Eskimokreisen seit Jahrhunderten beliebt und leiste namentlich in den Winterstürmen der Polarnächte vorzügliche Dienste. Robert erschauerte bei dem Gedanken an Winterstürme und Polarnächte, von denen er sich beim Zentralhotel im Alpendorf noch nichts hatte träumen lassen. Aber das Fräulein hatte einen allseitig durchtrainierten Körper und mußte das aus eigener Erfahrung kennen. Er kaufte noch viel Wollenes und Zottiges, um damit den Anorak von innen zu füllen. Er kaufte Thermosflaschen und ein Arsenal von Aluminiumgeschirr, von dem er sich genau erklären ließ, welches Stück zur Aufnahme der gekochten Eier, welche für Seife, Butterbrote, Pfeffer und Salz und Gesichtskrem zu dienen hätten.

Ha, seine Expedition in das Zentrum des Wintersportes sollte eine der am besten ausgestatteten des winterlichen Alpinismus sein. Beim Angebot einer Ziehharmonika stutzte er erst ein wenig und fragte, ob sie zur Abgabe von Notsignalen diene, aber das reizend durchtrainierte Fräulein erklärte ihm sofort, daß man dieses Instrument zur Hervorbringung lustvoller Töne brauche, deren kein wirklicher Sportmann in der Skihütte mehr entraten kann. Nein, er wollte an nichts Mangel leiden.

„So, und nun brauchen wir noch ein Paar Seehundsfelle", sagte das Fräulein. Robert fühlte: sie denkt an alles, sogar an die Bettvorleger. Als sie die Seehundsfelle aber brachte, schienen sie ihm doch recht schmal für diesen Zweck zu sein.

Die ganze alpine Einrichtung ließ Robert sich zusenden, frei Haus. Er war so stolz, und voller Begeisterung zeigte er seine Einkäufe dem Fachmann im Wintersport, seinem Freunde Rudolf. „Vorzüglich", sagte der, „das genügt für den allerersten Anfang, aber hier fehlt ja die Hauptsache — das Skiwachs!" Tatsächlich, das fehlte! „Werde ich mir noch schnell besorgen", sagte Robert. „Unsinn, machen wir selbst; jeder bessere Skiläufer hat sein eigenes Wachsrezept. Du willst doch ein Besserer werden! Übrigens, hast du Kochgelegenheit?" Kochgelegenheit war in Hülle und Fülle auf dem eisernen Ofen vorhanden. Robert fragte ihn noch, ob er ein Grammophon besäße, ein altes Auto, reines Bienenwachs, unreines Terpentin, Kunsthonig, Siegellack. Die Fragen nach diesen Dingen überstürzten sich nur so und wurden teils mit Ja, teils mit Nein beantwortet. Das meiste mußte erst herbeigeschafft werden. Nun entfaltete sich ein Hochbetrieb, eine Skiwachsgroßküche. Rudolf mischte alles durcheinander: Kunsthonig und Bienenwachs und Terpentin, schnitzelte Grammophonplatten (klassische und volkstümliche Musik), würzte mit Resten alter Autoreifen und ließ das Ganze in lauwarmem Siegellack dünsten. Robert Fiesler schien es, daß außer Remouladensoße und dem deutschen Frischei alles Fettflüssige und Dickflüssige der Welt zum echten, rechten Skiwachs gehöre.

Im Topfe kochte, schmurgelte und explodierte es. Rudolf fand die Masse vorzüglich und probierte sie geschmäcklerisch mit einem Hölzchen, wie sie braune Fäden zog. — „Fertig! Und nun hinaus in den funkelnden Schnee. Ski Heil! Laß es gut erkalten!" Fort war er.

Robert packte den Rucksack, tat alles hinein, das Aluminiumlager, den Anorak, das Wollige, fünf Kilo ganz vorzügliches Eigenskiwachs und fieberte jubelnd der Sonne und dem Schnee entgegen. Kam mitten in den Bergen an. Jetzt sollten Muskeln spielen — aber da biß er auf Granit im wahrsten Sinne des Wortes. Der Rucksack enthielt, ja was enthielt er eigentlich? Der Rucksack enthielt alles, was Robert hineingetan hatte, nichts fehlte, aber das Skiwachs war ausgelaufen, die fünf Kilo, und hatten alles innig miteinander verbunden: die netten Eierbecher, die Handharmonika, die zottigen Stoffe. Hier hätte nur eine Spitzhacke helfen können.

Robert richtete sich mit den unabänderlichen Tatsachen gleich und gab sofort eine Anzeige in der Zeitung auf: „Vollständige, ladenfrische, ungebrauchte Wintersportausrüstung, Museumsstücke zu verkaufen. Jedoch nur im ganzen, da einzelne Teile nicht abgelöst werden können." Foitzick.

Der Geist des Hauses

Von Dr. Owlglaß

Wo ist sein Ruhepfühl,
fernab von Ärger und Spott?
Haust er im Dachgestühl,
hoch wie der liebe Gott?

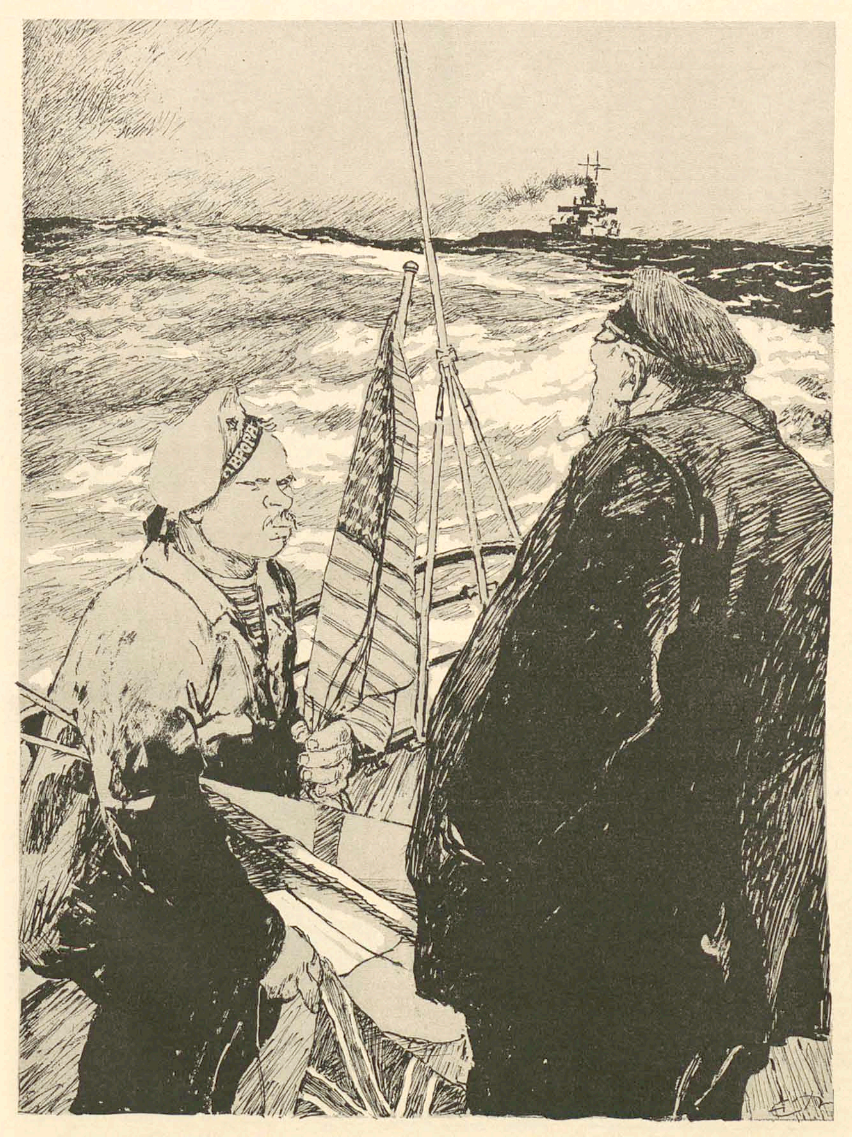
Tut er von da seine Pflicht,
blindlings, aus zwingendem Drang? . . .
Tagelang spürst du ihn nicht,
tagelang, nächtelang.

Wenn im verdämmernden Jahr
früh schon die Lampe brennt,
wird er dir offenbar.
Denn er liebt den Advent.

Nebel wogen so kraus,
und der Wind weint so nah . . .
Schleicht nicht einer durchs Haus? . . .
Stille — still — er ist da!

Mit Munition nach Barcelona

(Eduard Thöny)



„Welche Flagge soll nun gezeigt werden, Genosse Kapitän?"
„Laß dir Zeit, Iwan, im Notfall hissen wir die englische!"

Rote Willkür in Spanien



„Seht das stolze Gesicht — es ist ein spanisches! Weg mit ihr!"

Eberhard Schmälzles Kampf gegen die Wasserleitung

Von Fritz Knöller



Eberhard Schmälzle fiel äußerlich schon auf, weil er Anzüge aus Großvaters Zeiten trug, überkommene, beim Altkleiderhändler erstandene, ja, beim ersten Trachtenschneider verfertigte. Seine Vorliebe zum Altväterischen war nach dem Tode der Eltern zum Durchbruch gekommen, und er konnte es sich leisten, der Rentner Eberhard Schmälzle, entschieden die Nachbarn. Er war ein vermögender Mann. Damals, als er sich in altmodische Kleider zu hüllen begann, ließ er auch im väterlichen Hause die Licht-, Läute- und Fernsprecherdrähte durch Handwerker ausjäten, die Gasröhren abdrosseln, den Gasherd an die Luft befördern, und die alte Magd Bethi, welche die Dinge der „Neuzeit" schätzte, soweit sie ihrer Bequemlichkeit dienten, mußte wieder nach Petroleum duftende Lampen säubern, zähtropfende Kerzen für die Bettzeit bereithalten und mit vom Feuer und Unwillen geröteten Wangen am Herde stehn.

Eines aber verdroß den Rentner zumeist, vornehmlich weil es sich nicht beseitigen ließ, da man hierfür nicht kurzerhand Ersatz schaffen konnte: Die Wasserleitung. „Wenn ich die Regierung wäre", pflegte er zu sagen, „ließe ich alle Wasserleitungen ausreißen und an ihrer Stelle Brunnen graben, da vor allem, wo vor Zeiten schon welche geplätschert haben!" Und er sah sie vor sich: runde, eckige, steinern gemauerte Brunnen, eine Säule inmitten, worauf ein wilder Mann mit Röhricht um die Lenden stand oder auf ihrer niedlichen Flosse ein „Fräulein" oder ein Ritter gar, der die wasserholenden Bürger stumm und steinern an sein beherrschendes fleischliches Vorhandensein auf der Burg oben gemahnte.

Von der Rückkehr zum plätschernden Brunnen versprach sich Schmälzle ungemein viel. Einmal durch den raunenden Strahl eine Förderung der Künste, dann, weil sich wie ehedem Bürgersfräulein, Mägde, Wanderburschen und Jünglinge teils zum Wasserholen, teils zum Plauschen zusammenfänden, eine Steigerung der Eheschließungen. Damit sei auch der neumodische, kostspielige und enttäuschende Unfug der Heiratsanzeige erledigt, ja, die Zeitung als solche; denn wie vormals würden an den Brunnen Neuigkeiten, kurz, was Stadt und Land bewege, ausgetauscht und weitergetragen, und dies nicht ungenauer als die Presse es besorge. Vorab aber, worin ihm keiner widerstritt, pries er die Überlegenheit des Brunnenwassers vor allem, was da, womöglich als widerlich stehendes, brackiges Grundwasser hochgepumpt, die ellenlangen eisernen Röhren durchfließe. Nicht nur zergehe es wie kühler Samt auf der Zunge und fördere die Verdauung liebkosend, nein, auch äußerlich verwendet, steigere es das Wohlbefinden, verscheuche die Falten, mache einen unsäglich schön wie der Gebrauch von Fensterschweiß, Märzenschnee, Maitau und Regenwasser.

In Ermanglung des Brunnenwassers mußte dem Rentner das Regennaß dienen. In einer Tonne hinter dem Hause fing er es auf und in verschiedenen Gefäßen. Bei anhaltendem Landregen und reichlichen Güssen waren die Krüge, Becher und Gläser stets voll, und in der Tonne stieg glucksend das Wasser ringewerfend zum Rande empor, und Schmälzle konnte, wann immer ihn gelüstete, Humpen auf Humpen leeren und in der Tonne den Leib der labenden Säuberung anheimgeben. Es gab aber auch Tage genug im Jahr, wo es gar spärlich oder überhaupt nicht aus dem Himmel rann. Da mußte der Rentner mit geistigen Getränken vorliebnehmen und mit etlicher Überwindung in dem schon schalen Wasser der Tonne baden und ein halbblöder Taglöhner — die alte Magd verweigerte sich solchen Diensten — den tropfenden träufenden Himmel spielen, indem er eine Gießkanne voll Regenwasser über dem Haupt Eberhard Schmälzles entleerte. Kurz, auf den Himmel war wenig Verlaß und der Rentner mit seiner Kur auch nicht schöner geworden, weil er von Geburt verschandelt war und als Bube schon Runzeln geworfen hatte wie die dicke Haut einer Milch.

Wohl oder übel schien Eberhard Schmälzle bei seinem Groll gegen die Wasserleitung sich bescheiden zu müssen, bei der geballten Faust, die jedweden Morgen er dem über der Stadt kaltthronenden, efeuumsponnenen Wasserturm entgegenreckte und die den sichtlich ungerührt ließ. Da, eines Abends, ging am Stammtisch die Rede von der wundertätigen Arbeit der Wünschelrute; daß mit ihrer Hilfe, halte sie nur der geeignete Träger in Händen, unter der Erde Adern von Wasser und Erz leichthin festgestellt würden, und als sich Schmälzle vergewissert hatte, daß dies kein neumodischer Unfug, daß ihrer sich schon die Germanen bedient und althochdeutsch die Rute Wunsciligerta heiße, nährte er den geheimen Gedanken, den hinter seinem Hause befindlichen, arg verwilderten Garten, der außer der Magd und dem Taglöhner keiner menschlichen Seele Einblick gewährte, durch einen Rutengänger nach einer Wasserader abtasten und, falls ergiebig, hier einen Brunnen bohren zu lassen. Dann hatte der Rentner, wonach er schon seit Jahren gierte. Es fand sich auch ein dürrer, pickelbesäter, wässrig blickender Mensch, der, mit schon von Anbeginn zitternden Händen die Rute wie ein blinder Greis vor sich herhaltend, den Garten abschritt, und siehe, an einem Fleck, wo der wilde Rasen besonders üppig und fett wuchs, schlug die Rute gewaltig aus. Schmälzle stieß seinen vom Großvater überkommenen Stock in die Erde und sprach: „Hier wird gebohrt!", und der sandgelbe Stock mit dem geschnitzten Doggengesicht, dem rotlappenden Zünglein und den amethysten starrenden Äuglein hielt stumm und ehrfurchtheischend Wache, bis sein Gebieter einen Brunnenbohrer fand, der sich herbeiließ, hinter dem Rücken der Wasserpolizei, die Schmälzle wie alle Behörden in jedem menschlichen Tun als störend empfand, nach dem Wasser zu fahnden.

Der Brunnenbohrer hieß Hatschelbeck und war mit der Zeit in einen erschütternden Gegensatz zu seinem feuchten Handwerk geraten, der die Weiterführung desselben, ja, den Broterwerb schlechthin in Frage stellte. Hatschelbeck war zu einem Feind des Wassers geworden, mochte es nun innerlich, was Gott verhüte, oder auch nur äußerlich mit seiner ansonst markigen Erscheinung in Berührung kommen. Jedesmal, wenn er mit höchster Überwindung sich herbeigelassen hatte, einen Brunnen zu graben, sah er sich genötigt, während der Arbeit und auch lange hernach mittels einer selbst erfundenen, homöopathischen Heilweise Ähnliches mit Ähnlichem, Flüssiges durch Flüssiges zu bekämpfen, seinen wahren Ekel vor dem Wasser durch eine ebenso wahre Neigung zum Alkohol niederzuringen. Dieser vom Schicksal so bedauerlich heimgesuchte Mann hatte nach der Bohrung des letzten Brunnens wochenlang in dem „Wirtshaus zur Traube" sich von der unwillkommenen zwangsläufigen Berührung mit dem feuchten Elemente zu heilen versucht, und saß nun dick in der Kreide, vollkommen auf dem Trockenen vor einem in Geldsachen abscheulich rohen, rundweg unbarmherzigen Menschen von Wirt. Wollte er nicht gepfändet und an der weiteren Befolgung seiner selbst verordneten Kur für immer verhindert werden, mußte er wieder den Kampf mit dem Wasser aufnehmen, mußte dies selbst hinter behördlichem Rücken.

Mit seinem Grundbohrer, brummend und unwirsch, trat Hatschelbeck an, werkelte bedächtig und langsam unter häufigen Brotzeiten, die er einer zum Munde geführten Schnapsflasche entnahm und elenden Rückfällen ins „Wirtshaus zur Traube", woraus ihn Schmälzle mit des Taglöhners Beistand öfters hervorholen mußte. Endlich gedieh das Bohren so weit, daß man, wenn man recht lauschte, und Schmälzle in Bereitschaft mit seinem silbernen Taufbecher tat dies ausgiebig genug, unterwärts ein Rieseln und Glucksen vernahm, den Lebenston der nahen Quelle, und man wußte es ohnedem, wenn man Hatschelbecks immer verdrosseneres Antlitz in Augenschein nahm, seine stets sprungbereite Haltung zur Flucht.

Plötzlich setzte ein Knistern, Knacken und Fauchen ein, unterdrückt noch, aber entschlossen, dann ein Knall wie von einem mäßigen Flintenschuß, und emporschoß, prasselnd und wild, kinderarmdick, gut drei Meter hoch ein weißglitzernder Strahl, und der Springquell fuhr, ehe er nur ausweichen konnte, an den entsetzten Hatschelbeck, überspülte verschwenderisch den Mann, der den Mund weit, weit zum Schrei geöffnet hielt, nicht aber einen einzigen Laut hervorbrachte, und der Brunnenbohrer sank seiner ganzen Länge nach hin, führte unbewußt die Flasche zum Munde und glich solchermaßen notdürftig die äußere Feuchte mit der inneren aus.

Mittlerweile, ohne sich um den so schwer betroffenen Mann auch nur im geringsten zu kümmern, vollführte der Rentner, den silbernen Taufbecher in der hochgeschwungenen Rechten, einen Freudentanz um den springenden Quell wie ein Heide aus aschgrauen Zeiten und schrie: „Mein Quell, mein Quell, mein Brunnen, mein künftiger Brunnen!", und näherte sich mit vor Erregung zitternden Beinen, mit immer noch tänzelnden Schritten dem Strahl, hielt den Taufbecher hinein, ließ jauchzend sich vom abprallenden Wasser über und über bespritzen, führte bebend den Becher zum Munde und trank und trank, die Augen verdrehten sich vor Wonne, nur noch das nackte kalte Weiße sah man, und wie bei einer heidnischen Verrichtung vor einem Wassergotte führte er die Linke andächtig und zärtlich von der Kehle über die Brust bis zum Leibe herab und deutete verzückt hiedurch den Weg an, den das unsäglich köstliche Quellwasser genommen.

Hatschelbeck raffte sich indessen auf und schwankte fluchend in das „Wirtshaus zur Traube", wo in Anbetracht der so bitter notwendigen homöopathischen Kur er vorerst nicht mehr so

Bei fallendem Schnee

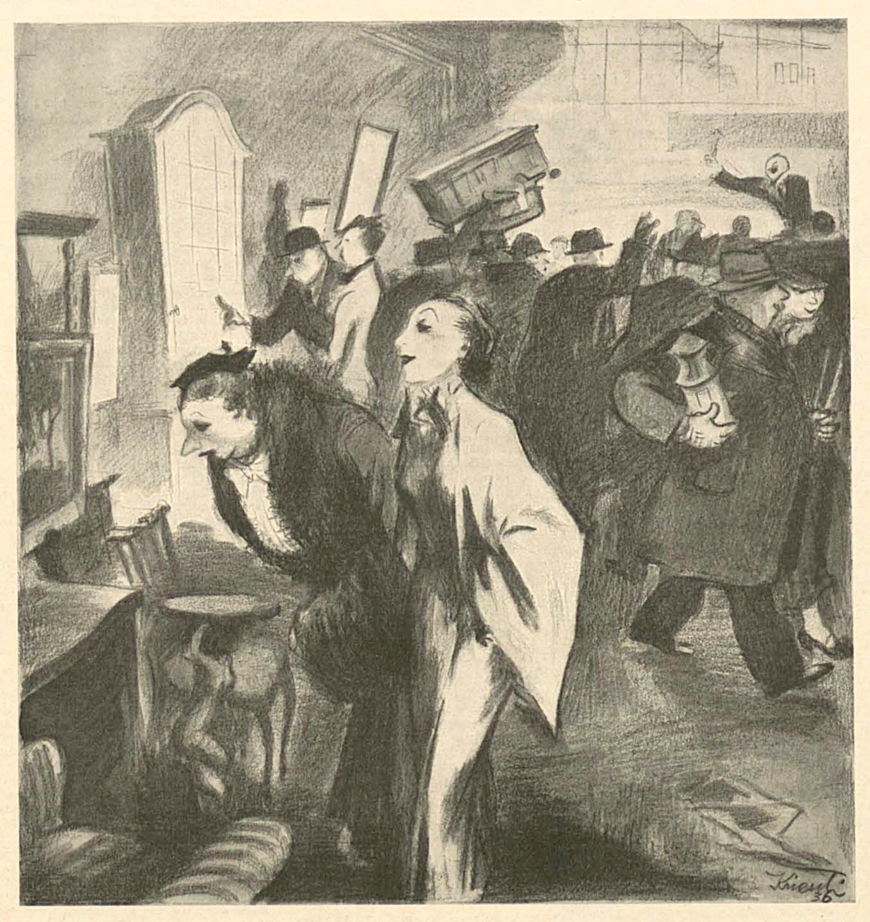
Von Eugen Roth

Winters, plötzlich in weißer Stille,
Wenn vor dem Fenster lautlos es schneit,
Und an den Scheiben die Flocken zerzittern,
Entsinnst du dich, wie der schwalbenschrille
Augusthimmel war über dir weit . . .
Oder der Juni mit wilden Gewittern
Zornig zerriß sein prangendes Kleid.

Und es wird dich zu Tränen erschüttern,
Winters, plötzlich in weißer Stille
Das Gedächtnis verschollener Zeit . . .

In der Kunstversteigerung

(R. Kriesch)



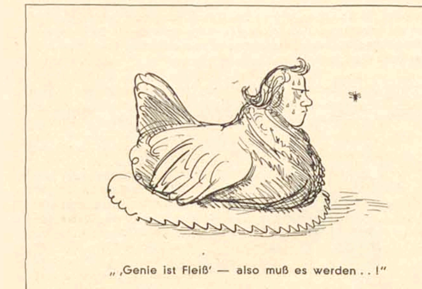
„Schau nur dieses reichbemalte Rokokobett! Das wär' doch was für euch!" — „Nein, meine Liebe, im Schlafzimmer wünsche ich mir mehr Sachlichkeit, Rokoko lenkt zu sehr ab!"

schnell an seine feuchte Arbeitsstätte zurückzukehren wünschte. Auch das überschüssige Wasser suchte nach den ihm seit Urbeginn eigenen Gesetzen seinen Weg, quoll, Laub vom vorigen Jahr und Ästlein auf dem Rücken, in breitem Rinnsal auf das Haus zu, sodann, da es hier Widerstand fand, schmiegsam und weise wie eine alte Schlange am Hause entlang, durch das Hoftor auf die Straße hinaus, wo es die Gosse, bei dem brottrockenen Wetter verwundert über den Schwall, geduldig nach einer Dole führte, in die es brausend sich ergoß. Gassenbuben machten sich die feuchte Masse zunutze, zogen, soweit sie noch nicht Barfüßer waren, Schuhe und Strümpfe aus und patschten heiter johlend in dem strömenden Rinnstein umher.

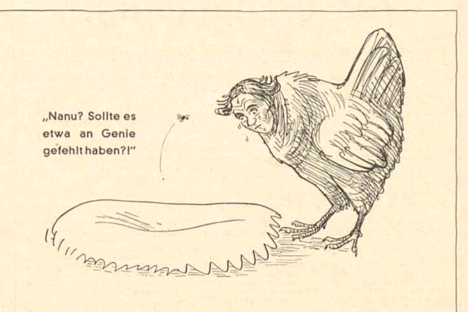
Unmöglich konnte das, was selbst Erwachsene in ihrem Laufe innehalten und über das rätselhafte Auftreten von Wasser ratschlagen ließ, dem geschulten Auge der Behörden entgehen, und ein Schutzmann seines Zeichens riß entschlossen die Schelle vor Schmälzles Haus, und wiewohl der dem Mann der Ordnung erklärte, die Dinge auf seinem Besitz, solange er nicht den Mitbürgern nach Hab und Gut und Leben trachte, gingen die Behörden nichts an, bahnte sich der behördlich befugte Herr den Weg, indem er auf die unzulässige Besudelung von Bürgersteig und Gosse verwies und den strafbaren Widerstand gegen einen Beamten im Dienst, trat stirnrunzelnd und taschenbuchzückend an den Wasserstrahl heran, vermerkte dessen durch Schmälzle und Beistand zweiter Hand verursachtes Vorhandensein, verschwand eiligen Trittes, kehrte wieder zurück im Verein mit einem sachkundigen Manne vom Wasseramt, und der stellte fest, daß der Rentner Eberhard Schmälzle unter Beihilfe des Brunnenbohrers Hatschelbeck eigenmächtig — die städtische Wasserleitung angestochen hatte.

Die Dichterin

(Fr. Bilek)



„‚Genie ist Fleiß' — also muß es werden . . !"



„Nanu? Sollte es etwa an Genie gefehlt haben?!"

Als er ihr einen Kuß geben wollte...

Von Fritz A. Mende

Als er ihr einen Kuß geben wollte, wandte sie sich heftig ab und zischte: „Ich bin kein Sinnenfutter für Männer!"
Dieser blaustrumpfige Satz ließ ihn zurückprallen, war sie doch jung und hübsch.
„Sie sind also kein — hm — Sinnenfutter", sagte er — und während er dies Wort aus seinem Munde hörte, gewann er jene Beherrschung wieder, die er eben um ein Kleines fast verloren hätte.
„Sinnenfutter", sagte er noch einmal ironisch und spürte dabei, wie es ihr peinlich war. „Ganz abgesehen davon, daß mich dieses Wort an mein zerrissenes Mantelfutter erinnert und Sie somit eine Gedankenbrücke geschaffen haben, die geradenwegs zum Schneider und weit ab von dem Gebiet führt, auf dem zu tummeln Sie mir untersagten" — seine Stimme klang schon beinahe väterlich — „ganz abgesehen davon also, muß ich gegen den von Ihnen ausgesprochenen Satz einwenden, daß er in prägnanter Form verschiedene Irrtümer zugleich enthält. Woher wissen Sie zum Beispiel, daß Sie das, was Sie ablehnen zu sein, nicht doch dauernd, täglich, stündlich, sind? Sie haben eine hinreichend proportionierte Figur, Sie haben — nun, ich will nicht alles aufzählen, was Sie haben, es würde einesteils zu weit und anderntells zu nah führen... Natürlich könnte ein anspruchsvollerer Betrachter mancherlei bemängeln, so Ihr Haar, das von jenem allzublonden Blond..."
Hier versuchte sie, etwas zu sagen, doch schüchterte er sie durch eine überlegene Handbewegung ein.
„Gut, lassen wir das Blond", fuhr er unerbittlich fort. „Halten wir uns — Sie verzeihen gewiß die sprachliche Zudringlichkeit — also halten wir uns an das Andere und Hinreichende. Es ist Ihnen doch bestimmt schon aufgefallen, daß sich die Männer all das mit sichtlichem Vergnügen betrachten? Und dem Anscheine nach haben Sie auch keineswegs etwas dagegen einzuwenden.."
Hier versuchte sie erneut, ihm dazwischen zu reden, doch kam er ihr zuvor.
„Ich kann mir denken, was Sie sagen wollen, nämlich: es geschehe wider Ihren Willen. Gestatten Sie, daß ich Sie an jene legendären Frauen erinnere, die sich, ihre Schönheit für Sünde haltend, nichts dringlicher als einen Affenkopf und einen Buckel wünschten. Und dieser ganz und gar unfilmische und geradezu umgekehrte Wunschtraum wurde ihnen, ob seiner erschütternden Besonderheit, erfüllt. Was aber tun Sie? Sie, deren Schönheit an der jener legendären Frauen gemessen, wenn man den Gerüchten Glauben schenken darf, eine zu vernachlässigende Größe..."
Hier versuchte sie wiederum, sich bemerkbar zu machen, doch hatte er jetzt schon genügend Oberwasser, dies zu übersehen.
„...eine zu vernachlässigende Größe ist, theoretisch gesprochen. Was tun Sie, frage ich? Sie kämmen sich, Sie pudern sich, Sie waschen sich mit duftenden Seifen, kurz, Sie sind als Mensch etwas Kosmetisches auf Beinen, und anstatt in Sack und Asche zu gehen, gehen Sie in Blond und Seide. Und Sie wagen es, zu behaupten, es geschehe wider Ihren Willen, wenn die Männer Sie stieläugig beglotzen? Ja, Sie wagen es und tun dennoch nichts lieber, als die Männer wider deren Willen herauszufordern. Jawohl, umgekehrt wird ein Schuh daraus. Männer sind Feinde der Gefühls-Anarchie, aber immer von neuem werden sie von Ihnen und Ihresgleichen in den Strudel der Sinne gerissen, wider ihren Willen, wenn es Männer sind. Sagen Sie immerhin: ‚Ich bin kein Sinnenfutter...' aber besitzen Sie wenigstens soviel Takt, nicht küssenswert auszuschauen! Nun — vielleicht glauben Sie gar, Sie täten es nicht und legen darum jenem ominösen Satz den Sinn unter, daß Sie sich nicht für hübsch genug hielten, um... Soviel Selbstkritik aber wäre unweiblich, und ich traue Ihnen diese Bescheidenheit, mit Verlaub, nicht zu. Weiterhin bestünde noch die Möglichkeit, daß Sie, Ihr eigenes Herz dem Gemeinwohl opfernd, eine Lanze für das gesamte weibliche Geschlecht zu brechen unternahmen, und Ihr Widerstand wäre eine Art Rache für tausend Niederlagen. Überlassen Sie das doch lieber den Häßlichen und Übriggebliebenen, die, wenn sie von sich sagen: ‚Wir sind kein...' höchstens verständnisvolle Zustimmung finden. Um aber jenes Wort einmal näher zu beleuchten: Sinnenfutter... Futter! Wie grob und ungewählt ist es doch. Klee ist ein Futter, und zwar für Kühe. Und der Klee hat gar nichts davon, wenn er gefressen wird. Sie jedoch, mein Fräulein, sollen ja mitnichten gefressen werden. Da Sie das aber anscheinend befürchten, haben Sie jenen, dem Volumen Ihres Wissens entsprechenden Ausdruck vom Futter gewählt, der eine so fundamentale Einseitigkeit enthält, daß man gleich ans Märchenbuch denken muß und an die in ihm vorkommenden Fabeldrachen, für die es eine Selbstverständlichkeit war, daß sie sonntags ihre Jungfrau im Topfe hatten. Vergessen Sie aber nicht, daß wir Heutigen uns den Drachen zwar gern in weiblicher, doch niemals in männlicher Gestalt vorstellen. Immerhin bringt mich die Abschweifung zum Märchenbuch darauf, wie sehr das, was Sie mir vorhin entgegenzischten, in jugendlichem Fürwitz nachgeplappert und wie wenig es eine Erfahrungstatsache für Sie ist. Sehen wir einmal von dem, was an einem gewissen Ausdruck zu bemängeln war, ab und nehmen wir ihn ganz naiv, wie Sie: sollten Sie nicht in Ihrem präzisen Satz ein kleines Wörtchen vergessen haben, das Wörtchen ‚noch'?"
Vor der Haustür tat er, als ob er ihr einen Kuß geben wollte. Doch da sie keine Anstalten machte, sich heftig abzuwenden, sondern — im Gegenteil — sagte er: „Ich kann es halt nicht leiden, wenn sich ein Mädchen zu leicht küssen läßt...", grüßte kurz und ging.

Lieber Simplicissimus

Das Töchterchen von Bekannten war recht krank. Da konnte ich meiner Familie eines Tags berichten, daß es der Kleinen nun schon besser ginge. „Ist denn die Inge immer noch nicht gesund?", meinte mein Zwölfjähriger. Seine sechsjährige Schwester sagte dazu in verweisendem Ton: „Denkst du denn, der liebe Gott kann hexen?"

Ein bekannter Geschäftsmann des Städtchens, Herr Klapperfaß, war abends auf dem Nachhauseweg auf ein alleinstehendes Fräulein gestoßen und mit ihr unversehens in den Stadtwald eingeschwenkt. Es ergab sich eine ungemein trauliche Situation, und das Fräulein, dem die Stille der Nacht und das Rauschen des Waldes zu Gemüte ging, flüsterte: „Jetzt gehet leise, nach alter Weise, der liebe Herrgott durch den Wald . . ."



„Wenn's bloß kein Bekannter ist", sagte Klapperfaß besorgt.

Es war im Religionsunterricht. Der Herr Pfarrer schilderte in beredter Weise die manchmal recht fragwürdige menschliche Natur. „Viele glauben", rief er aus, „sie dürften ihr Tun und Treiben nicht verantworten; leben in den Tag hinein, ohne zu bedenken, daß ihnen eines Tages auch die verborgensten Dinge aufgedeckt werden und daß einmal bei jedem die Stunde kommt, wo die verheimlichte Schuld wie ein Alp auf der Seele liegt, wo bekannt werden muß, was man gefehlt hat. Wer ist es wohl", fragte der Pfarrer, „der solchermaßen die schuldig Gewordenen zur Rechenschaft zieht?" „Das Steueramt", entgegnete Paulchen nach kurzem Zögern.

Zu dem alten Frauchen, das in einem der vielen gleichmäßig über die Stadt verteilten Aborthäuschen seines verantwortungsvollen Amtes waltet, kam eines Tages ein Vertreter und wollte einen kleinen Heizapparat verkaufen, der vorzüglich geeignet sein sollte, ihr über den Winter beim Warten auf die Kundschaft die Füße warm zu halten. Sie wollte zuerst nicht recht, entschloß sich schließlich aber doch, den Apparat zu nehmen.



„Meinetwege", sagte sie, „ich nehm' ihn; aber das mach' ich zur Bedingung: bloß auf Gege'rechnung!"

Paula klagte ihrer Freundin ein wenig über ihre Ehe. Ihr Mann sei ja schon recht, er sei sparsam und fleißig und einigermaßen verträglich, aber er gebe sich keine Mühe, sie auch seelisch zu verstehen.
„Das ist ja wünschenswert", meinte die Freundin, „aber viel ändert sich dadurch manchmal auch net. Mein Mann zum Beispiel versteht mich seelisch ganz ausgezeichnet, aber für neue Kleider ist er trotzdem nur schwer zu habe."

Rauschnabels Frau war wieder einmal tief unglücklich. Sie fühlte sich total verkannt und vernachlässigt und schalt ihren Mann einen kalten Egoisten. „Daß du mich einmal auf Händen tragen wolltest", schluchzte sie, „daran denkst du schon längst nicht mehr! So sehr hat deine Liebe abgenommen."
„Meine Liebe hat nicht abgenommen", entgegnete Rauschnabel milde, „aber du hast um zirka zwanzig Kilo zugenommen."

Meine Tante Anna erwarb in München einen kleinen Laden mit Antiquitäten. Sie verkaufte dort alte Bauernschränke, holzgeschnitzte Madonnen und Kruzifixe. Hin und wieder fuhr sie ins Gebirge und kaufte bei den Bauern an alten Dingen zusammen, was man ihr gab. Aber jeder Beruf hat seine Schattenseiten.

(O. Nückel)



„So fromm bin ich früher g'wesen", seufzte Tante Anna nach einem Jahr, „und jetzt kann i nimmer a Marterl oder an Herrgott seh'n, ohne sofort d'ran z'denken, was ma dafür zahlen müßt' und was ma dafür verlangen könnt'!"

Es sollen Fälle vorgekommen sein . . .

Von Georg Schwarz

Ein Mutiger hat recht, bedenkenlos in eine Gefahr zu springen. Das ist wahr. Ebenso wahr ist aber auch, daß ein ängstlicher Mensch Gefahren meiden soll, wo es geht!

Die Geschichte mit dem Jugendfreund unseres Onkels, die sich vor Jahrzehnten in einer Tierschaubude ereignete, beweist nichts anderes und ist wert, erzählt zu werden.

Der kleine ängstliche Mann pflegte bei Gelegenheiten, wo es auf Mut ankam, zu sagen: „Ich bitte euch, laßt das doch! Es sollen schon Fälle vorgekommen sein —" und suchte mit diesen Worten seine Freunde von waghalsigen Bergbesteigungen, Klettereien, Hochwasserbesichtigungen, Seiltänzereien aller Art zurückzuhalten.

Wie recht er hatte, in Bezug auf sich selbst, geht aus seinem einzigen, für ihn schrecklichen „Unfall" hervor:

Die beiden Freunde standen, es war vor Jahrzehnten, auf einer Wiese vor der Stadt vor einer marktschreierisch bemalten Schaubude und lasen mit Augen der Verwunderung vom „Tausendjährigen Krokodil", vom Königstiger, dem „Herrn des Dschungels", und von der Wildschweine fressenden Riesenschlange, die da zu sehen waren, und Onkel Justus hatte Lust, sich die Menagerie anzuschauen.

„Wollen wir?" sagte er und griff nach der Hand des Freundes.

„Wozu?" sagte Freund Amandus, „muß das sein?" und fügte ängstlich hinzu: „Wo man doch weiß, daß schon Fälle vorgekommen sind —"

„Schäm' dich, Amand!" sagte der Onkel darauf, „siehst du nicht, daß selbst die kleinsten Mädchen, ja, daß Damen, die sich doch sonst vor Mäusen fürchten . . ."

„Mäuse sind nicht ganz ungefährlich!" sagte Amandus.

Aber Onkel überredete ihn, zwang ihn beinahe und schleppte ihn fast mit Gewalt in die Bude. Er war willenlos.

Ein schmales, niedriges Zelt nahm sie auf und sie blieben gleich vorn bei der Riesenschlange stehen, die regungslos in ihrem Sandbett lag, ein Schlauch mit einer Verdickung in der Mitte.

„Gefährlich, Amand?" scherzte Onkel. Der Kleine lächelte blaß.

Ehe sie weitergingen, fuhr er plötzlich mit der rechten Hand an seine Rocktasche, in der sich etwas regte — es war nichts geringeres als der Rüssel einer Elefantin, die hinter ihm stand — stieß einen Schrei aus, als er sein hübsch zurechtgemachtes Abendbrot auf der Mündung des Elefantenrüssels hochschweben sah, griff mit dem Mut eines Verzweifelten danach, wofür ihm das Tier mit dem schneckenförmig geringelten Rüsselende einen Klaps auf den Kopf gab, daß er nach hinten stürzte, über den Fetthöcker eines Dromedars purzelte, sich zweimal überschlug, um schreiend und strampelnd im lauwarmen Alligatorenwasser zu landen zum Entsetzen seines Freundes und zur Belustigung des Publikums, das sich nicht vorstellen wollte, daß der Unglückliche in seinem künstlichen Nil in größter Gefahr schwebte.

Aber der „Tausendjährige" aus dem Nil rührte sich zum Glück nicht von der Stelle, ließ Freund Amandus in aller Ruhe über sich hinweg rudern und schwimmen, als wäre dieser nur ein Flußdampfer, aus dem er sich nichts machte.

Blaß, bestürzt nahm Onkel Justus den nassen Freund in Empfang. Auch ihre Freundschaft war etwas naß geworden. Als sich aber auf das lauwarme Bad keine Erkältung, auch keine Spur von Schnupfen einstellen wollte, ließ sich der Kleine versöhnen unter der Bedingung, sich nie wieder in ein solches Abenteuer begeben zu müssen.

Der Genießer

„Na, was treibst du?", fragte ich kürzlich einen alten Bekannten, den ich schon lange nicht mehr gesehen hatte. Ich erfuhr, daß er nun schon seit zwei Jahren verheiratet sei und es ihm leidlich gehe. Abends komme er gar nimmer fort, seine Frau habe das nicht gerne und selbander auszugehen, das könnten sie sich nicht leisten. Er sitze eben abends zu Hause und lese ein Weilchen, bevor er sich schlafen lege.

„Nanu", sagte ich, „du hast doch noch nie ein Buch in der Hand gehabt; woher auf einmal dieser Lesedrang?"

„Weißt du", erklärte er mir, „meine Frau kocht nicht sehr gut, da blättere ich eben nach dem Abendessen jeweils noch ein bißchen in dem Kochbuch, das ich ihr gekauft habe."

Von einem Hut und etwas mehr / Von Ernst Handschuch

Eine geraume Zeit war ich nicht in der kleinen Stadt am Rhein gewesen, wo eine meiner Schwestern wohnte. Aber noch weiter lag es zurück, daß wir eine gemeinsame Jugendfreundin, die dort verheiratet war, besucht hatten.

Den Nachmittag hatte ich dem alten Dom gewidmet, und es war schon spät, als ich mich erinnerte, daß wir ja heute unsere Jugendgespielin überraschen wollten. Ich sollte zuerst hingehen, meine Schwester dann bald danach. Weil die Wohnung der Freundin am Rande der Stadt lag, machte ich mich sogleich auf den Weg. Ich mußte mich doch länger als beabsichtigt im Dom verweilt haben; die Dämmerung fiel schon stark ein.

Als ich endlich am Ziel war, brannte bei den Freunden bereits Licht. Auf mein Schellen öffnete mir der Mann. Aus seinem verlegenen, schluckenden Sprechen konnte ich entnehmen, daß wohl gerade gegessen wurde. Ich entschuldigte mich daher und bat, später kommen zu dürfen. Doch da ließ sich auch schon Dorle, die Freundin, sehen. Nichts half mir jetzt. Ich mußte mit hinauf und am Abendbrot teilhaben.

Ich weiß es noch recht gut: es gab gemischten Salat, warme Fleischwurst und Bier. Dorle verteilte alles kunstgerecht und zauberte aus dem ursprünglich für drei Leute bemessenen Essen noch ein viertes. Ihre Freude, mich da zu wissen, war so groß, daß sie vor lauter Geplauder kaum aß.

Es mundete mir besonders gut, und ich vergaß völlig, daß auch Marie, meine Schwester, kommen wollte. Erst als es klingelte, fiel es mir wieder ein. Ehe es mir jedoch gelang, den neuen Besuch zu verraten, war Dorle schon auf den Balkon hinausgetreten. Inzwischen schellte es noch einmal recht heftig, und ich ärgerte mich über die Zudringlichkeit meiner Schwester. Eilte es ihr denn so sehr?

Weil es Marie tatsächlich war, durfte der Junge die Haustür öffnen. Dorle aber strahlte über das ganze Gesicht.

„Was geb' ich ihr jetzt nur zu essen? — Na, ich werd' schon noch etwas für sie finden", tröstete sie sich.

Doch da ging schon die Flurtür, und gleich darauf trat Marie in die Stube. Zu unserer Überraschung war sie in heller Aufregung. Ohne ein Wort oder eine Gebärde des Grußes sprudelte sie los: „Um Gottes willen, kommt. Am Hafen brennt's. Eben hab' ich's erfahren. Alles soll schon in Flammen stehen und nichts mehr zu retten sein!"

Wir waren alle entsetzt aufgesprungen und starrten sie entgeistert an, wußten wir doch, daß Dorles Mann in nächster Nähe des Hafens sein Geschäft hatte. Eilends verließ er das Zimmer, und wir hörten nur noch, wie er, gefolgt von dem Buben, die Treppe hinabrannte. Dorle indes hatte sich niedersetzen müssen. Nachdem sie sich ein wenig erholt hatte von ihrem Schrecken, ging sie in das Schlafzimmer und zog sich rasch um. Als sie herauskam, standen wir bereits auf dem Gang. Ich hielt meine Schwester, die am ganzen Leib zitterte, umfaßt und sprach beruhigend auf sie ein. Dorle schloß die Tür und knipste das Treppenlicht an. In diesem Augenblick aber geschah etwas, was ich wohl meiner Lebtage nicht begreifen werde: Dorle sah den Hut meiner Schwester und blieb wie angewurzelt stehen. Ihr schreckensbleiches Gesicht begann sich zu färben, um mit einem Male schier leuchtend vor Freude zu werden. Es war die gleiche Fröhlichkeit, wie die kurz zuvor beim Essen gezeigte. „Mariechen",

rief sie entzückt, „du hast ja einen neuen Hut. Kind, ist der schön, und gut kleidet er dich! Dreh' dich doch bloß mal herum. — Wirklich, Mariechen, du hast Geschmack."

Meine Schwester, die unwillkürlich an den Hut gegriffen hatte, er war schwarz, wie eine Kappe geformt und mit einer bunten Schnalle verziert, hörte auf zu zittern. Auch sie bekam ihre Farbe wieder, und ein wenig geschmeichelt antwortete sie, daß es ihr vorjähriger Herbsthut sei, den sie habe umändern lassen. Es sei gar nicht teuer gekommen, und er sei doch schön geworden.

Fortgeweht war die Erregung der beiden Frauen, ausgelöscht jeder Gedanke an den Brand. Nur der neue alte Hut war noch für sie da, und als ich ihnen vor dem Haus sagte, daß wir uns beeilen müßten, um zu sehen, was es mit dem Feuer auf sich habe, machten sie runde Augen. Doch gleich danach kamen Schreck und Aufregung wieder heftig über sie, sodaß ich nun alle Mühe hatte, sie zu beruhigen und mit ihnen Schritt zu halten.

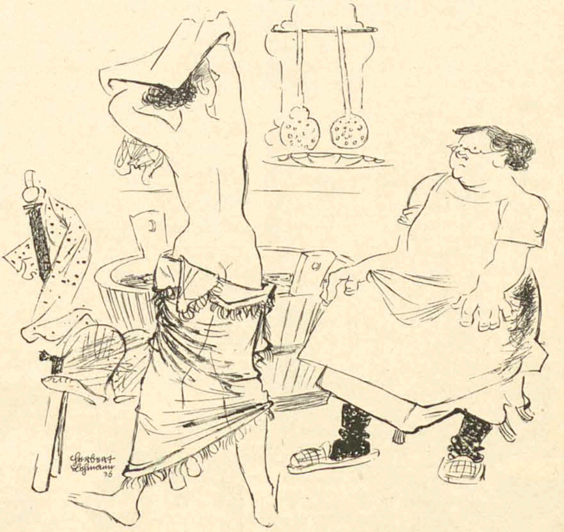
Am Hafen angelangt, erfuhren wir durch Dorles Gatten, daß seinem Geschäft keine Gefahr drohe. Er hatte es kaum gesagt, als sich beide Freundinnen lachend um den Hals fielen. Mißbilligend schüttelte Dorles Mann den Kopf. Doch ich nahm ihn auf die Seite und erzählte ihm von der Begebenheit auf der Treppe.

„Beneidenswerte Geschöpfe", meinte er. „Alles ist Gefühl bei ihnen und gerade wie es der Augenblick eingibt. — Warum sollten wir uns daher nicht eine Flasche Wein genehmigen, zumal da mir's noch schwer in den Gliedern sitzt?"

So geschah es denn auch, und die beiden Frauen erhoben nicht einmal den geringsten Widerspruch.

Das verdächtige Anzeichen

(H. Lehmann)



„Jetzt sag' ich dir's zum hundertsten Mal, Elly, sich erst so sauber waschen und dann fortgehn — das führt bestimmt zu nichts Gutem!"

(O. Nückel)



HERR KERN / VON ANTON SCHNACK

„Ich nehme die Äußerungen gegen Herrn Kern mit Bedauern zurück." Mathilde Porkelt.

Das ist der Abschluß eines Krieges aus dem Alltag, der sich als Notiz vollendet,
Damit hat die Sensation vom Hausblock 7 sich zum Höhepunkt gewendet.

Friedrich Kern, berufslos, Eckensteher, lebte von gelegentlichen Dingen
Als da sind: Teppichklopfen, Karrenschieben, Kofferüberbringen.

In dem Hausblock war er trotz der Vierzig doch der schönste Mann von allen,
Und er tat den meisten Frauen seiner Strammheit wegen gut gefallen.

Und er hatte eine Zeitlang seine Liebe an Mathilde P. verschwendet,
Aber, wie das mit der Liebe geht, war die seine bald vorbei und wo anders hingespendet.
Und Mathilde Porkelt war fortan aus diesem Grunde nur noch Haß und Rache,
Wo sie konnte (und sie konnte) brachte sie, verleumdend, Kern zur Sprache.

„Das ist einer", zischte sie geheimnisvoll in das Ohr von Fräulein Stoffeln,
„Der .. der läßt nichts steh'n." „Aha", sagte jene, „da sind meine Saatkartoffeln.

Ja, nun wird es Tag, dieser Kerl hat nicht ein Fünkchen Scham,
Ja, jetzt weiß ich auch, warum er jüngst zwischen Licht und Dunkel aus dem Keller kam!"
Und dann ging Mathilde weiter, andere Giftsaat auszustreuen:
„Wissen Sie, Herr Krause .. Kern und Hubers Frau .. Huber tut mich reuen."

Und das ging von Ohr zu Ohr: das Gerücht ward immer größer,
Und die Blicke schossen hinter Kern her immer hämischer und böser.

Wer's erzählte, hatte selbstverständlich ausgemalt und ausgeschmückt,
Daß Herr Kern ... man wüßte schon ... und im Kriege 14 hätte er sich auch gedrückt.
Und es konnte nicht ausbleiben, daß der Dreck kam zu den Kern'schen Ohren,
Ihm war hurtig klar: nur verschmähte Liebe hatte dieses Gift geboren.

Wenn er fragte, hieß es zuckend: „Ach Herr Kern, ich bin nicht im Bilde,
Aber unter uns gesagt, diese Porkelt, diese schwarzhaarige Mathilde!" ...

Also kam es, daß der Kampf um Ehre abgeschlossen wurde in Mathildens Küche,
Jeder horchte, jeder hörte Schimpfen, Weinen, Drohungen und Flüche.
Als Herr Kern heraustrat, siegerwuchtig und den Kopf erhoben,
War der ganze Horcherschwarm von der Küchentür gestoben.

Doch von diesem Zeitpunkt an war Mathilde P. verdrießlich,
Und sie schloß die Küche ab und verreiste zu der Schwester auf dem Lande schließlich.

*

Kern wird jetzt in stolzer Haltung laut von Tür zu Türe gehen:
„Hier, Herr Krause, lesen Sie, hier ist meine Unschuld klar zu sehen!"

Und Herr Krause wird Herrn Kern fest die Hand mit Manneswärme drücken:
„Ich hab's nie geglaubt, Herr Kern, daß Sie, nee ..." (und er jagte ein paar Mücken).

Der Zuverlässige

(K. Heiligenstaedt)



„Mit meinem Mann habe ich ausgemacht, daß wir uns nichts schenken — er bringt's fertig und hält sich dran!“

Im Hafen

(Wilhelm Schulz)



Was geschieht, ist gut

Von Paul Gurk

Im Böhmischen ging an einem Vormittag ein Waldarbeiter fort, um reife, gezeichnete Bäume zu fällen. Seine Frau hatte ihn gebeten, aus einer vor wenigen Wochen verlassenen Sandgrube frischen, trockenen, weißen Sand zu holen, den sie zum Aufbewahren von Kartoffeln, Zwiebeln und Gemüse brauchte. Die Sandgrube war nicht mehr abbauwürdig, aber soviel brauchbarer Sand würde sich wohl noch finden.

Der Mann, ein nüchterner, fleißiger, seiner Frau ergebener Mensch, ging fort, die Kaffeekanne am Arm, das Frühstück eingewickelt in der Tasche, einen leeren Sack über der Schulter.

Um die Mittagszeit wunderte sich die Frau des Waldarbeiters, daß ihr Mann nicht zur gewohnten Essenszeit heimkam. Sie wartete eine halbe Stunde, noch lange Minuten, wurde ängstlich, ließ die Pfanne mit dem frisch eingeschnittenen Speck auf dem Herdfeuer stehen und rannte in den Wald.

Ihr Mann arbeitete allein, eine ganze Strecke abseits von einer Gruppe von Holzarbeitern, die in diesen Tagen Bäume zu zersägen und zum Aufstellen bereit zu machen hatten.

Die Frau kam atemlos an und sah ihren Mann nicht. Seine Axt war in einen Baumstumpf gehauen, als solle der Stumpf sie sorgfältig aufbewahren; er selbst war nicht da.

Die Frau lief das Gesenke des Waldes herab und rief seinen Namen. Niemand antwortete.

In der Nähe der Sandgrube fand sie, wenige Schritte von dem überhängenden Rande, die geleerte Kaffeekanne, einen Bogen Papier daneben und Brotkrümel vom Frühstück.

Der Waldboden war noch feucht von den endlosen Regengüssen der letzten Wochen. Die Frau glitt aus und fiel, aber noch im Fallen sah sie, daß an einer Stelle der Hang der Sandgrube eingebrochen und Erde abgegangen war.

Im nächsten Augenblick war sie an der unteren flachen Stelle und starrte auf die reglosen Sandmassen. Da schien es ihr, wie sie gellend schrie, als ob sich der Sand leise bewege und Körner herabrieselten. Zwei Schritte davon sah sie das Ende der Schnur, die zum Zubinden des Sackes dienen sollte, in der Länge eines Fingers aus dem Sande ragen.

Die Frau warf sich hin und begann ohne jedes Besinnen den losen Sand mit ihren Händen abzuräumen. Endlose Minuten grub sie, keuchend, schweißüberströmt. Immer wieder rann der tückische Sand lautlos und furchtbar nach. Endlich aber sah sie die Hand ihres Mannes.

Nach einer Zeit des Fegefeuers hatte sie den Mann mit ihren Händen freigegraben. Er war ohne Bewußtsein; aber er atmete.

Der Zug mit dem erschöpften Mann auf einer Bahre von Ästen kam gerade in dem Augenblick in der Hütte an, als die Pfanne auf dem Herde durchgebrannt war und der Speck in dunklem Dampf schwarz und angesengt dalag.

Unter Lachen und Schluchzen goß die Frau das Feuer aus; aber die Pfanne mit dem winzigen Loch und dem verbrannten Speck nahm sie abseits und bewahrte sie wie ein Heiligtum auf.

Seit dem Tage der wunderbaren Rettung aber verwandelte sich der Mann auf eine seltsame Weise. Es war, als sei in der Zeit, während der er ohne Besinnung zwischen zwei Welten lag, sein Wesen vertauscht worden. Bisher war er ein sanftmütiger, arbeitsamer, nüchterner Mensch, der seinen schweren Beruf ohne Murren und mit einer stillen Freudigkeit ausübte. Er wurde jetzt boshaft, verschlossen, arbeitsträge und begann zu trinken. Klagen und Bitten der Frau aber, die ihn mit ihren eigenen Nägeln aus dem Grabe gekratzt hatte, berührten ihn nicht. Er vernachlässigte seinen Posten, ging kaum noch in den Wald und kam fast jeden Abend berauscht nach Hause. Machte ihm die Frau zu heftige Vorwürfe, so sah er sie mit einem schiefen, fremden Blick an und ging schon am Morgen ins Wirtshaus. Kam er dann spät zurück, so aß er nichts, lallte vor sich hin, stieg die Bodentreppe hinauf und legte sich schlafen.

Die Waldarbeiterfrau mußte für zwei arbeiten und bekam ein hartes Gesicht.

An einem Tage ging sie vormittags auf den Boden, um Wäsche aufzuhängen. Die schmale Treppe knarrte. Sie war alt und ausgetreten. Als die Frau mit dem leeren Korbe wieder herabstieg, glitt sie aus und konnte sich kaum halten. Eine Stufe war eingesunken und fast durchgefault.

Die Frau holte ein schmales Brett, Hammer und Nägel und wollte die schadhafte Stelle überdecken. Aber sie blieb stehen, den Hammer in der Hand, besann sich — und legte das Werkzeug wieder weg. —

Nach einigen Tagen glitt der betrunkene Mann aus, taumelte, konnte sich nicht halten und stürzte an derselben Stufe die Treppe herab. Aber er tat sich nichts, sondern wurde nur fast nüchtern und lachte kurz auf.

An einem Wintertag aber, nach etwa fünf Monaten, kam der Mann nicht nach Hause. Er war in einem Nachbardorf abends während des Zechens in Streit geraten, hatte nach seinem Messer gegriffen und war von seinem Gegner mit dem Kruge so unglücklich getroffen worden, daß er im Kreiskrankenhaus starb, ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein.

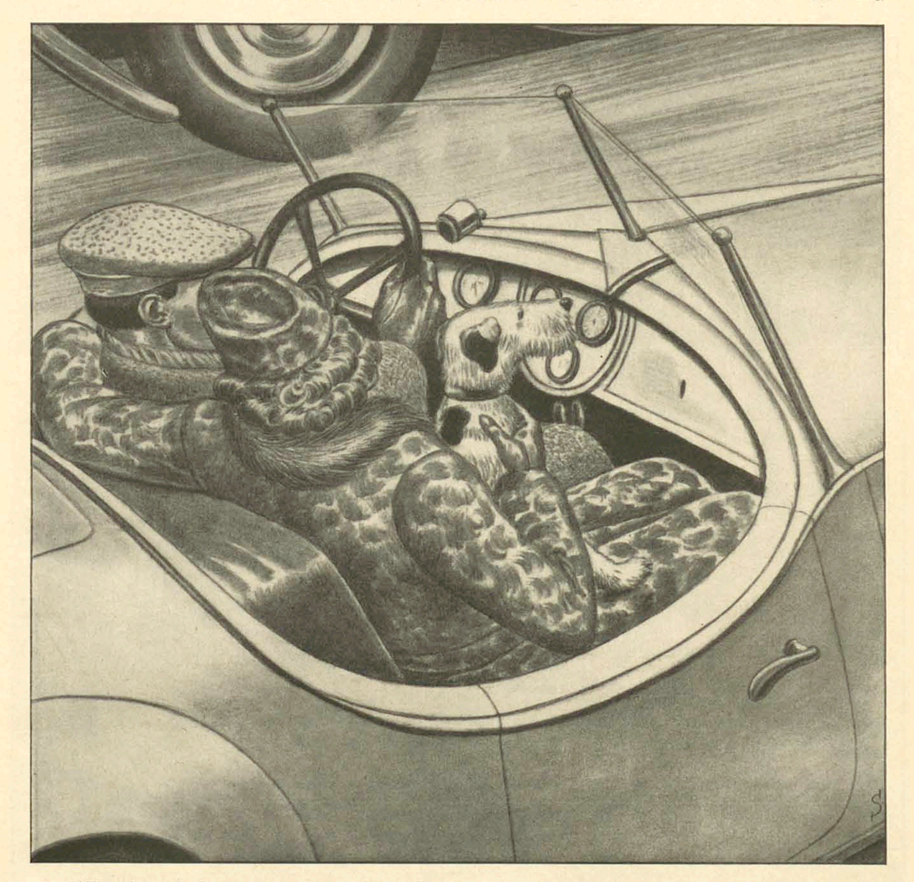
Zur Beerdigung erschien die Frau schwarz gekleidet, blaß, aber aufrecht, fast stolz, wortlos, ohne jedes Anzeichen der Trauer. Während der kurzen Sätze des Gebets blickte sie geradeaus und atmete tief. Als ihr aber der Totengräber die Schippe mit dem losen Sande hinhielt, griff sie fest hinein und warf die drei Hände Erde so heftig und gewaltsam in das offene Grab, als risse sie große Stücke Waldhang ab, um einen Riesen für immer zuzudecken.

Dann sprach sie laut und hart in die kalte Luft, daß ihr Atem rauchend hervorschoß: „Was geschieht, ist gut." —

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. III. Vj. 36 11643. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.
Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Der Gradmesser

(Erich Schilling)



„Willy, deine Liebe zu mir ist im Erkalten!“ „Keine Gefühle, bitte, solang ich am Steuer sitze!“
„Siehst du, wenn wir früher so fuhren, hat dich jede Verkehrsampel ein Strafmandat gekostet!“

Fundstück

Aus der „Hessischen Landeszeitung“:

Suche

für meine Nichte von morgens bis nach dem Spülen drei Oldenburger, eventuell mit etwas Schulbildung. Näheres Geschäftsstelle.

Der Pedant

Rektor Dr. B. war ein bekannter und tüchtiger Schulmann in Mecklenburg, aber dabei ein unverbesserlicher Pedant. Insbesondere konnte er sich mit all den damaligen amtlichen Vorschriften, die schulische Neuerungen bezweckten, nicht befreunden, „aus historischen Gründen“, wie er sagte.

Einer seiner Schüler hatte einmal in einem Aufsatz das Wort Schiffahrt mit drei F geschrieben, war aber noch rechtzeitig auf den Fehler aufmerksam geworden und hatte ein F durchgestrichen. Bei der Rückgabe und Besprechung sagte nun Dr. B. zu dem jungen Mann: „Leider ist ja durch amtliche Verfügungen unsere Orthographie auf den Punkt unerhörtester Schlamperei herabgesunken, so zwar, daß man vor förmlichen Wortverstümmelungen nicht mehr zurückschreckt. Wenn Sie aber schon, gedeckt durch amtliche Erlasse, diesen Unsinn mitmachen, ja mitmachen müssen, dann durften Sie auf keinen Fall das dritte F streichen, wie Sie getan haben, sondern Sie mußten das zweite F beseitigen. Denn nicht das anlautende F von ‚Fahrt‘ kann in Wegfall kommen, sondern das letzte F von ‚Schiff‘ muß leider unterdrückt werden.“

Die Amtsmiene

Der fürstliche Waldaufseher traf in einer Tannenkultur eine Dame an. Sie war jung und hübsch, aber das schien keinen Eindruck auf ihn zu machen. Im Gegenteil, es war, als ob er sich eines besonders rauhen Tones befleißige.

„Hören Sie 'mal“, sagte die also Zurechtgewiesene mit einem süßen Lächeln, „sind Sie Damen gegenüber immer so grob?“

„Dös will i meinen“, erwiderte er und strich seinen eindrucksvollen Schnauzbart, „i bin bloß einmal zu einer n e t grob g'wesen, nachher hat sie sich beschwert, daß i zu freundlich worden wär'!“

Sowjet-Propaganda

(Wilhelm Schulz)



„Wir haben in Sibirien eine Großstadt mit achthunderttausend Einwohnern aus dem Boden gestampft —

— wie sie kein Land der Welt aufzuweisen hat!"

München, 20. Dezember 1936
41. Jahrgang / Nummer 39

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Im Gasthaus zur „Goldigen Marianne“

(Erich Schilling)



„Wo bleiben denn die Herren vom Stammtisch?“ — „Madame, die kommen vorläufig nicht mehr. Sie sagen, die Preise seien zu hoch und die Bedienung zu schlecht.“

(J. Kreis)



mende Generation sie wieder für Kitsch erklärt oder sie an weniger anspruchsvolle Verwandte verschenkt. Dann kommt die allgewaltige Zeit und vernichtet sie meist mit Hilfe der fingerfertigen Hausangestellten, die sie beim Abstauben zerteppern.

Aber ein Rest bleibt schließlich doch übrig, und wenn wieder einmal hundert Jahre ins Land gegangen sind, stehen sie im Museum als bezeichnende Stücke, die den Geist ihrer Epoche atmen und davon zeugen, wie die Alten alles mit Kunst und Stil erfüllten. Drob freuen sich die Kunsthistoriker und können sich und einen zu erhoffenden Nachwuchs an ihnen in Stilkritik üben.

Ach, ihr armen Schäferinnen und ihr Vasen, auf denen sich Lilienstengel befehlsgemäß ihrer Entwerfer so lange wanden, bis sie die Fläche zeitgemäß gliederten, und ihr Bronzeritter, ihr habt jetzt gerade eine schlechte Zeit, einen Tiefstand, ihr Enterbten der Kommoden, die ihr noch nicht Antiquitäten geworden seid. Ich möchte euch trösten, auch eure Zeit wird wieder kommen, wenn einst die Bastelefanten und die süßen Stoffpüppchen und die steifbeinigen Füllen erst Spielzeug der Kinder sein werden und diese mit ihren hurtigen Händen sie „selten" machen. Dann erhebt sich wieder das lose Schäferpaar aus dem Hause und nimmt einen Ehrenplatz in einer kommenden Vitrine ein als rührende Erinnerung an Urgroßmamas Liebesfrühling, der auch nicht von Pappe war.

Erzählen Sie um Gottes willen davon nichts der Hilde. Sie soll nicht auf den Gedanken kommen, daß mein Geschenk ein Glied in der Kette des ewigen Nippes ist, der sich von uralten Zeiten bis in ihre Vitrine schlingt. Ich habe ihr nämlich etwas wirklich sehr Nettes ausgesucht: Ein Glücknashörnchen aus Kunstharz, in krakelierter Emaillefassung als Zigarettentöter montiert. Foitzick

Der gelbe Elefant mit kornblumenblauen Augen

Ich stelle Ihnen Fräulein Hilde vor, und Sie werden mir deswegen gewiß nicht böse sein; Hilde ist nämlich eine großgewachsene junge Dame, die mitten im Leben steht oder vielmehr sitzt, denn sie sitzt am Steuer ihres Wagens, schaltet und waltet an Hebeln und Knöpfen, kennt die Verkehrsvorschriften in jeder Beziehung und weiß genau, was ihr gefällt und was ihr nicht gefällt. Ihr gefällt zum Beispiel nicht das Umbausofa von Papa und Mama, auf dessen Bord blumenbemalte Gefässe aus unbestimmbarer Masse, der Jäger aus Kurpfalz aus Metallischem, die Schäferin mit zerbrechlichem Spitzenröckchen und schwärmendem Schäferich und viele andere gemütsschwangere Dinge stehen.

Hilde rümpft darüber die leichtgepuderte Nase, Hilde ist streng modern, heutig eingestellt. Sie steht mit ihren durchaus beachtenswerten Beinen auf dem Boden einer durch Kunstgewerbe gemilderten Sachlichkeit.

Hilde verachtet den Kitsch und ist für alles Schöne. Also, niemals würde ihr geschmackvoll eingerichtetes Zimmer durch einen Jäger von Kurpfalz, diesen nahen Verwandten des trutzigen Trompetenbläsers von Säckingen, verunstaltet werden. An seiner Stelle schmückt ein gelber Bastelefant, der aus kornblumenblauen Knopfaugen ins Leere oder Volle starrt, das Tischchen. Es ist ein durchaus heutiger Elefant, dem man ansieht, daß er mit einem wirklichen Elefanten an Naturnähe nicht in Wettstreit treten möchte. Deshalb ist er quittegelb und deshalb hat er blaue Augenperlen auf Perlmutterknöpfen montiert, die einen flehentlich darum bitten, ihn doch um Himmelswillen nur nicht für eine Naturnachahmung eines Originalelefanten zu halten.

Tiere in dieser Form sind ja jetzt so beliebt: Junge Fohlen, Katzen, Mäuse, Hunde, Schnecken, Salamander. Sie treiben sich auf allen Tischen herum, auf Kommoden und Schränkchen. Ihre eigentliche Heimat aber ist die Vitrine, dort weiden sie, dort sind sie, dort verkünden sie das Stilgefühl: Der alte Nippes ist tot, es lebe der neue! Sie sind der Gegenstand an sich. Man kauft sie sich nicht, man bekommt sie geschenkt, sie sind Geschenk an sich, letzte Zuflucht eines Schenkenden. Sie sind die Kleinigkeit, die man mitbringt.

Diese lieben Tierchen konkurrieren nur mit den „Gefässen", diesen Schalen, Töpfen, Näpfen, Kännchen, Becherchen, die darauf warten, daß man in sie etwas hineinstelle oder hineinlege. Die können lange warten! Es ist vergeblich. So viel kleine Gegenstände gibt es gar nicht auf der Welt, als daß diese Hohlräumchen alle ihrer Erfüllung entgegengehen könnten. Sie ruhen in der Vitrine, der Verbannung für Geschenke von lieber Hand. Da stehen die Töpfchen neben den Pferdchen, und die Schälchen neben den Glücksschweinchen, und harren der Zeit, daß die kommende Generation sie wieder für Kitsch erklärt (…)

Der alte Dichter

Von Ratatöskr

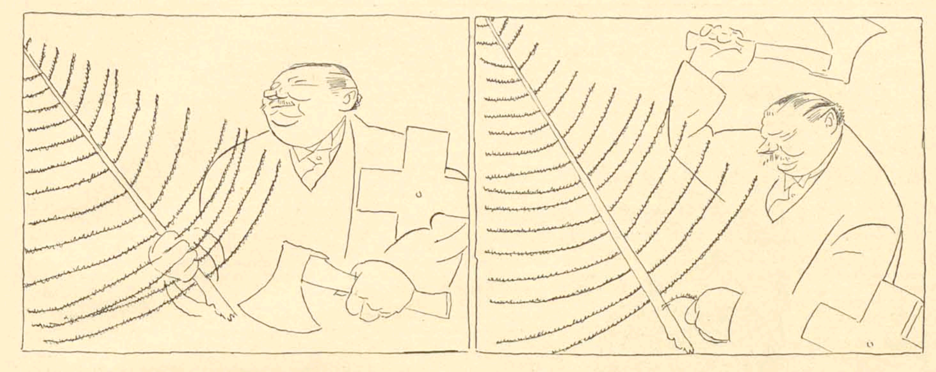
Ich traf ihn hinter dem Ofen, den Braven.
Die Füße waren ihm eingeschlafen;
aber der Kopf war noch immer wach
und grübelte über das Leben nach.
Die Augen, die hungrigen Augen, gierten;
die Finger, die mageren Finger, skandierten.

Und als ich nach seinem Befinden frug —
„Genug", so sprach er, „ist nicht genug.
Das fand schon Conrad Ferdinand Meyer.
Noch immer tönt die betagte Leyer.
Und daß es so ist und daß sie noch tut,
das stärkt und erhöht meinen Lebensmut."

„Glück auf!" versetzt' ich. „Das hört man gerne.
Ich wünsche fernerhin freundliche Sterne.
Und" — fügt' ich zärtlich hinzu und leis —
„daß die Versfüße Ihnen, verehrter Greis,
mit denen Sie wirken und weben und flechten,
noch lange, lange nicht einschlafen möchten!"

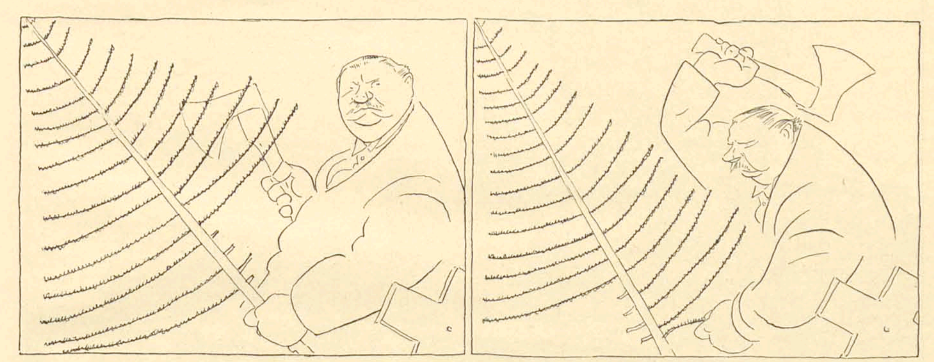
Die Axt im Haus . . .

(Olaf Gulbransson)



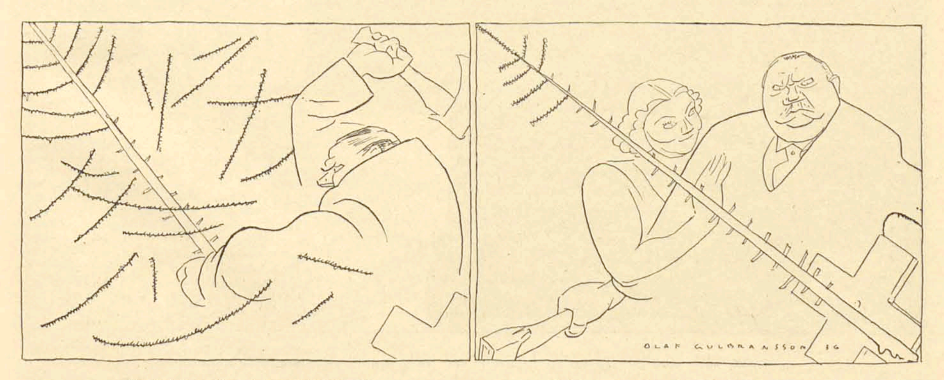
„Na, so ein herziges Tannenbäumchen . . .“

„ . . . aber zustutzen müssen wir's noch!“



„So, rechts hat er Luft, der Baum!“

„Oha, jetzt müssen wir links ausholzen . . .“



„So, jetzt werden wir's gleich haben!“

„Schön ist er schon, aber schlank, der Baum!“

Über den großen Teich

(Wilhelm Schulz)



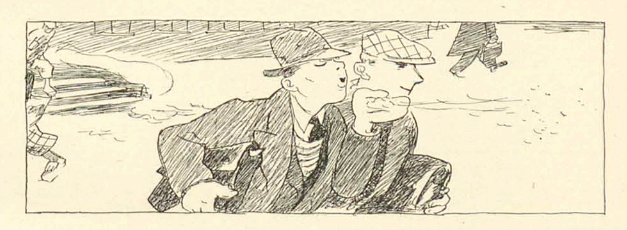
„Halloh, Miß Genf, in Amerika machen wir jetzt einen eigenen Völkerbund!"
„Viel Glück! Aber Vorsicht: Ich bin mit meinen achtzehn Jahren schon verkalkt."

Schwere Grippe am Kitzsteinhorn

Von Karl Springenschmid



Draußen lag ein fabelhafter Pulverschnee und herinnen erklärte Herr Professor Friedrich Kreisselmayer, was Darius im Jahre 494 vor Christi Geburt veranlaßt hatte, Histäos von Milet zu verdächtigen und in ehrenvoller Gefangenschaft zu halten.
Draußen, am oberen Rande des Fensters, war auch ein Eiszapfen sichtbar. An diesem Eiszapfen hing ein Wassertropfen und spiegelte sich in der Sonne. Der Tropfen wurde größer, größer und blitzte durch die Luft herab. Inzwischen war bereits der Aufstand der Punier in vollem Gange. Histäos schrieb auf die Kopfhaut eines Sklaven seine geheimen Weisungen und das ganze griechische Küstenland war in offenem Aufruhr.
Es hatte sich ein zweiter Wassertropfen gebildet. Schon hing er schwer an dem Zapfen und tanzte durch die Luft. Ich warf wieder einen Blick auf die Uhr. Während noch der Tropfen vor einer halben Stunde von der Entstehung bis zum Absturz zwölf Sekunden gebraucht hatte, benötigte er jetzt nur mehr siebeneinhalb Sekunden. Dies war wohl ein einwandfreier Beweis dafür, daß das Tauwetter rapide Fortschritte machte.
Darius beschloß, sich an den Eretriern zu rächen. Ich warf einen Blick zu meinem Freunde Kax zurück. Kax hatte seine berühmte Haltung. Er war vollkommen und ganz einwandfrei bei der griechischen Geschichte. Er hatte den rechten Arm aufgestützt, heftete seine Augen auf Herrn Professor Kreisselmayer und lauschte andächtig auf die Vorbereitungen des Perserkönigs Darius. Von Zeit zu Zeit, wohl um sich Notizen zu machen, warf er mit dem Bleistift etwas, das ich nicht sehen konnte, auf ein Blatt Papier.
„Streber!" pfauchte ich wütend zurück. Kax verzog keine Miene. Er nahm nur mit spitzen Fingern das Blatt auf und reichte es mir hinterrücks herüber.
Auf das Blatt war ein fabelhafter Berg gezeichnet. Kühn stieß sein Horn in die Luft, während sich an seinen Steilhängen weite, unermeßliche Schneefelder dehnten. Weit herunten, kaum erkennbar bei diesen wuchtigen Entfernungen, lag eine Alm, tiefverschneit.
Ich machte ein Fragezeichen auf das Blatt und gab es zurück. Es kam wieder und trug den Vermerk: „Kitzsteinhorn!".
Gott sei Dank, daß Datis und Artaphrenes geschlagen wurden und bereits die Rückfahrt antraten, so daß die Pause nicht mehr ferne war. Der Wassertropfen benötigte nur mehr sechseinhalb Sekunden. Wenn das so weiterging, schmolz das ganze Kitzsteinhorn noch zusammen. Ich zeichnete Kax eine tadellose Statistik dieses Tropfens auf. Er sagte bloß: „Schmarrn!".
Gleich hinter Herrn Professor Friedrich Kreisselmayer sprangen wir ins Freie, auf den Stadtplatz hinaus. Föhn? Nein, noch nicht! Aber vielleicht nicht mehr lange, und er kam. Dann war alles zu Ende. Noch war der Schnee auf den Dächern der Marktbuden schönster Pulver, noch war es klar und kalt, nur in der Sonne taute es. — „Und?" fragte ich Kax.
Kax überlegte. Dann sagte er: „Heute ist Dienstag. Die nächste Möglichkeit ist also Samstag nachmittag, das heißt in vier Tagen. Bis dorthin kann alles pfutsch sein. Wenn — dann morgen!"
Aber die Perserkriege? Aber die heronische Formel? Aber die Einteilung der Wirbeltiere? Stand nicht dahinter Karzer, Konferenz und Klassenbuch? Und Butz der Spürhund, der alles herausschnüffelte, Butz, unser Klassenvorstand?
„Butz schmeißt uns hinaus!" sagte ich.
„Memme", gab Kax zurück. „Butz schmeißt uns nicht hinaus. Butz fährt selber Ski!"
„Glaubst du?" zögerte ich.
„Das weiß ich, und übrigens, wir bekommen eine schwere Grippe!"
Wirklich, Kax hatte immer so großartige Gedanken. Es war doch eben die schönste Grippeepidemie im Gange. Alles hustete, schnupfte, nieste, alles legte sich mit dem Fieberthermometer ins Bett und trank Glühwein. Grippe war die große Mode, und es war ohne weiteres möglich, daß die Grippe auch unter uns stärker als bisher zu wüten begann. Schon während Butz, Herr Professor August Busen, die Wirbeltiere einteilte, bekam ich einen heftigen Hustenanfall. Ich behielt das Taschentuch in der Linken und steckte es während des ganzen Vortrages nimmer ein. Auch Kax preßte das seine gegen die Lippen, und man kannte es deutlich, daß Butz von dieser Rücksichtnahme angenehm berührt war.
„Wenn Ihnen übel ist, gehen Sie nach Hause!" meinte er. Kax schluckte heftig auf. Dann sagte



er: „Nein, Herr Professor. Danke! Es wird bestimmt wieder besser. Ich glaube, es geht rasch vorüber!" Kax hatte richtig geurteilt. Tatsächlich wurde sein Zustand bedeutend besser, und man kannte deutlich, daß Butz von diesem Verhalten abermals angenehm berührt war.
Am Gang draußen, während der Pause, als Butz vorbeiging, sagte Kax recht vernehmlich zu Staußberger, unserem Klassenersten: „Ich finde das so unmännlich, wenn einer wegen jedem Schmarrn heimrennt!"
So ging alles in bester Ordnung. Nur Ursula, unsere gute Zimmerfrau, wurde eingeweiht. Während wir die Skier bügelten — das einzige, was sie an uns nicht leiden konnte — wurde ihr alles erklärt.
Alle Möglichkeiten wurden in Betracht gezogen. Jedenfalls durfte niemand das Krankenzimmer betreten; denn Grippe ist ansteckend.
„Wie wird das enden?" fragte Ursula besorgt, während sie meine Seehundfelle nähte.
„Mit einem fabelhaften Schuß!" sagte ich, „Oh, Ursula, Sie haben ja keine Ahnung, was das heißt. Sie können sich das ja gar nicht vorstellen, Sie Arme!"
„Nein", sagte Ursula und lachte mit den beiden echten Zähnen, die ihr das rauhe Leben noch gelassen hatte, „das kann ich mir allerdings nicht vorstellen!"
Damals führte die österreichische Bundesbahn noch jenen famosen Personenzug, beschleunigt, mit dem man um fünf Uhr morgens schon in Zell am See war.
Vor uns stand das Horn einsam in dem kalten Wintermorgen. Sterne glänzten darüber. Wolkenlos war der Himmel.
Kax bückte sich und griff eine handvoll Schnee auf. Dann blies er drein. Da staubte der Schnee durch die Finger. — Nun rückten wir los.
Unvergeßliche Tage! Wir waren die einzigen Menschen in der Gegend. Seit dem letzten Schneefall war niemand auf das Horn gegangen. Also lag der Schnee rein und unberührt wie am ersten Schöpfungstag.
In sämtliche vorhandene Alpenvereinsdecken gewickelt, saßen wir an diesem Abend vor der Krefelder Hütte. Die letzte Sonne stieg am Horn empor. Klarblaue Schatten wuchsen über das Schmiedinger Kees. Unten im Tale war ein Nebelmeer.
Am nächsten Morgen spurten wir zum Magnetköpfl empor. Dann kletterten wir das Horn an. Als wir auf dem Gipfel lagen — es war völlig windstill — breit hingegossen in der warmen Sonne, zwischen den Nagelschuhen durch stand drüben der Glockner, da tat Kax die Frage:
„Wie lange dauert so eine Grippe?"
„Ewig", sagte ich; denn ich hatte noch nie eine Gipfelrast wie diese erlebt. Aber Kax hatte kein Verständnis für meinen poetischen Ausspruch.

(R. Kriesch)

„Drei Tage schon", sagt er. „Mindestens!" gab ich rasch zurück.
Kax sah mich von der Seite an. Ich wußte, was er dachte. Bisher hatte er mich nicht für voll genommen. Er hatte so etwas wie Reue erwartet, überhastete Flucht zurück zur Schule, gestotterte Entschuldigungen usw. Nun war ich so ganz anders, so männlich, wie er das nannte. Er spuckte weit im Bogen aus und sagte: „Jetzt dressiert der Butz seine Affen!"
Ich fand es überflüssig, jetzt solche Bemerkungen zu machen. „Der Glocknerl" sagte ich andächtig. „Ja!" sagte Kax, „bei der nächsten Grippe!"
Dann staubten wir über das Kees. Es war ganz unbeschreiblich. Alles, was uns noch mit der Erde, mit den Menschen verband, schien ausgetilgt. Da war nichts als dieser wundervolle, reine Schnee, unermeßlich weit, tief unten die Krefelder Hütte, und da waren meine braven Skier, schlank, schmal, und hinter Kax drein die wilden Schneefahnen, in die eine blendende Sonne schien.
„Komm, Kleinerl" rief Kax zurück. Aber da flog ich schon an ihm vorbei, raste in vollem Schuß über den Hang, daß es mir den Atem verschlug. Mit jagenden Pulsen standen wir vor der Hütte, schauten zurück auf unsere Spuren.
„Die gute Ursula", sagte ich, „sie kann sich das allerdings nicht vorstellen!"
Am dritten Tage traten wir wieder unter die Menschen.
„Das ist ja auf der Hand liegend", sagte ich, „und über jeden Verdacht erhaben. Grippe ist ja eine Infektionskrankheit. Daher ist es ganz natürlich, daß diese Grippe uns beide, dich und mich, auf das Krankenlager geworfen hat. Wir wohnen ja bei der gleichen Zimmerfrau, im gleichen Raume, und du hast mich eben infiziert. Ich verstehe nicht, wer daran etwas auszusetzen finden sollte. Ich war sozusagen verpflichtet, deine Grippe zu bekommen!"
Wir legten Ursula unsere schriftlichen Entschuldigungen zur Unterschrift vor. Es war nicht das erstemal, daß sie uns zuliebe diesen öffentlichen Betrug beging. Sie machte den Tintenstift an den Lippen feucht und blickte zu uns auf. Dann schrieb sie: „Ursula Hepperger, Zimmerfrau", mit rührend einfältiger, ungemein echt wirkender Schrift. So traten wir beide vor Butz.
Butz hatte die Gewohnheit, die rechte Schulter hochzuziehen.



Er schaute uns an und zog die rechte Schulter hoch. Wir wiesen unsere Entschuldigungen vor.
Er stand noch immer mit hochgezogener Schulter und steckte die beiden Scheine, ohne sie anzusehen, in die Rocktasche.
Wieso Angst? Er konnte doch unmöglich etwas wissen. Wir waren mitten in der Nacht auf den Bahnhof gegangen und mitten in der Nacht heimgekehrt. Und oben auf dem Kitzsteinhorn war ja kein Mensch, kein Mensch weit und breit.
Butz stand noch immer mit hochgezogener Schulter.
Ursula war verschwiegen wie das Grab. Es war niemand bei ihr gewesen. Niemand hatte uns nachgeforscht. Die beiden Entschuldigungen waren echt.
„Grippe", sagte Kax, „schwere Grippe!"
Butz stand noch immer unbeweglich und schaute Kax scharf in die Augen.
„Und wie war der Schnee?" fragte Butz.
Kax verzog keine Miene.
Das Blut hämmerte mir in allen Adern.
Kax und Butz standen sich gegenüber, ernsthaft, und starrten sich gegenseitig an wie die Käuzchen.
Da machte Butz eine Vierteldrehung zu mir her und fragte mich unvermittelt: „Wie war der Schnee? Na, sagen Sie's schon!"
„Er hat mich infiziert!" sagte ich etwas rasch.
„Das halte ich für möglich!" sagte Butz.
Dann schwieg er. Aber die rechte Schulter hatte er noch immer hochgezogen.
Plötzlich zuckte es um seine Mundwinkel. Dann sagte er: „Wenn Sie wieder Grippe bekommen, Kager, schwere Grippe, dann empfehle ich Ihnen ein ausgezeichnetes Mittel!"
„Bitte, Herr Professor!" sagte Kax. Er war wieder ganz sicher. „Contrasol!"
„Contrasol?", fragte Kax. „Herr Professor, verzeihen, aber Contrasol ist ja..."
„Gewiß", sagte Butz, „Contrasol ist ein Mittel gegen Sonnenbrand!"
Mir wich der Boden unter den Füßen.
„Wie war also der Schnee?", fragte Butz.
„Sehr gut", sagte Kax ruhig.
„Na also!", sagte Butz laut, „das wollte ich ja wissen!", ließ die rechte Schulter fallen, drehte sich um und ging.
Wir standen da und schauten uns an. Die Grippe hatte uns braungebrannt wie Neger. Da war keine Stelle mehr, mit der wir erröten hätten können.
„Jetzt schmeißt er uns!", sagte ich.
„Schmarrn!", erwiderte Kax. „Butz fährt ja selber Ski!" —
Er behielt recht. Es geschah nichts. Butz ließ sich sogar von Kax die Aufnahmen zeigen.
„Wenn Sie wieder eine Grippe spüren", sagte er am Schluß, „dann kommen Sie vorher zu mir!"
„Herr Professor meinen...!", fiel Kax ihm in die Rede.
„Nein, das meine ich nicht. Sie werden mich nicht infizieren, obwohl, wissen Sie...!" Butz schluckte heftig. Der Gute! Heute ist er ja schon lange unter der Erde. Heute kann ich es ruhig erzählen....
„Obwohl, wenn ich so jung wäre wie Sie... Aber ich meine, Kager, einen Urlaub kann ich Ihnen verschaffen, wenn Sie spüren, daß die Grippe ganz unwiderstehlich ist!"
Kax bekam feuchte Augen. Es war das erstemal, daß ich das bei ihm sah.
„Herr Professor...!", stotterte Kax und griff um seine Hand.
Zu mir aber sagte Kax an diesem Tage: „Ich habe es gewußt. Butz hat mich nicht enttäuscht, Butz ist wahrhaftig ein Mann!"

Gebannter Schatten

Von Dirks Paulun

Der Bildhauer raufte sich den grauen Rundbart, seufzte lächelnd: „Habe ich wirklich auf meine alten Tage noch Sinn fürs Malerische bekommen?" und versank sogleich wieder in den Anblick des Feuerwerks, das der Abend am Westhimmel versprühte. Als die letzten Goldfunken im grünen Lichtmeer ertrunken und verloschen waren, kehrte er in die Dämmerung zurück, setzte sich an den Werktisch, verharrte aber regungslos und starrte weiter zum Fenster.
„Mit einem Schattenriß nehmen wir es zur Not noch auf!" knurrte er vergnügt und tastete blindlings auf dem Tisch herum. Zwischen weichem Ton, Papier und Schnitzmessern trafen seine Finger auf ein Stück Zeichenkohle. Sie griffen es und zogen auch ein Blatt Papier heran. Daß es schon ein Bild trug, eine Tuschskizze zu einer Bronzefigur, kümmerte den Künstler nicht. Er drehte es um und ließ die Kohle vorsichtig über die Fläche huschen...
Aus wenigen Strichen rundeten sich ferne Kastanienkronen, zwischen die sich ein niedriger Giebel duckte; windschräg zielte eine Pappel nach der blassen Mondsichel, und von oben ließ eine nahe Eiche Zweige ins Bild zucken.
„Die Leiter hätten die Anstreicher hier wirklich wegräumen können!" schimpfte der Zeichnende in sich hinein. „So ein klobiges Balkenzeug paßt nicht in mein Bild. Menschenwerk, vom Menschen verlassen, steht ewig kalt und sinnlos in der lebendigen Landschaft..."
Aber indem er hierüber sann und seine Hand zögerte, die linke Ecke des Bildgevierts zu beleben, begann die Leiter vor dem Fenster zu schwanken, und eine schwarze Gestalt trat von unten in den Rahmen. Ein menschliches Schattenbild kroch am Gestänge herauf und machte sich zum beherrschenden Teil der ganzen Ansicht.
Der Bildhauer setzte die Kohle mit bebender Hand wieder an, während er dem Schattenriß, stumm, aber mit ganzer Seelenkraft, zuredete: „Noch eine Sprosse höher, dann verharre, schwarze Erscheinung! Wenn du auch undurchdringlich dunkel in der Dämmerung stehst — ich schaue unter deiner Vermummung deine wahre Gestalt; deine linke Schulter ist ein wenig gesenkt, du hast kurze Beine, deine Stirn flieht... Aber gerade so eine absonderlich verkleidete Krone der Schöpfung, ein verzerrtes Ebenbild der Gottheit, mit Mütze und Kleidung geziert, gerade so eine Gestalt bringt mir die Beziehung und Auflösung zwischen das strenge Leitergestänge und die gewachsenen Formen des Hintergrunds. — Ja, du wirst mir da zur rechten Zeit kostenlos ans Fenster geliefert — klebst an deinem Gerät und bist selbst schon halb und mehr zur Afterschöpfung geworden, du tragische Schattenpuppe von Herr der Erde..."
Die Schattenpuppe hatte sich nach einem Sprossenschritt zusammengeduckt und rührte sich nicht mehr. Sie „saß" dem Zeichnenden wie ein bestelltes Modell, langarmig, wie lauernd und von Angst gelähmt. Bei der letzten erschreckten Wendung spreizte sich ein Rockschoß schwungvoll zur Seite... „So ist 's richtig!" rief der Künstler halblaut, „da wiederholt sich mit Wirkung und Bedeutung die Kurve des untersten Eichenastes in verkleinerter und gemilderter Form. Mann, Sie sind ja zum Sitzen geboren!"
Jetzt aber schien sich der Schatten anders besonnen zu haben. Er sprang quer durch das Bild von der Leiter und verschwand aus dem Rahmen. — „Danke, es hat genügt!" sagte der Bildhauer und trug ein paar Striche nach. Wenn ein Bildhauer einen Menschen nur fünf Sekunden lang scharf angesehen hat, dann kann er ihn zeichnen und in Ton kneten und so genau beschreiben, daß es für einen Steckbrief ausreichen würde: schiefe Schulter, kurze Beine, einen Meter achtzig bis zweiundachtzig hoch, schmale Arme, niedrige, fliehende Stirn über dicken Brauenwülsten...
Aber als die Gartenpforte klappte, ließ der Bildhauer Licht über seinen Arbeitstisch fluten, warf nur noch einen prüfenden Blick auf seine Zeichnung und drehte das Blatt um. Die Tuschskizze einer Tänzerin erschien, und der Künstler begann, danach zu modellieren. An einen Steckbrief dachte er mit keinem Gedanken.
Es war auch nicht nötig. Der lange gesuchte Einsteigedieb lief nur noch zwei Straßen entlang. Es war ihm nicht mehr behaglich in seiner Haut, es war ihm grausam unbehaglich. Er fühlte sich beschworen, verhext, gebannt. Er meinte nun selber, daß er zum Sitzen geboren sei, und stellte sich bei der nächsten Polizeiwache.

W 3504



BELIEFERT UND HOFFEN IHRE ENKEL ZU BELIEFERN



In allen Weinhandlungen und Feinkostgeschäften zu folgenden Ladenpreisen:

HENKELL SILBERSTREIF	HENKELL TROCKEN	HENKELL *PRIVAT*
1/1 Fl. ... RM 3.–	1/1 Fl. ... RM 4.50	1/1 Fl. ... RM 5.50

Henkell Trocken wird auf Wunsch zu den Feiertagen ohne jeden Aufschlag in besonders festlicher Geschenkhülse oder in hübschem, farbenfrohem Geschenkkistchen, 3 Flaschen enthaltend, geliefert. Ihr Lieferant hat beide vorrätig!

HENKELL TROCKEN

HENKELL & CO

Wiesbaden-Biebrich



SEIT ÜBER HUNDERT JAHREN IN FAMILIENBESITZ

(F. W. Richter)



Keine Merkmale: „Schau hin, Alisi, is jetzt dös a Manndl oder a Weiberl?"
„Dös kannst auch net derkennen, aber a Wintersportler is's auf jeden Fall!"

Schnee der Kindheit

Von Anton Schnack

Er ist an den Fenstern vorbeigeflogen,
Mundbehauchten Fenstern am Nachmittag,
Die Stube von gutem Kaffeeduft durchzogen,
An der Wand klopfte rastloser Uhrenschlag.

Er ist in die verwinkelten Gassen gefallen,
Vor die Werkstatt vom Schmied,
An den Rinnen zerrten die Ostwindkrallen,
Im Ofen ein Borsdorfer Apfel briet.

Er brachte von weither die Abenteuer,
Balladen aus getürmtem Grönlandeis,
Er schmeckte nach furchtbarem Nordlichtfeuer,
Nach Robben und Bären, zottig und weiß.

Er erzählte vom genagelten Schuhtritt der Jäger,
Erzürnt auf Fuchs und Dachs.
Er roch nach dem Holzmehl der Tannensäger,
Nach Zimt und weihnachtlichem Wachs.

Er kam aus dem Reiche der Märchen und Riesen,
Irgendwo in den Wolken versteckt,
Die das Flockengestöber fallen ließen,
Damit es die Wege und Felder bedeckt.

Er hat den schmerzlichen Schulweg begleitet
Und machte ihn wunderbar,
Er hat die klatschenden Ballen bereitet
Und den Schneemann, der drohend am Tore war.

Er hat den Vogel ans Fenster getrieben,
Der hungernd aus fremden Ländern zog,
Seine Krallen im Schnee viel Seltsames schrieben,
Das wieder im Gestöber verflog.

Er verzauberte wild den Abend der Träume,
Nach allen Richtungen schwärmten sie aus:
Die Stuben wurden unendliche Nordpolräume
Und ein Schiff zwischen Eis war das Haus.

Der heilige Ali

Unser kleiner Siamkater würde, wenn er in seiner Heimat lebte, nicht so umherlaufen wie hier in der Wohnung, sondern er würde als Tempelkater auf den steinernen, breiten Stufen eines der heiligen Tempel sitzen und göttliche Ehren genießen. Davon ist er bei uns weit ab.

Die Ehren, die er nicht genießt, genießen wir. Durch ihn. Wir genießen sie abwechselnd, indem er bald bei dem einen, bald bei dem andern auf dem Schoße oder im Arme ruht, denn der, den es trifft, fühlt sich jedesmal geehrt durch das Vertrauen des kleinen Katerchens und möchte sich auf den Satz berufen: „Tiere gehen nur zu guten Menschen!"

In Siam, um bei der Sache zu bleiben, würde niemand es wagen, Ali Klapse auf die Pfoten zu geben. Aber in Siam würde auch Ali es nie unternehmen, mit allen vier Pfoten gleichzeitig in die Gardinen zu springen und sich an den Gardinen außerdem noch — o Hausfrau — zu schaukeln!!!

Ruft man ihm zu, er möge das lassen, so erkennt man sofort, daß er tatsächlich eine jener Katzen ist, die an hohe göttliche Ehrenrechte gewöhnt sind; denn er hört zwar unseren Ruf, er schaut uns sogar mit Interesse an, aber er schaukelt an der Gardine weiter; und dann muß er hinaus, in die Küche, wo es dunkel ist.

Meine Frau will behaupten, daß er vor Gram weine. Aber dieser Schuft, der weint nicht, er will nur, daß er wieder hereinkommen könne ins menschliche Leben, in den Strudel der Welt. Einer von uns macht auch stets die Tür wieder auf, und nun — hallo, nun schießt er nicht etwa herein wie ein Reisender ins letzte Abteil des gerade noch letzten Wagens, sondern erweist sich auch jetzt auf fatale Weise ausdrücklich als heilig und siamesisch.

Und nun muß man diesen Herrn gar noch höflich ersuchen, in Gnaden einzutreten ins Zimmer. Er kommt geschlichenerweise gegangen, sehr, sehr ruhig und sehr, sehr umschauend, und indem er alles ringsum furchtlos ansieht, erblickt er auch die Gardine. Ah, da erinnert er sich. Richtig, das war es ja gewesen. Und... „Aaaaali!!!"

Aber nein, er ist nur vorbeigegangen. Er sitzt nieder und sieht uns alle und die Hausfrau noch besonders mit seinem kalten, harten und zeithabenden Katzenblick an. Erbettelt hat er nichts, versprochen auch nichts, und nichts und gar nichts. Und dann geht er langsam weiter, und dann kommt er — hops — auf den Stuhl gesprungen, auf den Arm gesprungen, auf den Tisch gesprungen. Auf den Tisch!

Er wirft nichts um, er geht um alles sauber herum, er tut keinen Schaden, er martert nur die Nerven. Nachher liegt er bei mir im Arm und erklärt mich damit zu einem guten Menschen, aber eine Weile später liegt er auch bei meiner Frau im Arm, und das erbittert mich. Will der Bursche Partei ergreifen, in meinem eigenen Hause? Wieso soll ausgerechnet meine Frau ein guter Mensch sein? Ist das gut, mir harte Worte zu geben, nur weil ich gesagt habe: „Dieses Katzenvieh geht mir direkt auf den Nerv!"?

Manchmal beobachte ich ihn, nur um an ihm herauszufinden, wieso ein Katzentier heilig sein kann (in Siam), das sich hinlegt, um sich mit Leidenschaft die Pfoten zu lecken und den Bauch und alles überhaupt. Sieht das vielleicht heilig aus? Auch wenn er mit seinem ewigen Kügelchen aus Silberpapier spielt, sieht er nicht heilig aus, eher sieht er dann auf natürliche Weise drollig aus, es geht ihm in solchen Momenten des Spielens offenbar gut, er hat offenbar keine, keine Sorgen dabei, nicht die leisesten, er spielt jetzt nur, er spielt sozusagen in einer schon gar nicht mehr irdischen Spielfreude und Lebensbegeisterung, so ein Kerlchen, kleines.

Und dann allerdings kann ich ihn doch wohl für heilig halten. Denn da lebt er als etwas Lebendiges und ist nach keiner Seite hin unterworfen; er hat seine Nahrung und sogar seine Bedienung, er verleiht Ehre dem, der ihm zusagt, aber er verleiht sie nicht wissentlich, sondern göttlich ungerecht und launenhaft, und im übrigen freut er sich des Lebens ganz einfach in glanzvollen rauhen Mengen, soweit er reichen kann.

Und dagegen der Mensch? Wie dumm lebt dagegen der Mensch, wie kümmerlich, wie finster! Ich sehe immer mehr: die in Siam sind gar nicht so dumm, wenn sie Katzen zu heiligen Tempeltieren machen.

Felix Riemkasten

(Zeichnungen O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Sie schritten selbander gedankenvoll durch den herbstlichen Wald und orakelten in Ermangelung eines anderen Themas über die Ehe. Oskar vertrat mit Entschiedenheit die Ansicht, daß zwischen den einzelnen Ehen ein turmhoher Unterschied bestehe.
Hermann widersprach dem. „Ich kenne", sagte er spitz, „einen, der glücklich verheiratet ist, und einen, dem man eine unglückliche Ehe nachsagt, aber beide sitzen eben regelmäßig abends im ‚Roten Ochsen' und spielen Skat."

*

Das Mädchen kam direkt vom Lande und kannte noch nicht alle Erfordernisse eines sogenannten „feinen" Haushalts. Vor allem konnte sie sich lange nicht daran gewöhnen, vom Herrn als dem „Herrn Inspektor" zu reden. Sie sagte zum Beispiel immer: „Ihr Mann möchte frühstücken!" oder: „Ihr Mann ist ausgegangen!" statt, wie die Gnädige es wollte, zu sagen: „Der Herr Inspektor möchten frühstücken!" oder: „Der Herr Inspektor sind ausgegangen!"
Man brachte ihr das einfach nicht bei. Aber eines Tages machte die Gnädige bei Tisch ihrem Gemahl im Beisein des Mädchens eine heillose Szene, und der Inspektor schwieg belämmert und wagte keinen Ton. Da ging das Mädchen mit dem Servierbrett hinaus und murmelte: „Es stimmt schon; er is tatsächlich bloß ein Inspektor, sonst hätt' er ihr jetzt den Mann 'zeigt."

*

Ich hatte ein möbliertes Zimmer. Bübchen nannte mich daher nur unsern „Zimmermann". Neulich fegte ich in urwüchsigem Tempo mit meinem Rad gegen einen handfesten Baum. Da war nichts mehr zu machen. Scheußlich sah er danach aus. Das Bett mußte mich hüten... Tage darauf. Beim Essen hatten sie grad festgestellt: nun liegt Herr Krause schon eine Woche im Bett! Tiefstes Mitgefühl bei Bübchen. Drohend sagte er später zu seinem Freund Hansel: „Geh, sei still, unser Zimmermann liegt doch nu schon im Wochenbett — — —"

*

Lenchen war in einem furchtbar steifen Pensionat erzogen worden; die alten Damen, die dort mit viel unnahbarer Strenge und hochgestelzter Würde das Szepter führten, hatten alles getan, um das junge Herz des Mädchens für ihre altmodischen Zimperlichkeiten empfänglich zu machen.
Als drum nach Beendigung der Pensionatszeit des Amtmanns Einziger eines Tages mit ihr eine Tour verabredete, war er ein wenig unsicher, wie der Tag mit einem so erzogenen Menschenkind verlaufen werde. Lenchen mußte davon etwas gemerkt haben, denn als sie das Weichbild der Stadt verlassen hatten, sagte sie plötzlich: „Ich werd' mich heut' vielleicht in manchen Situationen etwas prüde zeigen; aber gelt, lasse Se sich dadurch net entmutige."

Der kleine Franzl darf mit seiner Mutter einen Besuch bei Bekannten machen, die sich vor kurzem neu eingerichtet haben und zwar mit Stahlmöbeln. „Nun, Franzl", fragt der Hausherr den Kleinen, „wie gefällt es dir denn bei uns?" — „Na ja, ganz gut", sagt der Franzl höflich, „aber", meint er dann treuherzig mit einem Blick auf die nüchternen Stahlmöbel, „Sie müssen einmal zu uns kommen. Wir haben nämlich schon eine richtige Wohnung."

*

Die beiden Damen saßen im guten Zimmer und tranken ihr Kaffeechen. „Ja, ja", seufzte die eine, „man hat es in der Ehe nicht leicht; soviel Mißverständnisse, so viel Aneinandervorbeireden! Und so selten der Augenblick, wo einem der Gatte ganz sein Herz öffnet. Manchmal überfällt einen eine unsagbare Angst, daß es überhaupt keine Brücke mehr gibt zu dem Gefährten, mit dem man auf Lebenszeiten verbunden ist."
„In solchen Fällen", entgegnete die andere,



„stelle ich meinem mittags einen feinen Rostbraten mit knusperigen Kartöffelchen hin; das überbrückt bei ihm alles."

EIN KAKTUS

Von Nikolaus Schwarzkopf

Vor sieben Jahren hab' ich ihn gepflanzt, einen groben Feigenkaktus, genannt: der Barbar. Das Blatt, das ich damals einsetzte, war so groß wie meine Hand, auch so dick, so knochig, so fleischig und genau so von Adern durchzogen: ein vollsaftiges Stück Leben. Dieses Blatt trieb im ersten Jahr drei Blätter; im zweiten Jahr trieben die drei Blätter je fünf Blätter, und im dritten jedes der fünfzehn je sieben. Das quoll nur so neben-, über- und untereinander, und ich mußte das Gerüst immer wieder erhöhen. Viele Blätter brach ich ab, den ungestümen Wildling an Zucht und Ordnung zu gewöhnen, an aufrechte, saubere Männlichkeit und an Schönheit. Er widersetzte sich meiner Fürsorge beharrlich, er wollte offenbar ein Barbar bleiben, ein ungeselliger Wilder. Er wurde störrisch, er griff mich an, er ging nicht sanft mit mir um. Einmal sagte mir der Arzt, ich müsse mich vor dem Burschen in acht nehmen, er könne mich vergiften. Ich lachte, aber eines Tages schwoll mein Arm an, und hätte der Arzt nicht gleich gewußt, welches Gift in mich eingedrungen sei, dann hätte ich meine Liebe zu dem Barbaren vielleicht mit dem Leben bezahlt.

Im Sommer stellte ich ihn an die Wand der Waschküche, gegenüber jenem Häuschen, in dessen Tür — wie das auf dem Land so ist — ein ausgeschnittenes Herz sich zeigt, und jedermann meinte: der Platz sei vortrefflich ausgesucht. Der Barbar stand da auf dem Erdboden in einem hölzernen Kübel. Morgensonne hatte er bis nach zwölf Uhr. Gegen fünfzehn Uhr befiel den Burschen der Schatten. Er tat mir leid, ich sah ihn trauern, aber ich konnte ihm nicht helfen. Wenn er ein „Fleißiges Lieschen" gewesen wär' oder ein „Gretchen im Grünen", dann hätte ich ihn täglich der Sonne nachgetragen, den Nimmersatt; aber selbst wenn ich ihm gut wollte, dann mißverstand er die Güte, dann tappte er mit den bestachelten Blättern umher und verletzte seinen Wohltäter. O, wie jubelte er, wenn die Frau Sonne ihn richtig in den Fingern hatte, wenn sie ihn tropisch durchleuchtete! Da sah man sein Blut fließen, da strahlten seine Stacheln Giftfunken aus, da fühlten sich die mastigen Blätter warm und heiß an wie Brot, das eben aus dem Backofen kommt. Daß er in seiner Barbarischkeit viele Menschen ergötzte, wußte er nicht. Vielleicht aber lag in der Sucht, sich seine Eigengesetzlichkeit zu bewahren seine naturgewollte Schönheit, Barbar bleiben zu wollen.

Im letzten Sommer setzte er zum ersten Male Blüten an. Winzige Auswüchse zeigten sich wahllos am Rand der speckigen Blätter, auch mitten in der Blattfläche, und ich, der ich den Gedanken an Blüten schon längst aufgegeben hatte, dachte: der Dicksäck wird dir doch nicht krank werden? Die Auswüchse wurden zu kleinen Bechern, und vom oberen Rand herunter ritzten sie auf und ließen Streifen leuchten, die Blüten andeuteten. Viele Wochen lang verbreiterten sich die Ritze nicht; wie winzige Schnapsgläser aus den Wochen des Jugendstils saßen sie da: kaum der Mühe wert, aus ihnen zu trinken. Ordentlich ängstlich wurde ich, die Becherchen könnten wieder eintrocknen und mein Barbar könne an der guten Absicht, Blüten bilden zu wollen, sterben.

Doch eines Morgens kam ich hinaus, da waren sieben Blütchen aufgebrochen, sieben ganz kleine Dingerchen, unscheinbar und der Größe meines Kaktus durchaus unangemessen. Ich freute mich aber, daß seine Mühe nicht umsonst war und lachte hellauf. An eine Frucht zu denken, wagte ich nicht. „Ist das alles?" fragte ich ihn schließlich, „was du fertigbringst?"

Wer ihn so blühen sah, lachte über ihn. Ein Spott der Menschen war mein Barbar, aber in dem Spott verbarg sich offenkundig Liebe. Aus der Ferne erkundigte man sich nach ihm, man grüßte ihn, man gab mir Ratschläge; unbekannte Leute kamen in den Hof, ihn zu sehen, Kinder standen barfuß vor ihm, die Däumchen im Mund. Vorsichtig tippten sie mit den Fingerspitzen an den Stacheln umher, und wenn sie gestochen waren, gingen sie befriedigt fort. Ich mußte große Briefe schreiben und von dem Barbaren erzählen, ich bedichtete ihn, ich fotografierte ihn und schickte sein Bild bis nach Honolulu. Bienen kamen angesummt, suchten Honig und fanden sicher auch Honig, denn wie wären sie sonst so lang zwischen den Staubfäden sitzen geblieben? Mein Barbar ein Honigmann!

Meine Frau hatte ihre eigene Kakteensammlung, weil das so Mode war, eine Unzahl kleiner und kleinster Gebilde, gar lustlich anzusehen. Sie standen im Schatten des Birnbaums. Jedermann, der kam, wunderte und freute sich ob der bunten Farm. Ich wurde natürlich eifersüchtig, wenn die Frauen an dem Kleinzeug sich ergötzten und meinen Barbaren kaum beachteten. Ich ließ niemand aus dem Haus, der meinen Kaktus nicht bewundert hatte. Eine an sich gute und gediegene Frau, die ich am Arm zu ihm hinführte, flüsterte mir zu: „Zeig' mir deinen Barbaren, und ich sage dir, wer du bist!"

Aber nun starb mein Barbar, und das kam so: Weil ich oft heißen Blutes bin und mitten in der Arbeit auffahre, stand mein Barbar im Winter dicht neben meinem Arbeitstisch. Fuhr ich auf, dann stieß ich mit dem Kopf an einen der Pfeile, und ein winziges Tröpflein Gift mäßigte meinen ungestümen Drang. Auch warf die Sonne mittags zwischen vierzehn und fünfzehn Uhr das volle Bild meines Freundes mir auf den Schreibtisch, das toll verstachelte Bild eines ungestümen Wildlings, das wüste Zeichen einer an sich starken, aber ungebändigten Naturkraft, und das tat mir gut. Mein Geist erging sich munter in dem Gehege und schwang sich — wie von ihm überflammt — auf. Ich mußte aber verreisen, und während meiner Abwesenheit fiel der Winter unbotmäßig ins Land. Als ich heimkam, stand mein Barbar, der aus der heißen Zone stammt, verhüllt unter einer wohlriechenden warmen Pferdedecke, aber er war — erfroren. Das Mutterblatt, das im Lauf der Jahre völlig verholzt war, widerstand am wenigsten dem Frost, weichte und brach ein, und ihm folgten die oberen Blätter, weichten und hingen tot am Gestell. Ich weinte laut. Ich raste im Haus umher, aber was nutzte mich das! Ich trocknete die Tränen und mäßigte meinen Zorn, wie es einem Mann zusteht. Ich habe zwar nie gespitzwegt im Leben, aber ich begann, als ich wieder allein bei der Leiche stand, erneut zu weinen.

Ich nahm die Rebenschere, löste die Bastbänder, holte die lange Zange und brach Blatt um Blatt aus dem Gehege heraus, vorsichtig, daß der Tote, dessen Säfte erhöht vergiftet waren, mich nicht stäche. Dreimal füllte ich den Holzkorb mit den Leichenteilen. Ich trug alles auf den Mist. Ich wollte, daß mein Barbar daselbst verwese, d. h. sein eigenes Wesen aufgebe und in ein anderes hineinwese, ja, und ich freute mich schon: Rosen zu schneiden, die vom Humus meines Barbaren schöner geworden, Äpfel zu essen, die süßer geworden, ein Amsellied zu hören, das würziger geworden, daß ich an meinen Barbaren denken könne. Der liebe Gott ist ja so ein weiser Hausvater!

Aber hört: mein Barbar lebt noch! Im Frühjahr lagen von den vielen Blättern zwölf lächelnd unter dem verwesten Laub der Reben. Sie lebten! Sie begehrten auf, als die Sonne sie betastete, sie riefen mich mit Namen. Ausgeruht, im eigenen Saft gestärkt, lagen sie vollsaftig, aber verblaßt da und riefen mir. Ich holte zwölf Kübel, ich pflanzte sie ein. Was ich tun will, ist dies: die zwölf Kübel will ich um mich her aufstellen, die zwölf Barbaren um mich her aufwachsen lassen, meine Biskayen, meine Berserker, meine Sancho Pansen. Ein lebendiger Zaun soll da werden voll bebender Kraft, voll Gift, voller Lanzen. Es bliebe freilich die Frage: ob ich inwendig noch etwas besitze, was wert wäre, so gehegt zu sein...

Nachtgedanken

(Fr. Bilek)



„... Hab' ich nur geträumt - oder ist es wahr?"

Das Modell und seine Malerfreunde

(R. Kriesch)



„Um Himmelswillen, auch er will mir ein Bild schenken! Die Kunst in Ehren, aber zu Weihnachten will ich was Richtiges geschenkt bekommen!“

Jägerlied / Von Georg von der Vring

Wär' ich ein Wild
Und lebt' ich in Wäldern!
Unter der Neige
Stäubender Zweige
Ging' mir der Winter dahin.

Heute noch prangt
Am Liguster die Beere!
Schwarz unter vielen,
Frierend auf Stielen,
Nimmt sie der Winter dahin.

Schwarz ist der Schrot
Im Rohr meiner Flinte!
Feuerfarben
Sprühen die Garben
Hinter dem Wilde dahin.

Heute das Wild
Und morgen der Jäger!
Nachts in der Hütte
Stören mich Schritte;
Aber ich höre nicht hin.

Onkel Eduard macht Einkäufe

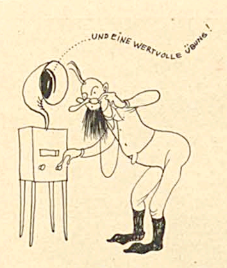
(K. Heiligenstaedt)



„Was wünschen der Herr, bitte?" — „Ich möchte 'mal gern etwas in Schlüpfern sehn . . ."

Kann Radio hören gefährlich werden?

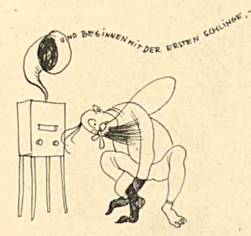
(F. Högner)



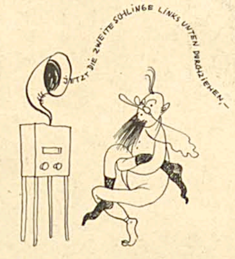
„Aha, die Gymnastikstunde!"



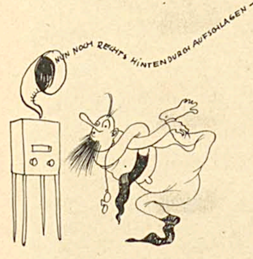
„Diesmal wirklich interessant!"



„Glänzend für die Beckenmuskeln!"



„Tolle Übung, reichlich übertrieben!"



„Das soll noch Volkssport sein?"



„Ach so, das war was für Hausfrauen!"

Helene ohne Unterleib / Von Fritz A. Mende

Als kleiner Junge glaubte ich, die untere Hälfte der Frauen bestehe aus einer Art Fleischglocke, und um die zu verstecken, trügen sie Röcke. Nun hat das der kleine Junge nicht etwa deshalb geglaubt, damit der Erwachsene Gelegenheit habe, unanständige Geschichten darüber zu schreiben. Wie könnte ich denn den Wurm literarischer Frivolität an die unreife Frucht kindlichen Nachdenkens setzen, da mir die Scheuklappen einer streng moralischen Kinderstube selbst heute noch die unmoralischen Perspektiven einengen. Doch — um von den üppigen Metaphern zu schlichtem Deutsch zurückzukehren — daß meine Kinderstube mit Moral sozusagen tapeziert war, dürfte jedem Einsichtigen klar sein, wenn er inmitten einer aufgeklärten Jugend vernimmt: Fleischglocke...

Welch beneidenswert einfaches Weltbild besaß ich damals! Anatomie und Kleidung waren für mich so selbstverständlich und bar des Zwischenraumes verbunden wie das Wasser mit der Badewanne. Ich wußte: die Männer haben Beine und stecken sie in Stoffröhren, Hosen genannt. Dieser Satz ließ sich ohne Mühe umkehren: die Männer tragen Hosen, also haben sie Beine. Auf die Frauen angewendet — denn da mir hier die Erfahrung fehlte, mußte die Logik herhalten, nebenbei bemerkt auch sonst ein beliebter Schachzug der Metaphysik — hieß das: die Frauen tragen Röcke — also haben sie Fleischglocken! Einleuchtend wie alle falschen Schlüsse...

Nun handelte es sich dabei nicht um „die Frauen" als philosophische und mithin ungeschlechtliche Kategorie, sondern — weil mir der Sinn fürs wahrhaft Allgemeine noch ziemlich abging — es handelte sich um eine Frau, die ich mir ungefähr tausendmal vorstellte, um zur Gattung zu gelangen. Es war Helene vervielfacht, Helene hoch x.... Helene dürfte damals für jeden Erwachsenen ein neunzehnjähriges Kleinstadtmädchen gewesen sein, mir jedoch schien sie achtbar und selbst schon äußerst erwachsen, und ich war vor ihr immer sehr verlegen und errötete leicht, wenn sie mit mir sprach.

Da Helene das erste weibliche Wesen war, mit dem sich meine Phantasie beschäftigte, liebte ich sie, suchte in knabenhafter Neugier ihre Nähe und wollte sie heiraten. Alles selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich ist es, daß sie eine Nachbarstochter war. Man wolle mir diesen Hinweis verzeihen, bin ich mir doch darüber klar, daß sich die Nachbarstöchter durch ihr allzu häufiges Auftreten literarisch durchaus unmöglich gemacht haben. Immerhin ist die eindrucksvolle Rolle, die sie nun einmal im Leben spielen, von der Psychologie des frühen Knabenalters noch viel zu wenig beachtet worden. Man hat sich dort wohl zu sehr auf den Ödipus-Komplex festgelegt, als daß man den kindlichen Trieben auch noch eine Nachbarstochter erlauben könnte...

Helene also war es, der ich die Fleischglocke an den rockverhüllten Rumpf dichtete. Ich konnte aber mit aller Logik nicht verhindern, daß Helene Füße hatte. Wie jedoch waren diese Füße und das Stück Bein, das der Rock unbedeckt ließ, an jener Glocke befestigt?... Ein ausgewachsener Wissenschaftler kann nicht folgerichtiger vorgehen: ich verlegte mich aufs Beobachten!

Die erste Feststellung, die ich in dieser Sache machte und die meine Neugier noch erhöhte, war, daß mir ein kleines Mädchen — das heißt: eigentlich war es noch gar kein richtiger Mensch, man sagte nur, es sei ein Mädchen — während es strampelnd im Bettchen lag, Beine zeigte, genau wie ich sie hatte. Doch ich gab mich damit keineswegs zufrieden. Vielleicht wuchs jene Fleischglocke erst bei einem bestimmten Alter, wer kannte sich denn so leicht bei den Erwachsenen aus?

Die nächste Gelegenheit — ach, sie war schmerzlich für mich — bot sich, als Helene mich einmal im Garten zu sich rief. Ich folgte errötend und freudig — da sah ich einen mir völlig fremden jungen Mann neben ihr sitzen, worauf ich prompt wieder umkehrte und vor Eifersucht zu heulen anfing.

Eilig lief Helene herbei, fragte, was ich denn hätte und nahm mich wie ein kleines Kind auf den Schoß, um mich zu trösten. Alles vor dem jungen Mann, der sich auch noch zu lachen erfrechte. Ich versuchte, mich loszumachen, und — heftig strampelnd — bemerkte ich ... tja, kurz und gut: ich saß auf keiner Fleischglocke.

Das war mir aber von jenem Augenblick an nicht mehr wichtig. Seit selbigem Tage haßte ich Helene, die treulose. Selbst als es sich herausstellte, daß der junge Mann nur ein naher, beziehungsweise ferne wohnender Verwandter und kein Nebenbuhler gewesen war, änderte sich nichts daran. Mein Haß war größer als ich geworden und — wer weiß — vielleicht steckte eine dunkle Kraft dahinter, die den kleinen Vorwand zu eignem Ziele ausbeutete. Ziel im Unbewußten... Lassen wir's, es ist doch nur ein Titel für einen schlechten Unterhaltungsroman. Heute mein' ich: mein Haß damals, er war Instinkt, einfach Nase... Denn Helene hat in der Erotik leider nur eine kinderpsychologische Gastrolle gespielt, später keine mehr. Sie ist im Laufe der Jahre eine alte Jungfer geworden, hochgeschlossen, mager, sittenstreng...

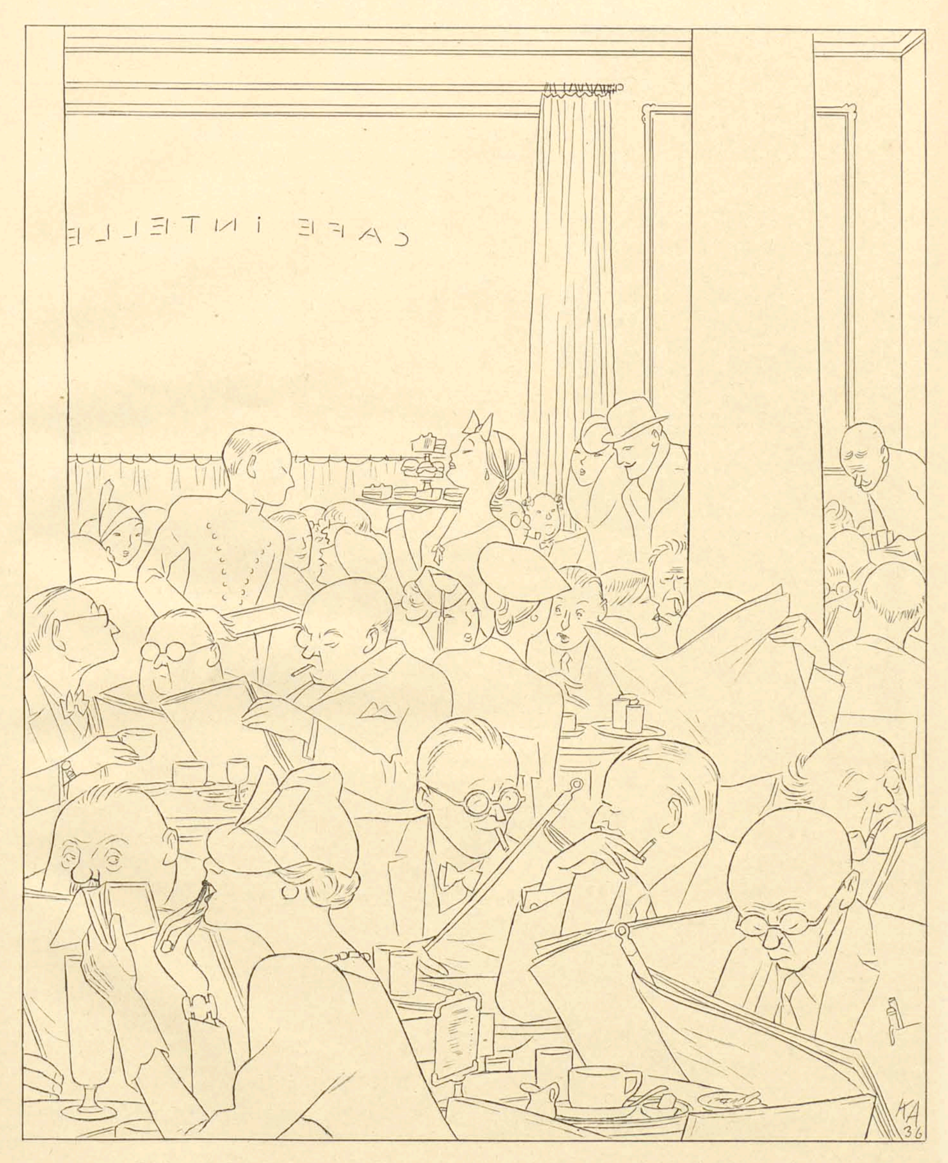
Von Fleichglocke nicht mehr die Rede. Aber eins steht für mich fest: Beine, nein, Beine hat sie nicht. Was sie nun eigentlich hat — mir kann's gleich sein, ich bin in diesem Falle nicht mehr so wissensdurstig wie als kleiner Junge.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. III. VJ. 36 11643. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Café Intellekt

(Karl Arnold)



„Kritiker sind wie Eunuchen, sie wissen wie man es macht, aber sie können's nicht."

Späte Reue

(Eduard Thöny)



„I sag' dir oans, Pepi: heirat'! Mi hätt' amoi Oaner mög'n,
der hat an Kropf g'habt — — heut waar i froh drum!"

München, 27. Dezember 1936
41. Jahrgang / Nummer 40

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

frohe Weihnachten!

(Wilhelm Schulz)

Ans Fenster knistert drauß' der Schnee,
Drei jungen Burschen tut's nicht weh.
Still schaun sie in den Lichterbaum,
Der weihnachtlich erhellt den Raum.

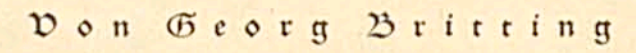
Gebt auch kein üppig Mahl voran,
Gibt es genug zu trinken dann.
So bleiben stumm nicht lang die drei,
Bald die Gitarre muß herbei.

Doch darf kein Schelmenlied es sein,
Soll die Gitarr' mit stimmen ein.
Wie sonst — ganz anders ist sie heut'.
Ein Weihnachtslied sie nur erfreut.

Das ist für sie heut' der Gesang,
Zu dem sie gibt den schönsten Klang.
Daß mancher im Vorübergeh'n
Bleibt vor dem Haus in Andacht steh'n.

Wilhelm Schulz

Die Könige im seidenen Gewand



(Wilhelm Schulz)



Das goldene Jesulein
Schläft in dem Stalle hier
Und beim Kerzenschein
Schläft auch jedes Tier,
Ziegenbock und Stier,
Das im Stall ist diese heilige Nacht,
Alle haben sie die Augen zugemacht.

Und ein Mäuschen nagt
Hinten in dem Stroh,
Und ein Käuzchen klagt,
Draußen irgendwo,

Und der Josef sagt:
Jetzt gleich geh ich in das Tal
[um Milch und Brot,
Und sie werden's mir nicht weigern,
[Sakerlot!

Josef, fluche nicht!
Sagt Maria zart,
Blas' aus das Kerzenlicht,
Gib acht auf deinen Bart!
Wart', bis der Tag anbricht,
Dann mach' dich auf den Bettelweg,
Du fällst im Finstern sonst
[mir bloß vom Steg!

Josef blies aus das Licht
Und schlief dann ein,
Und ihm zu Häupten hing
Sein Zimmermannsbeil.
Sehr lange schlief er nicht,
Dann, wie ein Pfeil,
Traf ihn ins Angesicht,
Quer durch ein Astloch klein
Ein goldener Schein.

Gleich fuhr er blinzelnd hoch,
Rieb sich die Augen noch:
Das wird der Tag schon sein!
Mit Silberstimme sang Maria: Nein.

Die Tür stieß Josef auf,
Traute den Augen nicht,
Drauß' stand ein goldner Hauf,
Glänzend wie Morgenlicht,
Gegürtelt schön mit Wehrgehenk
[und Band
Die Könige im seidenen Gewand,
Geschenke funkelnd in der
[heiligen Hand.

Und so sehr blitzten sie
In Prunk und Pracht,
Daß sie die dunkle Früh
Zum Tag gemacht'.
Sie fielen auf die Knie
Und beteten das Jesuskindlein feurig an,
Und die Sonn' war nicht so hell wie sie,
Als über Bethlehem
[sie ihren Lauf begann.



Es muß nach Weihnachten riechen!

Sicherlich, man kann Weihnachten auch auf der Spitze der Cheopspyramide feiern oder als Sommerfest in Rio de Janeiro, im Strandanzug mit Sonnenschirmen, Eisgetränken und Schwimmfesten, geradezu widernatürlich denke ich mir das, und wenn ich sentimental wäre, dann würde ich noch sentimentaler werden, wenn am Heiligen Abend die Rosen blühten und exotische Nachtigallen und noch exotischere Grammophonplatten schluchzten. Nein, in dieser Weihnachtszeit habe ich ein Recht auf meine Kindersentimentalität, am Weihnachtsabend soll es wirklich, wirklich, wirklich nach angebrannten Tannenzweigen, nach Äpfeln und Lebkuchen, meinetwegen auch zusätzlich nach Gansbraten oder Hasenbraten oder Truthahn duften. Am Weihnachtsabend werden auch wir Großstädter zu Kleinstädtern, und wir bekommen es fertig, wildfremden Menschen eine gute Nacht und eine fröhliche Weihnacht zu wünschen. Geradezu menschlich werden wir. An so einem Weihnachtsabend wird's selbst feierlich in der Neuhauser Straße in München und — der Fremdenverkehr verzeihe mir's — am Berliner Kurfürstendamm. Ja, das wird's.

Überhaupt, verachtet mir die Weihnachtsstimmung in der Großstadt nicht, diesen Bummel durch die Straßen mit Paketen, dieser Zauberwelt der gerühmten Schaufenster, in denen jede warme Unterhose ein Tannenzweiglein mit Lametta schmückt, auf daß sie aus den Niederungen der Unterwäsche in die Höhenluft des Gabentisches aufsteige. Da wird unsere benzindurchwehte Großstadt voller Poesie, und man möchte zum Abteilungschef des nahen Warenhauses geradezu Herr Nachbar sagen und ihm eine Prise anbieten. Der aber würde, da er bestimmt im Sommer am Tegernsee war, es vermutlich für angebracht halten, als Antwort zu jodeln. Man verstehe mich recht, das Weihnachtsfest macht selbst die Großstadt gemütlich, und das berührt uns so stark, da ja der Asphalt kein schwellendes und duftendes Moospolster ist und Verkehrsschutzleute keine Weihnachtsengel sind. Oder sollte doch in diesen Weihnachtstagen der die Arme ausbreitende Oberwachtmeister etwas vom guten Verkehrsschutzmann bekommen, der die Kleinen behütet? Lacht mich nicht aus, ich empfinde es so. Wenn dann hinter den Fensterscheiben die Lichter am Baume flackern, die richtigen Lichter, nicht die elektrischen bei einem fehlerhaften Kontakt, dann sind es dieselben wie in einem fernen Gebirgsdorf, wo man heute nicht in der Küche, sondern in der Stube um den Lichterbaum sitzt. Heut' machen wir alle ein „Brauchtum" mit, über das wir Großstädter sonst so leicht versucht sind, erhaben zu lächeln.

Solche Lächler sind Bingels, Herr und Frau Bingels, die pfeifen auf den Tannenbaum und versichern es sich immer wieder, daß der vierundzwanzigste Dezember ein Tag ist wie jeder andere. Sie sind angefüllt mit Sachlichkeit bis oben hin und sagen: „Warum sollen wir gerade heute abend Pfefferkuchen essen, wenn wir keinen Appetit auf ihn haben? Warum sollen wir einen Tannenbaum mit Kerzen bestecken, wenn das elektrische Licht so gut und preiswert funktioniert?" Bingels finden es sehr originell und persönlich, am Weihnachtsabend im Wartesaal des Hauptbahnhofes zu essen, und sie schenken sich ausgerechnet an diesem Abend nichts, so starke Persönlichkeiten sind sie. Sie sind vollauf damit beschäftigt, nicht an Weihnachten zu denken und haben alle Hände voll damit zu tun, die Lichterbäume nicht zu bemerken. Um ihre Lippen spielt ein verzeihendes Lächeln über die guten Leutchen, die sich nicht aus der Macht der Gewohnheit herausringen können. Vermutlich wäscht sich Frau Bingels an diesem Abend den Trotzkopf, um ihre unvoreingenommene Persönlichkeit zu beweisen.

Mit diesen Bingels kann ich nichts anfangen. Ich verlange, daß Kerzen ein wenig auf meinen neuen Schlips tropfen, ich erwarte eine leichte Magenverstimmung, und an diesem Abend müßte ich Lebkuchen essen, selbst wenn er mir durchaus nicht schmeckte. Es gehört dazu, daß ich mir beim Einsetzen des Baumes in den Metallständer Harzflecken mache und den rechten Weihnachtsfrieden verspüre ich erst, wenn der Kampf mit meiner Partnerin über Größe und Art des Baumes, ob Fichte oder Tanne, ob schmal oder breit, ausgefochten ist.

Dann kommt die Stunde vor der Bescherung, die schönste Weihnachtsstunde, wenn alle nervös sind. Jetzt heraus aus dem Haus in die stiller werdenden Straßen! In dem kleinen Lädchen holt noch ein Mädchen eine Zitrone oder ein Paket Streichhölzer. Leute mit riesigen, unförmigen Paketen gehen zur Bescherung bei Verwandten. Jetzt muß es eigentlich schneien, damit man verweht nach Hause gehen kann, den Schnee von Hut und Mantel klopft, mit der Geste Eines, der unverhofft aus weiter, weiter Ferne heimgefunden hat.

Noch ist mir die Vorstellung fremd, daß Menschen an diesem Abend nicht feiern können, daß Lokomotivführer und Schaffner auf Schnellzügen die Weihnacht durchsausen, daß in Werken und Fabriken Männer Dienst haben, ja, daß es Menschen gibt, die kämpfen und Krieg führen an diesem Abend. Sonderbar und unheimlich, daß es dies gibt — denken die Kinder. Foltzick

Friede auf Erden!

(Erich Schilling)



„Laßt euch nur durch den Kanonendonner da drunten nicht aus dem Takt bringen, Kinder! Eines Tages werden doch wir recht behalten!"

Rund um die Weihnachtskerze

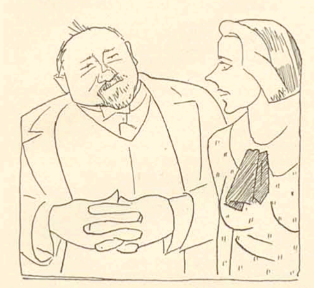


Die Motte flattert blöd ins Licht.
Ein weiser Hase tut das nicht.
Er hält Distanz und hoppelt nur
in der bewährten eignen Spur
sehnsüchtig sirmelnd drum herum
— wie du, verehrtes Publikum!

Das Wunder des Tollatsch

Von Hans Fallada

(Olaf Gulbransson)



Mindestens einmal im Jahre, zu irgend welchen Ferien, wie es grade kam, wurde ich von Tante und Onkel Lorenz eingeladen. Das vergaß Tante nie, trotzdem ich gar nicht mit ihnen verwandt war. Ich war nur so ein Waisenkind, das ihnen einmal irgendwie in den Weg gelaufen war und dann nicht wieder vergessen wurde. Tante Lorenz — Anna — liebte ich sehr, ich fand, sie war solch natürlicher, offener, grader Mensch. Es war bewundernswert, wie sie ihrem großen Gutshaushalt vorstand, die vielen Kinder erzog, stets tätig, stets in Eile und doch immer, hatte eines ein wirkliches Anliegen, mit aller Zeit und Teilnahme von der Welt.

Für Onkel Lorenz — Hans — waren meine Gefühle schwankender. Er wanderte meistens stumm mit reichlich mürrischen Falten im Gesicht umher, und hatte, erzählte man etwas, eine sehr erschreckende Art, plötzlich dazwischen zu rufen: „Döskopp!" Pause. Man brach ab, erstarrte. „Jawohl Döskopp!" Pause. „Nimm den Löffel, Döskopp, mit der Gabel schaffst du die Erbsen nie!" Und sich an mich wendend: „Du erzähltest, Mimi? Verzeih, dieser Franz ist ein völliger Döskopp." — Zu andern Zeiten war er, was er wohl lustig und aufgeräumt nannte. Dann neckte er jedermann, vor allem Tante Anna, bis auf's Blut, erzählte etwa, wie es hier auf Baumgarten nach seinem Tode aussehen und welche Art Mann sich Tante Anna aussuchen würde — „nach den Erfahrungen mit mir!"

Kurz und gut, Onkel Hans war mir etwas zu unübersichtlich und verzwickt. Hatte er mir aber einmal weh getan und sah Tante Anna mich heulen, sagte sie bloß: „Du bist doch ein rechtes Schaf, Mimi, und es wird wirklich Zeit, daß du aus der Hühnerwirtschaft von Pension und Seminar herauskommst und ein paar Männer kennen lernst. Männer haben nun einmal alle einen Sparren, und einen harmloseren als meinen Hans, der jedes Gefühl sogar vor sich selbst verstecken möchte, wirst du so leicht nicht finden!" — „Aber was haben denn meine rosa Zopfschleifen mit Onkel Hansens Gefühlen zu tun?!" rief ich klagend. — „Er hat vollkommen recht", sagte Tante Anna plötzlich ziemlich spitz. „Du bist wirklich in dem Alter, wo du dir dein Haar anständig frisieren könntest, Mimi, Schnecke oder Dutt oder meinethalben auch Bubikopf, statt mit solchen Hängern wie eine fallenstellende Tochter Evas herumzulaufen. — Und jetzt, bitte, wasche dir das Gesicht und gehe in die Küche und stengele Johannisbeeren ab. Achtzig Pfund hat der Gärtner hereingeschickt, und Mamsell hat keine Ahnung, wie sie die bis Abend bewältigen soll."

So waren meine Nennverwandten, die Lorenzens, und wie ich Jahr für Jahr zu ihnen kam, verlor Onkel Hans auch für mich manchen von seinen Schrecken. Richtig nahe kam ich ihm aber erst am Weihnachtsabend, nein, in der Weihnachtsnacht 1927. Von da an nickte ich verständnisinnig mit dem Kopfe,wenn Tante Anna sagte: „Er ist eben ein Kauz. Laß ihn nur kauzen... Es macht ihm Spaß und uns tut es nichts." Zu jener Zeit war ich schon wohlbestallte, fest angestellte Lehrerin, lehrte die Mädchen und wehrte den Knaben, und auffallende, schmetterlinghafte Zopfschleifen lagen weit dahinten.

Durch irgendeinen Zufall war ich in jener Weihnachtsnacht mit Lorenzens ganz allein. Keines von den Kindern hatte zum Fest nach Haus kommen können, kein Besuch außer mir war, scheint's, geladen worden. Und so saßen wir drei, ganz ungewohnt ruhig, unter dem brennenden Baum, erzählten uns sachte von verrauschten Festen, in denen dies große Zimmer laut gewesen war vom Jubel der Kinder, und waren schließlich ganz froh, als die Uhr auf Mitternacht ging. Tante Anna, immer die erste aus den Federn, war verschwunden, ich weiß nicht wie schnell. Onkel Hans schüttelte mir noch auf der großen, düsteren Diele die Hand, redete abgerissen vom Wetter und ließ mich nicht los.

„Gute Nacht, Onkel Hans", sagte ich schließlich. „Schlaf gut und Dank für alles."

„Ja, ja", sagte er. „Schön. Ist in Ordnung. — Du kennst doch Tollatschen, Mimi?"

„Natürlich", sagte ich sehr verblüfft; denn diese pommersch-mecklenburgische Schlachtespezialität war mir wohlbekannt. Aber was sollte das jetzt? „Es ist", sagte er stockend und schien richtig ein bißchen verlegen, „es ist gewissermaßen noch eine kleine Überraschung für deine Tante Anna. Würde es dir etwas ausmachen, jetzt in die Küche zu gehen und uns Tollatschen zu braten? Recht fett?" — „Jetzt —?" fragte ich verblüfft.

„Jetzt", sagte er. „Natürlich, wenn du zu müde bist..."

„Nein", sagte ich, „deswegen nicht. Aber bist du überzeugt, Onkel Hans, daß es für Tante Anna eine angenehme Überraschung sein würde?"

„Für Änne —? Die angenehmste von der Welt! Gewissermaßen ein Genuß. Sie müssen direkt in Fett schwimmen, spare nicht das Fett, Mimi! „Und... sagen wir, um zwölf Uhr dreißig klopfst du bei uns — mit den Tollatschen. Es ist wirklich reizend von dir, Kind, daß du mir aus der Verlegenheit helfen willst." Damit drückte er mir die Hände mit ganz ungewohnter Wärme und verschwand die Treppe hinauf.

Ich stand auf der Diele und starrte ihm nach. Hätte ich irgend einen heimlichen Weg zu Tante Anna gewußt, ich hätte sie trotz aller „Überraschung" doch lieber erst einmal befragt. Aber die lag sicher schon todmüde — in ihrem Bett. So ging ich, über die Schrulligkeit der Männer seufzend, in die Küche.

In der Küche roch es, trotz der späten Stunde, angenehm würzig, als sei eben erst frisch gebraten worden. Im Herd brannte ein Feuer. Ein alle Schrullen vorausahnender Jemand hatte einen großen Steintopf mit Blutwurst bereitgestellt, dazu süße Mandeln, Rosinen, Bratfett... Während ich die Blutwurst gut mit Rosinen und Mandeln durchknetete und die Klöße dann in die Pfanne legte, wurde mir immer rätselhafter und wunderlicher zumute. Tollatschen, das ist eben süße Blutwurst mit Rosinen und Mandeln gebraten, sind — sparsam genossen — ein recht schönes Schlachteessen. Aber sie sich in der Weihnachtsnacht eine halbe Stunde nach Mitternacht ins Schlafzimmer zu bestellen — das schien mir doch eine Schrulle über alle Schrullen. Und doch mußte es richtig sein, mußte es seine ganz natürliche Bewandtnis damit haben — denn wie sonst hätten hier auf dem Tisch der ordentlichen Gutsküche Wursttopf, Rosinen und Mandeln sich ein Stelldichein geben können —?

Aus der Diele unten gongte es tief und lang nachhallend Halb, als ich mit meinem Tollatschen-Tablett vor der Tür des Schlafzimmers stand. Ich wartete, bis auch der letzte Ton völlig verhallt war, dann klopfte ich zaghaft. Keine Antwort. Doch schien es drinnen hastig zu flüstern, verstohlen zu tuscheln, heimlich zu zischeln. Noch ein Klopfen, kräftiger schon — und die verschlafene Stimme des Onkels: „Wer ist denn da?"

„Ich!" rief ich. „Du weißt doch..."

„Was weiß ich? Daß jetzt Nacht ist und ich schlafen will!"

„Aber, Onkel —!" rief ich, schon verzweifelt und den Tränen nahe. „Die Tollatschen, du weißt doch —!"

„Tollatschen!" schrie der Onkel wütend. „Jetzt Tollatschen —?"

Und Tantes Stimme: „Aber komm doch 'rein! Was sind denn das für Tollatschen?"

Mir ist wie zwischen Schlaf und Wachen, wie halb im Traume befangen. Gedankenlos stoße ich die Tür zum Schlafzimmer auf, im Schein einer kümmerlichen Nachttischlampe sehe ich den Onkel verstört im Bett sitzen, halb verschlafen, halb wütend. Die Tante aber hat den Kopf auf einen Arm gestützt und sieht mir blinzelnd entgegen. „Was in aller Welt zu dieser Stunde..." flüstert sie.

„Die Tollatschen..." antworte ich, ebenso flüsternd. Dichter und dichter wird das Geheimnis, verworrener. Ich hier mit meinem lächerlichen Tablett in Händen, bestimmt wache ich gleich auf und Rieke ruft vor der Tür, daß der Krug mit warmem Wasser bereit steht. „Zeigen Sie mal her", sagt der Onkel, der richtige Onkel Hans

Heilige Nacht

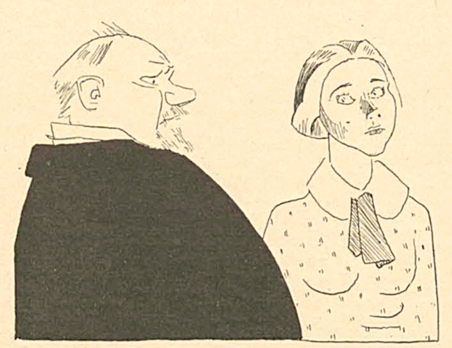
Von Dr. Owlglaß

Und bin ich auch kein Hirt
und hüt' keine Schaf' —
ich reib' doch verwirrt
aus den Augen den Schlaf.

Denn ein Licht strahlt mich an.
Sah ich jemals so eins?
Und ein Lied weht heran,
holdselig wie keins.

Was ich mürrisch zerdacht,
eh' das Licht zu mir kam,
nun versinkt's in die Nacht,
und das Lied tilgt den Gram.

O ihr Herzen in der Welt,
auf, sperrangelweit,
daß das Licht darein fällt
und das Lied melodeit!



Lorenz, und ganz unrichtig, aber wie es im Traum eben wieder ganz richtig ist, redet er mich mit „Sie" an. „Wahrhaftig Tollatschen! Was sagst du, Änne?"

„Dann wollen wir sie also essen, Hans", sagt meine Tante plötzlich mit ganz heller Stimme. „Es ist wirklich furchtbar nett von dir..."

„Natürlich ist es furchtbar liebenswürdig von Ihnen", brummt der Onkel. (Wieder „Sie"!) „Sie sind doch nicht etwa fett —?"

„Aber du sagtest doch, Onkel!" flüstere ich verzweifelt den Spuk an. Und ich teile Teller und Messer und Gabeln aus. Und der Onkel sitzt, die Knie angezogen, den Teller vor sich, im Bett und brabbelt leise murrend vor sich hin, und die Tante stochert mit der Gabel.

„Nehmen Sie doch Platz", sagt der Traumonkel verbindlich. „Wo Sie sich solche Mühe gegeben haben!"

Ich kämpfe mit den Tränen, aber gehorsam setze ich mich und starre vor mich hin. „Verdammt fett", höre ich den Onkel halblaut sagen. „Kriegst du's runter, Änne?" — „Schlecht", antwortet die Tante. „Aber Tollatschen sind so blutbildend!" — „Auch nach Mitternacht?" knurrt der Onkel. Und dann wieder nur noch das leise kratzende Geräusch von Messer und Gabel auf den Tellern. Vor den Fenstern geht, stark genug, der Weihnachtswind. Jetzt prasselt es, sicher treibt wieder Schnee.

„Ach nein Hans, bitte, nein", höre ich die Tante aufgeregt flüstern. Ich schaue hoch. Plötzlich ist es, als sei das Licht heller geworden — oder geht solch Schein von Tantes Gesicht aus? Wie Helle liegt es auf ihm — Lächeln und eine Spur Verlegenheit. Doch vor allem Lächeln, heiteres, fröhliches Lächeln. Sie starrt zum Onkel hinüber.

Der ißt jetzt, auch völlig verwandelt, mit fast genießerischem Eifer. Auch sein Gesicht scheint heller — freut er sich denn nun? „Solch ausgezeichnete Tollatschen", sagt er eben. „Doch eine großartige Idee. Ich habe richtig wieder Hunger bekommen." Er legt Messer und Gabel hin und lächelt erst Tante, dann mich an. Und nun — aber was ist das? — greift er mit den Händen auf den Teller, faßt mit den Händen einen Tollatsch, führt ihn zum Munde und fängt an, den Tollatsch abzunagen...

Ich reibe mir die Augen. Ich starre. Ich wundere mich. Ich glaube und verstehe nichts — und außerdem will ich es nicht wahrhaben, es bleibt doch dabei: der Tollatsch hat einen Knochen, den der Onkel zierlich zwischen Daumen und Zeigefinger hält. Der Knochen ist knusprig-bräunlich gebraten, nicht so schwärzlich, wie Tollatschen aussehen — und an dem Knochen hängt gutes, schön gebratenes Gänsefleisch!

„Sehr gute, ausgezeichnete Tollatschen", murmelt der Onkel.

Ich hole tief Atem, nehme alle Kraft zusammen, wende den Blick von der unbegreiflichen Verwandlung ab und sehe auf die Tante. Tante Anna schneidet eben bedachtsam ein schönes Stück Gänsebrust. Keine Spur von Tollatschen, braves, herrliches Gänsefleisch. Bratäpfel sind auch auf dem Teller!

Nein, ich bin Lehrerin — und wenn auch nur bei Abecisten, um so sicherer ist der Grund, auf dem ich lehre. Zweimal zwei macht vier plus fünf gibt neun weniger neun gibt null, und Tollatschen sind kein Gänsebraten. Ich springe auf. In dieser Sekunde wußte ich wirklich nicht mehr, ob ich träumte oder wach war, und außerdem hatte ich damals gerade meinen Kummer mit Kurtchen, den ich dann später auch geheiratet habe, und war mit den Nerven nicht ganz beisammen.

„Sehr gute, vorzügliche Tollatschen", hörte ich den Onkel grade noch schmatzen. Jawohl, mein gebildeter, ekelhafter Onkel schmatzte gradezu. Die Tränen stürzten wie Bäche aus meinen Augen, ich lief zur Tür, rannte hindurch und schlug sie mit solcher Gewalt hinter mir zu, daß das Haus erdröhnte. Dann stand ich wieder auf der Diele; ganz wirklich, sehr müde, völlig zerschlagen und verzweifelt stand ich auf der Diele und schwor mir zu: „Morgen mit dem ersten Zug fahre ich. Dieses lasse ich mir denn doch nicht bieten!" — Und grade als ich das dachte, fing die große Uhr an zu schlagen, erst die vier helleren Schläge zur vollen Stunde und dann einmal tief und lange nachhaltend: Eins! — „Geisterstunde vorbei!" dachte ich. Ich, eine geprüfte, angestellte Lehrerin, dachte in dieser Stunde an Gespenster, Spuk und dergleichen! Und alles wegen solcher dämlichen Tollatschen, die ich nie wieder anrühren würde. Dann ging ich ins Bett und ich törichte Gans weinte mich richtig noch in Schlaf. —

Ich bin natürlich am nächsten Morgen nicht gefahren. Dazu habe ich viel zu gut geschlafen, ich habe sogar Riekes Warm-Wasser-Ruf überhört. Aber ein komisches Gefühl war es doch, ins Frühstückszimmer zu treten, und da saß der Onkel vor seinen Briefen und sah genau so trocken und wirklich wie sonst aus, und wenn es mir so vorkam, als werfe mir Tante Anna einen prüfenden Seitenblick zu, so kam es mir eben vielleicht nur so vor!

Aber guter Rat kommt über Nacht — ich tat das Vernünftigste, was ich nur tun konnte, ich packte den Stier bei den Hörnern, stellte mich vor den Onkel hin und fragte ganz unschuldig: „Wie wäre es mit ein paar Tollatschen, Onkel Hans?"

Und in demselben Augenblick warf der Onkel auch schon seinen Brief hin, fuhr hoch, starrte mich an und fing an zu lachen, zu lachen... Und auch Tante Anna stimmte ein — und aus diesem Lachduo wurde sogleich ein Terzett, denn sofort zerstob auch der letzte Zweifel, der etwa aus der Nacht noch in mir genistet hatte, und ich wußte gleich, daß sie sich nur ihren Spaß mit mir gemacht hatten, und daß ich nur den Esel abgegeben hatte, auf dem sie ihre Säcke zur Mühle geschafft hatten. „Die Mimi ist richtig", rief der Onkel begeistert. „Die reist nicht ab wie die Mama!"

Die Mama — da war die Katze nun wirklich aus dem Sack. Und nun erfuhr ich, mit vielen Zwischenrufen, und keiner von den beiden Erzählern gönnte dem andern das Wort — nun erfuhr ich, daß es hier in Baumgarten vor dreiundzwanzig Jahren eine Mama gegeben hatte — natürlich Tante Annas Mama. — „Und sie war wirklich sehr gut und hilfreich, Mimi. Aber vielleicht war sie ein bißchen zu hilfreich. Und Hans hat sich auch nie überwinden können und hat sie nie anders als mit ‚Sie' angeredet. — Nein, Änne, sie war schon ein richtiger Drache, und daß sie ein sanfter Drache war, ändert nichts an ihrem Drachentum. Weißt du noch, wie du eine Woche Haferschleim essen mußtest, weil sie fand, du sähest blaß aus — und dir fehlte gar nichts?! — Ach Gott ja, und wie sie zum Getreidehändler Dörnbrack fuhr, Hans, mit dem du eine Differenz um zweihundert Mark hattest. Und sie brachte ihm einfach das Geld —: ‚Damit mein Schwiegersohn sich nicht mehr so ärgert!' — das Geld, das uns zukam, und sie sparte es dann wieder beim Essen ein! — Und weißt du noch...?"

Onkel und Tante verloren sich in Erinnerungen, und die Tollatschen wären wohl ganz vergessen worden, hätte ich nicht sanft daran erinnert. „Ja, richtig, die Tollatschen... Siehst du, man kann doch eine Mutter nicht so einfach aus dem Haus schicken, wenigstens meinte Hans das. Ich hätte es ihr schon sachte mit der Zeit beigebracht..."

„Denkst du! Nie wäre sie gegangen ohne mich!" — „Siehst du, Mimi, so sind eben die Männer. Er hat es viel schlimmer gemacht und sie zu Tode gekränkt, bloß weil er es ihr nicht direkt sagen mochte." — „Erlaube mal, Änne..."

„Die Tollatschen!" mahnte ich.

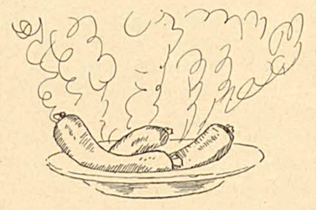
„Also vor Weihnachten wird doch immer so viel geschlachtet — und wo soll man mit all dem Blut hin? So gab es denn Abend für Abend Tollatschen, und so gerne wir sie dann und wann aßen, wir hatten sie recht über. Und ich erkundigte mich bei Mama so leise, was es wohl am Weihnachtsabend geben würde..."

„Aber doch Tollatschen, Kind. Es sind doch noch so viele da und sie sind doch sooo blutbildend", äffte Onkel mit hoher, piepsender Stimme nach.

„Und da schworen es sich Onkel und ich, daß wir nicht nur Tollatschen zum Weihnachtsabend haben würden. Und wie Mama zu Besorgungen in der Stadt war — sie erledigte ihre Besorgungen immer erst im letzten Augenblick — machte ich uns eine hübsche Gans fertig, und die wollten wir allein für uns essen. Und am Abend rührten wir wirklich die Tollatschen kaum an, und wie dann alles vorbei war und es war still im Haus und jeder in seinem Zimmer, machte ich ihm eine Keule und mir ein Stück Brust warm, und mit unserm Gänsebraten stiegen wir ins Bett und wollten uns recht gütlich tun. Da klopft es..."

„Zwölf Uhr dreißig, Änne", rief der Onkel mit Grabesstimme, „und kaum haben wir die Teller unterm Bett, ist die Mama auch schon im Zimmer und sagt: ‚Ich bring euch was zu essen, Kinder. Ihr müßt ja halb verhungert sein. Ich habe wohl gesehen, ihr habt vor Vorfreude nichts gegessen von den Tollatschen, und da habe ich sie euch noch einmal warm gemacht — mit leerem Magen läßt es sich nicht schlafen!' — Und schon hatten wir die Teller in der Hand, und das verfluchte Zeugs..."

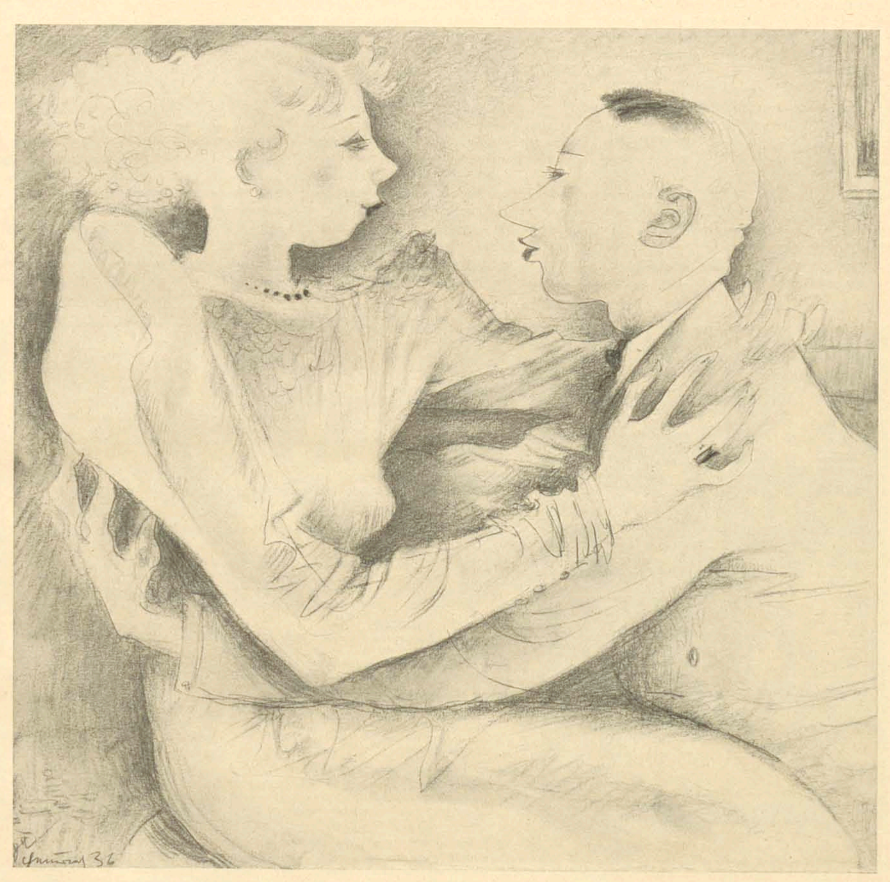
„Ja, du hättest Onkel Hansens Gesicht sehen müssen, Mimi! Und Mama richtete es sich auch ganz gemütlich ein und fing an, das Fest und alle Geschenke und alle Briefe durchzusprechen, und



dazwischen ermunterte sie uns immer wieder, doch auch ordentlich zu essen... Da plötzlich fühlte sie es förmlich, wie es bei Onkel riß. Plötzlich war es bei ihm alle, und eins, zwei, drei, als Mama gerade nicht hinguckte, hatte er die Teller vertauscht, meinen wie seinen, und nun aßen wir Gänsebraten, statt in Tollatschen zu stochern..."
„Jawohl, nach dem ersten Schreck aß deine Tante wacker mit, und so muß eine Frau auch sein, Mimi, mit dem Mann durch dick und dünn. Es war großartig. Und dann das Gesicht von Mama — sie glaubte einfach ihren Augen nicht..." Der Onkel freute sich noch, wie vor dreiundzwanzig Jahren.
„Eigentlich tut mir die alte Frau noch heute leid", sagte die Tante ganz nachdenklich. „Sie hat — ganz anders wie du, Mimi — gleich begriffen. Wir waren für sie immer wohl Kinder, und dies war eine richtige, sehr böse Kinderungezogenheit, für die wir doch wohl selbst ihr zu alt waren. Am nächsten Morgen war sie natürlich fort. Aber gottlob habe ich es noch erlebt, daß sie uns verziehen hat, sogar gelacht hat sie darüber, und das ist nur gut, sonst möchte ich diese Erinnerungsfeiern gar nicht, Hans!"
„Und so habt ihr denn —?" fragte ich atemlos.
„Jawohl", sagte die Tante. „Das läßt sich dein Onkel nicht nehmen. Jede Weihnachtsnacht seitdem haben wir das Wunder des Tollatsch gefeiert, er nennt es seine Befreiungsfeier."
„Und wer da alles schon an deiner Stelle gesessen hat, Mimi!" schwelgte der Onkel. „Manche haben richtig gekreischt und an Gespenster geglaubt."
„Männer sind eben Kinder", sagte Tante Anna. „Sie können das Spielen nicht lassen."
Ich nickte ernst. Ich dachte an Kurtchen, der mir auch Kummer machte — aber schließlich habe ich ihn doch geheiratet, trotz aller Erfahrungen von Tante Anna mit Mamas, Tollatschen und Onkels.

Philosophisches Vorspiel

(P. Scheurich)



„Als Philosoph sage ich dir, daß ein gedachter Kuß einer wirklichen Berührung gleichzusetzen ist!"
„Ach weißt du, Karlgeorg, wir wollen uns doch lieber an die exakte Naturwissenschaft halten!"

J U N G E S   B L U T

Von Hans Riebau

In Ostfriesland werden die Menschen im Durchschnitt älter als sonstwo im deutschen Vaterland. Ob es am Tee liegt, der in unvorstellbarer Schwärze zu jeder Tages- und Nachtzeit bereit steht oder am ebenso unvorstellbar hohen Fettgehalt des Essens — man weiß es nicht. Sicher aber ist, daß die Zahl der Hundertjährigen in Ostfriesland unverhältnismäßig groß ist und ebenso fest steht, daß diese Hundertjährigen im allgemeinen alles andere als kindische Greise sind. Immerhin aber, die Ziffer Hundert hat auch in Ostfriesland ihr Gewicht. Sie ist nicht nur der Anlaß, einen Geburtstag mit besonderer Festlichkeit zu begehen, sondern auch ein Schlußstein, der, wenn nicht das leibliche Leben, so doch das berufliche endgültig abzuschließen pflegt. Diese bittere Pille blieb vor langen Jahren auch Herrn von V., seit unvordenklichen Zeiten Vorsitzender des Stutenversicherungsvereins in Gr., nicht erspart. Mit viel Musik, Tee und Arrakbowle war sein „Hundertjähriger" gefeiert worden. Aber schon am übernächsten Tag steckten die Bauern von Gr. und Umgegend die Köpfe zusammen, und alsbald wurde beschlossen, im Hinblick auf die Führung des Stutenversicherungsvereins eine Verjüngungsaktion vorzunehmen. Herr von V. sträubte sich nicht schlecht. Er fühle sich jung und frisch wie nie, erklärte er, und was ihm etwa an Gelenkigkeit fehle, das sei doppelt und dreifach durch die jahrzehntelange Erfahrung ersetzt, die er...

Aber Hermann Sandstede, der Kassierer des Vereins, klopfte ihm auf die Schulter. „Laß man, Jacobus", sagte er, „hundert Jahr — das ist immerhin bannig alt, und darum, weißt du, brauchen wir j u n g e s Blut, da hilft nun 'mal allens nix."

So kam es, wie es kommen mußte. Herr von V. wurde in allen Ehren und mit vielem Dankeschön abgesägt, und für ihn trat Peter St. in feierlicher Sitzung und in Gegenwart des Landrats das Amt des Vorsitzenden des Stutenversicherungsvereins an. Nach der Sitzung saß man noch ein wenig beim Tee zusammen. Man sprach über den Lauf der Welt und über die Notwendigkeit, das Alte immer wieder beiseite zu werfen, um dem Jungen Platz zu machen, da endlich konnte der Landrat, der neben dem finster blickenden Herrn von V. saß, es nicht mehr aushalten. „Wie ist es eigentlich", fragte er Hermann Sandstede — und nunmehr ist es wohl an der Zeit, einzuschalten, daß es sich hier nicht um ein erfundenes Anekdötchen, sondern um eine durch und durch wahre Geschichte handelt — „wie alt ist er denn nun, Ihr neuer Vorsitzender?"

Sandstede, der Kassierer, dachte ein wenig nach. Dann sagte er: „Siebenundneunzig".

Der Landrat machte ein verblüfftes Gesicht. Hermann Sandstede aber fuhr, während er den — noch nicht einmal sechzigjährigen — Landrat ansah, fort: „Tscha, g a r zu tschung, das is ja nu wieder auch nix, meinen Sie nich auch, Herr Landrat?"

F u n d s t ü c k e

Aus Briefen an eine Versicherungsanstalt:

... Ich bin schwer krank gewesen und zweimal fast gestorben, wenn mich nicht der Doktor wieder jedesmal herübergezogen hätte. Da können Sie mir doch wahrlich wenigstens das halbe Sterbegeld ausbezahlen!

*

... Warum wollen Sie gegen meinen Stier und mich gerichtlich vorgehen? Wenn Sie die Hörner am rechten Platz hätten wie mein Stier, täten Sie auch gegen Ihren Angreifer hinstoßen, wo Sie ihn träfen! ...

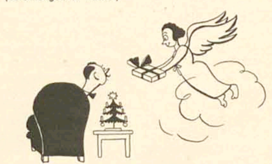
R o k o k o

Die Marquise du Chatelet war so unglücklich über gewisse leibliche Bedürfnisse und wollte den niedrigen Dingen so entrückt sein, daß jedesmal, wenn sie in die Toilette ging, sechs Musikanten eine schöne Musik anstimmen mußten, um ihren Geist von einer so wenig edlen Angelegenheit abzuziehen. Damit sie aber nicht gegen den Musikgenuß abgestumpft würde, hörte sie Musik ganz allein bei solchem Anlaß.

Diese Anekdote erzählte der Fürst v. Ligne, der sie von Voltaire haben wollte.

(Zeichnungen O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Oskar hat eine kleine Freundin. Ein eitles, etwas oberflächliches Wesen. Es ist kein sehr ernsthaftes Verhältnis; immerhin dauert es schon einige Monate. Am heiligen Abend fand er denn auch ein Geschenk von ihr in seiner Junggesellenbude vor. Die schmale Schachtel war in ein wunderhübsches Papier sorgsam eingewickelt und mit einem breiten Seidenband kunstvoll verschnürt. Er löste mit der gebührenden Andacht die vielen hübschen Schleifchen und gelangte nach einer sehr umständlichen Auswickelprozedur endlich zum Inhalt. Es war ein Selbstbinder etwa um Zwofufzig.
„Ganz wie bei ihr", brummelte Oskar, „der Inhalt entspricht auch in keiner Weise der Aufmachung."

*

Kurtchen und sein jüngerer Bruder spielten zusammen mit der Eisenbahn, die ihnen das Christkind gemeinsam beschert hatte. Plötzlich bekamen sie Händel und da der Jüngere nach der Meinung Kurtchens sich ungebührlich benommen hatte, schickte sich Kurtchen an, ihm mit den Fäusten zu Leibe zu gehen.
Aber die Mutter fuhr noch rechtzeitig dazwischen. „An Weihnachten", sagte sie mahnend, „schlägt man einander nicht; da ist ‚Friede auf Erden'. Denkt daran!"
„Gut", erwiderte da Kurtchen mit großer Bestimmtheit, „dann bekommt er seine Hiebe eben nach den Feiertagen."

*

Der Pfarrer frägt in der Religionsstunde die Mädchen: „Wie heißt der Mann, der sich mit einem Mädchen verlobt?"
Sie wissen es alle. „Bräutigam!" rufen sie.
„Und wie heißt der Mann vom Tage der Hochzeit an? Na, Zenzi?"
„Voda!" sagt das Kind und strahlt übers ganze Gesicht.

*

Als Uwe zu Weihnachten ein kleines Spielauto geschenkt erhielt, untersuchte er es sorgfältig, beroch es dann von allen Seiten, um es zum Schluß mir mit Tränen in den Augen zurückzugeben: „Kannst'n behalten, den Schiet ... das ischa nicht echt ... das stinkt ja nich!"

*

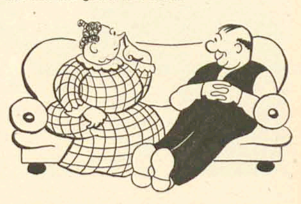
Auf den ersten Feiertag hat Pinkert den Hauswirt zum Essen eingeladen.
„Wie kommst du nur auf so einen Einfall?", sagt seine Frau konsterniert.
Da knurrt Pinkert, von aller Festlaune verlassen: „Weil ich die Miete erst einmal für Geschenke ausgegeben habe!"

*

Ein Schwabe vom Land hat in Grundstücksachen in „Stuagert" zu tun. Hilflos irrt er in der Gegend des Wilhelmsplatzes umher, ohne jedoch zu finden, was er sucht. Verzweifelt wendet er sich an einen Einheimischen: „Saget amol, wo isch etz do eigetlich des Kaschtrate-Büro?"
Der also Gefragte, ziemlich überrascht: „Ha noh, ‚Kaschtrate-Büro' isch guet! Aber des woiß i nit."
Der beharrliche Landsmann: „Jo, des mueß do hier in der Geget sei!"
Dem anderen dämmert eine Erleuchtung: „Ha, Sie moinet vielleicht des Kataschter-Büro? Des isch glei do ums Eck 'rum!"

*

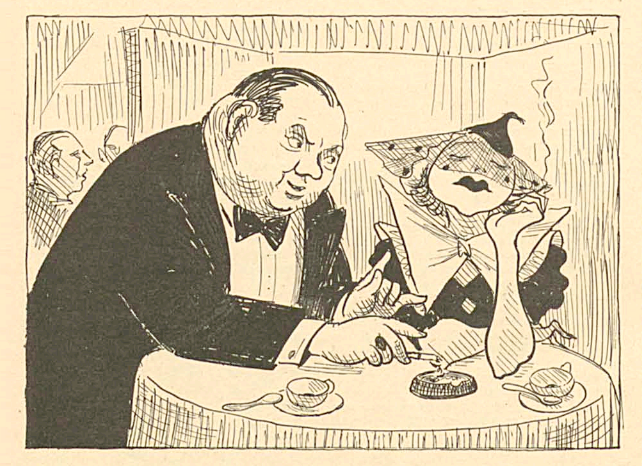
Der Lichterbaum brannte. Sie saßen zusammen auf dem Sofa, das noch von der Großmama stammte. Flöricke hatte bereits zum viertenmal das Likörgläschen in der Hand und stülpte sich mit einem glucksenden Wohllaut den Inhalt hinunter.
„Weißt du noch", sagte er selig, „vor fünfzehn Jahren unsere Verlobung? Es war auch an Weihnachten und genau wie heute!"



„Genau wie heute!" echote seine Gemahlin und sah traumverloren an die Decke, „bloß glänzten damals deine Augen und heute deine Nase!"

Der Kavalier

(Fr. Bilek)



„Weißt du, mein liebes Kind, ich gebe nicht viel aus für eine Frau, aber ich bleibe ihr dafür auch treu . . ."

Vom alten Nicklas

Den „alten Nicklas" nannte ihn jedermann, den volkstümlichen Rektor der Kemptner Realschule, Freund und Feind. Das heißt: Feinde hatte er eigentlich nur in seinen kräftigen Mannesjahren, solange er ein eifriger Streiter im politischen Kampfe war und seine Stimme im ganzen Allgäu Gewicht hatte. Aber später, als die Verwaltung seiner Schule und seine Lehrtätigkeit ihn allein noch beschäftigten, gab es wohl niemand mehr, der ihm feind gewesen wäre. Er war ein Original in seiner Art, wert, daß man seiner gedenk bleibt.

So konnte er es nicht über sich gewinnen, zu seinen Schülern von einer gewissen Altersstufe an ‚Sie' zu sagen, aber auch dann noch nicht, wenn sie längst der Schule entwachsen waren und bereits in einem Berufe standen. Eines Vormittags saß der Herr Rektor, damals schon im Ruhestand, im Stammlokal im Kreise seiner Freunde beim gewohnten Sonntagsfrühschoppen. Da trat ein junger Mann, eine stattliche Erscheinung in seiner Einjährigenuniform, an ihn heran, um ihn als ehemaliger Schüler zu begrüßen. „Ja, was ischt denn dees", staunte da Nicklas in seinem gemütlichen Schwäbisch, „ja, dees ischt ja der Vollmann! Groß bischt worda. Und Soldat bischt au scho. Jetzt muaß i scho bald ‚Sia' sage zu Dir!"

Mit dem Direktor der Höheren Töchterschule stand Nicklas ständig auf dem Kriegsfuß. Bloß „wega de Mädle". Denn der Direktor wachte wie ein eifersüchtiger Argus über seine Schutzbefohlenen und wehe, wenn eine von ihnen mit einem Realschüler im Gespräch oder gar in Begleitung eines solchen Jünglings betroffen wurde. Dann wanderte allsogleich ein geharnischtes Schreiben an das Rektorat der Realschule. Nicklas nahm in seiner menschlich-versöhnlichen Weise derartige Dinge nicht tragisch. Das Äußerste, was er in

dringend gemachten Fällen tat, war das, daß er sich die inkriminierten Jungen kommen ließ und ihnen den Rat gab: „Lasset doch dia Rotzföhla laufa! Dia send ja viel dömmer als ihr!"
Aber eines Tages kam wieder so ein „Schrieb", ganz besonders schneidig, mit Nennung der Namen und der Angabe, daß „die beiden" sich täglich vor Beginn des Nachmittagsunterrichts träfen; energisches Einschreiten usw... Anderntags kurz vor zwei Uhr erschien Nicklas im Lehrerzimmer und erzählte seinen Herren: „Jetz bin i dem Saubuabe emal auf d' Spur gange. Richtig sind dia zwei auf era Bank im Stadtpark g'sesse. I muaß sage, der hat fei gar koin schlechta G'schmack, der Siach. D'escht fei a netts Mädle. Dia wär' mer au liaber als e Schandarm!" R. K.

Wahre Geschichte

Die Grünkram-Pauline, wie sie in ihrem Heimatdorf kurz genannt wurde, fuhr täglich mit der Lokalbahn zum Einkauf in die Markthalle der nahen Großstadt. Gewitzigt durch den öfteren Sitzplatzmangel im Abteil „Für Reisende mit Traglasten" trug sie immer als Anhängsel an ihrer Kiepe einen kleinen Feldstuhl bei sich. Wieder einmal fuhr sie vom Einkauf zurück, und der Wagen war überfüllt. Pauline fand aber immer noch ein Plätzchen zum Aufstellen ihres Feldstuhles.
Ein dadurch scheinbar neidisch gewordener Herr schimpfte über die in dem „Affenkasten" mangelnde Sitzgelegenheit.
Pauline, die durch den täglichen Verkehr in der Großstadt sich eine nach ihrer Meinung gebildete Ausdrucksweise angeeignet hatte und gern damit prunkte, wies den schimpfenden Herrn zurecht: „Ja mei', Herr, wer um die Tageszeit im Abteil für Reisende mit Traglasten fahr'n will, muß scho wohl oder übel sei eigenes Gesäß mitbringen!"

Auf dem „Hamburger Dom"

Von Hans Leip

*Meine erste Liebe war
eine Dame auf dem „Dom",
und sie kam wie jedes Jahr
als das „schwebende Phantom".*

*Über ihrer Bude schwang
sie auf mächtigem Plakat
engelgleich im Schwebehang,
ohne Spur von Apparat.*

*Still gab ich den Groschen hin,
stand gespannt im grauen Zelt,
und sie ward als Königin
ihres Faches vorgestellt.*

*Lila Seide ihr Gewand,
ach, wie war sie zart und klein!
Und ein Mann mit bleicher Hand
schläferte sie redend ein.*

*Nieder sank sie, steif und stumm.
Wie ein Holz ward sie gelegt
auf ein Sammetpodium
und blieb vorerst unbewegt.*

*Nur die Hand des Mannes strich
bleich. Noch glaubte man es kaum.
Da, ganz langsam hob sie sich
seiner Hand nach in den Raum.*

*Und verhielt wohl augenhoch,
und ein Reifen, den er frei
über ihren Körper zog,
war Beweis, wie echt es sei.*

*Von der bleichen Hand gelenkt,
ward sie langsam, wie ins Grab,
auf den Samt zurückgesenkt,
ward erweckt und sprang herab.*

*O wie war der Beifall groß!
Und sie knixte ohne Zahl,
und ich konnte nicht mehr los,
und ich blieb zum andern Mal.*

*Ob sie wohl ein Engel war?
Ich war gleich in sie verliebt.
Mancher glaubt mit sieben Jahr,
daß es wirklich Engel gibt.*

*Ja, sie sah mich lächelnd an,
als sie an zu sammeln fing.
All mein Domgeld gab ich dann.
Bleib! so sprach sie. Doch ich ging.*

*Wartete, wo hinterm Zelt,
ich den bunten Wagen fand.
Rings die Nacht war grell erhellt,
während ich im Dunkeln stand.*

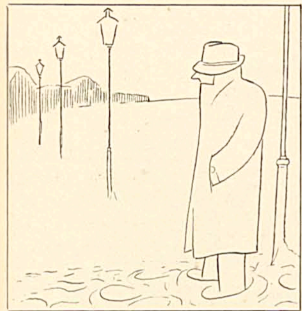
*Spät kam sie und müd heraus.
Staunend faßte mich ihr Blick,
doch dann lachte sie mich aus
und verriet mir ihren Trick.*

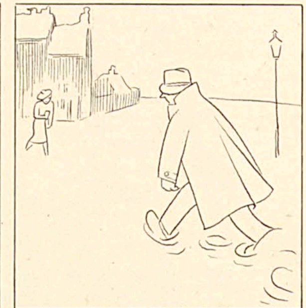
*Erde ist der Augen Preis,
irdisch bleibt, was uns erscheint,
und kein Reifen ist Beweis
dessen, was das Herze meint.*

Himmlische und irdische Liebe

Ein Weihnachtsmärchen

(Karl Arnold)

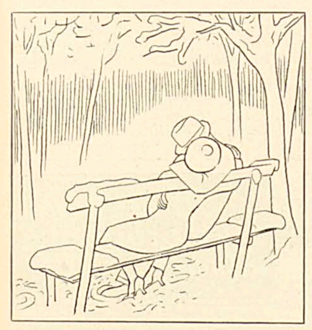


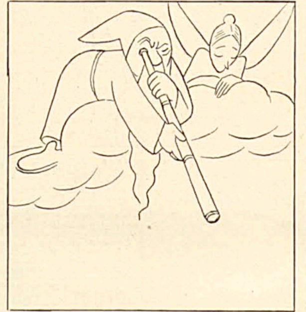


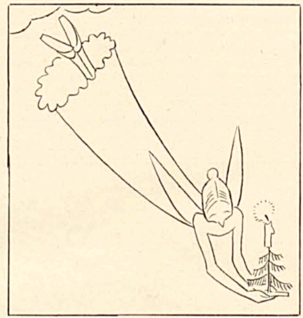


Es war an einem Weihnachtsabend, als Georg schon zwei Stunden vergebens auf Anna, seine Liebste, wartete. Aber sie kam doch noch. Schon von ferne rief sie ihrem Schorschl zu: „Ja, Lumperl! Wartst schon lang?"

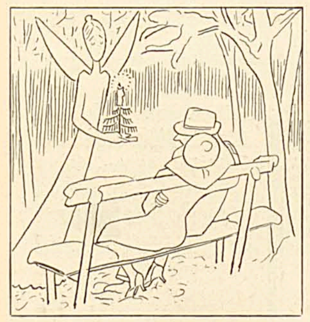
„A wo", rief Georg und sprang ihr freudig entgegen, „jetzt bist ja da Annerl!" Glücklich vereint gingen beide in den ‚Englischen Garten' zu ihrer Lieblingsbank.

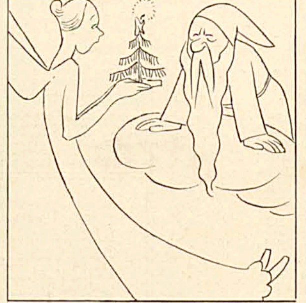


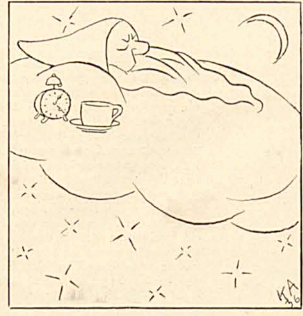




Innig umschlungen feierten sie, fern von Onkeln und Tanten, ihren Weihnachtsabend. Um diese Zeit wollte St. Nikolaus vor Geschäftsschluß nochmal Nachschau halten und sehen, ob seine Gehilfin auch niemand auf Erden vergessen habe. „Ja, was is denn dös?" sagte er; denn er war in Bayern geboren, „da drunt' sitzen ja no zwoa arme Hascherln, bei dera Kält'n, ganz einsam und verlassen! Glei holst no a Bamerl vom Lager, Gabriele, und machst schnell an Sturzflug nach München, ‚Englischer Garten', Bank Nr. sechsazwanz'g." Lange stand Gabriele mit dem Bäumchen vor der Bank







Nummer sechsazwanz'g, und als sie gar nicht beobachtet wurde, sang sie leise und dann lauter das Lied vom Tannenbaum und seinen grünen Blättern. Wie aber erschrak die gute Gabriele, als sie Georg anschrie: „Licht aus! San S' do net aso indiskret!" Betrübt flog Gabriele in stillen Kurven zurück zu ihrem Chef und meldete das sonderbare Benehmen der beiden im ‚Englischen Garten'. „I vasteh d' Menschheit nimma", seufzte der gute alte Nikolaus, trank noch einen Mondscheintee, stellte seine Weckuhr auf Weihnachten 1937 und legte sich in sein weiches Wolkenbett.

Queen Viktoria sieht herab

(Eduard Thöny)



„Majestät, in London brennt der Kristall-Palast!" — „Wie schade, er war ein Sinnbild meiner Zeit, aber was tut's, wenn nur mein England von politischen Brandherden verschont bleibt!"

Waiblingers letzter Weihnachtstag / Von Georg Schwarz

Am Weihnachtstag des Jahres 1829 lag der deutsche Poet Wilhelm Waiblinger auf den Tod krank in Rom. Er war von seiner Dichterreise an das Grab des großen Staufers in Palermo zurückgekehrt und hatte sich im winterlich kalten Rom die Krankheit der Lunge zugezogen, die ihn schwach machte wie einen Greisen und ihn hinwarf wie der Wind eine Fahnenstange, daß sie flatternd zerkracht.

Cornachia, seine „liebe schwarze Krähe" — das Römermädchen, die ihm Kinder geboren hatte und ohne den Segen der Kirche mit ihm zusammenwohnte in dem kleinen römischen Mietshause am Tiber — saß an seinem Bett und weinte. Nun war auch sie zerbrochen, die immer Kraft gehabt, der er so vieles zugemutet hatte während der zwei Jahre, seit er mit ihr wohnte; denn seine Liebe war heiß und fordernd, eifersüchtig und treulos wie die so manches Römers.

Und er, der Sterbende, versuchte sie zu trösten und schrieb ihr, weil ihm das Sprechen schwer fiel, süße, kleine Liebesworte auf ein Zettelchen. Ein Band Shakespeare war seine Unterlage. Sie nahm die Blättchen, las ihm laut vor, was er ihr geschrieben hatte, und die Tränen stürzten ihr dabei so überquellend heftig hervor, daß er sie bitten mußte, doch lieber für ihn zu beten oder, wenn sie es nicht mehr könne, sich in das Unabänderliche zu schicken als eine tapfere Frau und Römerin. Aber das Wort zog nicht mehr. Es war ein Glück, daß gerade der Hofrat Dr. Förster eintrat. Über Waiblingers Gesicht flog ein flüchtiges Rot der Freude. Der Arzt, der ihm in der kurzen Zeit seines Krankseins ein treuer und echter Freund geworden war, setzte sich ohne viel zu reden an sein Bett, prüfte Puls und Atem, Waiblinger sah wohl, daß sich sein Gesicht bei der kurzen Untersuchung ein wenig veränderte, und begann beiläufig vom römischen Wetter zu reden, machte dann einen kühnen Sprung von der Tiberstadt nach jener Stadt im deutschen Norden an der Spree, wo Waiblingers Dichtername sehr zum Ärger seiner schwäbischen Freunde durch die Tüchtigkeit eines jungen Verlegers immer mehr an Klang gewann, bestellte Grüße von Berliner Verehrern und Freunden und erfreute damit den Sterbenden mehr als er ahnen konnte.

Denn ein Sterbender war der Dichter. Der Arzt wußte es, und Waiblinger fühlte es. Sie wollten beide vermeiden, davon zu reden und doch war das Sterben plötzlich Gegenstand ihres Gespräches geworden. Der Arzt nahm es von der körperlichen Seite, sprach von Ohnmacht und Erlöschen, aber der Dichter wollte nichts wissen von Agonie und Nacht, für ihn war der Tod ein Erlebnis, das einer nur einmal haben kann, der Blick in den großen Tag nach der Nacht des Seins, die nur von kümmerlichen Blitzen fragwürdiger Erkenntnis durchleuchtet war.

Ein seltsamer und beängstigender Friede lag auf Waiblingers Gesicht, als er so sprach. Dem Arzt, den er so oft im Scherz einen verschämten Musensohn genannt hatte, weil der Doktor heimlich das Versemachen versuchte, fielen dabei jene schlichten und choralartigen Zeilen aus einem älteren Gedichte Waiblingers ein, die begannen: „Die Ruh' ist wohl das beste", und die fast gar nichts vom Poeten verrieten, um so mehr aber einer wirklichen Ahnung von frühem Sterben entsprungen sein mußten.

Cornachia wurde hinausgerufen. Die Freunde glaubten sich allein, waren aber beide gleichermaßen stark überrascht, als die Tür kurz darnach wieder aufging und ein Mann im schwarzen Talar, ein Priester, mit würdig langsamem Schritt eintrat. Der Arzt zog sich zurück in ein anderes Zimmer und hörte von dort seinen Freund mit matter Stimme, aber deutlich sagen: „Nein, Herr, ich habe nichts gegen Gott!" worauf eine lange Reihe von Gebeten folgte, die der Kranke nachsprechen sollte, die ihn aber gänzlich schwächten, weshalb er den Priester, der ihm auch mit harten Buß- und Strafworten zusetzte, wieder bat, zu gehen. Kaum hatte sich der Mann zurückgezogen und der Doktor zur Freude des Kranken wieder das Zimmer betreten, als sich ein großer Lärm auf dem Vorsaal erhob. Männerstimmen schrien und zankten durcheinander, Cornachias schrille, weinerliche Stimme mischte sich keifend in den Streit. Der Lärm kam näher, Cornachia zischte die Leute an und drohte ihnen mit schwerer Vergeltung, wenn sie nicht augenblicklich gingen, worauf sie abzogen oder, wie es eher schien, sich etwas entfernten. Weinend kam die Italienerin hereingestürzt und erzählte:

Nach dem Abschied des Geistlichen seien Dominikaner, die von dem todkranken deutschen Dichter vernommen hätten, von Santa Maria maggio kommend, mit Kreuzen und brennenden Kerzen ins Haus eingedrungen in der Absicht, den ketzerischen Deutschen vor seinem Tode zur Mutter Kirche zurückzuführen, ihm dafür ein seliges Ende versprechend. Kaum seien diese beruhigt und abgewiesen worden, als zwei Kapuziner von einer anderen Kirche kommend hereingestürzt seien und, großen Lärm schlagend, näheren Anspruch auf die Seele des Dichters erhoben hätten, dies mit persönlicher Bekanntschaft mit Herrn Waiblinger begründend.

Die beiderlei Mönche hätten sich nun gestritten. Den größten Lärm aber habe sie selbst, sie schalt sich verzweifelt eine Törin, verursacht, indem sie den streitenden und vordringenden Parteien den Weg versperrt, und als diese nicht hätten weichen wollen, ihnen mit einem Topf kochenden Wassers gedroht hätte, worauf sie, die geschorenen Köpfe in die Kutten einziehend, gegangen wären.

Waiblinger lag weiß in den Kissen und schaute den Arzt verwundert an; er mußte lächeln, auch der Arzt lächelte steif und gezwungen.

„Wie im Shakespeare, Doktor!" sagte der Dichter mit heller, frischerer Stimme, „wie im Shakespeare, wo der Wahnsinn um die Gräber tanzt! Und ich liege da und sehe sie tanzen, ich bin's, um den sich der Reigen dreht! Ich sollte lachen können!" Er begann auch wirklich zu lachen, laut und schreckhaft, daß Cornachia erschrak. Der Doktor mußte ihn stützen.

Darüber erhob sich ein neuer, größerer Lärm, der von draußen hereindrang.

„Bleibt Ihr diesmal hier, Signora!" bat der Arzt die Frau erregt und ging selbst hinaus.

Auf der Treppe stand ein Landmann, begleitet von einem hübschen Mädchen, die seine Tochter sein konnte; er trug ein kleines Gebinde Wein auf dem Rücken und fragte nach dem kranken „signore poeta tedesco".

Statt einer Antwort klopften ihm die noch immer anwesenden Kapuziner und Dominikaner an das Fäßchen, um sich von seiner Füllung zu überzeugen, und verlangten von ihm, daß er sein Geschenk im Kloster abgeben müsse; denn einem ketzerischen Poeten gebühre kein Wein. Dem sei es besser, wenn er von zehn Teufeln zerrissen würde!

Der gute Alte war nahe daran umzukehren, als ihn der Arzt von seinen geistlichen Bedrängern befreite und die Treppe heraufzog.

Waiblinger konnte keine größere Freude gemacht werden, als daß man den Mann mit seiner Tochter zu ihm hineinließ.

Er nannte den Alten seinen Freund, umarmte ihn, auf dem Bette liegend, überschwenglich wie ein echter Südländer, und dankte dem Winzer aus Olevano, in dessen Haus er einmal sorglose Tage verlebt hatte, für seine Weihnachtsgabe. Auch das Töchterchen wagte sich heran und wünschte dem kranken Signore, daß ihm die Mutter Gottes sein Weh von der Brust nehme, und Waiblinger weinte gerührt.

Die Landleute ließen sich nicht ungern nötigen

(Eduard Thöny)

Ihr erster Start



„Ich bin so furchtbar aufgeregt!" -- „Immer mit der Ruhe, Luise, fünf Sekunden hast du noch, und wenn du dich unterwegs nicht puderst, hast du Chancen!"

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. III. VJ. 36 11643. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Eine schöne Bescherung

(R. Kriesch)



„Da ist man nun zwanzig Jahre alt, und Weihnachten ist, und was hat man im Arm — 'nen Hampelmann. Diesmal hab' ich mir ja eigentlich mehr erwartet!"

Platz zu nehmen und antworteten ihm auf seine Fragen, wie es in Olevano aussehe und welche von den Mädchen, die er gekannt, jetzt einen Schatz oder Gatten habe, aufs freundlichste. Als sie aber merkten, wie der Freund nach dem ersten Jubel des Wiedersehens allmählich schwächer und matter zu fragen und antworten begann, glaubten sie, sich erheben zu müssen, gelobten ihm ihre Freundestreue, wünschten ihm alles Wohl und kein Wehe und gingen.

„Das läßt sich schon eher hören, Doktor!", sagte Waiblinger, als die beiden von Cornachia hinausgeleitet worden waren, „mit solcher Musik in den Ohren gehe ich leichter hinüber in jenes Land, wo es nur Freude und keinen Zank, wo es wohl einen Glauben, aber keine Parteien gibt! Mir wird so heiß an den Schläfen."

„Von dem guten Wein darf ich Euch keinen geben", sagte Dr. Förster und neigte sich über den Kranken, „aber mir fällt ein, ich habe Euch ja von meiner Reise einen Eichenzweig von Tassos Grab mitgebracht, den will ich Euch um die Schläfe legen. Er wird Euch Kühlung geben. Auch ein blühender Orangenzweig ist mitgewandert." Er holte seine Gaben und legte sie dem leise in Schlaf sinkenden Dichter auf Stirn und Schläfen.

„Den Kranz habe ich wohl verdient", sagte der Dichter schwach, „Eichenblatt und Orangenblüte: ein deutscher Sänger auf Italiens Erde! Wie tut er wohl! Lorbeer hat mich nie gekühlt."

Und die Glocken von St. Peter sangen ihn in Schlaf. Sie läuteten die Christnacht ein, Flocken fielen, es war kalt über Rom.

Gut eingeteilt

(K. Heiligenstaedt)



„Im Winter mache ich's so: Einen Abend lang tanzen, den nächsten Abend schwimmen."
„Nanu, ich dachte, Fred kann nicht schwimmen?" — „Julius kann, Fred tanzt!"

München, 31. Dezember 1936
41. Jahrgang / Nummer 41

40 Pfennig
Österreich 60 Groschen

SIMPLICISSIMUS
VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Prosit Neujahr!

(K. Heiligenstaedt)

In letzter Minute



„Max, hilf 'mal, die Rakete geht nicht los!" — „Unmöglich — hab' nur zwei Hände!"

HUB- UND MEIER

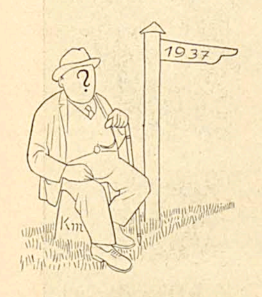
HABEN ALLES SCHON GEWUSST!

EINE RÜCKVORSCHAU ZUM JAHRESWECHSEL

Verse: Eugen Roth, Zeichnungen: Karl Arnold

An dem Ende eines Jahres
Wo die Zukunft hörbar klirrt,
Fragt man weniger: „Wie war es?“
Als vielmehr: „Wie es wohl wird?“

Und man liest in Leitartikeln
Ahnungsdreist und mit Genuß
Wie sich alles nun entwickeln
(Irrtum vorbehalten!) muß.



Daß für unsere Winterspiele
Noch in allerletzter Stund'
Schnee, so viel wir brauchen, fiele,
Wußte jedermann im Grund.

Wie der Römer und der Brite
Schon homerisch sich entzweit,
Dachte mancher, dieses biete
Eine Kriegsgelegenheit.

Daß, wenn auch des Schicksals Linien
Anfangs schienen ziemlich kraus,
Rom siegt über Abessinien,
Sah wohl jeder Mensch voraus.



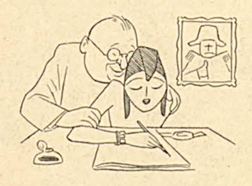


Gleichfalls, daß mit seinem Golde
Sich der Negus still verdrückt,
Und Paris in Moskaus Solde
Einen Streik vom Zaune pflückt.

Doch erfahren, weltpolitisch,
Wie wir ja fast alle sind,
Wußten wir: oft scheint was kritisch
Und geht doch nicht so geschwind.

Ist auch oft die Lage brenzlich,
Wie's in diesem Falle war,
Sie beruhigt sich wieder gänzlich,
Und zwar noch im selben Jahr.

Klar war's jedem scharfen Denker
(Und wer wär' das bei uns nicht!),
Daß der Ruß' als alter Stänker,
Dunkle Schicksalsknäuel flicht.



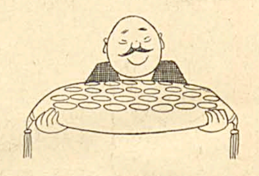
Und zum Beispiel die Franzosen
Lockt, ein Bündnis einzugeh'n —
Bei dem (freilich gründelosen)
Haß war das vorauszuseh'n.

Daß Nereide wird gewinnen,
In dem Kampf ums Braune Band,
Hat, wenn wir uns recht besinnen,
Jedermann sofort erkannt.

Und die Zeiten werden milder,
Selbst die häßliche Kritik
Schwindet: man beschreibt die Bilder,
Würdigt das Theaterstück.

Kurz, allein ein Narr es leugnet
(Der auch nur in stiller Brust),
Daß sich irgendwas ereignet,
Was man nicht vorausgewußt.

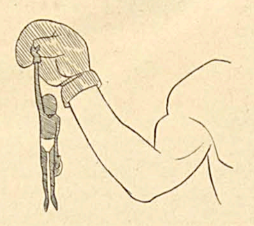
Trüg'risch sind des Sehers Gaben
Stochernd in der Zukunft Dunst.
Alles gleich gewußt zu haben
(Nachher!) ist die bessere Kunst.



Doch, daß soviel goldne Preise,
Deutschland in Berlin bekam,
Jeder Spießer, billigerweise,
Hin als selbstverständlich nahm.

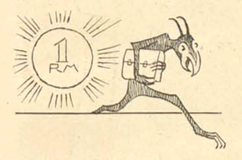
Daß der Rohstoff knapper werde,
Jeder Stammtisch wußt' es schon:
So ein Mordstrumm ist die Erde —
Uns gönnt man kein Stück davon.

Ebenso, daß unser Schläger,
Unser Max, nach Punkten hoch,
Niederboxen würd' den Neger —
Na, wie hieß der Bursche doch?





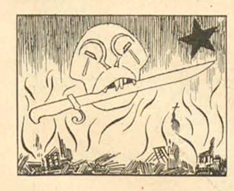
Und daß wir mit Österreich endlich
Grenzenlos uns neu vereint,
War für jeden selbstverständlich,
Der es gut mit uns gemeint.



Daß wir ohne schwarzen Freitag
Würden kommen durch das Jahr,
Stand so fest wie der Parteitag,
Der auch diesmal glanzvoll war.

Ja, wir wußten, die Komintern
Hat in Spanien längst gewühlt.
Leider nicht am eigenen Hintern
Sie bis jetzt die Strafe fühlt.

Überall wird geheim gebündelt,
Oder offen, wie man's braucht,
Und es wird solang gezündelt,
Bis es einmal richtig raucht.



Denn es soll das arme Spanien,
Noch dazu für's eigene Geld,
Aus dem Feuer die Kastanien
Holen, die es nicht bestellt.

Und man hat so seine Sorgen
Und man wird zum glatten Lurch
Heute geht's noch — aber morgen?
Schlängelst du dich da noch durch?

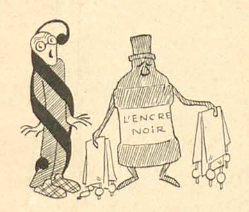
Drüben, überm großen Wasser,
Blieb Herr Roosevelt Präsident,
Der sich als Europahasser
(Ach, wir ahnten's!) nun bekennt.

Dieses würd' uns nicht betrüben
Und wir nähmen's nicht so schwer,
Wenn dafür bei uns herüben
Alles ganz in Ordnung wär'.

Deutschland nämlich ausgenommen
(Hier herrscht Tugend und Verstand!)
Ist es ziemlich unvollkommen
In dem guten Abendland.

Was uns alles noch beschieden?
Eins nur wissen wir bestimmt:
Nur der Gute hat den Frieden,
(Bis der Böse ihn ihm nimmt.)

Daß man in dem Völkerbunde
Endlos schwatzt und schreibt in Genf,
Und die Welt geht vor die Hunde,
Das ist auch ein alter Senf.



Als Familie, sozusagen,
Haben wir ja keinen Grund
Irgendwie uns zu beklagen:
Alle blieben kerngesund.

Wie ist doch der brave Michel
Jetzt so stramm beim Militär!
Gegen Hammer oder Sichel
Hat er nun ein Schießgewehr.

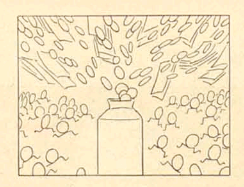
Wenn er auch recht mit Behagen
Seine Friedenspfeife raucht,
Will er's doch aus Vorsicht tragen;
Denn man weiß nie, wie man's braucht.

Nicht, was der und jener billigt,
Ist heut unseres Volkes Kraft:
Ohne Landtag, der bewilligt,
Wird heut einfach angeschafft.

Gegen Hunger, Not und Kälten
Rüsten wir den heiligen Krieg
Einig sind wir, wie sonst selten,
Und es wird ein voller Sieg!

Nämlich, daß es schließ- und endlich
Immer wieder zahlen heißt,
Ist uns schon ganz selbstverständlich,
Dies verlangt der Opfergeist.

Wo die Sammel-Büchsen knallen
Bleibe du nicht weit vom Schuß,
Alle Deutschen helfen allen,
Keiner geb' nur, weil er muß!



Wenn dich auch die Steuerschraube
Mal ein bißchen fester zwackt:
Es bewährt sich Lieb' und Glaube,
Wo man ihn am Beutel packt.

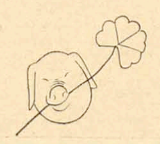


Ach, wie werfen Hub- und Meier
Stolz sich in die wackere Brust,
Heut bei der Silvesterfeier:
„Alles haben wir gewußt!"

Trotz privaten Mißgeschicken
Hatten wir im ganzen Glück,
Und mit dankbewegten Blicken
Schaun wir auf das Jahr zurück.

Ach, daß wir nicht wissen können
Was die Zukunft schlau verbirgt!
Welch' Geschick wird man uns gönnen,
Welche Fäden sind gewirkt?

Und wir schwören, uns zu bessern,
Wie wir's Jahr um Jahr getan —
Ach, der Alltag wird verwässern
Diesen schönen Jahresplan!



Heute, aus dem Fröhlich-Feuchten,
Gilt die hellste Seherei:
Wo so viele Sterne leuchten
Ist der Glücksstern auch dabei!

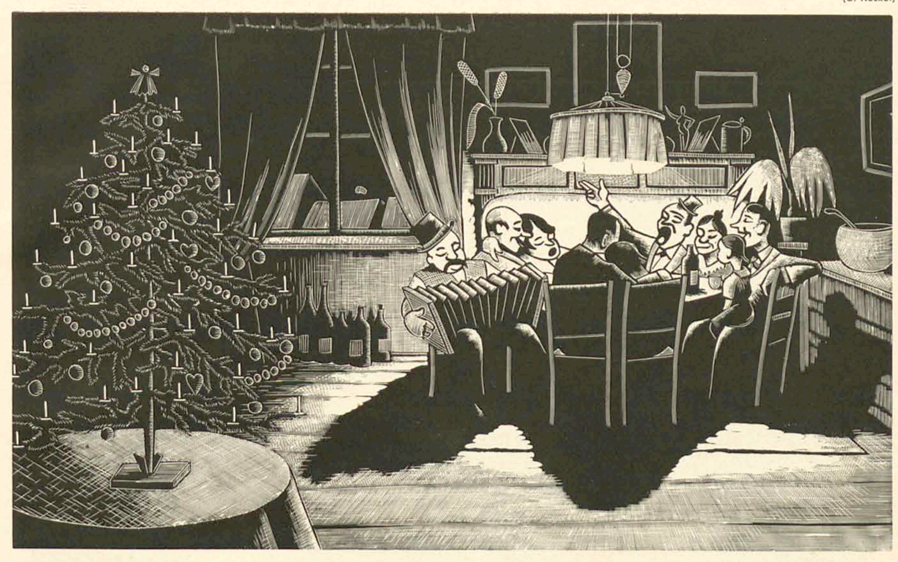
Sowjetrussische Dreieinigkeit

(Erich Schilling)



Stalin: „Um falschen Behauptungen entgegenzutreten, zeige ich Ihnen die grundlegenden Unterschiede. Links: Der Leiter der Komintern. Mitte: Das Oberhaupt des Sowjetstaats. Rechts: Der Chef der Kommunistischen Partei. Die Welt kann sich davon überzeugen, daß diese drei nichts miteinander zu tun haben!"

(O. Nückel)



Kein Silvester ohne Felix

Man kann in der Silvesternacht Blei gießen. Das Blei wird teils aufs Tischtuch, teils in eine Schüssel mit Wasser gegossen. Das flüssige Blei, das aufs Tischtuch fließt, macht Brandflecke, von denen die Hausfrau behauptet, sie seien nicht so arg — am nächsten Morgen sind sie doch ärger. Diese Löcher im Tischtuch spielen für die Voraussagen der Zukunft keine Rolle. Ganz anders das Blei, das ins Wasser fällt. Es ist sehr aufschlußreich und formt sich zu Rokokolauben, Segelschiffen und „Moos", sehr viel Moos, was bekanntlich sehr viel Geld bedeutet. Beim Bleigießen ist immer der Onkel Felix zugegen, der den harmlosesten Gestaltungen eine unpassende Deutung zu geben vermag. Sein Seherauge sieht Kinderwagen und Liebespaare und fliegende Störche und andere Dinge, von denen man nicht so ohne weiteres spricht, wenn man nicht gerade der Onkel Felix ist. Er hat eine durchaus verdorbene Phantasie.
Onkel Felix strömt überhaupt über von Silvesterscherzen. Da hat er Vorrichtungen, mit denen er Teller und Gläser wackeln läßt. Wenn er einem eine Zigarette anbietet, kann man darauf wetten, daß sie nach einigen Zügen mit einem Knall explodiert. Er amüsiert sich köstlich, indem er einem Krapfen reicht, die aus Pappe bestehen und mit Papierschnitzel gefüllt sind. Onkel Felix ist urkomisch. Im — sagen wir mal — Badezimmer brennt er ein Brillantfeuerwerk ab und er gestattet niemand, nicht zuzusehen, wie die Frösche zwischen Zahnbürsten, Puderschachteln und Toilettepapieren irgendwohin hüpfen. Er sagt, es sei dies ein alter Brauch unserer Vorfahren, um die Dämonen zu vertreiben. Es wird allerdings stark in Zweifel gezogen, daß sich die Dämonen ausgerechnet an diesem Ort aufzuhalten pflegen.
An den Silvesterpunsch läßt er keinen heran. Er muß ihn brauen, er hat das einzig wirkliche echte Rezept, und nach seinem Punsch, sagt er, könne man am nächsten Tag unmöglich einen Kater bekommen. Dauernd mischt und kostet er in der Küche, und je länger der Abend währt, desto vergnügter wird er, der Onkel Felix nämlich, und das liegt mehr am Kosten als am Mischen. Kurze Pausen benützt er dazu, um Donnerschläge zu lösen, teils wegen obiger Dämonen, teils um überhaupt Freude zu bereiten. Küche und Wohnung leiden recht unter der fröhlichen Stimmung von Onkel Felix und man vermißt schmerzlich das Vorhandensein eines Gasschutzkellers, in dem die Festgenossen gelegentlich vor den ätzenden Dämpfen, die teils aus der Küche, teils aus der Pyrotechnik aufsteigen, Schutz finden könnten.
Eine Rakete, die Onkel Felix im Treppenhaus abschießt, löst unendlichen Jubel bei ihm aus und zeigt sämtlichen Hausgenossen und vielen Volksgenossen, daß hier fröhliche Menschen harmlos versammelt sind, die den Abbruch des alten Jahres und den Anbruch des neuen geziemend feiern. Zu überhören ist es auf keinen Fall. Inzwischen läßt Onkel Felix kleine Luftballons steigen, wirft in Tante Emmas Punschglas eine porträtähnlich nachgeahmte Riesenwanze, legt der Hausfrau eine Schrupperbürste ins Bett, setzt der Dantebüste auf dem Bücherschrank einen steifen Hut auf den Kopf und notiert ins Ausgabenbuch der Köchin: elf Hemdhosen RM. 2.63.
So gehen die Stunden bis Mitternacht wie im Fluge vorüber, und die schmerzlich aber verständnisvoll lächelnden Gastgeber sind vollauf damit beschäftigt, zerbrechliche Gegenstände aus Onkel Felix' bedrohlicher Nähe zu entfernen und dafür zu sorgen, lebenswichtigen Hausrat ins kommende Jahr hinüber zu retten. Die Politur von Tischen, Stühlen und Kommoden haben sie allerdings verloren gegeben.
Auch Felix selbst ist auf der Oberfläche nicht mehr ganz taufrisch. Blutrote Punschspritzer auf der Hemdbrust und Einschläge der Feuerwerkskörper haben es verursacht, daß er aussieht wie jemand, der im Gesellschaftsanzug gerade der Hölle entkommen ist.
Felix hat natürlich für genaueste Zeit vorgesorgt. Keiner darf es ihm an Pünktlichkeit gleichtun. Er verbietet streng jede Beglückwünschung vor seinem Original-Neujahrsanfang. Endlich gibt er Befehl zum Jahresbeginn, läßt das Geschütz donnern, gibt Breitseiten von Feuerwerkskörpern. Der Punschpegel im Zimmer steigt, die letzten Möbel werden unbrauchbar. Felix tauscht mit allen den Friedens- und Versöhnungskuß. Er behauptet, in seiner Heimat sei das seit Jahrtausenden Sitte. Auf Grund der Versöhnungsküsse könnte man annehmen, daß er im vergangenen Jahre namentlich mit den jüngeren Damen der Gesellschaft in Unfrieden gelebt habe. Er füllt sein Glas immer wieder, und so kommt es, daß er im Verlaufe der Versöhnungsfeierlichkeiten den Bowlenlöffel in die Schüssel taucht und sein Glas bis an den Rand mit Heringssalat füllt. Damit trinkt er noch Brüderschaft mit der Hausmeisterin. Das ist das letzte, was man von ihm sieht.
Am nächsten Tag sagt er, es sei ein schönes Fest gewesen und er wüßte schon, warum er den Punsch nicht so süß mache! Foitzick.

Alte Bäume

Von Felix Riemkasten

Sobald ein Baum ein neues Jahr vollendet,
bemerkt dies Gott, der alles sieht, und sendet
ihm einen Jahresring zum Angebinde,
damit er dicker werd' und stärker gegen Winde. —

O Gott! Wenn Gott zu Bäumen schon so ist,
wie wird er da zu dir erst sein, o Mensch und Christ?

Er sorgt', daß du dir immer dickere Haut erwarbst
in jedem Jahr, in dem du noch nicht starbst.
So wirst du immer würdiger und weiser
und immer unbeweglicher und greiser,
zuletzt bewegst du nur noch schwach das Haupt,
wenn irgendwie die Welt was Neues glaubt;
noch letzterzu bist du ganz steif im Nacken. —

Nun wär' es grade Zeit, dich umzuhacken,
doch grade jetzt ist Gott so furchtbar gut geartet,
daß er mit seiner Axt noch eine Weile wartet.

So ragst du nun als gottgewollt und weise
der Welt verquer und heilig ins Geleise.

Neujahrsmorgen

(R. Sieck)



So aufrecht unterm Himmel stehn,
so in sich fest ins Weite sehn,
ganz in sich fest und ohne Weh,
dem Nebel trotzend und dem Schnee . . .

Ihr Berge, herb und kühl und klar,
was ist für euch ein neues Jahr?
Es grünt, es blüht, es dorrt, es schneit,
und ewig rollt das Rad der Zeit.

In eurem wettergrauen Flaus
steht ihr und schweigt und haltet aus . . .
Daß ich das könnte so wie ihr,
bei Gott daheim nur und bei mir!

Dr. Owlglaß

Der verwandelte Generaldirektor

Von Willfried Tollhaus



Heinrich war eben über Dreißig, Filialleiter einer Versicherungsgesellschaft und trotzdem sehr zurückhaltend. Er sah aus wie ein junges Mädchen, das bis gestern noch an den Storch geglaubt hat. Mütter baten ihn, auf ihre Töchter aufzupassen und sie mit rauhen Männern nicht allein zu lassen. Die Schönen der Stadt, die in der Garderobe ihre Gummischuhe hatten stehen lassen, telephonierten bei ihm an und ließen ihn die Sache in Ordnung bringen. Ältere Jungfrauen von herkulischem Format wollten ihn aus Dankbarkeit für seine artigen Gefälligkeiten auf den Schoß nehmen, wenn in der Straßenbahn alles besetzt war.

Auch Berta Clasen hatte Wohlwollen für ihn. Sie sah wie ein junger Athlet aus. Schritt sie in ihrem sportlichen Mantel, den Herrenhut auf dem energischen Kopf, kräftig aus, sagten die Jungens auf der Straße zu ihr: „Onkel, hast du keine Zigarettenbilder?" Sie behandelte Heinrich, als ob sie seine Tante sei, war immer versucht, ihm die Zeche zu bezahlen, wenn sie zusammen in ein Lokal gingen und scheute sich nicht, Kleingeld von ihm zu fordern, besuchte sie die älteren Damen, die in den diskreten Gemächern der Restaurants und Theater die Honneurs machen. Obwohl sie durchaus nicht zu jenem Teil des weiblichen Geschlechts gehörte, der meint, Männer seien vollkommen, hatte sie ihre Enttäuschungen. Ein „Generaldirektor" mit dreitausend Mark Monatseinkommen war wie ein Meteor über den blauen Himmel ihrer Hoffnung gezogen und zerplatzt, ehe er ihr das „Juwel" zu Weihnachten schenken konnte, mit dem er immer — in seinen Unterhaltungen — zu funkeln pflegte. Dadurch wurde für Berta das Fest der Liebe etwas beschädigt. Glücklicherweise war Heinrich zur Hand, und sie konnte ihre Trauer und ihren Unmut wie in einen Mülleimer in seine diskrete Seele werfen. Er nahm auf, was für ihn bestimmt war und transportierte es ab.

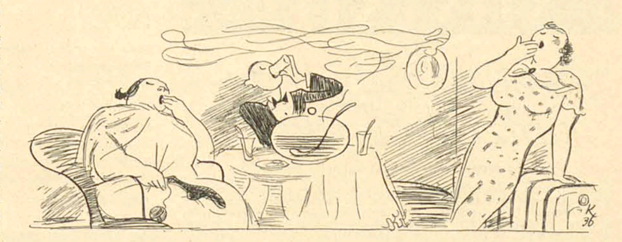
Die sorgende Mutter Bertas, Witwe eines Mannes, der Minister hätte werden können und aus Liebe zu seiner Familie Regierungsrat geblieben war, lud den sanften Heinrich für Silvester zu Punsch, Krapfen und Grammophonmusik. Gleich nach der schweren Nachtwache bis zwölf Uhr gedachte sie schlafen zu gehen. Heinrich würde schon aufpassen, daß Berta keine Dummheiten machte.

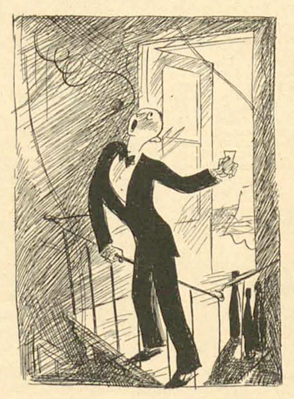
Bei dieser Annahme übersah sie, daß die Jahreswende eine ungeheure Bedeutung im Leben eines Romantikers haben kann. Der sanfte Heinrich war einer. Wenn er sich nach Bertas Geständnissen über ihre Beziehungen zu dem geplatzten Generaldirektor ein Bild von dem männlichen Ideal machte, das sie in sich trug, so stand ihm der energiegeladene, geschäftlich eiskalte, privat dämonische, in jeglicher Beziehung draufgängerische Typ des gut photographierbaren Herrenmenschen vor Augen, der die bekannte Peitsche nicht vergessen hat.

Diese Rolle schien ihm dankbar, aber nicht schwierig. Er traute sich alles zu, was für sie verlangt wurde. Liebte er eigentlich Berta? Ganz sicher war er sich dessen nicht, weil er wenig Erfahrung in dieser Beziehung besaß. Da er aber ihren Generaldirektor haßte, nahm er an, daß er sie liebe.

Als er dies festgestellt hatte, entschloß er sich, in den ersten Minuten des neuen Jahres sozusagen aus seiner bisherigen Existenz herauszuspringen. Dieser Termin war wichtig. Er konnte gewissermaßen den Mörser seiner Energie laden, um ihn mitten im Silvestergeläute verdonnern zu lassen. Mit solcher Absicht erschien er pünktlich bei Bertas Mama, brachte Blumen und Schokolade mit und fand es gut, daß er zunächst noch sein altes Gesicht zeigen durfte. Niemand erwartete von ihm die Führung der Konversation. Sie lag bei den Damen. Es war also für Heinrich Gelegenheit zu trinken, während die Damen sprachen. Das heiße Rauschgift drückte seine Augen von elf Uhr an beträchtlich nach vorn. Berta hielt für Anlage zu Basedow, was ungehobene Energie anzeigte.

Von halb zwölf Uhr an begann er sich auszumalen, was um Zwölf geschehen werde. Zunächst würde er mit veränderter Stimme, kurz, scharf und ein wenig bellend, „Prost Neujahr!" sagen — wie das Generaldirektoren zu tun pflegen — und dabei die Hand Bertas drücken, daß sie aufschrie. Worauf er sich, ohne von diesem Zwischenfall weiter Notiz zu nehmen, auf den schmächtigen Balkon zu begeben gedachte, um mit der ganzen Gewalt seines sonoren Organs die Nachbarschaft zu beglückwünschen. Zurückkehrend ins Zimmer, wollte er von der Tür aus das Geknister zuckender Blitze in seinen Augen spielen lassen und dann auf Berta zutreten, sie mit fester Faust am Genick packen, zu sich herunterziehen und ihr mit der Kraft eines Orkans bei Windstärke zwölf seinen leidenschaftlichen Atem in das erblassende Antlitz brausen lassen. Was darauf käme, konnte er sich nicht recht vorstellen, weil ihm dabei schwindlig wurde. Zehn Minuten vor Zwölf trank er ein neues Glas mit gierigen Zügen. Dann zog er die Uhr. Auf einmal stellte Mama fest: „Kinder, die Glocken läuten schon!" — Heinrich bestritt es. Aber Mütter sind eigensinnig. „Prosit Neujahr!", sagte Mutter Clasen und stieß mit ihm und Berta an. Fünf Minuten zu früh! Heinrich konnte noch nicht verwandelt sein. Ein Kuß knallte auf die töchterliche Wange, dann gähnte Mama, daß ihr Goldbestand im Oberund Unterkiefer sichtbar wurde, worauf sie wie eine graue Wolke hinauswehte. Niemand nahm an, daß sie nicht ins Bett ginge.





Erst jetzt schlug es Zwölf. Nun stieß Heinrich sein programmäßiges Bellen aus, drückte Bertas Hand, ohne daß sie schrie, wie er es vorgesehen hatte, riß die Balkontür auf und stand im silvesterlichen Lärm der Straße, durch die gerade eine Straßenbahn fuhr. Das erste „Prooosit Neujahr!" verschwendete einen vulkanischen Stimmenaufwand sinnlos. Vom Nachbarbalkon brüllte eine Familie sechsstimmig mit mehr Erfolg. Als ihr Heinrich sein mißbilligendes Gesicht zuwandte, knallte ihm jemand eine noch gut fundierte Papierschlange an die Nase, daß sie ihren Richtungswinkel etwas veränderte. Unter solchen Umständen gibt der Klügere nach.

Nun aber kam die Haupt- und Galanummer im generaldirektoralen Zirkus: Berta stand an der Zentralheizung und gähnte. Gähnen soll gesund sein. Schön ist es nicht. „Entschuldigen Sie", sagte sie und hielt die Hand vor den liebreizenden Mund.

Heinrich entschuldigte nicht. Er schritt auf sie zu, daß die Nippes auf dem Vertiko schwankten, und begann die Illumination seiner Augen.

„Habe ich mir Flecken gemacht?", fragte Berta bekümmert und sah auf die rundliche Fülle ihres Busens.

„Nein", donnerte Heinrich und hob die Hand zum Genickfang.

Die Schöne sah ihn verblüfft an, aber sie wehrte

sich nicht. Er zog ihr Gesicht zu sich herab und ließ seinen Atem sprühen. „Elender Sprit“, stellte Berta fest. „Ich weiß es. Mutter kauft den Extrakt beim Krämer. Da kann man nichts machen.“

Sachliche Bemerkungen sind in solchen Situationen keinesfalls förderlich. Heinrich fühlte das durchaus. Aber er wünschte sich nicht beirren zu lassen, also brüllte er: „Ich liebe dich!“

Nun wuchs Berta auf einmal hoch auf. Sie hatte entschieden mehr Kraft, als er ihr zugetraut hätte. Ihr Ausdruck ließ sich keinesfalls geistvoll nennen; denn ihr Mund nahm eine Stellung an, als ob er noch einmal gähnen wolle. Sie wollte es aber gar nicht.

„Heinrich“, sagte sie nur milde, „warum brüllst du denn so?“ Er empfand nicht nur als ungehörig, daß sie ihn sofort duzte, sondern vor allem auch, daß sie keinesfalls verwundert war, daß er sie liebe. Über dieser Enttäuschung vergaß er den Kuß, den er sich vorgenommen hatte.

Niemand kann wissen, wie alles geendet hätte, wenn nicht Berta nun ihrerseits aktiv geworden wäre. Heinrich fühlte sich fast hochgehoben, in Weichheit und Wärme eingebettet und auf längere Zeit am Sprechen verhindert. „Wenn dies am grünen Holz geschieht“, dachte er unter dem Regen ihrer Küsse, „was soll am dürren werden?“

Ohne daß er merkte, wie es zuging, stand er plötzlich neben Berta auf dem Balkon: „Prooosit Neujahr!“ schrie sie, daß die Fenster in der ganzen Nachbarschaft zitterten. Es schien Heinrich sinnlos, sich in einen akustischen Wettbewerb mit ihr einzulassen.

Dann schleppte sie ihn zurück, setzte sich in die Sofaecke, nahm ihn auf den Schoß und stellte fest, das habe sie schon immer gewollt.

Schließlich kam er auf den Gedanken, man müsse Mama rufen und um ihren Segen bitten.

Berta war anderer Meinung. „Laß die Alte schlafen“, sagte sie. „Sie hat lange genug für uns gewacht.“

Worauf sie die Brosche abnahm, damit sie Heinrich nicht steche.

Woher wußte sie denn, daß man sich an dieser ihrer Brosche stechen konnte?

Die Situation ließ sich nur dadurch retten, daß Heinrich seine Verwandlung als vollzogen ansah und nun seinerseits die Aktivität an sich riß.

Einmal sagte Berta, glücklich über sein Temperament, Karl zu ihm. Es ließ sich annehmen, daß dies der Vorname des Generaldirektors war.

Gegen drei Uhr durfte er gehen, nachdem ihm Berta gesagt hatte, die Verlobungskarten müßten lithographiert und keinesfalls gedruckt sein. Auch habe darin zu stehen: „Tochter des verstorbenen Regierungsrates Gottlieb Clasen, Ritter p. p. und seiner Frau Gemahlin Amalie, geborene Schnickedanz.“ Hinunter zu bringen brauche sie ihn nicht. Der Hausmeister leide an Schlaflosigkeit und Trinkgeldsucht.



Als Heinrich am Guckfenster der Portierloge vorbeiging, kam ihr Insasse verschlafen heraus, hielt die Hand auf und sagte: „Prost Neujahr, Herr Generaldirektor!“

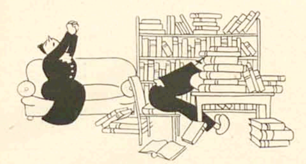
„Danke gleichfalls“, erwiderte der ehedem sanfte Heinrich, legte eine Mark in die gewaltige Höhlung der schwammigen Portierfaust, und würde sehr glücklich darüber gewesen sein, daß seine Verwandlung so ausgezeichnet gelungen wäre, wenn diese vertrauliche Begrüßung nicht doch ein gewisses Licht auf die Dauer der früheren Besuche des originalen Generaldirektors geworfen hätte.

Da er aber als Versicherungsmann wußte, alle Risiken ließen sich doch nicht berücksichtigen, wolle man zum Abschluß kommen, beschloß er, sich auf den Boden der bekannten Tatsachen zu stellen. Generaldirektoren haben das so an sich.

(Zeichnungen von R. Kriesch)

(Zeichnungen O. Nückel)

Lieber Simplicissimus



Professor X. sitzt schon einige Jahre hinter einer ziemlich umfangreichen wissenschaftlichen Arbeit. Seine Frau führt seinen Zettelkasten und ist auch sonst ein bißchen hinterher, daß der Herr Professor gewisse nun einmal einzuhaltende Termine nicht versäumt.
Über dieser Tätigkeit scheint das Eheleben der beiden ein klein wenig gelitten zu haben; denn das in den besten Jahren stehende Frauchen brach am Silvesterabend beim flüchtig eingenommenen Abendbrot in bewegliche Klagen aus. „Ein Jahr ungefähr", schluchzte sie, „warst du nett zu mir; aber seither habe ich so gut wie nichts von dir!"
„Aber Liebste", entgegnete daraufhin der Professor vorwurfsvoll, „darauf hättest du mich wirklich schon bälder aufmerksam machen können!"

*

Zu einer Gesellschaft in Hannover war kürzlich ein Ehepaar eingeladen, das vom Süden des Reiches kam. Im Laufe des Abends klagten einige Damen darüber, daß sie trotz eifriger sportlicher Betätigung an Umfang und Gewicht zunähmen. Da warf der Mann aus dem Süden die Worte ins Gespräch: „So geht's halt, meine Frau hat auch viel dickere Backen als früher."
Betretenes Schweigen bei den Damen, diskretes Lächeln der Herren; bis auf einmal eine Dame spitz bemerkte: „Bitte, davon s-pricht man doch nicht!"
Erst andern Tags erfuhr der arme Mann, daß er hätte „Wangen" sagen müssen. Mit „Backen" bezeichnet man in Hannover nämlich etwas anderes.

*

Unter „Sonntagsgedanken" brachte eine Wormser Zeitung folgenden Rückblick:
„Nun sind die Festtage hinter uns. Der Christbaum wird seines Schmuckes wieder beraubt, und mit den letzten Tannennadeln, die zusammengekehrt und verbrannt werden, ist das äußere Zeichen des Weihnachtsfestes vorüber. Es geht mit der Herzensstimmung an Weihnachten wie mit den Nadeln am Christbaum: sie verschwindet, fällt ab. Oft genügt ja nur eine kleine, schwache Berührung. Werden die Nadeln unseres inneren Christbaums die Berührung mit der Welt aushalten?"

*

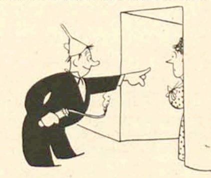
Mein guter, dicker, sparsamer Freund Otto hat eine Silvesterfeier arrangiert. Er hat sich — so glaubt er — nicht lumpen lassen. Eine große Bowle steht auf dem Tisch, und die lustige Gesellschaft um ihn herum wird immer lustiger, obwohl es nicht am Alkohol liegen kann; denn davon ist nicht viel in der Bowle. Kurz vor zwölf wird Blei gegossen. Der erste, der das Blei ins aufzischende Wasser gießt, ist mein Freund Otto. „Nichts zu erkennen und nichts zu orakeln!" ruft er, als er den unförmigen Klumpen aus dem Wasser zieht. „Wieso nichts zu orakeln?" sagt Elvira und dreht den Bleiklumpen um und um. „Die Sache ist doch sonnenklar: dicker, geiziger Herr mit Kneifer wird sofort in den Keller gehen und drei Flaschen Sekt und eine Flasche Kognak in die Bowle gießen!"

*

In meiner Heimatstadt Graz gibt es zwei Parallelstraßen mit den schönen Namen: „Jungfrauengasse" und „Frauengasse". Im Häuserblock zwischen den beiden Gassen ist ein Saalbau, der im Winter häufig von verschiedenen Vereinen für Feste gemietet wird. Der Eingang zu den Räumen ist sowohl von der Jungfrauen- als auch von der Frauengasse aus.
Mietet da wieder ein lustiges Völkchen die Räume für Tanz und Allotria, und auf den Einladungen steht: „Eingang durch die Jungfrauengasse — Ausgang durch die Frauengasse." Ob der letzte Satz absichtlich oder unabsichtlich aufs Programm kam, war nicht mehr festzustellen, aber zugetragen hat sich diese kleine Geschichte.

*

Es ist der einunddreißigste Dezember, dreiundzwanzig Uhr fünfundfünfzig Minuten. Herr Koggemann, in der linken Hand einen überdimensionalen Kanonenschuß, in der rechten eine brennende Lunte, steigt die Treppen des Hauses Lungstraße 32 hinauf. Im fünften Stock drückt er mit dem Ellenbogen gegen den Klingelknopf. Frau Schwarzlohberg, die Wahrsagerin, öffnet.
„Frau Schwarzlohberg!", ruft Herr Koggemann und schwingt die Lunte, „eine Reise über das große Meer, eine Erbschaft, eine liebe blonde Frau, und



ein kleines rosiges Kind haben Sie mir — hupps — für 1936 vorausgesagt. In zwei Minuten ist das Jahr herum. Wenn bis dahin nicht alles eingetroffen ist" — Herr Koggemann nähert die Lunte dem Kanonenschuß — „sprenge ich Sie in die Luft!"

Des alten Senators letzte Fahrt

Es gibt eine Menge Hamburger Geschichten, sozusagen erzählte Hamburgensien, die aber ausschließlich mündlich überliefert sind. So gehen sie schließlich einmal verloren. Sie haben meist eine wenig hervortretende Pointe, wie das nun mal dem Denken der Nieder- und Angelsachsen entspricht, dafür aber einen latenten Humor, der wiederum nur von den erwähnten Volksstämmen goutiert und im tiefen Grunde verstanden wird. Sie schmecken zumeist nach Hafen, Seewasser und der weiten Welt.

Vielleicht ist trotz dieser Einschränkungen das folgende Erlebnis es wert, der Vergessenheit entrissen zu werden, wenn es dabei auch nur um ein harmloses Lachen geht. Es handelt sich um ein Geschehnis, von dem ein alter, humorvoller, vor längeren Jahren verstorbener Kapitän aus seinen jungen Steuermannsjahren gern berichtete. Sein Garn mag hier 'mal nachgesponnen werden. Es ist Kulturgeschichte darin.

*

Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts reiste ein angesehener Hamburger Bürger, reicher Kaufmann, dabei Senator seiner Vaterstadt, nach Nordamerika. Er war in Begleitung seiner Frau. Sie betreute ihn; denn er war schon bejahrt, sehr beleibt und körperlich überhaupt nicht so ganz in Ordnung. 1856 schiffte sich das Ehepaar in New York auf der „Hammonia", einem der ersten Dampfer der Paketfahrt, wieder nach Hamburg ein. Am ersten Tage der Ausreise erlitt der Senator einen Schlaganfall, und der zufällig nüchterne Schiffsarzt konnte nur noch den eingetretenen Tod feststellen.

Der Kapitän ordnete eine würdige seemännische Bestattung an. Als aber der trostlosen Witwe dieser Beschluß mitgeteilt wurde, da machte sie einen Bittgang zum Kapitän: das ginge doch gewiß und wahrhaftig nicht an, unter gar keinen Umständen, daß ihr alter Senator so einfach über Bord geschoben würde. Er müßte mit nach Hamburg genommen werden, er sollte unbedingt ins Erbbegräbnis auf den Kirchhöfen zu St. Katharinen vor dem Dammtor. Also das ginge und ginge nicht anders, und die Senatorin sagte noch, daß sie dreihundert Mark banco als Zusatzpassage für ihren guten toten Senator ausgeben wolle, aber gemacht müsse die Sache werden.

Der Käpten war in Schwulitäten. Er hätte ihr ja gerne den Gefallen getan, um so mehr, als der Alte ein gewichtiger Käfer im Aufsichtsrat seiner Reederei gewesen war, auch die dreihundert Mark banco waren recht, aber es ging ja nicht. Vierzehn Tage dauerte die Überfahrt noch, solange hielt sich der Senator bestimmt nicht frisch, von Kühlräumen und Kühlmaschinen wußte man nichts; denn die waren noch nicht erfunden. Dazu war die gute „Hammonia" mit ihren zweitausend tons höllisch warm. Und das bißchen Eis, das brauchte man für die Butter, das geschlachtete Geflügel und die notwendigen Drinks, nicht zu vergessen das Bier. Aber es erschien ein rettender Engel. Der kluge Koch, der vielgewandte Smutje, hatte von der traurigen Geschichte, auch von den 300 Mark bco. Wind bekommen und erbat eine Audienz beim Schiffsgewaltigen, die zu einem tiefgründigen Palaver führte.

Das Resultat war, daß der Käpten der trostlosen Witwe mitteilte, die Sache wäre überlegt, es ginge, sie sollte ihren alten Senator in sein Erbbegräbnis vor dem Dammtor auf St. Katharinen kriegen, allerdings würde er an Bord eingesargt. Die Frau Senator war einverstanden, und dreihundert Mark banco wechselten ihren Besitzer.

Und nun nahm der Smutje das Problem praktisch in die Hand. Der Zimmermann baute einen starken Sarg, etwas höher und breiter als üblich. Alle Fugen zwischen den Brettern wurden zunftgemäß kalfatert, also mit Werg ausgestopft und dann mit Pech vergossen. Der Sarg war dicht wie ein neues Boot. Smutje, der natürlich gelernter Schlachter war, nahm sich nun den alten Senator vor. Er nahm ihn kunstgerecht aus, brühte ihn in- und auswendig, und rieb ihn in- und auswendig gründlich mit Salz ein. Dann nähte er mit Segelgarn den Bauch wieder zu, zog ihm Stiefel, Hose, Weste und Frack an, vergaß nicht das Oberhemd, die Vatermörder und die Halsbinde und legte ihn dann schön in den Sarg. Das Ingedöm: Leber, Magen, Darm und Zubehör, steckte er in einen Sack und versenkte diese Bestandteile des alten Senators mit einem stillen Vaterunser in die See.

Dann setzte er mehrere Eimer mit starker Pökellake an und stellte sie bereit. Die war nach dem Rezept der britischen Admiralität gemacht und erhielt nach amtlichen Versuchsprotokollen Rindfleisch zweiundzwanzig Jahre lang genießbar. Der Smutje meinte, das müsse eigentlich auch für einen Hamburger Senator genügen. Jetzt war alles so weit. Die Frau Senator wurde gerufen, um vor der Verschließung ihren guten treuen Alten noch einmal zu sehen. Sie weinte sehr und bemerkte, daß der Bauch ganz verschwunden sei. Der Kapitän tröstete sie und sagte, das wäre immer so bei Schlagfluß. Dann führte er die schluchzende Witwe ab.

Nach ihrem Verschwinden goß der Smutje die Pökellake in den Sarg, bis der Senator schön bedeckt war. Der Zimmermann schraubte den Deckel darauf, kalfaterte die Fuge zwischen Deckel und Sarg und nun war alles fertig und dicht.

Hierauf nahm der Smutje sein gewohntes Küchenamt wieder auf; diesmal Schweineschlachten und Wurstmachen. Man hatte lebende Schweine an Bord, um den damals recht primitiven Speisezettel hin und wieder etwas aufzubessern. Aber die Behandlung des alten Senators war — trotz angeblich tiefster Verschwiegenheit der Beteiligten — doch im Schiff herumgekommen, und als der Bootsmann, ein Tünbüdel und Schwätzer erster Größe, von der frischen Leberwurst probierte, meinte er geheimnisvoll zum Zimmermann: „De Wust smeckt so na Portwin! De Senator het jümmers gern und veel Portwin drunken, un de zieht in de Leber, dat weet ik ganz genau. Un een Menschenleber sieht akkrat so ut wie 'n Swinsleber. Weeßt Bescheed, Timmermann!?" Dem Zimmermann hat mit einem Male die Wurst auch nicht mehr geschmeckt, aber das Schlimmste war: das dummerhaftige Gewäsch ist 'rumgekommen und hat den armen unschuldigen Smutje in einen fürchterlichen Verdacht gebracht und Kapitän, Steuerleute, Maschinisten und Kajütpassagiere so beeindruckt, daß niemand die schönen Leberwürste gegessen hat. Die weniger zart besaiteten Gemüter, die Herren Jantjes und Heizer, waren dieser Beeindruckung nicht zugänglich. Die schworen auf ihren guten Smut und haben den ganzen Bunch Leberwürste, die eigentlich nur für die höheren Sterblichen auf dem Schiff bestimmt waren, restlos und mit Begeisterung aufgegessen. Die Reise verlief bei schönstem Wetter weiter programmäßig. Der Smutje freute sich über seine Anerkennungsprovision vom Käpten in Gestalt eines anständigen Biergroschens für St. Pauli, drei Buddeln Rum, hundert Zigarren und einer neuen Segeltuchhose. Der Käpten dachte bei ungezählten Grogs scharf nach, wieviel, oder besser, wie wenig er von den dreihundert Mark bco. auf Grund des Seerechtes, der Passage- und Frachtvorschriften an seine Reederei auskehren müsse nach Abzug aller Unkosten, zu denen auch die Nachdenkegrogs gehörten, versteht sich.

In Cuxhaven wurde vom Seelotsen der Beerdigungsverein antelegraphiert, der pünktlich am Jonas, wo die „Hammonia" anlegte, mit Leichenwagen und zwölf Beerdigungsdienern in höchster Gala zur Stelle war. Die konnten sich nicht genug über das Kluckern im Sarg wundern, aber ihr Viz verklarte: „Dat is dat Likenwater, dat kümmt ut de Dicken rut, wenn se dod sünd. Sieht ut wie Schildkrötenbouillon, ok so greunlich, stinkt aber furchtbar." Der Smut wußte besser Bescheid, sagte aber nichts, und die Beerdigungsdiener, die abends Lohndiener sind, dachten mit Entsetzen daran, daß sie heute zum Diner vielleicht Schildkrötenbouillon servieren müßten. Ihnen wurde jetzt schon schlecht.

Zuerst ging es nach Nienstedten ins Trauerhaus zur Familienfeier und dann zum Erbbegräbnis auf den Kirchhöfen vorm Dammtor. Da liegt nun der gute, alte, eingepökelte Senator heute noch wohl erhalten in seiner Lake. D. h. wenn das Grab bei der großen Umkaterung hinter dem zoologischen Gärten nicht aufgelassen ist. In dem Fall wird er nach Ohlsdorf verzogen sein.

Dr. M. G. S.

Unter Diskretion

(F. W. Richter)



„Onkel Hugo, was ist eigentlich Erotik?"
„Das kann ich dir nicht mehr sagen, mein liebes Kind, ich bin verheiratet."

Silvester-Wünsche

(R. Kriesch)



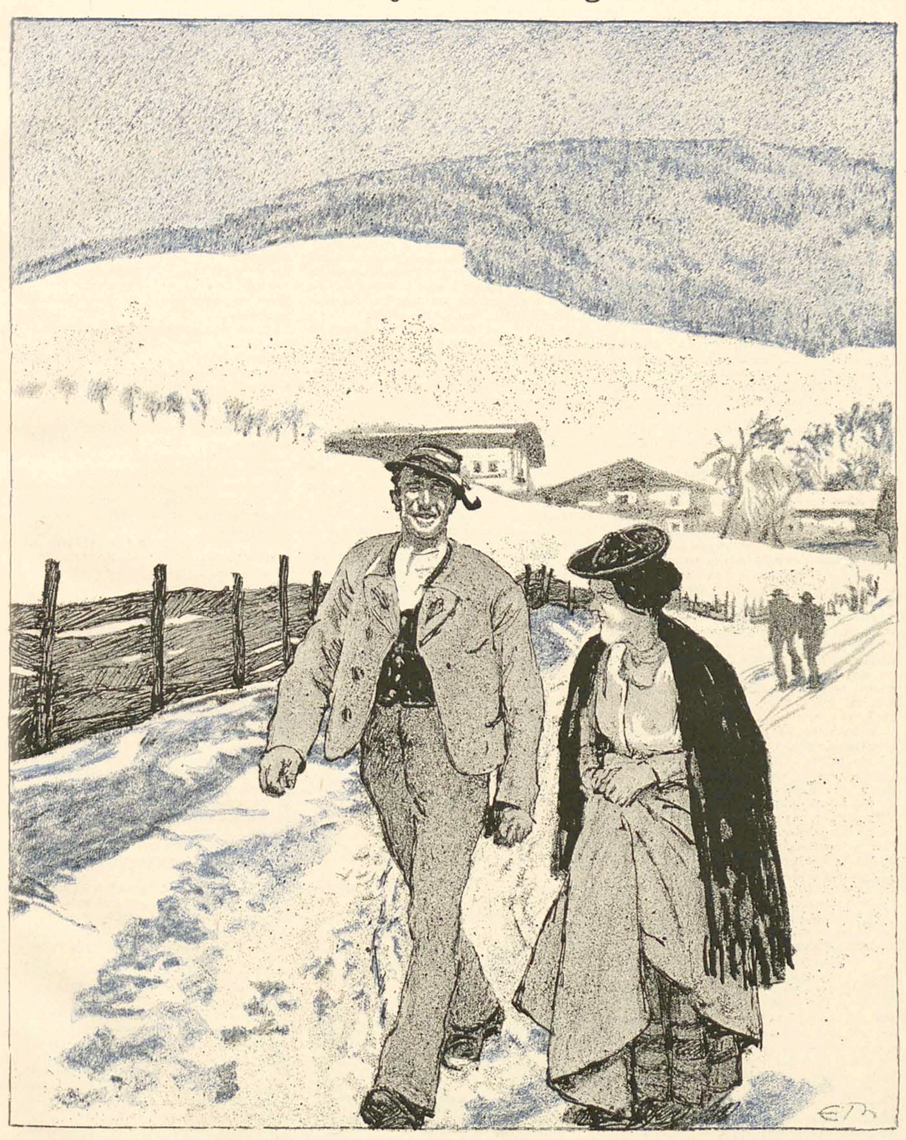
„Warum schauen Sie mich eigentlich so prüfend an, lieber Doktor?" — „Ich trainiere, meine Gnädigste, damit ich meine Glückwünsche richtig placieren kann, wenn um zwölf Uhr das Licht ausgeht!"

Die letzten fünf Kannpfuchen

Die Silvestergesellschaft sitzt bei der Bowle, da ruft Frau Gudrusch: „Theodor, die Pfannkuchen! — wir haben die Pfannkuchen vergessen."
Theodor — er hat bereits vorher mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die Bowle probiert — erhebt sich ein wenig mühsam. „Ja, und —?", flüstert er, „wozu brauchen wir Pff — — wozu brauchen wir denn überhaupt Kannpfuchen, liebe Elisabeth?"
„Prost!" ruft die Gesellschaft und lacht. Frau Elisabeth macht aber ihr ernstes Gesicht: „Du mußt sofort zwei Dutzend Pfannkuchen besorgen!" „Mal sehn", brummt der gute Theodor und schiebt los. Eine Stunde vergeht. Die Gesellschaft hat sich bereits die Jacken ausgezogen, die alten Herren sind im Begriff, die Flanke über das rote Plüschsofa zu machen, da endlich kommt Theodor. Aus einem großen Korb stülpt er fünf silberglänzende Fische auf den Teppich. Frau Gudrusch erstarrt das Blut in den Adern. „Theodor", sagt sie streng, „Fische bringst du, statt Pfannkuchen?"
„Ach so", lächelt Theodor, „richtig! War also in 'ner Kneipe, da Geschäfte zu. Wollte also Pf — — wollte also Kannpf — — konnte also — hupps — das Wort nicht 'rauskriegen, und da hab' ich denn anstatt Pf — — anstatt Kannpf — — na, also da hab' ich denn einfach Krapfen gesagt, und da — hupps — da ham mir die Kerle doch die letzten fünf Karpfen gegeben!" H. R.

Am Neujahrsmorgen

(Eduard Thöny)



„No, Zenzl, hot da Vatta nix g'spannt, wia i a wengerl g'stolpert bi auf da Stiag'n heunt Nacht?" — „Naanaa, der hot g'moant, die schiass'n 's neu' Jahr ô."

FESTTAG AUF HERMOSA

Von Achille Campanile

Die Insel Hermosa war ein glückliches Eiland. Niemals verdunkelte eine Wolke den Himmel, niemals trübte ein Gedanke die Laune ihrer Bewohner. Die Tage verliefen fröhlich, heiter und festlich. Die Frauen waren schön, große Florentinerhüte beschatteten ihre strahlenden Gesichter, die Männer trugen Tag für Tag einen Panama und weiße Hosen. Die Wiesen strahlten im zartesten Grün, die Gärten standen in ewiger Blüte, die Wälder hallten wider vom Gezwitscher und Getriller der Vögel.

Aber wozu sich in allgemeinen Beschreibungen ergehen? Es sei nur noch erlaubt, zu bemerken, daß Hermosa das glückliche Leben teils seinem frühlingshaften Himmel und teils der Weisheit seines Königs verdankte.

In Hermosa beging man ein Fest, den tausendfünfhundertvierundfünfzigsten Geburtstag des regierenden Herrschers, Armando I. Man könnte leicht annehmen, daß er eintausendfünfhundertundvierundfünfzig Jahre alt war oder daß die Jahre auf dieser Insel wesentlich kürzer wären als anderswo. Nichts von alledem! Tatsache war, daß nach dem Willen Armandos dieser Geburtstag vier- oder fünfmal monatlich festlich begangen wurde.

Auf der Insel Hermosa verging nämlich die Zeit ausschließlich nach dem Wunsche des Herrschers. Der Kalender war lediglich im Hirn des Königs vorhanden. Wenn die Bürger morgens aufwachten, wußten sie nicht, ob Donnerstag oder Sonntag, Sonnabend oder Mittwoch war. Sie erwarteten voller Neugier das Zeichen des Herrschers, der zu einer bestimmten Stunde durch Ausrufer verkünden ließ, welcher Tag ihm gerade genehm war. Alle richteten sich nach seinem Willen, und um der Wahrheit die Ehre zu geben, sie taten es mit dem allergrößten Vergnügen; denn auf diese Weise waren sie der Unbequemlichkeit eigener Gedanken enthoben. Das schloß nun freilich nicht aus, daß, wenn der König erst spät erwachte, die Untertanen Stunden angstvoller Ungewißheit verbrachten, völlig im Dunkeln darüber belassen, wie sie eigentlich bezüglich des Wochentags dran waren. Manchmal wurde es sogar Mittag, und man wußte noch nicht, ob man den englischen Sonnabend oder die durchgehende Arbeitszeit einhalten sollte, ob man Fleisch essen konnte oder fasten mußte. War man zeitig zur Arbeit gegangen, konnte es vorkommen, daß man wieder umkehren mußte, weil der Monarch inzwischen bestimmt hatte, daß es Sonntag sein sollte. Wenn es sich darum handelte, eine Verabredung zu treffen, waren die Untertanen der Gnade des Königs ausgeliefert. „Wir treffen uns also am Montag!" verabredeten sie an einem Sonnabend Abend. Es war indessen möglich, daß sechs Monate vergingen, bevor der Herrscher einen Montag ansetzte. Der Minister des Kalenders begab sich zum König, um ihn wie jeden Morgen zu bitten: „Sire! Welcher Tag ist heute?"

Und wenn es ihm dann gerade einfiel, erklärte Armando: „Montag!"

War ein Jahr glücklich für das ganze Land verlaufen, so pflegte sich Armando nicht lange zu besinnen. Er ordnete ganz einfach eine Wiederholung an. Und am Neujahrstage begann man das alte Jahr von neuem. Man erzählte sich von Jahren, die drei- oder viermal mit wachsendem Erfolg wiederholt worden waren.

Um das Studium der Jugend stand es aufs allerbeste. Zeitweilig reihte der Fürst zur Freude der Schulkinder vier oder fünf Sonntage aneinander, während er ein anderes Mal völlig vergaß, daß ein Tag der Woche dem Herrn geweiht ist.

Manchmal mußten dann die Kinder Monate warten, ehe sie wieder einen freien Tag hatten. Aber das geschah nur selten; denn schließlich war ja noch immer der Geburtstag des Königs da, auf den man stets zurückgreifen konnte, wenn es nichts anderes zu feiern gab.

Weil Armando wünschte, daß seine Untertanen sich amüsierten, verordnete er, daß drei- oder viermal im Monat Weihnachten oder Ostern oder Fastnacht sei. Das höchste und größte Fest im Jahre war jedoch die Feier des 1. April.

Der Jahrestag dieses Festes wurde stets aufs neue heftig gefeiert, indem man z. B. ankündigte, daß Hühner gratis zur Verteilung gelangten oder daß eine Ochsenzählung vorgenommen werden sollte. Niemand aber dachte im ersten Augenblick daran, daß diese sympathischen Veranstaltungen für den 1. April angesetzt waren. Besonders die Ochsenzählung, zu der alle Bewohner der Insel erscheinen mußten, war ein Hauptspaß.

An diesem Morgen nun schlief der König noch, als der Großkammerherr, der Minister des Kalenders und die Musikkapelle auf Zehenspitzen eintraten. Sobald der Monarch die Augen geöffnet hatte, wurde ein Marsch gespielt. Der König befand sich sozusagen in Musikbegleitung. Er erhob sich mit Musik, machte Toilette mit Musik, die hinter der Tür fröhlich jenen Vorgang untermalte, den man im allgemeinen mit Bad zu bezeichnen pflegt. Ging er aus, so begleitete ihn die Kapelle und ließ ihn nicht eher los, als bis sie ihn bei gedämpften Klängen am Abend in den Schlaf gespielt hatte.

Der Kammerherr erforschte nun das Gesicht des Herrschers, und als er festgestellt hatte, daß es sich bewegte, befahl er: „Musik!" Die Kapelle begann leise, wurde immer stärker, bis Armando die Augen aufschlug und die Musikanten leicht vorwurfsvoll ansah. Der Minister trat vor:

„Sire", fragte er ergeben, „welchen Tag befehlen Sie heute?"

In Erwartung der Antwort hielten alle den Atem an. Die Musik schwieg.

Der Monarch klemmte sich das Monokel ins Auge und verfiel in tiefes Nachdenken. „Sire", warf der Kammerherr ein, „Sie werden sich erinnern, daß wir heute den Besuch Norberts, des Übelnehmerischen, erwarten!" Norbert war der König einer benachbarten Insel.

(Fr. Bilek)



„Dann", erklärte der König gähnend, „wäre es gut, ihn einen Festtag vorfinden zu lassen. Er wünscht sicher, meinen Geburtstag zu feiern, benachrichtigen Sie ihn ja rechtzeitig. Wer weiß, vielleicht bringt er mir ein Geschenk mit!"

„Sire", bemerkte der Minister respektvoll, „wir feiern in diesem Monat bereits zum viertenmal Ihren Geburtstag. Ich möchte Sie in den Augen des Volkes nicht allzuschnell altern lassen."

Die Musik wurde schwächer.

„Sie täten gut daran, sich um Ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern."

Nach einer längeren Pause lispelte der Kammerherr: „Man sollte dem Volk lieber Spiele darbieten!"

Armando, der knapp bei Kasse war, kratzte sich den Kopf. Die Musik schwieg sofort.

„Dann aber höchstens solche, die nichts kosten", mahnte er.

Durch das weit geöffnete Fenster drang festliches Geschrei.

„Majestät!", sagte der Minister, der sich dem Volke gezeigt hatte, „die Menge begehrt Unterhaltung!"

Armando trat an das Fenster, und sofort wurde es mäuschenstill:

„Meine Lieben! Um meinem heutigen Geburtstag ein besonders festliches Gepräge zu verleihen, habe ich Norbert, den Übelnehmerischen, auf unsere Insel eingeladen. Ich gestatte euch, dem erhebenden Anblick seines Einzuges beizuwohnen und erwarte, daß ihr den fremden Gast nach echter hermosischer Sitte bei uns willkommen heißen werdet!"

„Bravo", brüllte die Menge und lief zum Haupthafen hinunter, um das Schiff einlaufen zu sehen.

„Wie habe ich das gemacht?" Armando strahlte ...

*

Der Thronsaal war gestopft voll mit Würdenträgern, die erschienen waren, Armando zu beglückwünschen und den fremden Gast zu erwarten. Armando saß unter dem Baldachin, ihm zur Seite die Königin. Auf seinem Gesicht lag der Ausdruck grenzenloser Langeweile und Schwermut: er war nicht glücklich, obwohl er die Untertanen mit tausend Scherzen zu erfreuen verstand. Das Schlimme dabei war, daß er selber nicht zu sagen vermocht hätte, was eigentlich an seinem Glück fehlte.

„Außerordentlich erfreut, dich zu sehen", begrüßte er Norbert, den Übelnehmerischen. „Wie geht es dir?" Er umarmte Norbert herzlich.

„Danke gut, und dir?" entgegnete Norbert und sah ihn innig an.

„Auch ganz gut. Was macht die Königin? Ist sie wohlauf?" fragte Armando unter ständigem Händeschütteln.

„Es geht ihr glänzend, hoffentlich ist auch deine Frau ...", erwiderte Norbert und legte die Hand freundschaftlich auf Armandos Schulter.

Armando ergriff Norbert leicht am Ellenbogen und zog ihn mit sich fort. Mit wichtiger Miene neigte er sich dem Gast entgegen und raunte:

„Um Gottes willen, sprich nicht so viel, sonst haben wir bei meinem Gegenbesuch keinen Gesprächsstoff mehr ...!"

Mit diesen Worten zogen sich die Herrscher zurück. Die Würdenträger verneigten sich ehrfurchtsvoll, sämtliche Musikkapellen spielten die hermosische Einzugshymne und das dichtgedrängte Volk jubelte. Es beruhigte sich erst, nachdem sich die beiden Herrscher noch einmal auf dem Balkon des Schlosses gezeigt und ihm mit nachdenklich-gütigem Lächeln zugewinkt hatten ...

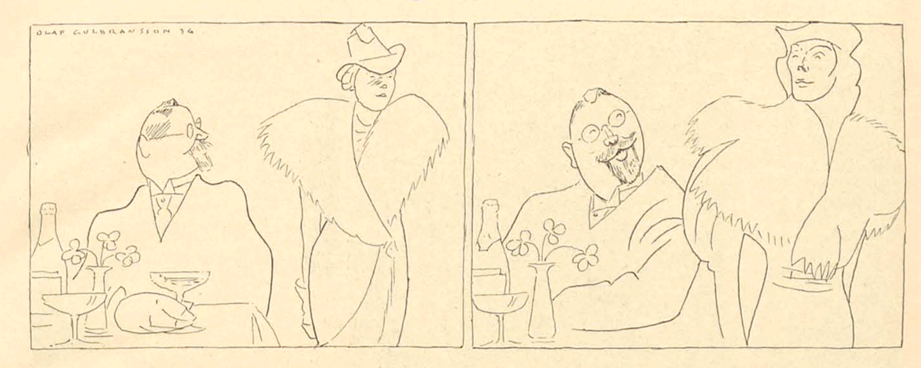
Einzig berechtigte Übertragung a. d. Italienischen v. A. L. Erné

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. III. VJ. 36 11643. Auflage dieser Nummer 20000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

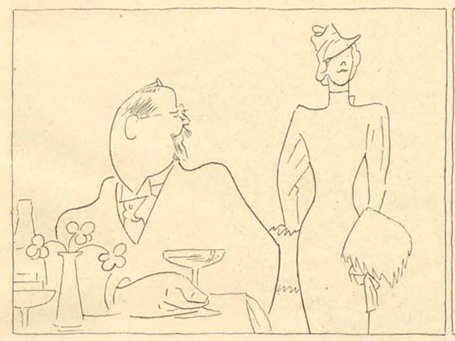
Schlag zwölf Uhr

(Olaf Gulbransson)

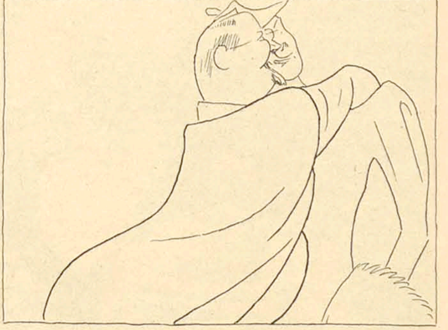


„Vorzeichen großartig! Sekt, Glücksklee und 'ne schöne Frau!"

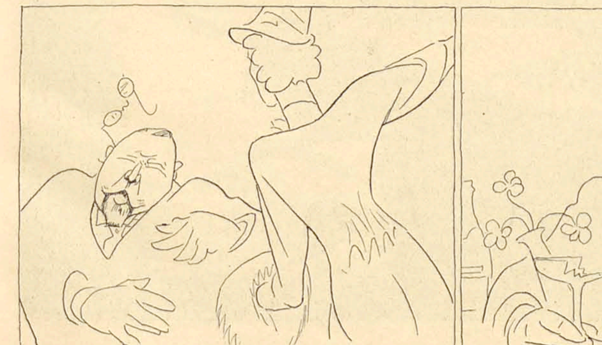
„Ha, das Glück winkt! Wieder naht sich ein herrliches Weib."



„Doch diese da! Eine Göttin an Wuchs und Erscheinung!"



„Jetzt oder nie . . . Diesen Kuß der ganzen Welt!"



„Was unterstehen Sie sich, Sie elender, abscheulicher Wüstling!"



„Venus ist mir günstig: Scherben bringen Glück!"

Das alte zum neuen Jahr

(Wilhelm Schulz)

„Und nun, Kleiner, prosit und tapfer drauf los marschiert! Denn wie sagt der Doktor Martinus Luther? »Einem verzageten Arsch kann kein fröhlicher Furz entfahren!«“